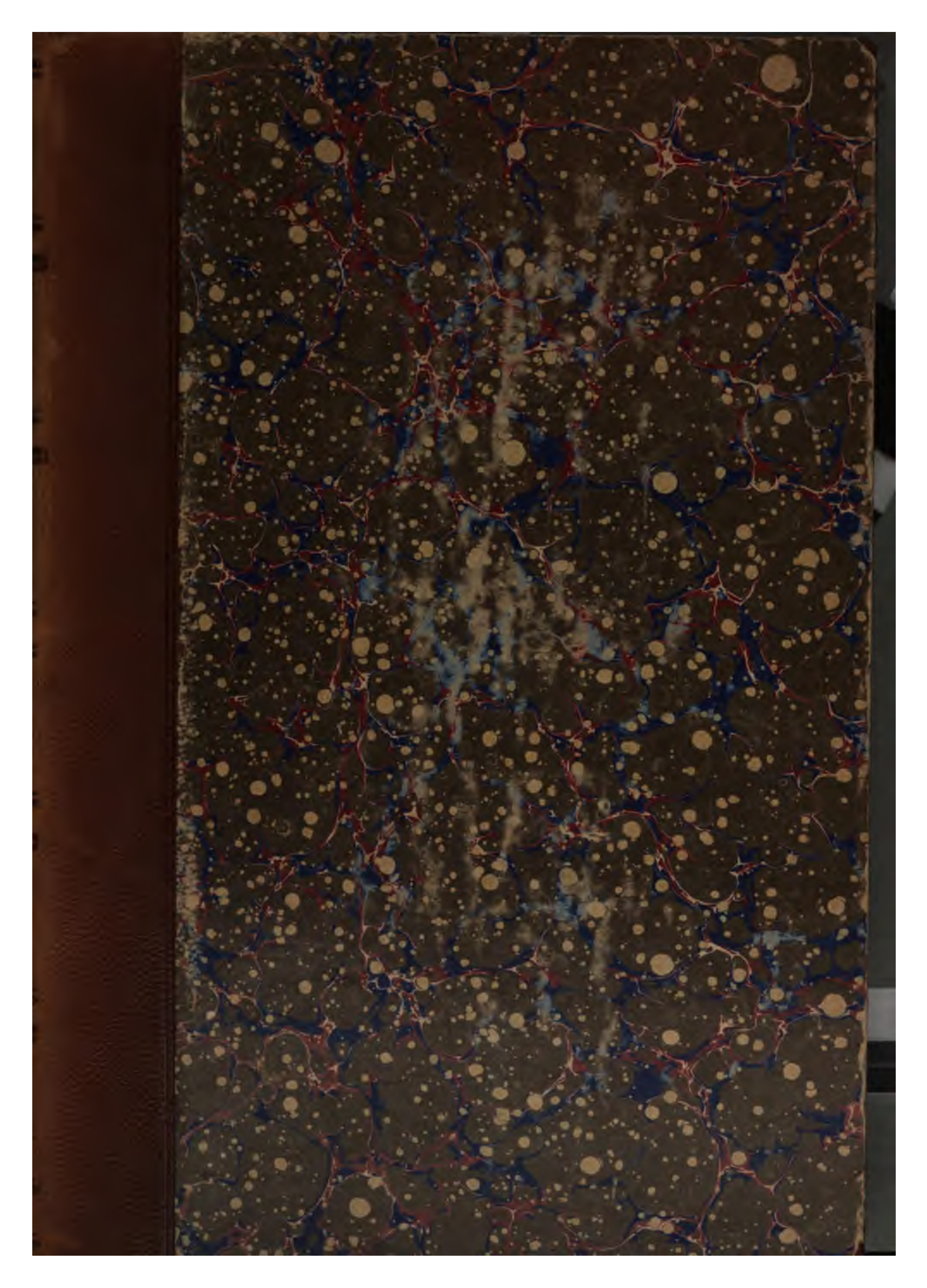
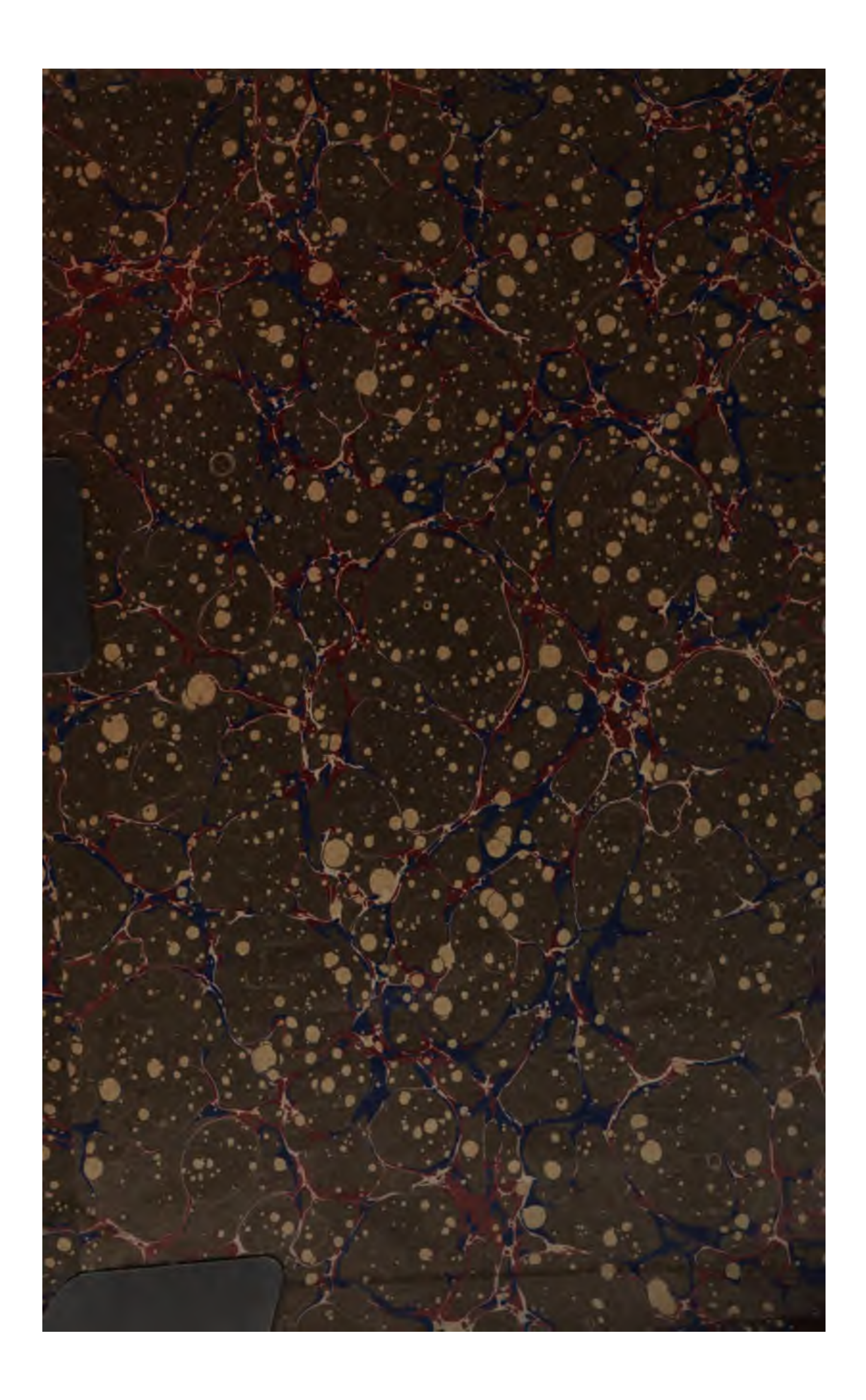
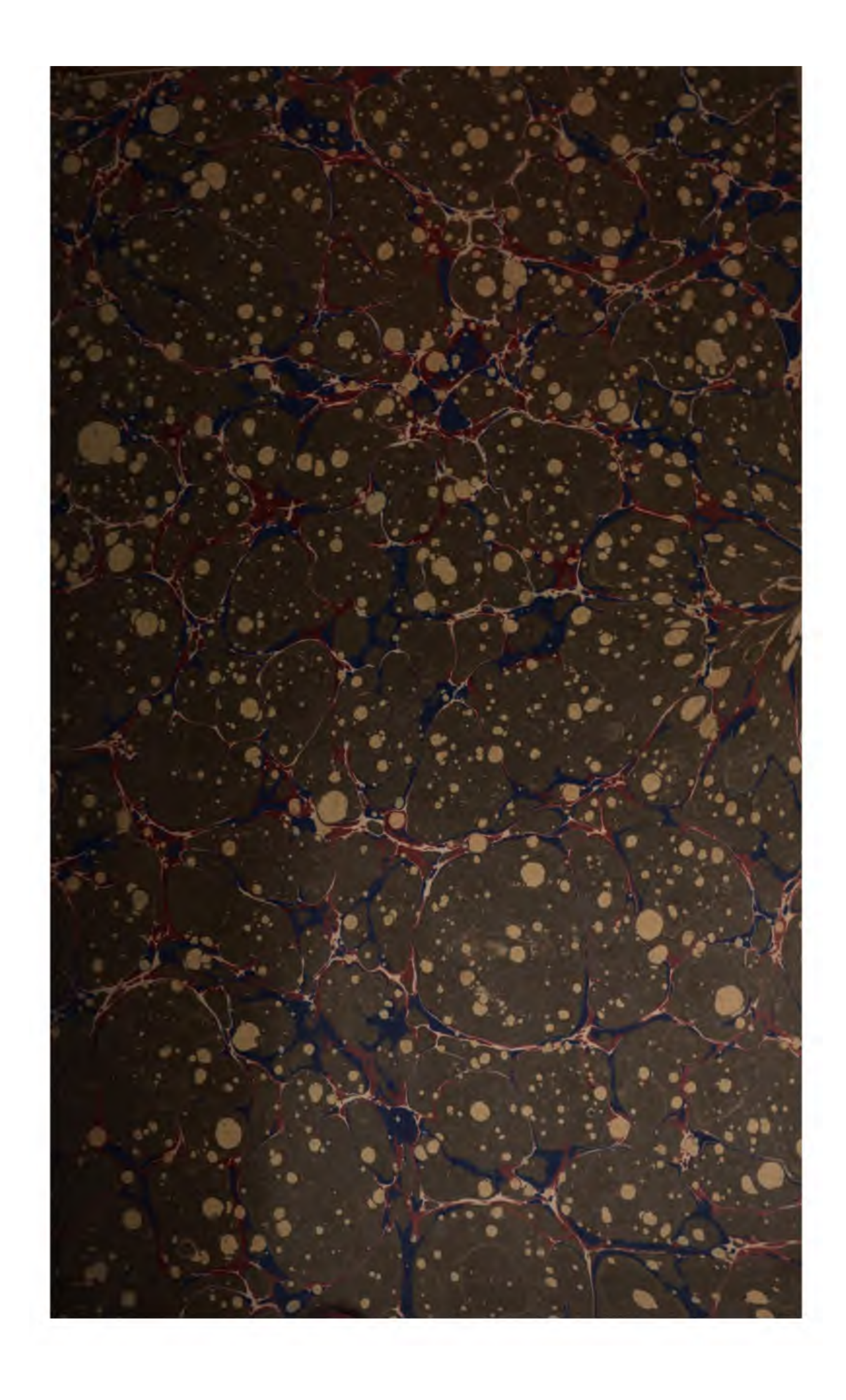






9 0 8

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER
PROVINZIALSCHULRAT IN KOBLENZ

UND

DR. JULIUS ZACHER
PROF. A. D. UNIVERSITÄT ZU HALLE

HALLE,

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1885.





INHALT.

Miscellen.

Litteratur.

DIE UNMITTELBAREN QUELLEN DES PARZIVAL VON WOLFRAM VON ESCHENBACH.

Anregung zur ausführung der nachfolgenden arbeit ist mir geworden durch die vorlesungen des herrn prof. Julius Zacher über Wolfram von Eschenbach. Auch hat mir derselbe verstattet, dabei von mitteilungen aus erwähnten vorlesungen gebrauch zu machen.

Wolfram gibt als quellen seines Parzival folgende an:

Parz. 416, 19 fgg. *der was geheizen Liddamus.*
Kyôt in selbe nennet sus.
Kyôt la schantiure hiez,
den sîn kunst des niht erliez,
er ensunge und spræche[1] *sô*
dês noch genuoge werdent frô.
Kyôt ist ein Provenzâl,
der dise âventiur von Parzivâl
heidensch geschriben sach.
swaz er en franzoys dâ von gesprach,
bin ich niht der witze laz,
dez sage ich tiuschen fürbaz.

Parz. 431, 2. *ich sage iu als Kyôt las.*

Parz. 453, 5 fgg *mich batez helen Kyôt,*
wand im diu âventiure gebôt
daz es immer man gedæhte,
ê ez d'âventiure bræhte
mit worten an der mære gruoz
daz man dervon doch sprechen muoz.
Kyôt der meister wol bekant
ze Dôlet verworfen ligen vant
in heidenischer schrifte

1) *Sprechen* ist technischer ausdruck für epische dichtung.

dirre âventiure gestifte.
der karakter â b c
muoser hân gelernet ê,
ân den list von nigrômanzî.[1]
ez half daz im der touf was bî:
anders wær diz mær noch unvernumn.
kein heidensch list möht uns gefrumn
ze künden umbes grâles art,
wie man sîner tougen inne wart.
ein heiden Flegetânîs[2]
bejagte an künste hôhen prîs.
der selbe fisîôn
was geborn von Salmôn,
ûz israhêlscher sippe erzilt
von alter her, unz unser schilt
der touf wart fürz hellefiur.
der schreip vons grâles âventiur.
454 *Er was ein heiden vaterhalp,*
Flegetânîs, der an ein kalp
bette als ob ez wær sîn got.
wie mac der tievel selhen spot
gefüegen an sô wîser diet,
daz si niht scheidet ode schiet
dâ von der treit die hôhsten hant
unt dem elliu wunder sint bekant?

Parz. 455, 1 fgg. *Sus schreip dervon Flegetânîs.*
Kyôt der meister wîs
diz mære begunde suochen
in latînschen buochen,
wâ gewesen wære
ein volc dâ zuo gebære
daz ez des grâles pflæge
unt der kiusche sich bewæge.
er las der lande chrônicâ
ze Britâne unt anderswâ,
ze Francrîche unt in Yrlant:
ze Anschouwe er diu mære vant.

1) Also ein ursprünglich arabisches astrologisches (und astronomisches) werk
2) *Flegetânîs* (= arab. *Felek thâni, sphaera altera*) scheint der titel eine arabischen astronomischen und astrologischen werkes gewesen zu sein.

Parz. 776, 10. *ob Kyôt die wârheit sprach.*

Parz. 805, 10. *op der Provenzâl die wârheit las.*

Parz. 827, 1 fgg.
Ob von Troys meister Cristjân
disem mære hât unreht getân,
daz mac wol zürnen Kyôt,
der uns diu rehten mære enbôt.
endehaft[1] *giht der Provenzâl,*
wie Herzeloyden kint den grâl
erwarp, als im daz gordent was,
dô in verworhte Anfortas.
von Provenz in tiuschiu lant
diu rehten mære uns sint gesant,
und dirre âventiur endes zil.

Aus diesen stellen ergibt sich:

A. dass Wolfram zwei darstellungen der Parzivalerzählung gekant hat, nämlich:
   1) die des weisen meisters Kyôt, von dem er sagt, dass er *ein Provenzâl* oder *von Provenz* sei und ein *schantiure*, welcher *en franzoys* geschrieben habe, und
   2) die des meisters Cristjân von Troys.

B. dass sich Kyôt auf den heidnischen, d. h. arabischen bericht des Flegetânîs, eines naturkundigen, über die herkunft des grales gestüzt habe, den er zu Dôlet gefunden, und dass er die kunde über die weiteren schicksale des grales, unter der obhut von menschen, in lateinischen büchern, in chroniken zu Frankreich, Britannien und Irland gesucht und die geschichte in Anjou gefunden habe.

Demnach könte Wolfram, weil seine äusserung Parz. 827, 1 fgg. die möglichkeit verschiedener auslegung zu gestatten scheint, für seine dichtung als vorlage benuzt haben die arbeiten von:

1) nur Cristjân, oder
2) Cristjân und Kyôt, oder
3) nur Kyôt.

1) Dass Wolfram nur Chrestiens benuzt habe, erscheint zunächst ganz unwahrscheinlich, wenn man Wolframs widerholte hinweise auf Kyôt, namentlich auch die stelle Parz. 827, 1 fgg. (wie immer man sie auffassen wolle) berücksichtigt. Da jedoch eine nebeneinanderstellung

1) *Endehaft* d. h. wahrhaft, aufrichtig, bestimt.

von Wolframs und Chrestiens Parzival, wenigstens in der eigentlichen Parzivalgeschichte, eine übereinstimmung zeigt, wie sie bei Wolframs unkunde des lesens und schreibens nicht grösser gedacht werden kann, da ferner auch eine Parzivalerzählung von Kyôt bisher nirgends nachgewiesen werden konte, so haben sich einige beurteiler Wolframs hierdurch bestimmen lassen: sämtliche angaben Wolframs in bezug auf Kyôt für erfunden und Chrestiens für Wolframs alleinige oder hauptsächlichste quelle zu erklären. So:

K. Simrock in: Parzival und Titurel. Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach. Übersezt und erläutert. Vierte ausgabe. Stuttg. 1861 u. 62. Zwei bände. II, 505 fgg. [und in der fünften verbesserten auflage. Ein band. Stuttg. 1876. S. 331 fgg.]

A. Rochat in Pfeiffers Germania (von 1858) III, 81—120 und (von 1859) IV, 414—420.

A. Birch-Hirschfeld, die sage vom gral, ihre entwicklung und dichterische ausbildung in Frankreich und Deutschland im 12. und 13. jahrhundert. Leipzig 1877. S. 243 fgg.

2) Bedenkt man, dass Wolfram nach seiner eigenen angabe (Parz. 827, 1 fgg.) sowol Chrestiens als auch Kyôts darstellung gekant haben muss, so gewint die zweite möglichkeit, dass er beide, Chrestiens und Kyôt, benuzt habe, sehr an wahrscheinlichkeit. Auch diese ansicht ist aufgestelt worden; so zwar, dass

a) W. Wackernagel, altfranzösische lieder und leiche aus handschriften zu Bern und Neuenburg. Basel 1846. S. 191. Anmerk. und in seiner „geschichte der deutschen literatur." Basel 1846. § 60. S. 191 [und Basel 1872 (besorgt von E. Martin) § 60. S. 194] sagt: „Der Parzival Kyôts muss eine umarbeitung des von Chrestiens gedichteten gewesen sein,"

b) K. Simrock in der zweiten ausgabe seiner übersetzung (I, 489) behauptet: „Wolfram hat Kyôt benuzt, dessen arbeit sich vielleicht auf Chrestiens darstellung stüzte,"

c) K. Bartsch, germanistische studien. Wien 1875. II, 114. [und in: Parcival und Titurel. Zweite auflage. Leipzig 1875—77. Bd. 1, XXVIII fg.] sagt: „Wolfram hat dem gedichte des provenzalen Guiot den vorzug gegeben und ist diesem hauptsächlich gefolgt."

3) Die dritte möglichkeit, dass Wolfram nur Kyôt gefolgt sei, hat verteidigung gefunden durch:

Th. Urbach, über den stand der frage nach den quellen des Parzival. Zwickau 1872. 4°. Programm.

Aber auch abgesehen von der entscheidung über die berechtigung dieser annahmen sind bisher noch nicht einmal die zweifel, welche sich

bei Wolframs angaben über Kyôt erheben müssen, beseitigt. Lezterer soll nämlich:

α) ein *schantiure* (Parz. 416, 21),

β) ein *Provenzâl* (Parz. 416, 25) oder von *Provenz* (827, 9) gewesen sein und

γ) *en franzoys* (416, 28) gedichtet haben.

Dies sind durchaus unvereinbare widersprüche. Denn:

α) Als *schantiure* (*chanteur*) müste Kyôt verfasser von *chansons* gewesen sein, also von lyrischen gedichten oder von epischen *chansons de geste*, welche in langzeiligen und gleichreimenden versen (*tirades monorimes*) abgefasst waren. Freilich führt Roquefort in seinem *glossaire de la langue romane*. Paris 1808. I, 25[b]. zwei alexandriner an:

Et se il a le tort, bien li adrecera,
Hautement en sa court, si com il li pleira.

mit der quellenangabe: „Roman de Perceval.“ Allein schon Lachmann [S. XXIII. Anmerk. in der vierten ausgabe Wolframs von Eschenbach (besorgt von Müllenhoff). Berlin 1879.] hat die zuverlässigkeit dieser angabe beanstandet, und prof. Gaston Paris hat in einer brieflichen mitteilung an herrn prof. Julius Zacher bestimt ausgesprochen, dass sich Roquefort geirt haben müsse, da in der Pariser handschrift nr. 6837, welche jener gelehrte benuzt haben will, ein Perceval überhaupt nicht enthalten sei.

β) und γ) Dass ein *Provenzâl* die geschichte Parzivals *en franzoys* gedichtet habe, ist zwar an sich nicht unmöglich, findet jedoch keine stütze an dem, was sonst über französische und provenzalische litteratur jener zeit bis jezt bekant geworden ist. Die wirkungen aber, welche die sprache der vorlage auf Wolframs verdeutschung geübt hat, weisen in herübergenommenen ausdrücken und wortformen, besonders auch in übersetzungsfehlern, überall entschieden auf eine vorlage in französischer, nicht in provenzalischer sprache zurück.

Nun hat schon 1846 W. Wackernagel (altfranzösische lieder und leiche. S. 191) die ansicht aufgestelt: Wolframs gewährsmann Kyôt sei Guiot von Provins, und San-Marte (Germania III, 445 und Parzivalstudien. Halle 1861. I, 11 fgg.) ist ihm hierin gefolgt, obgleich Lachmann (s. XXIV seiner ausgabe Wolframs) unter hinweis auf Willehalm 437, 11, wo Wolfram *Provins*[1] nicht durch *Provenz*, sondern

1) Die stadt Provins, welche im jahre 1826 nach dem französischen departementsatlas von Alex. Baudouins. Paris 1826. 5104 einwohner zählte, liegt auf halbem wege zwischen Paris und Troyes, im departement Seine-et-Marne, und

durch *Provîs* widergegeben hat, davor gewarnt hatte. Von dieses Guiots werken sind erhalten: einige lyrische gedichte (gedruckt bei W. Wackernagel, altfranzösische lieder und leiche) und ein 2691 verse zählendes satirisches gedicht betitelt: La bible Guiot de Provins. (Herausgeg. samt den lyrischen gedichten mit übersetzung, wörterbuch und erläuterungen von San-Marte und J. F. Wolfart im ersten bande von San-Martes Parzivalstudien. Halle 1861.). Dieser Guiot war ein nicht ungelehrter und viel gewanderter mann, welcher viele fürsten gekant und ihre höfe besucht hat. Seine „Bible" ist nach San-Marte zwischen 1203 und 1208 verfasst. Den könig Heinrich II. Plantagenet von England, aus dem hause Anjou († 1189), für den der von Wolfram verdeutschte Parzival augenscheinlich bestimt war, erwähnt er vers 320 als verstorben. Nun ist ja möglich, dass ihn Guiot (wie er von allen an jener stelle angeführten fürsten behauptet) gesehen und persönlich gekant habe; doch weist durchaus nichts darauf hin, dass er ein Parzivalepos verfasst habe, geschweige denn ein solches, welches zur verherlichung des hauses Anjou dienen solte. Auch G. Bötticher, die Wolframliteratur seit Lachmann. Berlin 1880. S. 48. Anmerk. hat sich dahin ausgesprochen, dass die Wackernagel-San-Martesche ansicht durch San-Martes ausführungen im ersten bande der Parzivalstudien keineswegs bewiesen sei.

Neuerdings ist herr prof. J. Zacher zu einer doppelten vermutung hierüber gekommen, welche er in seiner vorlesung über Wolframs Parzival mitgeteilt hat. Er meint:

zu α) Wolfram möge wol die ausdrücke *conteur* und *chanteur* verwechselt haben, da Kyôts gedicht nicht zur art der *chansons de geste,* sondern, wie Chrestiens werk, zu der der *romans d'aventure* oder *contes* gehört haben wird. Denn so nent auch Chrestiens sein gedicht Perceval 480: *le mellor conte qui soit contés en court roial.*

Zu β) und γ) dass die angaben *ein Provenzâl* und *von Provenz* eine doppelte vermutung zulassen; entweder: es sei auch ein provenzale Kyôt am hofe Heinrichs II. von England gewesen (wie das von andern provenzalischen dichtern sicher überliefert ist)[1] und habe

war zu Guiots zeit hauptstadt von Brie und residenz der grafen von Brie und Champagne.

1) So war z. b. Bernart von Ventadour zuerst in den jahren 1152—54 in der Normandie bei der herzogin Eleonore von Normandie, der enkelin des ersten bekanten (provenzalischen) troubadours Wilhelms IX. von Poitiers, und sodann nach ihrer verheiratung mit Heinrich von Anjou (Plantagenet), dem spätern könige von England, am hofe dieses freundes und beförderers der dichtkunst in England. Vgl. F. Diez, leben und werke der troubadours. Zwickau 1829. S. 27 fg.

dort sein für Heinrich II. und dessen hof bestimtes gedicht in französischer sprache abgefasst, oder: fals dem nicht so wäre, dass man dann vermuten könne: Wolframs angabe sei nur aus einem lesefehler entsprungen, da nämlich in Wolframs französischer quelle gestanden haben könne: Guiot de Pouance.[1]

War Guiot hier zu hause, so ist es leicht erklärlich, wie er zu dem entschlusse kommen konte, seine bearbeitung des Parzival zu einer verherlichung des herscherhauses von Anjou zu gestalten und zu diesem zwecke auch die chroniken von Anschouwe (Parz. 455, 12) zu rate zu ziehen. Auch eine andere örtlichkeit in dem von Guiot hinzugefügten vorstücke der Parzivalgeschichte: *Muntôrî* (Parz. 80, 29), wo Parzivals oheim, könig Gâlôes von Anschouwe, im turniere gefallen sein soll, würde alsdann seine deutung finden auf *Montoire am Loir.*[2]

Da Wolframs Parzival mit der leider noch nicht aufgefundenen, vielleicht auch nicht mehr auffindbaren Parzivalerzählung Kyôts nicht verglichen werden kann, mit dem des Chrestiens an vielen stellen ziemlich genau übereinstimt, so haben diejenigen, welche Wolframs angabe, dass er dem Kyôt gefolgt sei, gelten lassen, angenommen: Kyôt habe den Parzival des Chrestiens als vorlage benuzt und im übrigen nach eigenem gutdünken geändert. Sie stützen sich dabei auf Parz. 827, 1 fgg., wo Wolfram zu sagen scheint, Kyôt habe das gedicht Chrestiens getadelt. Dagegen hat San-Marte (leben und dichten Wolframs von Eschenbach. Magdeburg 1836 und 41. II, 404.) gesagt: „Die übereinstimmung von Chrestiens und Wolframs Parzival beweise nur, dass Chrestiens den Kyôt sehr derb abgeschrieben habe.“ Später (Parzivalstudien I, 15) hat er Chrestiens die „priorität seines romanes“ zugestanden.

Nun ist zwar nicht unmöglich, dass der eine des andern gedicht gekant habe, da beide zeitgenossen waren; allein eine noch übrigbleibende möglichkeit, dass Kyôt und Chrestiens aus einer gemeinsamen älteren quelle geschöpft haben können, ist bisher kaum vorübergehend erwähnt, geschweige denn für die untersuchung verfolgt worden. Chrestiens sagt ausdrücklich Perc. 482:

Çou est li contes del Gréal,
Dont li Quens li balla le livre.

1) Nach Baudouins atlas ist Pouance (heute: Pouence) ein im departement Maine-et-Loire, wenige stunden nordwestlich von Angers, gelegenes städtchen, welches im jahre 1826 nach angabe des atlas 1300 einwohner hatte.

2) Nach demselben atlas ein (1826) 2938 einwohner zählendes städtchen nicht gar weit von Pouance, im departement Loir-et-Cher, ein wenig westlich unterhalb von Vendôme, unfern der alten grenzen von Anjou und Touraine.

Er hat also als vorlage seiner gralerzählung das buch vom grafen (nach W. L. Holland. Chrestien von Troies. Tübingen 1854. S. 8.) Philipp vom Elsass, graf von Flandern und Vermandois (1168 oder 69 bis 1191), erhalten.[1]

Hieraus folgt, dass zu Chrestiens zeit eine ältere geschriebene Parzivalerzählung vorhanden gewesen sein muss. Diese kann also recht wol von beiden dichtern, von Kyôt und von Chrestiens, als vorlage benuzt worden sein, so zwar dass sie, nach der gewöhnlichen weise mittelalterlicher schriftsteller, das ihnen zusagende ziemlich unverändert beibehielten, anderes dagegen nach eigenem ermessen und freiem belieben umgestalteten oder wegliessen, ja nach eigenem gutdünken durch zusätze erweiterten und vermehrten.

Unter dieser voraussetzung würden sich sowol die übereinstimmungen als die verschiedenheiten der darstellungen Kyôts (erhalten in Wolframs verdeutschung) und Chrestiens auf die natürlichste und einfachste weise erklären, und es würde sich zugleich die erklärung für die beziehungsweise richtigkeit aller bisher aufgestelten ansichten ergeben.

Es erscheint daher notwendig, die texte Wolframs und Chrestiens achtsam mit einander zu vergleichen. Wenn Chrestiens und Kyôt aus derselben älteren quelle geschöpft haben, wird man berechtigt sein, in dem, was sie beide gemeinsames und übereinstimmendes darbieten, beibehaltenen inhalt ihrer quelle zu vermuten; wo sie aber auseinandergehn — und darauf wird in der untersuchung besonders zu achten sein — wird zuzusehen sein, ob noch bestandteile der von beiden benuzten quelle bei dem einen oder andern erhalten sind.

Benuzt wurde zu der nun folgenden vergleichung für Wolfram: K. Lachmann, Wolfram von Eschenbach. Vierte ausgabe. Berlin 1879. und für Chrestiens die einzige bis jezt vorhandene, auf der freilich leider nicht zuverlässigen handschrift von Mons beruhende ausgabe von Potvin, Perceval le Gallois. Mons 1866 fgg.

Der bequemeren übersicht wegen haben wir die einzelnen abschnitte der erzählungen mit entsprechenden überschriften versehen. Aus gleichem grunde ist das Wolfram und Chrestiens gemeinsame mit grösserer

1) Holland s. 205 anmerk. sagt: Nach De La Rue, essais hist. sur les bardes II, 240 nent Chrestiens später noch eine andere quelle mit den worten:

Si com li contes nos afiche,
Qui a Fecamp est tot escriz.

Allein es ist mir leider nicht gelungen diese auf herkunft der verlage aus einem altberühmten Benediktinerkloster zurückweisende stelle bei Potvin zu entdecken.

schrift in durchlaufenden zeilen, dagegen das jedem eigentümliche in kleinerer schrift und in nebeneinanderstehenden spalten gesezt worden, und zwar das bei beiden dem inhalte aber nicht der form nach übereinstimmende mit antiqua, dagegen das weder nach inhalt noch form vergleichbare mit cursiv. Lezteres ist ausserdem noch durch ein vorgeseztes G. bezw. Cr. als nur Wolfram (Kyôt) oder nur Chrestiens angehörig gekenzeichnet worden. Bei der von Parzivals vater und der geburt unseres helden handelnden vorgeschichte konte jedoch um so eher ohne die übersichtlichkeit zu beeinträchtigen von einer solchen spaltenweisen nebeneinanderstellung abgesehen werden, als hier wirklich nicht mehr als eine ganz äusserliche und oberflächliche ähnlichkeit des erzählten vorliegt.

Wir geben daher zunächst den inhalt der beiden ersten bücher bei

Wolfram (= Kyôt).

Erstes buch.

Der dichter preist zunächst in einer längeren einleitung die treue und warnt vor untreue. Sodann berichtet er von:

Gahmurets auszug. 4, 27 fgg.

Gahmuret, der zweite sohn des königs Gandîn von Anschouwe, wird nach dem tode seines vaters erblos, weil nach wälschem rechte dem ältesten sohne alles erbe allein zufält. Gâlôes, sein älterer bruder, will zwar den besitz gern mit ihm teilen; aber Gahmuret erklärt, er wolle lieber auf taten ausziehen.

Beim bâruc. 13, 16 fgg.

Zunächst geht er nach Baldac zum bâruc, dem beherscher von zwei erdteilen und dem oberhaupte der heiden. Hier nimt er statt seines väterlichen wappens einen anker als abzeichen an und kämpft als dienstmann des bârucs ruhmvoll zu Marroch und Persîâ, zu Damasc und Hâlap, zu Arâbîe und vor Arâbî.

Bei Belakâne. 16, 1 fgg.

Sodann zieht er weiter nach Pâtelamunt im mohrenreiche Zazamanc. Lachfilirost, der burggraf der königin Belakâne, erkent ihn als den „soldier“ des bârucs, welcher vor Alexandrîe gegen die Babylonier Pompeius und Ipomidôn siegreich gestritten habe.

Isenhart, der sohn des Tankanîs, ebenfals ein mohr, ist für seine geliebte, die königin Belakâne, im zweikampfe mit ihrem lehnsmanne Prôthizilas im walde von Azagouc gefallen, und seine mannen und verwanten bedrängen mit heeresmacht die burg. Zwar ist Vridebrant von Schotten, welcher das land eingeäschert hat, bereits wider abgezogen, da die verwanten könig Hernants, welchen er wegen Herlinde erschlagen hat, sein eigenes land besezt haben; aber noch lagern zwei mächtige heere vor der stadt.

Gahmuret besiegt Gaschier von Normandie, nachdem er schon Hiutegêr von Schotten vom rosse gestochen hat, kehrt indes vor Kaylet von Spâne um, weil er (Gahmuret) seiner mutterschwester sohn (muome sun) ist. Durch die überwindung des Razalîc von Azagouc beendet er den krieg. Belakâne erklärt Gahmuret zu ihrem gemahle und zum gebieter des landes und vermählt sich mit ihm.

Bald jedoch sehnt sich der held von neuem nach taten und verlässt heimlich zu schiff seine gattin. Ein zurückgelassener brief meldet ihr (56, 1 fgg.) Gahmurets geschlecht.

Mazadân
vermählt mit der fee Terdelaschoye in Feimurgân.
Lazaliez. — Brickus.
Addanz (ein Bertûn). — Utepandragûn.
Gandîn. — (vater von künic Artûs.)
Gâlôes. Gahmuret.

Wenn sie sich taufen lassen wolle, werde er zu ihr zurückkehren.

Belakâne gebiert einen halb schwarz halb weiss aussehenden sohn und nent ihn Feirefîz Anschevîn.

Zweites buch.

Bei Herzeloyde. 58, 27 fgg.

Nach jahresfrist landet Gahmuret in Sibilje und geht zu Kaylet nach Dôlet, von dort aber, weil dieser zum turniere ausgezogen ist, nach dem orte des kampfspiels, der Lêôplâne vor Kanvoleis. Dort hat die königin Herzeloyde von Wâleis und Norgâls dem tapfersten ritter hand und reich versprochen.

Auch Gahmuret kämpft und trägt den höchsten preis davon. In folge dessen muss er — trotzdem er sich nach seiner gemahlin, der heidenkönigin Belakâne, sehnt, und obgleich die königin Ampflîse von Franze, seine jugendgeliebte, als deren ritter er auch hier vor Kanvoleis gestritten hat, ihre älteren ansprüche durch abgesante geltend macht — nach dem ausspruche eines von Herzeloyde berufenen gerichts ihr gemahl werden, und er willigt ein unter der bedingung, alle monate ein mal zum turniere ausziehen zu dürfen.

Vor Kanvoleis erfährt er den tod seines bruders Gâlôes und nimt den panther, das väterliche wappen, wider als schildzeichen an.

Gahmurets tod und Parzivâls geburt. 101, 25 fgg.

Als Gahmuret vernimt, dass sein herr, der bâruc, durch Pompeius und Ipomidôn angegriffen sei, eilt er ihm zu hilfe übers meer.

In folge seines langen ausbleibens hat frau Herzeloyde bange träume.

Da meldet Tampanis, der oberste der knappen, den tod und die bestattung Gahmurets zu Baldac. Herzeloyde ringt in folge dieser nachricht mit dem tode, gebiert aber vierzehn tage später einen sohn.

Dagegen erzählt

Chrestiens:

Die dichtung soll vom „graal“ handeln, dessen geheimnis, wenn meister Blihis nicht lügt, niemand verraten darf. Sie zerfält in sieben teile nach den sieben helden, welche darin vorkommen, und handelt vom untergange des königreichs Logres.

Dort lebten einst in felsengrotten mildtätige jungfrauen, welche verirte wanderer erquickten. König Amangons aber und seine lehnsleute raubten sie, und so hörte ihre segensreiche tätigkeit auf; ja der fluch dieser freveltat lastete auf dem ganzen lande, so dass die quellen und ströme versiegten, die bäume und alles grün vertrockneten. Der könig und seine genossen kamen um, und sein reich ward zur wüste. Den hof des reichen fischers aber, welcher vordem das land in reichtum und glanz versezt hatte, konte man nicht mehr auffinden.

Als die ritter von der tafelrunde, welche zu Artus zeit lebten, die übeltat vernahmen, zogen sie aus, die jungfrauen zu suchen und zu schützen. Sie fanden sie nicht; wol aber begegneten ihnen in den wäldern gewapnete ritter mit schönen jungfrauen, und sie kämpften mit ihnen um den besitz derselben. Die ritter töteten sie oder nahmen sie gefangen und schickten sie an Artus hof. So fieng Gauweins den Blihos Bliheris, welcher bei hofe so anziehend zu erzählen verstand. Dieser teilte den hofleuten auch mit, dass die im walde mit den jungfrauen umherziehenden ritter die abkömlinge der von könig Amangons geraubten jungfrauen seien. „Sie werden so lange umherirren, bis sie gott den hof finden lässt, von welchem für das land freude uud glanz kommen wird.“

Artus ritter beschlossen nun auch den hof des reichen fischers aufzusuchen. Gauweins fand ihn und hatte grosse freude davon; aber vor ihm war li galois Percevaus dort, ein junger ritter, welcher später zur tafelrunde kam. Er fragte, wozu der gral diente; er fragte aber nicht, weshalb die lanze blutete, und fragte auch nicht nach dem zerbrochenen schwerte.

Nun wird kurz von der not und von dem mahle auf der gralsburg berichtet; aber der dichter unterbricht sich und sagt, er wolle das alles erst an der gehörigen stelle seiner darstellung erzählen und dort auch aufschluss über den zweck der grotten, über die blutende lanze und das zerbrochene schwert geben.

Sieben mal wurde der hof gefunden in den sieben abschnitten (branches) der erzählung.

Der siebente abschnitt handelt von der lanze, mit welcher Longis den könig der heiligen majestät in die seite stiess;

der sechste von grosser kampfanstrengung;

der fünfte von kummer und vom verlust von Huden;

der vierte vom himmel. Denn dieser handelt von dem unverzagten ritter Morsdelcalan (dem vom fahrzeuge getöteten), welcher zuerst nach Glomorgan fuhr;

der dritte vom habicht, vor welchem Castrars in grosse furcht geriet. Pécorins, der sohn Amangons, trug allezeit die wunde an der stirn;

der zweite von den grossen leiden, wie Lanselos dou Lac dort war, wo er seine tugend verlor;

der erste (welchen ich erzählen will) ist das abenteuer vom schilde.

Diese erzählung fand beim volke solchen beifall, dass es das verödete land wider anbaute und bewohnte. Da kam aber ein ungeschlachtes volk — jene aus den grotten, welche jedoch keine köche (quéus) waren — und erbauten städte und burgen und für die jungfrauen das kostbare „castel as pucièles“ mit dem „pont perellous.“ Sie bekriegten könig Artus; aber dieser besiegte sie schliesslich, und es trat friede ein.

Perc. 475. Or contera Crestiiens ci
L'essample que avés oï;
Dont ara bien sauve sa paine
Chrestiiens qui entent et paine
Par le comandement le conte,
A rimoier le mellor conte
Qui soit contés en court roial;
Çou est li contes del Gréal,
Dont li Quens li balla le livre;
S'orés coment il se délivre.

Bliocadrans schicksale. 485 fgg.

Bliocadrans erbt durch den tod seiner elf brüder das land Gales. Zuerst ist er in tiefem schmerze über den verlust seiner brüder. Aber alsbald will er zum turniere ausziehen. Auf bitten seiner gemahlin und seiner freunde entschliesst er sich jedoch zu bleiben.

Bliocadrans ende, Percevals geburt. 537 fgg.

Als Bliocadrans zwei jahre bei seiner kinderlosen frau Kammuèlles[1] verweilt hat und ihr beiderseitiger wunsch in erfüllung zu gehen scheint, erhält er eine einladung zu einem turniere des königs von Gales und Cornualles gegen die von „le Gaste Fontaine.“ Er folgt derselben und kämpft anfangs glücklich, fält aber schliesslich.

Seine gemahlin, welche unterdes eines sohnes genesen ist, sendet einen knappen mit der nachricht hiervon an ihren gemahl. Der knappe wird von dem gefolge des Bliocadrans mit der meldung zurückgesant, sein gebieter sei auf befehl des königs an dessen hof gegangen. Bald darauf kehren indes die ritter des gefolges zurück und lassen ihrer gebieterin die trauerbotschaft durch einen abt mitteilen. Kammuèlles fält in ohnmacht.

Von hier an geben wir die erzählungen beider dichter nach der oben (s. 8 fg.) angeführten übersichtlichen anordnung.

Wolfram.	Chrestiens.
Drittes buch.	
116, 5 fgg. **Parzivâls jugend.**	941 fgg.
Um den knaben vor der bekantschaft mit dem rittertume zu bergen, zieht Herzeloyde aus ihrem lande in einen unangebauten einsamen wald, nach der „waste ze Soltâne.“	Kammuèlles zieht nach beratung mit ihrem haushofmeister (major) in begleitung ihrer dienerschaft unter dem vorwande einer walfahrt nach St. Brandain en Escoce aus ihrem lande in den wald (le gaste foriest soutaine. Perc. 1289.), um ihren sohn vor dem bekantwerden mit dem rittertume zu bewahren.
Der herangewachsene Parzivâl geht auf die jagd und erhält von seiner mutter unterweisung im glauben und belehrung über gott und teufel.	Sie lässt ihn im walde jagen, warnt ihn aber vor eisengekleideten männern als vor teufeln.

Nun (Wolfram 120, 11 und Chrestiens 1283) begint eine genauere übereinstimmung der erzählung, welche sich nicht selten sogar auf die gemeinsamkeit charakteristischer züge erstreckt.

Eines tages geht Parzivâl zur jagd in den wald. Plötzlich hört er hufschläge ertönen und erblickt bald darauf drei (bei Chrestiens fünf) gewapnete ritter. Wegen ihrer glänzenden rüstung hält er sie, nach der beschreibung seiner mutter, für götter (bei Chrestiens hält er nur

1) So wird sie Perc. 538 (bei Potvin) genant; aber Bartsch, germanistische studien II, 116 anmerk. bezeichnet den namen als erfindung des herausgebers und sagt, es müsse dafür „k'a mervelles“ (ert bone dame) gelesen werden.

den anführer für gott, die andern für engel). Anbetend fält er zur erde nieder.

Der vorderste der drei reiter ist darüber erzürnt und sagt:

112, 5. „dirre tœrsche Wâleise,
unsich wendet gâher reise."

und Wolfram bemerkt dazu:

ein prîs den wir Beier tragn,
muoz ich von Wâleisen sagn:
die sint tœrscher denne beiersch her,
unt doch bî manlîcher wer.
swer in den zwein landen wirt,
gefuoge ein wunder an im birt.

121, 13—27.

G. *Bald aber komt ein vierter ritter, der herr der ersten drei, nachgesprengt. Es ist Karnahkarnanz leh kons Ulterlec, welchem zwei ritter eine jungfrau in seinem lande geraubt haben.*

Sobald der anführer ihn erblickt, gebietet er seinen begleitern zurückzubleiben. Einer derselben entgegnet ihm:

„Sire, or saciés bien entresait
Que Galois sont tuit par nature
Plus fol que bestes en pasture.
Cis est ausi come une beste,
Fos est ki dalès lui s'areste,
S' à la muse ne voet muser,
U le tans en folie user."

Der anführer fragt Parzivâl, ob er nicht zwei (bei Chrestiens fünf) ritter und eine (bei Chrestiens drei) jungfrauen habe vorüberkommen sehen. Der knabe, welcher ihn immer noch für gott hält, wird berichtet, dass die gewapneten männer ritter seien. Auf weitere fragen erfährt er, dass könig Artûs die ritterschaft verleihe, und wie es um die ritterrüstung beschaffen sei.

Bezeichnend für die übereinstimmung ist die stelle, wo Parzivâl auch den hirschen einen panzer wünscht:

124, 5 fgg.	1481 fgg.
der fürste im zeigete sâ sîn swert:	
„nu sich, swer an mich strîtes gert,	*„Vallet, c'est à dire légier:*
des selben wer ich mich mit slegn:	*S'or voloies à moi lancier*
für die sîne muoz ich an mich legn,	
und für den schuz und für den stich	*Gavrelot ne sajaite traire,*
muoz ich alsus wâpen mich."	*Ne me poroies nul mal faire."*
aber sprach der knappe snel	*„Dans chevaliers, de teus haubers*
„ob die hirze trüegen sus ir vel,	*Gart Dex les bisces et les cers!*
so verwunt ir niht mîn gabylôt.	*Que nule hocirre n'en poroie,*
der vellet manger vor mir tôt."	*Ne gaires apriès ne corroie."*

Cr. *Hierauf kommen die zurückgebliebenen ritter zu ihrem anführer und fragen, was er von Perceval erfahren habe.*

Weil der graf von Parzivâl nichts erfahren kann, verabschiedet er sich von ihm und reitet mit seinem gefolge zu einem felde im walde, wo er die ackersleute der Herzeloyde trift.

Dort erhält der graf die gewünschte auskunft.

G. *Karnahkarnanz nimt dem Meljahkanz die geraubte Imâne von der Bêâfontâne im kampfe wider ab.*

Der herr richtet von neuem seine frage an Perceval; dieser erklärt nun endlich, dass er zwar selber nichts gesehen habe; aber sicher würden die leute seiner mutter, welche sich im destroit de Valdone befänden, auskunft geben können. Er geleitet die ritter dorthin.

Perceval fragt die leute und teilt ihre antwort dem ritter mit. Dieser macht sich schleunigst zur weiteren verfolgung auf.

Die ackersleute sind in grosser besorgnis und angst vor ihrer herrin, da Parzivâl durch ihre unachtsamkeit vom rittertume nun doch kunde erhalten hat.

125, 27 fgg. **Parzivâls auszug.** 1558 fgg.

Parzivâl begibt sich nach hause und teilt seiner entsezten mutter seinen entschluss mit, sich von könig Artûs zum ritter schlagen zu lassen.

127,
diu frouwe nam ein sactuoch:
sie sneit im hemde unde bruoch,
daz doch an eime stücke erschein,
unz enmitten an sîn blankez bein.
daz wart für tôren kleit erkant.
ein gugel man obene drûfe vant.
al frisch rûch kelberîn
von einer hût zwei ribbalîn
nâch sînen beinen wart gesnitn.

La mère, tant com il li loist,
Le retient et si le séjorne;
Et si l'aparelle et atourne
De kanevas grosse cemise
Et braies faites à la guise
De Gales ù l'en fet ensamble
Braies et cauces, ce me samble,
Et si ot cote et caperon
Clos de cuirs de cers environ.

Sie bittet ihn, die nacht zu bleiben, und gibt ihm folgende lehren:

G. *Meide unwegsame strassen und dunkle furten.*

G. *Biete jedem deinen gruss.*

Lass dich von einem weisen manne gern belehren.

Drei tage dauern die zurüstungen zur reise. Sie lehrt ihn:

Cr. *Hilf hilflosen frauen und jungfrauen.*

Halte dich zu wackern leuten (prodomes).

Sieh zu, ob du nicht den ring eines guten weibes erhalten kanst.

G. *Ein kuss ist nicht minder beglückend.*

Cr. *Frage nach dem namen deiner gefährten und deiner wirte.*

Weiter sagt sie:

128, 3,

du solt och wizzen, sun mîn,
der stolze küene Lähelîn
dînen fürsten ab ervaht zwei lant,
diu solten dienen dîner hant,
Wâleis und Norgâls.
ein dîn fürste Turkentâls[1]
den tôt von sîner hende enphienc:
dîn volc er sluoc unde vienc.“
„diz rich ich, muoter, ruocht es got:
in verwundet noch mîn gabylôt.“

Cr. *Versäume den besuch der kirchen und klöster nicht. (Da Perceval solche noch nicht kent, erklärt sie ihm den zweck derselben.)*

Cr. *Sie erzählt ihm: Dein vater war der mächtigste fürst auf den meerinseln, bis er zwischen den beinen verwundet wurde. Nach dem tode von Artus vater, Uter Pandragons, floh alles aus dem lande, und dein vater liess sich hierher tragen. Deine zwei brüder giengen zur erwerbung der ritterwürde an zwei königshöfe, der ältere zum könig „des Avalons,“ der jüngere zum könig „Ban de Gomeret.“ Sie wurden an einem tage ritter und fielen auch an einem tage. (Vgl. s. 12 Perc. 537 fgg.)*

Am andern morgen (bei Chrestiens: sogleich) reitet Parzivâl fort, und seine mutter fält vor schmerz darüber tot zur erde nieder.

129, 5 fgg. **Bei Orilus (Orguellous) gemahlin.** 1820 fgg.

Auf einer waldwiese (bei Wolfram: in Brizljân) findet Parzivâl ein zelt.

Cr. *Er hält dasselbe für ein kloster und will darin beten und um speise bitten.*

Darinnen findet er eine schlafende frau (Wolfram nent sie Jeschûte, gemahlin des duc Orilus de Lâlander [bei Chrestiens: Orguellous de la lande]). Er küsst sie, nimt ihr, dem rate seiner mutter folgend, den ring (bei Wolfram auch die armspange) und sezt sich, unbekümmert um ihre bitten und drohungen, zum schmause nieder. Zwei „pardrîsekîn“ (bei Chrestiens: drei lampasteten [pastés frois de kevrius fais]) verzehrt er und trinkt wein dazu. Vor dem weggange küsst er die herzogin nochmals widerholt trotz ihrer warnung vor dem zorne ihres gemahls.

Bald darauf komt Orilus und findet sein weib weinend. Er erfährt das vorgefallene, glaubt aber nicht an die unschuld seiner gemahlin.

(134, 2 — 135, 15.)

G. *Jeschûte ist die schwester Erecs und die tochter des königs Lac von Karnant. Orilus hat Gâlôes, könig Gandîns sohn, im turniere getötet und Plihopliheri besiegt. Die ritter von der tafelrunde hassen ihn, weil er acht derselben um den sperber „ze Kanedic“ niedergestochen hat. Seine schwester ist an Artûs hofe.*

1) *Der andere fürst ist Schiânatulander. - (Vgl. nächste seite.)*

G. Orilus kündigt seiner gemahlin trennung von tisch und bett an.

Erst wenn die rache an dem übeltäter volzogen ist, soll sie wider neue kleider bekommen, bis dahin aber auf ihrem pferde den gemahl bei der verfolgung begleiten.

(Erstes) zusammentreffen Parzivâls mit Sigûne.

138, 1 fgg.

G. Parzivâl hört unterwegs an einem waldhange eine klagende frauenstimme und findet Sigûne mit dem getöteten herzog Schîânatulander. Auf ihre frage nach seinem namen sagt er:

(140, 6) *„bon fiz, scher fiz, bêâ fiz,*
alsus hât mich genennet,
der mich dâ heime erkennet."

und sie entgegnet darauf:

„deiswâr du heizest Parzivâl.
der nam ist rehte enmitten durch.
grôz liebe ier solch herzen furch
mit dîner muoter triuwe:
20. *dîn vater liez ir riuwe."*

Sie gibt sich als base Parzivâls zu erkennen und erzählt ihm, dass Schîânatulander im kampfe für Parzivâls länder, Wâleis und Norgâls, von Lähelins hand gefallen sei. Parzivâl will rache für ihn nehmen; aber Sigûne weist ihn auf einen falschen weg, welcher zu den Berteneysen führt. Er grüsst alle ihm begegnenden.

142, 11 fgg. **Erster besuch Parzivâls bei Artûs.** 2026 fgg.

Abends komt Parzivâl in das haus eines fischers. Dieser beherbergt ihn für die spange der Jeschûte und geleitet ihn am andern morgen nach Nantes, wo sich Artûs befindet.

Perceval begegnet einem köhler, welcher mit seinem esel daher komt, und fragt ihn nach dem wege zum könige Artus zu Carduel. Dieser sagt, er werde den könig fröhlich und traurig finden; fröhlich wegen des sieges über Rion, den könig der inseln, traurig über den abzug seiner gefährten von der burg.

Ein gewapneter ritter:

145, 15. *ez was Ithêr von Gaheviez:*
den rôten rîter man in hiez,

2142. *Li vermaus chevaliers a nom*
De la foriest de Kinkerloi (5505 *Kinkenroi*).

(bei Wolfram: „Artûses basen sun“ und „künec von Kukûmerlant“), komt Parzivâl mit einer goldenen trinkschale entgegen und bittet ihn, Artûs aufzufordern, dass er ihm die schale, welche er von des königs tafel genommen, alsbald durch einen seiner ritter im kampfe wider abnehmen lasse.

Parzivâl reitet zum palaste; ein knappe (bei Wolfram: namens Iwânet) geleitet ihn zum könige. Parzivâl verlangt zum ritter geschlagen zu werden und bittet sich, während Artûs damit zögert, die rüstung des roten ritters aus. Der seneschal Keye (bei Chrestiens: Kex) fordert Parzivâl auf, dieselbe dem roten ritter abzunehmen, und dieser begibt sich sogleich zum kampfe hinaus, während Artûs dem seneschal über seine vorwitzige äusserung vorwürfe macht.

Beim hinausreiten lacht eine jungfrau der königin (Wolfram nent die jungfrau: Cunnewâre de Lâlant, die schwester von Orilus und Lähelîn) dem Parzivâl zu und wird vom seneschal gezüchtigt, weil sie Parzivâl nach alter weissagung dadurch als ritter von höchstem ruhme bezeichnet hat. Ebenso geschieht dem toren (bei Wolfram: *der verswigen Antanor, der durch swîgen dûht ein tôr*).

Als Parzivâl dem roten ritter die rüstung abverlangt und sie ihm zu nehmen droht, schlägt ihn derselbe vom pferde; allein der durch die verwundung erzürnte Parzivâl tötet ihn mit seinem gabylôt (bei Chrestiens: gaverlot).

Vergebens bemüht er sich, dem toten die rüstung auszuziehen. Da hilft ihm Iwânet (bei Chrestiens: Yonès), welcher in der nähe geweilt hat. Parzivâl behält seine torenkleider unter der ritterrüstung an und besteigt das ross des roten ritters.

G. *Ywânet zeigt ihm die handhabung des schwertes, schildes und speeres.*

Die goldschale schickt Parzivâl durch den knappen an Artûs zurück und lässt der vom seneschal geschlagenen jungfrau rache für die zugefügte schmach versprechen.

G. *Iwânet bestattet den gefallenen vorläufig unter blumen.*

Sodann meldet er den ausgang des kampfes in der stadt.

G. *Die königin Ginovêr bricht in klagen aus und lässt Ithêr königlich bestatten.*

Yonès richtet seine aufträge aus.

Cr. *Artus macht Kex von neuem vorwürfe; der tor dagegen prophezeit, dass Perceval dem seneschal innerhalb von vierzig tagen den rechten arm zur strafe für seine übeltaten zerschmettern werde, sodass er denselben werde ein halbes jahr in der binde tragen müssen.*

161, 9 fgg. **Bei Gurnemanz (Gonemans).** 2497 fgg.

Gegen abend sieht Parzivâl die türme einer burg auftauchen und glaubt, dass sie hervorwachsen von Artûs hand gesät. Der burgherr, Gurnemanz de Grâharz (bei Chrestiens 2740: Gonemans de Gelbort), befindet sich vor dem tore mit einem sperber auf der hand. (Bei Wolfram hat er weder ritter noch knecht, bei Chrestiens zwei knappen [*dansel*] bei sich.) Parzivâl sagt, weil Gurnemanz graue locken habe, wolle er ihn nach dem rate seiner mutter um belehrung bitten. Der ritter verspricht ihm solche unter der bedingung, dass Parzivâl auch seinem rate folge. Der gast wird in die burg geleitet und entwafnet.

G. *Alsbald entdecken die ritter des Gurnemanz die torenkleider unter der rüstung und sind darüber sowie über die wunden nicht wenig betroffen und erstaunt. Gurnemanz wäscht und verbindet die wunden mit eigner hand.*

Cr. *Der alte (stets „preudom“ genant) lehrt Perceval lanze und schild führen und das ross spornen und wenden. Dieser zeigt sich sehr gelehrig und lernt auch den gebrauch des schwertes. Auf dem heimwege fragt er, der lehre seiner mutter eingedenk, seinen wirt nach dem namen.*

Nach der abendmahlzeit gehen die ritter zur ruhe.

G. *Am andern morgen wird Parzivâl ein bad bereitet.*

Er muss kostbare kleider anlegen.

G. *Parzivâl geht mit Gurnemanz zur messe und lernt von ihm opfern und sich segnen.*

Beim mahle fragt ihn Gurnemanz, woher er komme, und Parzivâl erzählt seine geschichte. Von nun an heisst er bei Gurnemanz der rote ritter.

Perceval erzählt (gleich nach der begrüssung), könig Artus habe ihn zum ritter geschlagen (novel chevalier m'a fait), und darauf habe er (Perceval) den roten ritter erschlagen.

Cr. *Der ritter lässt ihn die torenkleider ablegen und weiht ihn durch anlegung des rechten sporns und des schwertes zum ritter.*

Der alte bittet ihn, hinfort nicht mehr seine mutter, sondern ihn (Gurnemanz) als lehrmeister anzuführen. Bedrängten soll er helfen. Vor allem soll er nicht zu viel fragen, sondern lieber schweigen. Mit besiegten soll er erbarmen haben und ihnen gegen unterwerfung das leben schenken.

G. *Vor geiz wie vor verschwendung soll er sich hüten. Wenn er die rüstung ablegt, soll er nicht vergessen, den rost von der haut zu waschen. Die frauen soll er lieben und ehren.*

Cr. *Er soll gern zum gebet ins kloster gehen.*

Gurnemanz unterweist Parzivâl in der haltung des schildes und der lanze beim anrennen.

G. *Mit fünf rittern des Gurnemanz kämpft Parzivâl siegreich, und seine mannen sagen, Gurnemanz solle ihn zu seinem schwiegersohne machen. Abends lässt er denn auch Parzivâl seine einzige tochter Liâze küssen und heisst ihn beim mahle zwischen sich und seiner tochter sitzen.*

Vierzehn tage bleibt er dort.

Vergebens hat Gonemans (2763 fgg.) den jungen ritter gebeten, wenigstens einen monat zu bleiben.

Endlich bittet er um den abschied.

Er entlässt ihn mit seinem segen.

G. *Gurnemanz begleitet ihn aufs feld hinaus und erzählt ihm, dass seine drei söhne im kampfe gefallen seien: Schenteflûrs getötet von Clâmidê und Kingrûn beim streite für Cundwîrâmûrs; cons Lascoyt erschlagen von Idêr fil Noyt; endlich Gurzgrî, welcher mit Mahaute, Ehkunats schwester, vermählt gewesen, getötet durch Mabonagrîn. Aus gram über den verlust dieses sohnes sei auch seine frau gestorben.*

Viertes buch.

179, 13 fgg. **Bei Condwîrâmûrs (Blancheflour).** 2891 fgg.

Parzivâl erblickt eine burg am meere. Es ist Pelrapeire (bei Chrestiens 3562: Biau-Repaire) im königreiche Brôbarz. Um zum tore zu gelangen muss er eine schwankende brücke überschreiten.

G. *Eine schar gewapneter zieht sich bei seinem herannahen in die burg zurück, weil sie ihn für ihren feind Clâmidê halten.*

Auf Parzivâls klopfen schaut eine jungfrau heraus, und durch ihre vermittelung wird er eingelassen. Hungersnot herscht in der stadt. Der marschal (bei Chrestiens: die vier diener, welche Perceval eingelassen haben) geleitet ihn, nachdem er die rüstung ab- und einen dargereichten mantel angelegt hat, zur königin. Diese komt ihm mit zwei alten rittern (bei Chrestiens: preudomes; bei Wolfram: mit ihren oheimen, den herzögen Kyôt von Katelangen und Manpfilyôt, welche ihr rittertum „durch die gotes minne“ aufgegeben haben) entgegen und führt ihn zu einem sitze. Sie heisst Condwîrâmurs (Chrestiens 3593: Blancheflour).

Zuerst schweigen beide. Endlich fragt sie ihn, woher er komme. Als er entgegnet: „Von Gurnemanz von Grâharz,“ gibt sie sich als

nichte desselben zu erkennen. Nun speisen sie von dem, was ihre oheime von den jagdhäusern bei der wilden alpklause ihr senden (bei Chrestiens: von dem, was einer ihrer oheime, ein frommer und gottesfürchtiger mann, ihr gesendet hat) und gehen dann zur ruhe.

In der nacht komt die königin zuerst an, dann in Parzivâls bett und klagt ihm ihre not: König Clâmidê (Clamadex des illes) und sein seneschal Kingrûn (Guigrenons 3355, Aguigrenons 3385, Aguigeron 3907, Enguigerans 3207) haben ihre burgen und länder (Wolfram sezt hinzu: nach dem tode ihres vaters Tampenteire) verwüstet, weil sie dem könige ihre hand verweigert hat. Aber sie will sich lieber selber töten als Clâmidê heiraten. — Parzivâl verspricht ihr seine hilfe, und sie entfernt sich bei tagesanbruch.

Cr. *Alsbald jedoch eilt sie wider zu Perceval und bittet ihn, ein anderes gastliches dach aufzusuchen, da bei ihr die unruhe des krieges sei. Allein Perceval erklärt, er wolle um den preis ihrer liebe in den kampf ziehen.*

Parzivâl zieht hinaus (bei Chrestiens: unter gebet und glückwünschen der bürger) und besiegt den vor der stadt lagernden seneschal, entlässt ihn aber unter der bedingung, dass er zu Artûs gehe und sich der beleidigten jungfrau als gefangener stelle. Hierauf kehrt er in die burg zurück, wo er freudig begrüsst wird. Die hungersnot wird durch die ladung zweier in den hafen verschlagenen kauffahrer (bei Chrestiens: einer barke) völlig beseitigt.

Nun erfolgt das beilager.

G. *Parzivâl lässt die königin magd; aber sie hält sich für sein weib und gibt ihm andern tages burgen und länder.*

Sie herzen und küssen sich.

Clâmidê erhält durch einen knappen nachricht von der besiegung seines seneschals Kingrûn durch Parzivâl und zieht (bei Wolfram: nach bestätigung dieser botschaft durch einen zweiten knappen) auf den rat eines seiner mannen (Wolfram nent ihn Galogander, herzog von Gippones) vor die burg.

G. *Die bürger verbrennen die belagerungswerkzeuge.*

206, 5 — 207, 5.

G. *Unterdes begibt sich Kingrûn zu Artûs, welcher in Brizljân im jagdhause Karminâl weilt. Keie erschrickt über sein kommen und bittet ihn um unterstützung bei der widererlangung der huld Cunnewâres.*

Vor der burg findet ein treffen statt mit grossem verlust für die belagerer.

Cr. *Der feldherr des Clamadex meint, in drei tagen müsten sich die bürger aus mangel an lebensmitteln ergeben.*

Als Clâmidê erfährt (bei Wolfram: durch die auf ehrenwort beurlaubten gefangenen), dass in der stadt nahrung in fülle vorhanden sei, lässt er Parzivâl zum zweikampfe herausfordern.

G. *Clâmidê reitet auf dem rosse Guvergorz, welches er von seinem neffen, könig Grigorz von Ipotente, erhalten hat.*

Cr. *Trotz klagen seines weibes und seiner mannen zieht Perceval in den kampf.*

Beim ersten anrennen brechen die lanzen und beide ritter stürzen zur erde. In dem nun folgenden schwertkampfe besiegt Parzivâl den Clâmidê uud schickt ihn, nachdem er für sein heer frieden mit der königin zugesichert hat, ebenfals zu Artûs und der beleidigten jungfrau.

Unter dem jubel der bürger kehrt Parzivâl in die stadt zurück; Clâmidê aber lässt die toten bestatten und dann das heer nach hause ziehen.

(216, 3 fgg.)

Clamadex sezt die gefangenen in freiheit, und diese werden bei ihrer rückkehr in die burg freudig begrüsst.

(3896 fgg.)

Clâmidê begibt sich zu Artûs (bei Wolfram: *gein Löver ûf de erde* und zwar) nach Dîanazdrûn (bei Chrestiens: Dinaderon oder Dinatiron en Gales).

Cr. *Der seneschal des Clamadex, welcher kurz zuvor dort angekommen ist, erkent ihn zuerst.*

Es ist pfingsten und Artûs hält grossen hof.

Cr. *Kex meldet dem könige, dass das mahl fertig sei; dieser aber will nach alter gewohnheit an einem so hohen feste nur speisen, wenn sich etwas besonderes zutrage.*

Da komt Clâmidê an und richtet seinen auftrag an die jungfrau aus.

G. *Keie entschuldigt sich damit, dass er die jungfrau durch die züchtigung in der hofsitte habe bessern wollen.*

G. *Kingrûn erkent seinen herrn. Dieser erzählt sein unglück mit Condwîrâmûrs. Seines oheims sohn („vetern sun“) Mâbonagrîn habe auch pein um sie gelitten.*

G. *Clâmidê bittet Cunnewâre, sie möge ihn dem Gâwân überantworten.*

Cr. *Der tor ruft widerum freudig aus, Kex arm werde zur strafe von Perceval zerbrochen werden. Nur mit mühe entgeht er dem zorne des seneschals.*

Artûs ersucht Gâwân (bei Chrestiens: Gyflès und Yvains) dem Clâmidê geselschaft zu leisten.

G. *Kingrûn klagt Clâmidê gegenüber, dass Artûs und die Bertenoysen ohne eigenes verdienst, eigentlich nur in folge der übermütigen tat des Kai, so viel preis erworben haben.*

Parzivâl empfindet, trotz der liebe zu seiner gemahlin, sehnsucht nach seiner mutter. Durch das versprechen baldiger rückkehr erhält er urlaub zum besuche bei ihr.

Cr. *Bei seinem auszuge begegnet ihm eine schar mönche und nonnen. Er verspricht ihnen, seine mutter von la Gaste Forest zu holen und bei ihnen nonne werden zu lassen, oder, fals sie gestorben, für ihre seele aljährlich beten zu lassen.*

Fünftes buch.

224, 1 fgg. Auf der gralsburg. 4152 fgg.

Parzivâl komt am abend an einen see und wird von zwei fischern auf seine frage nach einer unterkunft zu einer nahen burg gewiesen. Dort wird er entwafnet und erhält einen kostbaren mantel (welchen, bei Wolfram, die königin Repanse de schoye getragen hat). Durch einen spassmacher (bei Chrestiens: durch zwei diener) wird er zum könige gerufen. Dieser sizt in der mitte des saales auf einem bette reich in pelz gekleidet, kann aber dem gaste wegen siechtums nicht entgegengehn. Parzivâl muss sich zu ihm setzen. Ein knappe trägt eine lanze zur tür herein, von deren spitze blutstropfen auf die hand des trägers herabrinnen.

G. *Zugleich erhebt das volk ein gewaltiges klagegeschrei.*

Cr. *Eingedenk der lehren des Gonemans schweigt Perceval.*

Alsbald kommen auch zwei jungfrauen (bei Chrestiens: zwei knappen) mit zwei goldenen leuchtern, auf welchen je ein (bei Chrestiens: je zehn) licht brent.

G. *Die eine jungfrau ist die grâvin Clarischanze von Tenabroc.*

Hinter ihnen her bringen eine herzogin (Garschiloye [?] 232, 9) und ihre genossin zwei elfenbeinerne pfosten. Alle vier neigen sich vor dem wirte, und die beiden lesten setzen ihre pfosten nieder. Sodann kommen noch acht frauen, von denen die ersten vier grosse kerzen, die andern vier einen kostbaren

Eine jungfrau bringt einen tisch herein

stein, einen langen und breiten „granât jâchant" tragen. Es ist die tischplatte für den wirt, und sie wird auf die pfosten gelegt.

Die zwei töchter der grafen Iwân von Nônel und Jernîs von Rîl, begleitet von vier lichttragenden jungfrauen, legen zwei scharfe silberne messer, welche sie auf zwei zwehlen herbeitragen, auf den tisch.

[Beim (zweiten) zusammentreffen mit seiner base (Sigûne) berichtet (4742) Perceval auf ihre frage, dass nach dem gralo eine jungfrau mit einem kleinen silbernen teller gekommen sei (qui tint ·I· petit talléoir d'argent).]

Nun bringt die königin Repanse de schoy (bei Chrestiens: eine dame) den gral auf grünem achmardi (bei Chrestiens: auf den händen) herein.

Vor dem grale schreiten sechs jungfrauen mit brennenden balsamgefässen.

[Nach der beschreibung, welche Perceval (4738) seiner base (Sigûne) gibt, gehen zwei knappen mit leuchtern vor dem grale her.]

G. *Der gral wird vor dem wirte niedergestelt und die vierundzwanzig jungfrauen nehmen die königin in die mitte.*

Cr. *Der strahlenschein des grales ist so gross wie der der sonne oder des mondes, so dass das kerzenlicht dagegen erbleicht.*

Vor beginn des mahles waschen wirt und gast ihre hände in goldenen becken. Lange tafeln werden aufgestelt und die fleischstücken von zwei (bei Chrestiens: von einem) knappen zugeschnitten und von zwei andern (bei Chrestiens: von demselben) vorgesezt.

G. *Hundert knappen tragen auf weissen zwehlen das brot herbei. Durch des grales kraft hat jeder an essen und trinken, was er sich wünscht.*

Trotz des wunders, welches sich vor seinen augen volzieht, fragt Parzivâl nicht, weil er sich der lehre des Gurnemanz erinnert, und weil er es später (bei Chrestiens: am andern morgen) doch zu erfahren gedenkt.

Der wirt schenkt ihm ein kostbares schwert (bei Chrestiens schickt es dem wirte seine nichte; *dô was er vrâgens mit ermant,* sezt Wolfram hinzu); aber Parzivâl fragt nicht.

G. *Der gral wird unter begleitung der jungfrauen wider von dannen getragen. Beim nachschauen erblickt Parzivâl in einem nebenzimmer auf einem bette den allerschönsten alten mann; „er was noch grâwer dan der tuft," sagt Wolfram von ihm.*

Sie gehen zur ruhe, und knappen entkleiden Parzivâl. Bei Wolfram bringen vier jungfrauen ihm wein und obst ins bett, während

dies bei Chrestiens am schlusse des mahles von dienern dargereicht wird.

Als Parzivâl am andern morgen erwacht, befindet er sich allein.

G. *Er schläft wider ein und erblickt beim widererwachen seinen harnisch und seine beiden schwerter.*

Gewapnet geht er zur tür (bei Chrestiens: durch die allein offene saaltür hinaus) und findet an der treppe sein ross sowie schild und speer. Da sich selbst auf sein rufen niemand zeigt, steigt er aufs ross und reitet (bei Wolfram: da er auf der erde und im grase frische fussspuren sieht) durchs offene burgtor hinaus. Er glaubt nämlich, die burgbewohner seien zur jagd ausgezogen, und will sie nach lanze und gral fragen. Als das ross die zugbrücke betritt, hebt sich diese von selbst (bei Wolfram: weil ein verborgener knappe sie aufzieht), so dass das erschreckte ross einen gewaltigen satz tut und beinahe zu falle komt.

G. *Parzivâl fragt den knappen nach den wundern der burg, wird aber von ihm verspottet, weil er nicht gefragt habe.*

248, 17 fgg. (Zweites) zusammentreffen Parzivâls mit Sigûne. 4600 fgg.

Alsbald verschwindet die spur, welcher Parzivâl folgt, und er trift auf einer linde (bei Chrestiens: unter einer eiche) sitzend eine klagende jungfrau, welche einen toten (bei Wolfram: balsamierten) ritter im arme hält. Sie fragt ihn, woher er komme, da doch dreissig (bei Chrestiens: fünf) meilen rundum nur eine einzige burg liege. Parzivâl sagt ihr, dass er dort gewesen sei.

Es ist Munsalvæsche in Terre de Salvæsche. Von Tyturel ist sie auf Frimutel vererbt worden; dieser aber ist in einem turniere im minnedienste gefallen und hat vier kinder hinterlassen: drei reiche, aber unglückliche und ein armes. Letzteres ist Trevrizent, welcher ein büsserleben führt. Sein bruder heisst Anfortas und ist herr von Munsalvæsche, kann aber weder reiten noch gehn, weder liegen noch stehn.

Sie bezeichnet die burg als die des „rice roi Pescéour.“ Perceval erzählt ihr, wie er dorthin gelangt ist. Sie berichtet hierauf, dass der könig im kampfe von einem gaverlot verwundet worden sei und kein ross besteigen könne, sondern zu seiner erholung in einem kahne fahre und fische. Daher rühre sein name: rois Pescière. Perceval erzählt von seiner aufnahme; sie fragt ihn, ob er die blutende lanze gesehen und nach dem grunde des blutens gefragt habe.

Weiter fragt sie, ob er den gral gesehen und die erlösende frage getan habe.

G. *An der stimme erkent ihn die jungfrau als Parzivâl.*

Chr. *Als ihn die jungfrau nach seinem namen fragt, entgegnet er, obgleich er seinen namen nicht kent und nicht*

weiss, ob er die wahrheit spricht: „Ich heisse Percevaus li Galois.“ Erzürnt aber entgegnet jene: „Dein name hat sich in Percevaus li kaitis geändert; denn, weil du die frage unterlassen hast, bist du unglücklich. Durch diese sünde wirst du und werden andere kummer haben. Deine mutter ist aus schmerz über dich gestorben.“

Sie gibt sich als seine base zu erkennen.

G. *Nun erkent auch Parzivâl Sigûne, welche er früher schon im walde in Brizljân gesehen hat, und beklagt ihr bleiches aussehen. Er schlägt ihr das begräbnis des toten ritters vor.*

Cr. *Perceval sagt, nun brauche er seine mutter nicht mehr zu suchen. Er wünscht sehr, dass die jungfrau mit ihm komt, da ihr der tote doch nichts mehr nütze. Sie wolten lieber den, der ihn erschlagen, verfolgen. Die jungfrau zeigt ihm den rechten weg zu dem ritter, welcher ihren geliebten erschlagen hat; doch wünscht sie den tod des mörders nicht.*

Als sie das schwert, welches Parzivâl vom könige zum geschenk erhalten hat, an seiner seite bemerkt, verkündet sie ihm, dass es beim zweiten schlage zerspringen werde. Es sei von Trebuchet (bei Chrestiens: Trebucet au lac) gearbeitet.

G. *Nur durch das wasser des brunnens Lac (wonach könig Lac von Karnant seinen namen habe) könne es wider zusammengefügt werden.*

Cr. *Kein anderer als der verfertiger könne es wider ganz machen.*

G. *Die hauptsache sei, dass er den schwertsegen kenne, weil er alsdann immer glücklich, herr der gralsburg und der reichste fürst auf erden sein werde; aber er müsse gefragt haben. Als sie hört, dass er die frage unterlassen hat, schilt sie ihn heftig, verwünscht ihn und will nichts weiter mit ihm reden.*

(Vgl. oben.)

Bekümmert trent sich Parzivâl von ihr.

256, 11 fgg. **Orilus und Jeschûte. (Orguellous und seine gemahlin.)** 4865 fgg.

Parzivâl folgt einer neuen spur und erblickt eine zerlumpte schöne frau auf einem abgemagerten rosse. Sie erkent ihn als jenen knappen, welcher sie einst im zelte geküsst hat, und macht ihm vorwürfe. (Bei Wolfram bietet ihr Parzivâl zum bedecken ihrer blösse seine reitdecke an.) Sie rât ihm, vor ihrem gemahle Orilus de Lâlander (bei Chrestiens: Orguellous de la lande) zu fliehen. Unterdes komt Orilus (bei

Wolfram: durch das wiehern von Parzivâls ross aufmerksam gemacht) auf ihn los.

G. *Orilus hat einen bemalten speer von Gaheriez bei sich. Sein helm ist von Trebuchet verfertigt, sein schild zu Dôlet in Kailets lande gearbeitet. Satteldecke und waffenrock sind aus fellen zu Alexandrîe im heidenlande verfertigt, der panzer zu Tenabroc aus harten eisenringen zusammengefügt und mit fell überzogen. Hosen, halsberge und kopfbedeckung sind kostbar; die eisernen ringe (schillier) sind zu Bêâlzenân in der hauptstadt Anschouwes verfertigt. Die brustpanzerplatte ist zu Sessûn geschmiedet; sein ross ist von Brumbâne de Salvâsche ah muntâne und zwar von seinem bruder, könig Lähelîn, im zweikampfe erworben worden. Ein drache ist Orilus wappen.*

Cr. *Orguellous ruft Perceval entgegen, sein ende sei gekommen, weil er mit seiner gemahlin gesprochen habe; zuvor aber solle er den grund ihrer unwürdigen behandlung erfahren. Als er Percevals besuch im zelte seiner gemahlin erzählt hat, gibt sich dieser als der übeltäter zu erkennen. Alsbald schreiten sie zum kampfe.*

Zuerst rennen sie zu rosse mit den lanzen auf einander los; sodann kämpfen sie (bei Chrestiens: nachdem sie sich gegenseitig vom rosse gestossen) mit den schwertern.

G. *Parzivâl ergreift Orilus, zieht ihn aus dem sattel, springt mit ihm zur erde, drückt ihn auf einen baumstumpf und verlangt, er solle seiner gemahlin seine huld wider schenken. Orilus weigert sich.*

Cr. *Percevals schwert, welches er vom fischerkönige zum geschenk erhalten hat, zerbricht. Orguellous ruft ihm höhnend zu, ein besseres habe er auf dem markte zu Kamaalot kaufen können.*

(3168—5295.)

Cr. *Der fischerkönig sendet einen knappen aus mit dem auftrage, die stücken des schwertes, welches er Perceval geschenkt hat, zurückzubringen. Auf weisung der ihren geliebten beklagenden jungfrau trift er die kämpfenden, nimt ungesehen die stücken von Percevals schwerte und bringt sie dem könige.*

Schliesslich nötigt ihn Parzivâl, nicht nur seiner gemahlin die huld widerzuschenken, sondern auch zu versprechen, dass er zu Artûs gehen und sich der beleidigten jungfrau stellen wolle.

G. *In der in der nähe befindlichen felsenklause des Trevrizent schwört ihm Parzivâl auf einen heiligenschrein, dass die frau unschuldig sei. Zugleich gibt er*

ihr den ring zurück. Orilus küsst sie und kleidet sie in seine decke.

G. *Beim wegreiten nimt Parzivâl den bemalten speer von Troys mit, welcher dem wilden Tauriân, Dodines bruder, gehört.*

Zu hause gebadet und mit neuen kleidern geschmückt reiten Orilus und seine gemahlin zu könig Artûs zum Plimizœl nach Karidœl (bei Chrestiens: Carlion).

G. *Orilus sendet sein gefolge nach Lâlant zurück und lässt sich nur von einem ritter den weg bis dicht vor Artûs lager zeigen.*

Bei Artûs richtet Orilus seine aufträge vom roten ritter aus. Keye wird von neuem getadelt.

Cr. *Der tor frohlockt wider. (Vgl. s. 21.)*

G. *Cunnewâre erkent Orilus an dem drachenwappen als einen ihrer brüder. Jeschûte wird freundlich empfangen. Artûs sagt, er habe sie um ihren vater Lac von Karnant im unglück bedauert, und erzählt, dass sie Orilus beim kampfe um den sperber bei Kanedic erworben habe. (Vgl. s. 15.) Orilus und Jeschûte beziehen ihr zelt. Keye lässt Kingrûn statt seiner bei Orilus dienste leisten. Beim mahle schneidet Cunnewâre ihrem bruder die speisen vor, und Artûs komt nochmals zur begrüssung herbei.*

Cr. *Gawains fragt, wer denn eigentlich der rote ritter sei. Artûs berichtet ihm von Percevals erstem erscheinen an seinem hofe und von der besiegung des roten ritters de la foriest de Kinkenroi und schwört bei St. Géri, er wolle Perceval suchen und, bis er ihn gefunden, nie zwei nächte an einem orte bleiben.*

Sechstes buch.

280, 1 fgg. **Zweiter besuch Parzivâls bei Artûs.** 5519 fgg.

Artûs bricht mit seinem gefolge auf, um Parzivâl zu suchen.

G. *Seine ritter müssen ihm geloben, ohne seine einwilligung nicht zu turnieren. Dies geschieht (wie später 286, 10 gesagt wird) wegen der nähe der gralsburg.*

Cr. *Sie lagern auf einer wiese am walde.*

Es hat über nacht geschneit (obgleich es, wie Wolfram sagt, keine schneezeit ist).

G. *Den falkenjägern des Artûs, welche am Plimizœl gejagt haben, ist ihr bester falke verloren gegangen. Dieser befindet sich die nacht über bei Parzivâl im walde, weil beide den weg nicht wissen.*

Beim weiterreiten Parzivâls stürzt sich ein (bei Wolfram: dieser) falke auf eine schar aufgescheuchter gänse und verwundet eine derselben. Drei blutstropfen, welche aus der wunde auf den schnee niederfallen, erinnern Parzivâl so lebhaft an seine gemahlin Cundwîrâmûrs, dass er in tiefes nachdenken versinkt.

Ein knappe der Cunnewâre (bei Chrestiens: andere knappen) sieht ihn dort halten und meldet dies im lager. Der junge kampfbegierige könig Segramors (bei Chrestiens: Saigremors mit dem beinamen Derréés) läuft in Artûs zelt, weckt ihn (bei Wolfram: durch herabziehen der decke) und erbittet und erhält von ihm (bei Wolfram: mit unterstützung seiner „niftel," der königin Gynovêr) die erlaubnis zum kampfe.

Bei Parzivâl angekommen verlangt Segramors, er solle ihm zu Artûs folgen. Da Parzivâl nicht antwortet, wendet er sich, um anlauf zum anrennen zu nehmen. Aber auch Parzivâls ross wendet sich, so dass dieser die blutstropfen nicht mehr sieht. Er komt zur besinnung, sezt sich gleichfals in bewegung und hebt Segramors aus dem sattel. Alsbald aber sucht er die blutstropfen wider auf und versinkt in nachdenken.

Nachdem das ledige ross des Segramors im lager den ausgang des kampfes gemeldet hat, reitet Keye hinaus (bei Wolfram: auf eignen wunsch, bei Chrestiens: auf Artûs befehl wegen seines spottes über Saigremors geschick). Auch er fordert Parzivâl auf, mit zu Artûs zu kommen.

G. *Weil Parzivâl aber nicht antwortet, schlägt ihn Keye aufs haupt um ihn zu wecken.*

Im kampfe wird darauf Keye (bei Wolfram: mit dem rosse) niedergeworfen, so dass sein rechter arm und das linke bein zerbricht (und, bei Wolfram, das ross getötet wird). Von neuem versinkt Parzivâl über den blutstropfen in gedanken an seine gemahlin.

G. *Ehrenrettung Keyes.*

Keye wird in Artûs zelt getragen.

Cr. *Artûs lässt Kex von einem geschickten arzte und zwei schülerinnen desselben behandeln.*

Als nun Gâwân erklärt, er wolle den ritter hereinholen, tadelt ihn Keye hart; aber Gâwân lässt sich nicht irre machen, sondern reitet ohne schwert und sporn (bei Chrestiens: auf Artûs wunsch gewapnet) hinaus. Er bittet Parzivâl, ihm zu Artûs zu folgen.

G. *Gâwân kent selber die kraft der minne, da er sich ihretwegen ein messer durch die hand gestochen hat, und*

da ihn die königin Ingûse von Bahtarliez bei seiner besiegung durch Lähelîn vom tode errettet hat.

Als Gâwân Parzivâls blick verfolgt und die blutstropfen erblickt, wirft er einen mantel aus tuch von Sûrîn darüber. Da komt Parzivâl wider zu sinnen und verlangt sein schwert.

Da die sonne schon zwei blutstropfen aufgetrocknet hat und auch der dritte dem verschwinden nahe ist, so ist Perceval nicht mehr völlig in gedanken versunken.

Gâwân widerholt seine bitte.

Cr. *Perceval gibt sich dem Gauwains zu erkennen.*

Auf seine frage erfährt Parzivâl, dass er mit Gâwân redet, und hört zu seiner befriedigung, dass er selber die jungfrau an Keye gerächt hat. Sofort erklärt er sich bereit, Gâwân zu folgen.

Cr. *Kex spottet über den friedlichen sieg Gauwains.*

Gâwân führt Parzivâl in sein zelt und lässt ihn dort entwafnen.

Cunnewâre, deren zelt sich daneben befindet, begrüsst Parzivâl mit ihrem bruder Orilus und dessen gemahlin und bedankt sich für die rache an Keye. Sie kleidet ihn mit reichen gewändern und kostbaren steinen. (Bei Chrestiens lässt Gâwân Parzivâl kostbare kleider anlegen, und die jungfrau begrüsst ihren ritter erst später, als sie mit der königin erscheint.)

G. *Artûs komt nach der messe in Gâwâns zelt.*

Cr. *Gauwains führt dem vor seinem zelte sitzenden Artûs den Perceval entgegen.*

G. *Der tor Antanor bezeugt seine freude über Parzivâls tat.*

G. *Artûs begrüsst den ankömling.*

Cr. *Artus fragt Perceval nach seinem namen. Er nent sich Percevaus li Galois.*

Alle (bei Chrestiens: nur Artûs) bitten Parzivâl, von nun an genosse der tafelrunde zu sein.

G. *Parzivâl zu ehren hält Artûs grosse tafel.*

Die zur begrüssung herbeikommende königin muss den gast auf Artûs geheiss küssen. Sie verzeiht ihm die tötung könig Ithêrs.

Perceval begrüsst die königin und die von Kex gezüchtigte jungfrau.

312, 2 fgg. **Die gralsbotin.** 5988 fgg.

Plötzlich komt auf einem maultiere ein hässliches weib angeritten.

G. *Sie heisst Cundrîe mit dem zunamen „surziere," weil sie nicht blos lateinisch, arabisch („heidnisch") und fransösisch, dialektik und geometrie, sondern auch astronomie versteht.*

G. Sie reitet vor Artûs und sagt, dass die tafelrunde durch Parzivâls aufnahme entehrt sei.

Cr. *Sie begrüsst den könig und seine barone.*

Sodann reitet sie zu Parzivâl und macht ihm heftige vorwürfe darüber, dass er die frage auf der gralsburg vergessen habe.

G. Durch diese frage wäre er reicher geworden als sein schwarz und weisser bruder Feirefîz Anschevîn, welcher die heidenkönigin von Tabronite erworben habe. Sein vater Gahmuret sei viel wackerer gewesen als er.

Cr. *Nun sei der gralskönig nicht geheilt worden, und frauen würden ihre gatten, kinder ihre väter, länder ihre verteidiger verlieren.*

Hierauf wendet sie sich wider an Artûs und fragt, ob keiner seiner ritter die vier königinnen und die vierhundert jungfrauen auf Schastel marveil (bei Chrestiens: eine wunderschöne jungfrau nebst ihren fünfhundertzweiundsechzig frauen und rittern vom Castiel Orguellos auf Montesclaire) befreien wolle. Sie selber wolle noch heute dorthin. — Hierauf reitet sie von dannen.

Cr. *Gawains und Giflès, li fius Do, wollen sofort nach Castel Orguellos; ebenso will Cahadins auf den mont dolerous, Perceval nebst fünfzig anderen rittern zur gralsburg.*

819, 20 fgg. **Kingrimursel (Guigambresil).** 6125 fgg.

Da erscheint ein ritter, — er gibt sich bei Wolfram später als Kingrimursel, landgraf von Schaupfanzûn zu erkennen, während ihn Chrestiens diesmal sogleich wie einen bekanten: Guigambresil nent — begrüsst Artûs (den er, bei Chrestiens, bereits kent) und beschuldigt Gâwân der ermordung seines herrn (bei Wolfram: seines oheims väterlicherseits). Binnen vierzig tagen soll Gâwân bei verlust seiner ritterehre vor dem könige von Ascalûn (bei Chrestiens: de Cavalon [d'Escavalon. 6694.]) zum zweikampfe erscheinen. Sogleich springt Bêâcurs (bei Chrestiens: Agrevains li orguelleus), Gâwâns bruder, auf, um für ihn zu kämpfen. Dieser aber lehnt das anerbieten ab. Der ritter entfernt sich. (Bei Wolfram gelobt er Gâwân ausserhalb des kampfplatzes sicherheit).

G. Auf seine bitte erhält Clâmidê von Parzivâl Cunnewâre de Lâlant zur gemahlin.

G. Die heidnische königin Ekubâ von Janfûse erzählt Parzivâl von seinem bruder Feirefîz Anschevîn, dem könige von Azagouc und Zazamanc. Ausser dem bâruc und dem lande Tribalibôt ist er der reichste. Ekubâ ist seiner mutter schwestertochter.

G. Parzivâl erklärt, dass er den gral suchen wolle und nur wegen Gurnamans verbot nicht gefragt habe. Beim scheiden verspricht ihm Artûs schutz für seine länder während seiner abwesenheit.

G. Gâwân wünscht Parzivâl und sich gottes hilfe zu den bevorstehenden kämpfen; aber Parzivâl erklärt, er habe bisher gott vergebens gedient; nun wolle er ihm den dienst aufsagen, was ihn auch dafür treffen möge. Mit einem kusse von Cunnewâre scheidet er.

G. Viele andere ritter bereiten sich nach Schastel marveile zu ziehen. Ihnen nent der grieche Clîas, welcher dort von dem turkoyten vom rosse gestossen worden ist, die namen der vier königinnen: Itonjê, Cundrîê, Arnîve und Sangîve.

Gâwân nimt drei (bei Chrestiens: zwei) schilde und sieben kampfrosse mit (bei Chrestiens: nebst sieben knappen; bei Wolfram: ausserdem noch zwölf speere von Angram mit rohrschäften von Oraste Gentesîn, einem heidnischen moore).

G. Clâmidê hält hochzeit.

Bei Wolfram kehrt Artûs nach Karidœl zurück, während er bei Chrestiens sich schon am abend vorher (vor der ankunft der gralsbotin) nach Carlion begeben hat.

Siebentes buch.

338, 1 fgg. **Gâwân bei Lyppaut (Tiébaut).** 6192 fgg.

Gâwân begegnet einem zuge von rittern.

G. Weil er kampf befürchtet, besteigt er zuerst sein ross Gringuljete mit den roten ohren, welches ihm Orilus geschenkt hat. Dessen bruder Lähelîn hat es zu Brumbâne beim see einem ritter von Muntsalvæsche abgenommen (vgl. s. 26), den er (wie später Trevrizent erzählt) getötet hat. Doch steigt Gâwân bald wider ab und lässt den reiterzug vorüberziehen.

Von einem knappen erfährt er die namen der ritter: roys Poidiconjunz von Gors, duc Astor von Lanverunz, Meljacanz, Poydiconjunz sohn und desselben brudersohn: könig Meljanz von Lîz (bei Chrestiens: Mélians de Lis), dessen hauptstadt Barbigœl heisst (385, 2). König Schaut hat auf dem sterbebette dem fürsten Lyppaut (bei Chre-

stiens: Tiébaut de Tingaguel oder Tintarguel [6262]) seinen sohn Meljanz zur erziehung übergeben. Lyppaut hat zwei töchter (bei Wolfram: Obîe und Obilôt). In die älteste hat sich Meljanz verliebt und sie um gegenliebe gebeten. Aber sie hat ihm geantwortet, in fünf jahren (bei Chrestiens: wenn er ritter sei) solle er wider fragen.

G. *Sie hat ihn nach eigenem geständnis so lieb wie Annôre den Gâlôes.*

G. *Diese zurückweisung will Meljanz nun an ihrem vater im kampfe rächen, weil derselbe sie dazu angestiftet habe. Vergebens hat Lyppaut seine unschuld beteuert.*

Cr. *Als sich nun Mélians zum ritter schlagen lässt und wider vor sie hintritt, verlangt sie erst taten von ihm zu sehen und fordert ihn auf, ihrem vater ein turnier zu liefern.*

Der herr des knappen, welcher Gâwân alles dies erzählt hat, ist ein franzose Lisavander, li schahteliur de Bêâveys (bei Chrestiens: Teudavès). Der reiterzug will sich zu dem kampfe (bei Chrestiens: turniere) zwischen Lyppaut und Meljanz vor Bêârosche (bei Chrestiens: Tintarguel) begeben.

Gâwân will vor der burg vorüberreiten, um zur rechten zeit auf seinem kampfplatze einzutreffen.

G. *Sarjande von Semblidac und turkople von Kaheti sieht Gâwân bei der burg lagern.*

Die stadttore findet er vermauert.

Cr. *Da die allein nicht vermauerte hinterpforte verschlossen ist, betritt Gawains eine wiese unter dem burgturme.*

Die burgherrin mit ihren beiden töchtern (bei Chrestiens: nur die töchter, von denen die jüngere: „la pucièle as petites mances“ heisst) steigen auf den turm, um dem kampfe zuzuschauen. Als sie Gâwân erblicken, behauptet die älteste tochter (bei Chrestiens: eine der frauen ihrer begleitung) gegen die ansicht der jüngeren, er sei ein kaufmann. Dieser begibt sich unterdes mit seinem gefolge unter den schatten einer linde und eines ölbaumes (bei Chrestiens: einer eiche).

G. *Obilôt erzürnt ihre ältere schwester dadurch, dass sie an Meljanz zurückweisung erinnert.*

Cr. *Die jüngere vergleicht Gauwains mit Mélians de Lis und wird deshalb beinahe von ihrer schwester geschlagen.*

Die ältere schwester (bei Chrestiens: eine ihrer frauen) erklärt nun Gâwân für einen wechsler.

Gâwân hört die gespräche auf dem turme.

Allein er will hier nicht turnieren, sondern zuvor seiner herausforderung folge leisten. (Siehe oben.)

G. *Indes treffen vor der burg noch ein: der bruder Lyppauts: duc Marangliez von Brevigariez, könig Schirniel*

von Lyrivoyn und dessen bruder Mirabel (772, 2), könig von Avendroyn.

G. *Lyppaut erklärt, dass er höchst ungern gegen seines herren sohn kämpfe. Seine ratgeber schlagen ihm vor, die pforten aufzubrechen und vor der burg in feldschlacht zu kämpfen. Ihr gröster schaden seien die gefangenen Berteneyssen, welche herzog Astor führe. Lyppaut billigt ihren rat.*

Der kampf (bei Chrestiens: das turnier) begint.

G. *Meljanz reitet einen schönen kastilianer, welchen Meljacanz dem Keye abgenommen hat.*

Die ältere schwester preist die taten ihres ritters Meljanz; die jüngere behauptet dagegen Gâwâns ritterlichkeit.

G. *Gâwân, welcher alles hört, bezwingt sich kaum.*

G. *Astor kämpft so weit voraus, dass ihn Poydiconjunz tadelt. Er solle lieber Lahedumân, seinen sohn Meljacanz und ihn selber vorankämpfen lassen.*

Obîe sendet einen knappen, Gâwân zu fragen, ob er seine waaren nicht verkaufen wolle. Da ihm aber Gâwân schreckliche blicke zuwirft, flieht der knappe ohne zu fragen.

G. *Nun stiftet Obîe durch einen junker den burggrafen Scherules an, den betrügerischen kaufmann unter dem turme gefangen zu nehmen.*

Cr. *Dafür gibt ihr die ältere eine ohrfeige.*

Eine jungfrau beredet einen knappen, Gauwains schätze zu rauben. Auf die frage des knappen an Gauwains, warum er nicht kämpfe, entgegnet dieser, er solle sich nur um seine pflicht bekümmern.

Cr. *Nach beendigtem turniere ziehen alle kämpfer in die burg und Gauwains mit ihnen.*

Am burgtore trift Scherules (bei Chrestiens: Garin, le fil Berte [6608], der lehnsmann Tiébauts, welcher zum kampfe riet) den Gâwân und ladet ihn ein, in der burg bei ihm zu übernachten. Gâwân nimt diese einladung an.

Cr. *Auf die frage des lehnsmanns erklärt Gauwains, dass er seiner forderung wegen nicht am turniere teilgenommen habe.*

Die ältere schwester lässt nun ihren vater durch ein spielweib (bei Chrestiens tut sie dies selber) auffordern, dem betrüger seine habe abzunehmen.

Cr. *Als die jüngere sieht, dass sich ihr vater zu Garin begibt, eilt sie durch eine hintertür dorthin und wird von den beiden töchtern des burggrafen freudig begrüsst.*

Lyppaut begegnet Scherules (bei Chrestiens: Garin und seinem sohne Hermans), welcher sich zu ihm begeben will. Sie kehren nach des burggrafen wohnung zurück, und hier erfährt Lyppaut, weshalb Gâwân nicht am kampfe teilgenommen hat, und billigt diesen grund.

G. *Lyppaut bedauert, dass ihm ein sohn fehle, hoft aber durch verheiratung einer seiner töchter einen solchen zu erhalten. Über Lippauts bitte mitzukämpfen will sich Gâwân am abend entscheiden.*

Cr. *Tiébaut verspricht Gawains geleit und wegzehrung nach Escavalon.*

Beim weggehen trift Lyppaut seine jüngere tochter mit Clauditte, der tochter des burggrafen, reifwerfend. Auf seine frage nach dem grunde ihres dortseins erwidert sie, sie wolle Gâwân bitten zu kämpfen. Lyppaut sagt ihr, dass ihm selber Gâwân auf den gleichen wunsch noch nicht geantwortet habe, aber sie möge ihn nur bitten. Hierauf geht sie in das zimmer und ersucht Gâwân, um den lohn ihrer minne zu kämpfen. Trotz ihrer jugend gewährt er ihre bitte. Sie verspricht ihm ein kleinod und verabschiedet sich mit ihrer gefährtin von ihm.

G. Parz. 372,
des burcgrâven tohterlîn
diu sprach „nu saget mir, frouwe mîn,
wes habt ir im ze gebne wân?
sît daz wir niht wan tocken hân,
sîn die mîne iht schœner baz,
die gebt im âne mînen haz:
dâ wirt vil wênec nâch gestriten.“

Bei seinem weggange fält die jüngere tochter Tiébauts, welche von der andern seite komt, Gauwains zu füssen und bittet ihn, sie wegen des backenstreiches an ihrer schwester zu rächen, da sie denselben seinetwegen erhalten habe. Nachdem Gauwains von Tiébaut, welcher über Gawains belästigung ungehalten ist, erfahren hat, dass sie Tiébauts tochter ist, gelobt er, am folgenden tage als ihr ritter zu turnieren.

Lippaut trift beim heimreiten die beiden jungfrauen und erfährt, dass Gâwân kämpfen will.

Tiébaut begibt sich mit seiner tochter nach hause.

Er nimt seine tochter (und, bei Wolfram, ein anderer ritter ihre gespielin) vor sich aufs ross.

Cr. *Sie erzählt ihm den grund ihres streites mit der schwester.*

Sie klagt ihm, dass sie Gâwân ein kleinod versprochen habe, aber keins besitze.

Tiébaut meint, es gehöre sich, dass sie ihrem ritter einen ärmel oder schleier (gimple) schicke. Sie entgegnet, ihr ärmel sei zu klein dazu.

Ihr vater verspricht ihr, rat zu schaffen.

G. *Beim nachhausekommen erzählt er seiner gemahlin von dem glücke durch die jüngste tochter.*

Cr. *Bei seiner heimkunft empfängt ihn die älteste tochter und schilt die jüngere; aber Tiébaut gibt ihr einen strengen verweis wegen der mishandlung ihrer schwester.*

Lyppaut lässt nun Obilôt aus sammet von Ethnîse und pelz von Tabronit aus dem lande Tribalibôt ein kleid anfertigen. Der eine ärmel aus pelz von Neuriente im heidenlande wird jedoch nicht eingenäht.

Tiébaut lässt seiner tochter aus rotem sammet einen langen ärmel aufertigen und sagt, sie solle denselben bei tagesanbruch zu ihrem ritter tragen.

Am abend (bei Chrestiens: am andern morgen nach der messe) bringt Clauditte (bei Chrestiens: Tiébauts tochter selbst) den ärmel zu Gâwân.

G. *Bei mondschein werden noch befestigungswerke errichtet. Der marschal des herzogs Kardefablêt de Jâmor, des bruders von Lyppauts gemahlin, welcher erst jezt ankomt, besezt vier tore und zieht nachts in die stadt.*

G. *Schon vor tagesanbruch begint der kampf von neuem. Die von Lîz kämpfen gegen die von Lirivoyn und Avendroyn.*

Nach dem besuche der messe geht alles in den kampf.

G. *Gâwân besiegt viele von Lîz und von Gors und verschenkt die eroberten rosse; sodann wirft er Lysavander, den burggrafen von Bêâveis, überlässt aber das ross dem knappen desselben, welcher ihm tags zuvor auskunft gegeben hat.*

Cr. *Die frauen schauen von den mauern aus zu.*

G. *Kardefablet wird von Meljacanz vom rosse gestossen, aber von seinen leuten gerettet.*

G. *Lahedumân, leh kuns de Muntâne, muss Gâwân sicherheit geben.*

G. *Herzog Astor kämpft mit den „zer muntâne Clûse“ gefangenen Berteneysen des königs Artûs und mit den söldnern von Destrigleis aus Erecks lande. Ihr schlachtruf ist Nantes und ihr wappen ein gampilûn (chamäleon), das wappen Ilinôts, Artûs sohnes. Gâwân wendet sich, betrübt durch die erinnerung an seinen getöteten vetter Ilinôt und um nicht mit freunden zu kämpfen, von ihnen weg gegen Meljanz heer.*

G. Dort hat ein roter ritter, den man den ungenanten heisst, weil ihn niemand kent, die burgleute hart bedrängt. Zwölf knappen von Semblidac (772, 10 wird ein könig Zyrolân von Semblidac genant) hat ihm Meljanz beigegeben. Schirniel und Mirabel hat der rote ritter gefangen genommen und sich von Maranglies sicherheit geben lassen.

Gâwân besiegt Meljanz von Lîz.

G. Lyppaut kämpft mit Poydiconjunz.

G. Gâwân bedrängt Meljacanz härter, als dieser von Lanzilôt an der schwertbrücke bedrängt worden ist, als er die königin Ginovêr befreien wolte (vgl. s. 14, wo ein ähnlicher raub des Meljacanz erwähnt wird), und stösst ihn vom rosse. Jedoch rettet ihn Astor aus der gefangenschaft derer von Jâmor.

Cr. Das ross desselben sendet Gawains durch einen knappen der jüngern tochter Tiébauts. Diese erzürnt ihre schwester dadurch, dass sie dieselbe auf Mélians niederlage aufmerksam macht, so sehr, dass sie ihr von neuem mit backenstreichen droht. Trotzdem entgegnet ihr die jüngere, sie brauche nicht zu verschweigen, was alle gesehen hätten, solte ihre schwester auch aus ärger darüber platzen. Nur das dazwischentreten der frauen verhindert die ältere an der ausführung ihrer drohung.

Bei Wolfram hat draussen der rote ritter, drinnen Gâwân, bei Chrestiens draussen und drinnen Gawains den preis errungen.

G. Als der rote ritter Meljanz gefangen sieht, reitet er zu seinen gefangenen: Schirniel, Mirabel und Maranglies und ersucht sie, Meljanz auszulösen oder ihm den gral zu erwerben, oder aber, da sie nur wissen, dass könig Anfortas den gral behütet, sich zur königin von Pelrapeire zu begeben und ihr zu sagen, dass er nach dem grale so sehr als nach ihrer liebe verlangen trage.

G. Nachdem er Gâwâns ross Ingliart, welches diesem beim kampfe mit Meljacanz entlaufen ist, für sein verwundetes tier bestiegen hat, nimt er abschied von seinen knappen und lässt ihnen die übrigen beuterosse zurück.

Cr. Gawains hat vier rosse erstritten. Das erste sendet er seiner jungen gebieterin, das zweite der frau des lehnsmannes (Garin) und die zwei lezten dessen beiden töchtern.

Nach beendigung des kampfes entfernen sich die heere in ihre lager.

G. Gâwân sendet den durchstochenen ärmel durch Clauditte der Obilôt zurück, welche denselben anlegt und ihre schwester damit verhöhnt.

G. Scherules nimt Gâwân und die gefangenen fürsten zu sich. Meljanz bittet ihn, die gunst Lippauts ihm widergewinnen zu helfen.

G. Als die vom roten ritter gefangenen fürsten zurückkehren, begeben sich alle auf Scherules vorschlag in den palast Lyppauts.

Die heimkehrenden werden von Lyppaut und seiner familie empfangen und von seiner jüngern tochter geküsst. (Bei Chrestiens küsst sie Gawains am fusse, damit er sich bei jedem schritte ihrer erinnere.)

G. Gâwân lässt Meljanz der Obilôt sicherheit geben, diese aber heisst ihn, sich der Obie als ritter geloben.

Gâwân scheidet darauf von ihnen.

Achtes buch.

398, 1 fgg. **Gâwân beim könige von Ascalûn (d'Escavalon).** 7034 fgg.

G. Alsbald komt Gâwân nach dem lande Ascalûn und fragt nach Schanpfanzûn. Endlich erblickt er eine glänzende burg namens Acratôn.

Cr. Beim weiterreiten am andern morgen wird Gawains eines rudels weidender hirschkühe ansichtig und macht so lange auf eine derselben jagd, bis sein ross lahm wird. Da dasselbe, wie Yonet findet, ein hufeisen verloren hat, so suchen sie nach einer schmiede.

Ein zug von rittern (bei Wolfram: fünfhundert) komt ihnen von der jagd (bei Chrestiens: aus einer burg) entgegen.

G. Ihr gebieter, könig Vergulaht, glänzend weiss aussehend (sîn blic was tac wol bî der naht), aus dem feengeschlechte, welches Mazadân nach Fâmorgân gesant hat (vgl. s. 10), reitet einen spanier.

G. Gâwân glaubt wegen des glänzenden aussehens Vergulahts einen zweiten Parzivâl zu erblicken.

G. Auf der reiherbeize hat Vergulaht sein ross und seine kleider in einem moorigen teiche nass gemacht und den falknern überlassen müssen.

Cr. Zulezt kommen zwei zu ross, von denen der eine jung und grösser und schöner als alle andern ist.

Der fürst bittet Gâwân nach der begrüssung, einstweilen zu seiner schwester in die burg (bei Wolfram: Schampfanzûn) zu reiten und sendet einen ritter mit ihm, um seine schwester zur bewirtung des gastes anzuweisen. Gâwân wird von dem ritter zur königin (bei Wolfram: Antikonîe) in den palast (bei Chrestiens: in den turm) geleitet und hier freundlich empfangen.

G. *Gâwân muss entscheiden, ob er sie küssen soll. Er küsst sie und verliebt sich in sie. Doch weist die jungfrau seine liebesbezeugungen zurück, da sie ihn nicht kenne.*

Während nun Gâwân ihre liebe zu gewinnen sucht, erscheint ein ritter, welcher ihn kent.

G. *Er wirft Gâwân vor, die tochter seines herrn, den er erschlagen, genotzüchtigt zu haben. Auf den rat der jungfrau fliehen beide in einen turm.*

Das volk naht mit getöse.

Cr. *Er ruft der frau zu, sie habe den mörder ihres vaters geküsst, während sie ihn doch verabscheuen solte. Sie fält in ohnmacht.*

Die ganze gemeinde wird aufgeboten.

Cr. *Um „la Limace en Lombardie“ anzugreifen, war nicht solches getümmel.*

G. *Gâwân verteidigt sich mit dem türriegel.*

Cr. *Gawains hat das schwert Escalibour umgegürtet.*

Die frau gibt ihm ein schachbrett, welches sich im turme findet, als schild.

Cr. *Vergebens sucht sie die stürmenden zu beschwichtigen. Diese brechen die tür sein, weichen aber vor Gawains streichen zurück.*

Die jungfrau wirft die schweren schachsteine auf die belagerer.

Cr. *Schliesslich wollen leztere den turm durch untergraben einstürzen.*

Endlich komt der könig von der jagd zurück.

G. *Er kämpft so heftig mit, dass Gâwân hinter die turmtür zurückweichen muss.*

Jezt naht auch der landgraf Kyngrimursel (bei Chrestiens: Guigambresil, bei Wolfram ist er Vergulahts vetter), welcher Gâwân an Artûs hofe gefordert hat.

G. *Dieser treibt die belagerer zurück und begibt sich mit Gâwâns bewilligung in den turm.*

G. *Trotzdem befiehlt Vergulaht, den turm niederzubrechen.*

Cr. *Vergebens verbietet Guigambresil den sturm.*

Einer der ritter mahnt den könig, das gastrecht zu halten und einen frieden bis zum andern tage zu gewähren. Dann könne er ja immer noch machen, was er wolle.

Guigambresil bittet den könig um bewahrung des gastrechtes.

Der könig ist damit einverstanden.

G. *Nicht Gâwân hat Vergulahts vater Kingrisîn erschlagen, sondern der stolze Ehcunat, als er Jofreyd fiz Idœl, den er bei Gâwân gefangen, nach Barbigœl führte.*

Schwester und vetter ermahnen Vergulaht nochmals zur wahrung des gastrechts.

Der im folgenden erwähnte ratgeber des königs sagt, der könig müsse das gastrecht wahren, da Gawains nur auf Guigambresils forderung gekommen sei.

Ein lehnsmann des königs (Wolfram nent ihn unter berufung auf Kyôt: Liddamus, während ihn Chrestiens nur als einen klugen ratgeber des ganzen landes bezeichnet) sagt:

G. *Der mörder von Vergulahts vater könne nichts als den tod als lohn empfangen.*

G. *Kingrimursel wirft Liddamus feigheit vor und warnt den könig, seinem rate zu folgen.*

Kingrimursel bittet Gâwân, den kampf ein jahr aufzuschieben und ihn dann zu Barbigœl bei könig Meljanz mit ihm auszufechten.

Der vasall rät, den kampf ein jahr aufzuschieben.

G. *Liddamus verteidigt sich gegen den vorwurf der feigheit. Seine burgen sind in Galiciâ bis an den Vedrûn. Hier müsse Lyddamus seinen oheim an Gâwân rächen. (Aus seinen reden ergibt sich, dass Kingrisîns gattin Flûrdâmûrs, könig Gandîns tochter, gewesen ist.)*

G. *Vergulaht befiehlt schliesslich Gâwân und Kingrimursel der pflege seiner schwester und entfernt sich mit seinen lehnsleuten zur beratung. Hier teilt Vergulaht lezteren mit, dass er im walde Lœhtamrîs von einem ritter besiegt und zu dem versprechen, den gral zu suchen, gezwungen sei. Fals er diesen innerhalb jahresfrist nicht gefunden habe, müsse er sich der königin zu Pelrapeire als gefangener stellen.*

Liddamus rät, Gâwân zu verzeihen, aber ihn auf die gralsuche zu schicken, weil er dabei sicher den tod finden werde. Alle stimmen ihm bei.

Gauwains solle bis dahin die blutende lanze suchen und, fals er sie nicht gefunden, sich wider in den turm begeben. Der könig billigt diesen vorschlag.

Am andern morgen teilt der könig seinen beschluss Gâwân mit.

Im namen des königs gibt der vasall Gauwains den auftrag, die blutende lanze zu suchen, durch welche nach schriftlicher überlieferung („si est ecrit") einst das königreich Logres zerstört worden sei. (Vgl. Cr. s. 10.)

Gâwân verpflichtet sich zur ausführung dieses auftrags.

G. *Gâwâns knappen, welche gefangen genommen waren, werden ihm wider*

zugeführt. Unter ihnen befinden sich: cons Liâz fis Tinas, duk Gandilûz, fiz Gursgrî.

Gâwân nimt abschied von des königs schwester und von seine knappen. Leztere sendet er (bei Wolfram: durch Kingrimursel) nach der heimat zurück. Allein reitet er auf seinem rosse Gringuljet (bei Chrestiens: Gringalet) von dannen.

Neuntes buch.

(Drittes) zusammentreffen Parzivâls mit Sigûne.

433, 1 fgg.

G. *Parzivâl hat zu rosse und zu schiffe viele länder besucht und zahlreiche kämpfe bestanden. Anfortas schwert ist im brunnen Lac bei Karnant wider zusammengefügt worden. Jezt trift er in einer klause im walde Sigûne betend über dem sarge Schîânatulanders. Ohne sie zu erkennen unterhält er sich mit ihr durch das fenster der klause. Sie erzählt, alle samstag nacht bringe ihr Cundrîe la surziere speise für die ganze woche vom grale. Wegen des ringes an ihrem finger will Parzivâl nicht an ihre klausnerschaft glauben. Als sie ihm aber ihre geschichte erzählt, erkent er sie und löst sein hersenier vom haupte, so dass auch sie ihn widererkent. Auf ihre frage, ob er den gral widergefunden habe, klagt ihr Parzivâl seine bisher ungestilte sehnsucht nach seiner gemahlin und nach dem grale. Seiner bitte nachgebend nimt sie jezt ihren fluch wider von ihm und zeigt ihm die spur Cundrîes, welche erst kürzlich von ihr geritten ist. Parzivâl folgt dieser spur, verliert sie aber bald.*

Cr. *Vgl. hierzu s. 42*[b].

Vgl. dagegen s. 24[a].

Parzivâls kampf mit dem gralsritter.

443, 5 fgg.

G. *Bald darauf trift Parzivâl einen* [illegible]

eines zedernzweiges rettet. Der ritter entkomt, aber sein ross, welches in den zügel getreten hat, fält in Parzivâls hände.

446, 1 fgg. **Parzivâl beim einsiedler.** 7591 fgg.

Eines morgens — es hat ein wenig geschneit — trift Parzivâl im walde einen alten ritter nebst seiner gemahlin und seinen zwei töchtern. Alle sind barfuss.

In einer wüste trift Perceval drei ritter und zehn frauen zu fuss. Die ritter sind ungewapnet.

Der alte (bei Chrestiens: einer der drei) ritter macht ihm vorwürfe wegen seines waffentragens am karfreitage. Da Parzivâl entgegnet, er wisse nicht, was für ein tag sei, sagen sie es und raten ihm, sich zu dem einsiedler zu begeben, von welchem sie kommen.

G. *Die töchter des ritters bitten ihren vater, Parzivâl in seinem zelte zu bewirten. Dieser fordert auch Parzivâl auf mitzukommen; allein lezterer lehnt das anerbieten ab, besonders weil sie gott lieben, welchen er hasst.*

Cr. *Perceval fragt, was sie dort getan hätten, und erfährt, dass sie gebeichtet haben. Er lässt sich von ihnen den weg beschreiben.*

Parzivâl empfindet reue darüber, dass er den dienst gottes verlassen hat. Alsbald gelangt er (bei Wolfram: indem er seinem rosse die zügel überlässt) nach Fontân la salvâtsche (bei Chrestiens: [le Gaste Fontaine. Vgl. s. 12. Perceval 537 fgg.] zur einsiedelei).

G. *Hier ist bei Wolfram (Parz. 454, 9 fgg.) der bericht des Flegetânis über den gral eingefügt.*

Parzivâl findet den „guoten man“ (bei Chrestiens: „li bons hom“ nebst einem priester das hochamt verrichtend) und bittet wegen seiner sünden um rat.

G. *Der gute mann fragt Parzivâl, wer ihn hergewiesen habe, und sagt, nach Parzivâls beschreibung, es sei Kahenîs von Punturteis gewesen, dessen schwester der könig von Kâreis zur gemahlin habe. Auch der einsiedler hat früher als ritter um minnelohn gekämpft. — Parzivâls ross wird in eine felsenhöhle gestelt, Parzivâl entwapnet und durchwärmt sich in einer zweiten grotte. Sodann führt ihn sein wirt in eine dritte höhle, worin sich ein altarstein, ein gebetbuch und ein heiligenschrein befinden. Lezteren erkent Parzivâl als den, bei welchem er Orilus den schwur auf die unschuld seiner frau geleistet hat. Er sagt auch, dass er damals den bemalten speer mitgenommen habe,*

Cr. *Der einsiedler sagt, Perceval müsse beichten.*

und fragt, wie lange das her sei. Sein wirt rechnet ihm am psalter vor, dass fünftehalb jahre und drei tage seitdem verflossen sind.

Während dieser zeit (bei Chrestiens: fünf jahre) hat P weder kirche noch münster (bei Chrestiens: kloster) besucht und want von gott gelebt.

(Vgl. s. 40. [433, 1 fgg.])

Cr. *Viele kämpfe hat er u bestanden und nicht weniger als besiegte ritter zu Artus gesant.*

Der einsiedler fragt nach der ursache seines hasses gegen

G. *Der einsiedler erzählt vom abfall Lucifers, Astiroths und Belcimôns, Bêlets und Radamants, von der erschaffung der menschen und vom brudermord. Schon Plâtô, „der parliure," und Sibill, „diu prophêtisse," hätten auf das kummen des erlösers hingewiesen.*

G. *Parzivâl sagt, dass er sehnsucht nach dem grale und nach seiner gemahlin habe.*

Cr. *Perceval entgegnet, er h vergessen, weil er die frage gralsburg versäumt.*

G. *Der gute mann lobt die sehnsucht Parzivâls nach seinem weibe, tadelt aber sein verlangen nach dem grale, weil nur der denselben finde, welcher dazu berufen sei. Parzivâl verschweigt seinen besuch auf der gralsburg. Der alte erzählt ihm von den templeisen, welche von dem lapsit exillis[1] leben. Auf diesem steine verbrennt und verjüngt sich der fênis (phönix). Wer den stein anschaut, kann in den nächsten acht tagen nicht sterben. Man nent ihn gral. Alle karfreitage bringt eine weisse taube eine kleine weisse oblate. Durch diese wird die kraft des steines erhalten, und vermöge derselben gewährt der gral den templeisen allerlei speise und trank. Die namen derjenigen, welche zum gralsdienste berufen werden, erscheinen jedesmal am steine mit buchstaben aufgezeichnet, und diese buchstabenschrift vergeht wieder vor den augen der gralshüter. Auch die neutralen engel, welche sich beim kampfe Lucifers und Trinitas nicht beteiligt haben, sind zum graldienste berufen, später aber (als zum himmel*

1. *lapsit exillis ist lapis electrix, electrum* (vgl. zeitschr. f. d. phil. 12, 38

oder zur hölle, weiss er nicht) wider abberufen worden. Als nun Parzivâl sagt, wenn es auf ritterpreis ankomme, so könne gott ihn auch berufen, entgegnet sein wirt: Hauptbedingung der berufung ist demut. Trotz seiner ritterlichkeit hat auch Amfortas für unkeusche minne büssen müssen. Mit waffengewalt halten die templeisen alle fremden vom grale fern. Nur ein einziger sei hingekommen, habe aber nicht gefragt. Vor diesem sei könig Lähelîn an den see Brumbâne gekommen und habe den templer Lybbeâls von Prienlascors getötet und sein ross mitgenommen. Er fragt Parzivâl, ob er vielleicht Lähelîn sei, da sein ross die turteltaube, das wappen der gralskönige Tyturel und Frimutel, trage. Sein weib solle Parzivâl nur so treu wie lezterer lieben.

Auf seine frage erfährt der einsiedler Parzivâls namen.

G. *Parzivâl erzählt auch, dass er in seiner unerfahrenheit den getöteten Ithêr von Kukûmerland beraubt habe. Der einsiedler aber beklagt seinen schwestersohn Parzivâl, weil dieser in Ithêr von Kaheviez seinen eignen verwanten erschlagen habe.*

Auch Parzivâls mutter sei aus schmerz über seinen auszug gestorben.

G. *Sigûne, die tochter der schwester des einsiedlers, Tschoysiâne, und des herzogs Kyôt von Katelangen, ist der mutter Parzivâls zur erziehung anvertraut worden, da Tschoysiâne bei der geburt der tochter gestorben ist. Des einsiedlers zweite schwester, Repanse de schoye, ist gralshüterin.*

Cr. *Seiner sünde wegen habe Perceval auf der gralsburg geschwiegen und würde längst umgekommen sein, wenn nicht seine mutter ihn gott befohlen hätte.*

Der jetzige gralskönig Anfortas ist des einsiedlers bruder.

G. *Als ihr vater Frimutel gestorben ist, hat der älteste bruder Anfortas die königswürde erhalten. Weil er aber — der inschrift am grale zuwider — minnedienst geübt hat, ist er eines tages von einem heiden mit einem vergifteten speere an der weiche unheilbar verwundet worden. Um seinen bruder von den unerträglichen qualen zu befreien, hat nun*

der einsiedler gott gelobt, er wolle keinen wein, kein brot noch blutige speisen mehr geniessen. Obwohl sie nämlich die wunde vergebens mit allerlei künsten zu heilen gesucht, ist Anfortas durch den anblick des grales am leben geblieben. Endlich hat eine schrift am grale verkündigt, durch die frage eines ritters werde der könig erlöst und dieser an seiner statt gralskönig werden; aber die frage müsse schon am ersten tage seines dortseins und aus freien stücken erfolgen. Der einzige ritter, welcher bisher zur gralsburg gekommen ist, hat nicht gefragt. — Parzivâl und sein wirt beklagen (jeder aus einem andern grunde) das unterlassen der frage.

G. *Für das ross sammeln sie eibenlaub und für sich wurzeln. Der wirt hängt lestere an die sträucher auf. Vor dem genusse werden sie auch im brunnen abgewaschen.*

Cr. *Des einsiedlers nahrung besteht in kräutern, in gersten- und haferbrot und in quellwasser. Das ross erhält gerste.*

G. *Als der oheim im stalle beim anblicke des rosses von neuem in klagen ausbricht, gesteht Parzivâl, dass er jener unglückliche ritter ist, welcher die frage auf der gralsburg vergessen hat. Der alte meint, dies sei zwar recht zu beklagen, indess, wenn nur Parzivâl nicht an gott verzage, so könne er wol noch den preis erwerben.*

G. *So oft der Saturn seinen umlauf beendet hat (so berichtet der oheim), empfindet Anfortas grosse schmerzen in seiner wunde, welche nur durch hineinlegen des speeres etwas gemildert werden. Beim mondwechsel wird das fleisch des königs kälter als schnee, und auch hiergegen hilft das heisse gift des auf die wunde gelegten speeres. Glasfarbig wie eis legt sich alsdann der frost um den speer und ist schwer zu entfernen. Zu diesem zwecke hat der weise Trebuchet zwei scharfe silberne messer verfertigt. Springt ein stück dieser glasfarbenen masse auf aspindêholz, welches nach algemeiner annahme unverbrenlich ist, so schlägt sogleich die lohe daraus hervor.*

G. *Anfortas kann weder reiten noch gehn, weder sitzen noch stehn, sondern fährt auf dem see Brumbâne zu seiner erholung und fischt dabei zur kurzweil. Davon hat er den namen „fischære“ erhalten, obwol er keine fische verkauft.*

G. *Parzivâl erzählt seinen besuch auf der gralsburg; sein oheim aber berichtet weiteres vom grale.*

G. *Die gralshüter erziehen kinder hoher abkunft und entsenden die knaben auf gottes befehl heimlich als könige herrenloser länder, die mägdlein dagegen geben sie offen fort. — So hat könig Castis Parzivâls mutter Herzeloyde erhalten. Leider ist er alzufrüh mit hinterlassung der länder Wâleis und Norgâls, Kanvoleis und Kingrivâls verstorben. — Die gralsritter müssen der minne entsagen ausser dem könige und denen, welche als fürsten in herrenlose länder entsant werden.*

G. *Auch der einsiedler hat gegen das gebot minnedienst geleistet und in Europa, Asien, Africa, vor Gauriuon, vor dem berge zu Fâmorgân und Agremontîn, vor dem Rôhas und vor Aglei gekämpft. Sein bruder Anfortas hat ihn öfter heimlich mit seinem insiegel ausgesant; so nach Karcobrâ, wo sich der Plimizœl seeartig erweitert, im bistum Barbigœl. Dort hat ihn der burggraf auf vorzeigen des siegels mit knappen und anderm bedarf ausgerüstet. In Sibilje hat er auch seinen schwager Gahmuret vor seiner fahrt zum bâruc getroffen und ist von ihm mit einem edelsteine beschenkt worden. Aus diesem grünen steine hat er sich dann später seinen heiligenschrein anfertigen lassen. Seinen neffen Ithêr von Kukûmerlant hat ihm Gahmuret damals als knappen überwiesen. Sodann ist der einsiedler in die weite Gandîne gefahren, wonach Parzivâls grossvater benant worden ist. Die stadt liegt am einfluss der Greian in die Trâ. Dort hat sich Lammîre von Stîre, Parzivâls vaterschwester, in Ithêr verliebt.*

Cr. *Der vater des reichen fischerkönigs lebt nicht von fischen, sondern von einer einzigen hostie, welche man ihm im grale bringt.*

Der alte fordert Parzivâl zur busse auf für die tötung seines verwanten Ithêr und seiner mutter.

G. *Auf seine frage nach der gralsträgerin, welche ihm den mantel geliehen, vernimt Parzivâl, dass es seines vaters schwester gewesen.*

Fünfzehn tage bleibt Parzivâl bei seinem oheime.

Eines tages fragt Parzivâl, wer der alte mann auf der gralsburg gewesen sei, und erfährt, dass es Tyturel, der grossvater seiner mutter, gewesen. Als der erste gralskönig ist dieser berufen worden, leidet aber an „pôgrât" (podagra) und kann nur wegen des grales anblick nicht sterben.

Der einsiedler rät Perceval, busse für seine sünde zu tun, insbesondere auch den tod seiner mutter zu bereuen.

Cr. *Klöster und kapellen soll er fleissig besuchen.*

Zwanzig jahre schon befindet sich der vater des reichen fischerkönigs („rice Pesceour") in der kammer, woraus Perceval den gral hat kommen sehen.

Der einsiedler gebietet Parzivâl schutz und verehrung der frauen und der priester.

Sodann spricht er ihn von seinen sünden frei.

Er bittet Perceval, zwei tage bei ihm in reue zu verleben. Er lehrt Perceval ein gebet und erteilt ihm am ostermontage das abendmahl.

G. *Parzivâl scheidet.*

Zehntes buch.

503, 1 fgg. **Gâwân bei Orgelûse (Orguelleuse).** 7893 fgg.

G. *Vergulaht und Gâwân haben sich, jeder für sich, auf die gralsuche begeben.*

Eines tages erblickt Gâwân ein ross mit frauenreitzeug und einen schild (bei Chrestiens: eine lanze) an einer linde (bei Chrestiens: einer eiche) und dabei eine jungfrau mit einem verwundeten ritter im schosse.

Gâwân rettet denselben aus der ohnmacht, indem er das blut der wunde, welches ihn drückt, durch eine röhre ableitet.

Gauvains weckt den schlummernden, indem er mit der lanze an seinen sporn klopft.

Der ritter bedankt sich bei Gâwân und bittet ihn, nicht weiter zu ziehen.

Auch er sei von Punturtois nach Lôgroys gezogen.

Es sei dies land „la begue de Galvoie," von wo kein ritter zurückkehre.

Ein ritter (bei Wolfram: Lischoys Gwelljus) habe ihn verwundet. — Vergebens sucht er Gâwân vom weiterziehen abzuhalten.

G. Gâwân verbindet ihm die wunde und [illegible] [illegible] [illegible]

Cr. *Schliesslich bittet er Gauvains, ihn bei seiner etwaigen zurückkunft zu besuchen und für die jungfrau zu sorgen.*

Beim weiterreiten erblickt Gâwân alsbald eine burg (bei Wolfram Lôgroys) und findet die schöne Orgelûse de Lôgroys (bei Chrestiens: la Orguelleuse de Logres). Sie weist ihn anfangs ab.

Cr. *Sie sagt, sie sei nicht etwa eine jener „foles bretes," welche sich von ihren rittern auf den rossen mit fortführen lassen. (Vgl. s. 11.)*

Schliesslich aber nimt Orgelûse Gâwâns minnedienst an und lässt ihn ihr ross aus einem in der nähe befindlichen garten holen, während sie unterdes sein zurückbleibendes streitross zu bewachen verspricht.

Eine menge auf einer wiese des gartens spielenden volkes fluchen ihrer herrin, da sie wider einen ritter zu grossen kämpfen verleitet habe, und ein alter, auf eine krücke gestüzter (bei Chrestiens: ein grosser) ritter warnt Gâwân, sich nicht ebenfals mit der jungfrau einzulassen.

Als Gâwân das ross der Orgelûse gebracht hat, lässt sie sich nicht von ihm darauf heben, sondern heisst ihn vorausreiten. Unterwegs pflückt er ein kraut für die wunde des ritters.

G. *Orgelûse verhöhnt ihn deshalb als arzt.*

Plötzlich komt ein hässlicher knappe mit struppigem haare, Malcrêatiure, Cundrîes bruder (bei Chrestiens: li Orguelleus), ihnen nachgeritten.

G. *Diese beiden misgestalten, Malcrêatiure und Cundrîe, hat Secundille, Feirefiz gemahlin, aus ihrem lande dem könige Anfortas gesant, und lezterer hat den Malcrêatiure der Orgelûse geschenkt.*

Wegen seiner unverschämten rede zieht Gâwân den knappen bei den haaren von seinem klepper (bei Chrestiens schlägt er ihn mit der flachen hand herunter).

G. *Weil er sich aber an Malcrêatiures stachligten haaren verwundet hat, lacht ihn Orgelûse aus.*

Cr. *Der knappe sagt, Gawains werde für diesen schlag hand und arm verlieren.*

Als sie beim weiterreiten zu der jungfrau mit dem verwundeten ritter kommen, legt Gâwân (bei Chrestiens: mit hilfe des zerrissenen schleiers der jungfrau [vgl. s. 46]) das gefundene kraut auf die wunde.

Der ritter warnt Gâwân vor Orgelûse. Ihretwegen habe er in Av'estroit mâvoiê einen harten kampf zu bestehen gehabt. Er bittet Gâwân, ihn auf das ross seiner geliebten zu heben, damit er nach einem nahen spitale reiten könne.

Nachdem der ritter zu sich gekommen ist, dankt er gott, dass er nicht ohne beichte gestorben sei, und bittet Gawains, ihn zu einem nahen einsiedler zu bringen. Zu diesem zwecke soll Gawains ihm das rösslein des knappen geben und seine dame auf ihr ross heben.

Während nun Gâwân der dame hilft, springt der ritter auf Gâwâns ross und reitet davon.

G. *Orgelûse verspottet ihn deshalb.*

Cr. *Gawains bittet den ritter um rückgabe des rosses.*

„Das ist die strafe, Gâwân," ruft der ritter, „dafür, dass ich von dir gefangen vier wochen bei Artûs mit den hunden essen muste." Da erkent ihn Gâwân als Urjâns (bei Chrestiens: Griogoras), welchem Artûs wegen vergewaltigung einer jungfrau die ritterwürde genommen hat.

G. *Urjâns, ein fürst von Punturtoys, ist (wie es scheint wegen notzucht an Cundrie) zur „wide" (d. h. zum gehenkt werden an einer weidenrute) verurteilt gewesen, aber durch Gâwân, dem er einst hatte sicherheit geben müssen, vom tode gerettet worden.*

G. *Als Orgelûse von Urjâns vergehen hört, sagt sie, er solle ihr noch dafür büssen, bevor er ihr land verlasse. Sie spricht „heidnisch" mit Malcrêatiure, und dieser entfernt sich.*

Da das ross Urjâns, welches dieser erst kurz zuvor einem bauer abgenommen hat, zu schwach ist, besteigt es Gâwân anfangs nicht, sondern legt nur seinen schild darauf. Erst im walde sizt er auf. (Bei Chrestiens besteigt er das ross sogleich.)

Orgelûse verspottet Gâwân.

Unterdess kommen sie durch wälder an eine burg, welche durch einen strom von ihnen geschieden ist. Vierhundert oder mehr frauen (bei Chrestiens: fünfhundert) schauen aus den burgfenstern.

Alsbald sieht Gâwân einen ritter auf sich zukommen. Die jungfrau lässt sich durch einen fährmann (bei Chrestiens tut sie dies selber) übersetzen.

G. *Nun komt Lischoys Gwelljus auf Gâwân los.*

Cr. *Der ritter ist, wie Orguellouse erklärt, der neffe des Griogoras, welcher ihn auf Gâwâns rosse Gringalet lesterem nachgesant hat.*

Gâwân besiegt den ritter (bei Wolfram: besiegt er ihn zweimal, da er nach dem ersten siege keine sicherheit erhalten hat), ergreift sein ross wider und sizt auf.

Cr. *Unterdes ist die jungfrau verschwunden.*

543, 30 fgg. **Gâwân beim fährmann.** 8731 fgg.

Da komt der fährmann und verlangt von Gâwân als zins für den kampfplatz das ross des besiegten. Gâwan erklärt, es sei sein eigenes ross, und überweist ihm seinen klepper und den besiegten ritter als gefangenen. Auf die bitte des fährmanns bringt Gâwân den gefangenen in den kahn und folgt der aufforderung desselben, bei ihm zu übernachten. „Dies land," sagt der wirt, (bei Wolfram: wo Clinschor gebietet) „ist voll von wundern."

G. Der ferge befiehlt seiner tochter für Gâwân, und einem seiner söhne für das ross desselben zu sorgen. Die jungfrau entwapnet den gast, und der sohn bereitet die sitze. Auch die wirtin begrüsst Gâwân, und auf seinen wunsch sizt die tochter Bêne beim mahle neben ihm.

Drei ringlerchen[1] (bei Chrestiens: regenpfeifer, fasanen, rebhühner und wild) werden aufgetragen.

G. Bêne bittet Gâwân, ihrer mutter eine lerche zu schicken. Für erfüllung dieser bitte dankt ihm der wirt.

Auch weinessig mit wurzeln und lattich (bei Chrestiens: starke und helle weine) wird aufgetischt. Nach dem mahle gehen sie zur ruhe.

Elftes buch.

553, 1 fgg. **Gâwân auf der wunderburg.** 8856 fgg.

In aller frühe erblickt Gâwân am andern morgen vom baumgarten aus (bei Chrestiens schaut er mit dem wirte aus dem fenster) die burg, welche er schon tags zuvor gesehen hat.

G. Da er die jungfrauen auf der burg schon wachen sieht, geht er „ihnen zu ehren" nochmals schlafen. Bei seinem widererwachen findet er Bêne vor seinem bette knieend. Als er sie nach den frauen auf der burg fragt, erschrickt sie und verweigert die antwort, und als er weiter in sie dringt, bricht sie in tränen aus. Da erscheint ihr vater.

Gâwân erfährt vom fergen, dass es ein (bei Chrestiens: von einem „sages clers d'astronomie") verzaubertes schloss (bei Wolfram: Schastel marveil in Terre marveile mit dem wunderbette Lît marveile) ist.

G. Gâwân vernimt auch, dass Parzivâl tags zuvor übergefahren ist, aber nicht nach der burg, sondern nach dem grale geforscht habe.

Alsbald lässt sich Gâwân wapnen.

G. Der ferge rät ihm, sein ross bei dem krämer vor der burg in gewahrsam zu geben. — Alle klagen über sein fortreiten.

Cr. Vergebens sucht ihn der fährmann wenigstens einige tage zurückzuhalten. Schliesslich lässt er sich von Gâwân ein geschenk versprechen und geleitet ihn.

1) καλάνδρα, alauda calandra.

In der burg findet Gâwân den krâmer und bewundert seine waaren. Letzterer sagt, dass ihm der fürst Plippalinôt hergewiesen habe, und erbietet sich zur bewahrung des rosses. Sein ganzer schatz, sagt er, gehöre Gâwân, wenn er die wunder der burg bestehe.

[illegible] vor dem palaste kommen sie bei einem arbeitenden [illegible] vorüber.

Gâwân findet im palaste auf vier rädern ruhend das wunderbett. Der fussboden ist spiegelglatt, sodass das bett leicht hin- und herrollt.

Cr. *Er bewundert die pracht des palastes und fragt seinen begleiter, was denn hier etwa wunderbares sei. Um auszuruhen will sich Gauvain sodann auf das bett setzen; aber sein wirt warnt ihn davor und bittet sich als das von Gauvain versprochene geschenk aus, dass er zugleich mit ihm zurückkehre. Dieses verlangen weist letzterer jedoch als seiner unwürdig zurück und erklärt, er wolle die jungfrauen sehen oder sich wenigstens auf das bett setzen. Jener entgegnet, es sei das wunderbett („li lit de la merveille“), und werde ihm viele [illegible] bereiten. Darauf verlässt der ferge seinen tollkühnen gast, indem er ihn gott befiehlt.*

Da das bett fortwährend hin- und herrollt, springt Gâwân gerüstet hinein.

Da erdröhnt der ganze palast.

G. *An die wände rennend fährt das bett hin und wieder, so dass Gâwân erschrocken zu gott bat. Endlich bleibt das wunderbett in der mitte des saales stehen, und das krachen verstummt.*

Gewappnet setzt sich Gauvain auf das bett.

Da prasseln fünfhundert durch schleudern geworfene kieselsteine und mit armbrüsten geschossene pfeile (bei Chrestiens: mehr als fünfhundert quadersteine und silberne wurfspiesse durch die fenster) auf Gâwân herab, sodass er mehrfach verwundet wird, obschon er sich mit dem schilde deckt.

Kaum hat er die geschosse mühselig von sich entfernt, da lässt ein starker, mit einer keule bewaffneter bauer einen hungrigen löwen in den saal. Dieser schlägt seine tatzen in den schild, aber Gâwân haut ihm einen fuss ab und ersticht ihn alsdann. (Bei Chrestiens schlägt er ihm mit einem streiche kopf und füsse ab.)

G. *Ohnmächtig sinkt er auf den löwen nieder.*

Cr. *Hierauf setzt er sich wieder auf das bett.*

G. *Gâwân hat nicht, wie Kahenis auf dem von Gymêle von Monte Rybêle ihm untergelegten kopfkissen, seinen preis verschlafen. (Vgl. s. 41.)*

Cr. *Der zurückkehrende ferge verkündet ihm, die wunder der burg seien durch ihn für immer beseitigt.*

G. *Eine jungfrau und dann auch Arnive schauen von oben herab in den saal.*

G. *Arnive entsendet zwei jungfrauen, zu sehen, ob der ritter noch lebt.*

Cr. *Knappen nahen sich Gawains uud begrüssen ihn als ihren gebieter.*

G. *Eine der jungfrauen nimt Gâwân den helm vom haupte und achtet auf seinen atemzug, dessen vorhandensein sie durch die bewegung vor seinen mund gehaltener pelshaare erkent. Sodann flösst sie ihm wasser ein, bis er erwacht. Er dankt den jungfrauen und bittet um einen wundarzt. Die alte königin lässt ihn in ein bett tragen und bestreicht die wunden mit einer salbe (von Cundrîe la surziere), welche auch Anfortas vom tode gerettet hat. Alsdann gibt sie ihm eine schlafwurzel in den mund, gebietet den frauen schweigen und lässt den palast schliessen, damit keiner der übrigen burgleute vor dem andern tage etwas erfahre. — Am abend nimt sie die wurzel wider aus seinem munde. Gâwân erwacht und stärkt sich durch speise und trank. Vergebens aber sucht er unter den frauen nach Orgelûse. Er bittet Arnive, die frauen sich setzen zu lassen; allein sie lässt dies nicht zu. Nach der abendmahlzeit gehen die frauen fort, und Gâwân legt sich wider zur ruhe.*

Cr. *Der eine knappe entwafnet Gawains, andere sorgen für sein ross.*

Cr. *Bald darauf erscheint eine schöne, mit goldener krone geschmückte jungfrau mit ihren frauen. Ein knappe trägt ein kostbares gewand herbei. Gawains steht zur begrüssung vor den frauen auf. Die jungfrau begrüsst ihn im namen ihrer frau, der königin, und verspricht ihren und aller ihrer frauen dienst. Als sie nun alle vor Gawains niederknieen, heisst er sie aufstehen und sich setzen.*

Zwölftes buch.

(583, 1 fgg.) — (9324 fgg.)

G. *In der nacht hat Gâwân sehnsucht nach Orgelûse.*

Am morgen legt er die kostbaren kleider an, welche er vor seinem bette findet.

Die jungfrau heisst ihn das kostbare gewand anlegen.

Cr. *Er dankt ihr und lässt auch der königin dank sagen. Sie rät ihm, bis zu ihrer rückkunft sich auf dem turme durch beschauen der gegend zu ergötzen.*

Darauf beschaut Gâwân den palast und besteigt den gang, welcher über demselben gewölbt ist.

Nach anlegung der kleider steigt Gawains mit dem fergen in den turm und beschaut das land.

G. *In einer kostbaren leuchtenden säule, welche Clinschor aus Feirefîz landen mitgebracht und dort oben aufgestelt hat, spiegeln sich die länder ringsum ab.*

Cr. *Als Gawains von seinem begleiter vernimt, der herr des wunderschlosses dürfe dasselbe nicht einmal der jagd wegen verlassen, ist er unwillig und meint, er werde es nicht sieben tage auf der burg aushalten können. Erzürnt steigt er wider in den palast hinab und sezt sich auf das bett.*

Als nun die jungfrau mit der meldung zurückkehrt, dass das mahl fertig sei und ihre frau, wenn es ihm beliebe, ihn begrüssen wolle, entgegnet er, er werde nicht eher freude daran haben, als ihm über das vernommene auskunft geworden sei. — Die erschreckte jungfrau meldet dies ihrer gebieterin.

Nun begibt sich die alte Arnîve mit ihrer tochter Sangîve und deren beiden töchtern (bei Chrestiens: die königin mit der jungen fürstin nebst hundertfünfzig jungfrauen und knappen) zu Gâwân. Dieser begrüsst sie.

Cr. *Nachdem ihn auch die königin als burgherrn begrüsst hat, fragt sie ihn, ob er ein ritter von Artus tafelrunde sei, und als er dies bejaht, fragt sie nach den kindern des königs Lot. Gawains berichtet: „Er hat vier kinder: Gauwains, Agrevains, Galerëis und Gariés.“ Weiter fragt sie nach könig Urïens und seinen söhnen. Gawains nent als solche Yvains und Outrains (mit dem beinamen Aoutre) und gibt auf ihre frage nach Artus, welcher nach ihrer meinung erst ein „kind von hundert jahren“ sein könne, und dessen gemahlin auskunft. Sie bittet Gawains, mit in ihrem zimmer zu speisen; dieser wünscht das mahl im saale einzunehmen, weil noch kein ritter darin gespeist habe. — Den fährmann an seiner seite schmaust der held in gemeinschaft mit der gesamten dienerschaft bis zum abend. Er schläft im wunderbette.*

Am andern morgen findet er kostbare kleider vor seinem bette. (Vgl. 51ᵃ.) Beim aufstehen (lever) ist der fährmann und Clarissans, die nichte der königin, zugegen. Als Gawains widerum auf den turm steigt, macht leztere der königin davon meldung, und diese begibt sich zu ihm.

Die königin begrüsst Gâwân.

G. *Auf ihr geheiss küsst er die drei jungen königinnen. Nachdem sie sich gesezt, erzählt die königin auf seine frage, dass die säule, in welcher man bei tag und nacht alles, was innerhalb sechs meilen vorgeht, wahrnimt, zu Thabronit der königin Secundille gestohlen sei.*

592, 21 fgg. Gâwân bei Gramoflanz (Guiromelans). 9658 fgg.

Gâwân erblickt (bei Chrestiens schon vor der ankunft der königin) in der säule eine frau und einen ritter, welche über die burgwiese reiten.

G. *In der frau erkent Gâwân Orgelûse de Lôgroys.*

Auf seine frage nach den beiden erfährt er, dass es die herzogin von Lôgroys (bei Chrestiens: die jungfrau, mit welcher er tags zuvor zur burg geritten) und ein tapferer ritter (Wolfram bezeichnet ihn als den turkoyten) ist, welcher schon viele ritter besiegt hat.

Trotz des weinens der fürstinnen und trotz ihres bedenkens, dass die alten wunden wider aufgerissen werden möchden, verlangt er, von liebe zu Orgelûse ergriffen, seinen harnisch.

Vergebens widerrät ihm die königin hinauszuziehen.

Cr. *Auf fürsprache des fergens willigt sie jedoch darein. Gawains verspricht ihr, noch am selben tage auf das schloss zurückzukehren, da sie sich bereit erklärt, ihn vor dem siebenten tage nicht nach seinem namen zu fragen.*

Gewapnet begibt sich Gâwân zu rosse zum flusse und lässt sich vom fährmanne (von welchem er sich bei Wolfram noch einen speer geben lässt) ans andere ufer bringen.

G. *Gâwân erfährt von Plippalinôt, dass der turkoyte sich rühmt, ohne gebrauch des schwertes alle ritter mit der lanze zu besiegen, und dass er (Plippalinôt) auch wirklich die rosse vieler besiegten als zins für den kampfplatz erhalten habe.*

Cr. *Der ritter fragt die jungfrau nach dem herannahenden Gawains und ist, als er hört, es sei der, welcher sie tags zuvor begleitet, höchst erfreut, dass ihm dieser nicht an den „pors de Galvoie“ entschlüpft ist.*

Obwol er (bei Chrestiens) trotz seiner wunden noch das schwert zu ziehen versucht, besiegt ihn Gâwân, lässt sich sicherheit geloben und gibt dem fergen das ross (bei Chrestiens: den ritter).

Cr. *Da die böse jungfrau (la pucièle male) vom rosse gestiegen ist, bittet sie Gawains, wider aufzusteigen und mit ihm ans andere ufer zurückzukehren.*

Trotz des sieges gesteht die jungfrau Gâwân den preis nicht zu, sondern verlangt, dass er ihr zu neuem kampfe folge.

G. *Gâwân sendet den turkoyten mit Plippalinôt in die burg.*

Als die frauen Gâwân mit Orgelûse wegreiten sehen, brechen sie in klagen aus.

Orgelûse verheisst Gâwân annahme seiner minne, wenn er ihr einen kranz von dem reise eines baumes hole.

Die jungfrau sagt, wenn Gauwains mit ihr zu einem baume sich begebe und tue, was ihr eben besiegter freund auf ihren befehl getan habe, dann wolle sie ihn schätzen und lieben.

Sie reitet mit ihm zu einem graben und verlangt, dass er ihr vom jenseitigen ufer den zweig eines baumes (bei Chrestiens: blumen von den bäumen und wiesen) bringe. Er müsse dazu über Li gweiz prelljûs (bei Chrestiens: li gués perelleus). — Gâwân nimt mit dem rosse einen anlauf zum hinübersetzen; das ross fält aber ins wasser. Bei Wolfram rettet er sich durch erfassen eines zweiges, während das ross etwas unterhalb des flusses, wo das ufer gespalten ist, wider ans land komt; bei Chrestiens komt er auf dem schwimmenden rosse sitzend hinüber. Er sizt ab, trocknet das ross und steigt sodann wider auf.

G. *Den baum bewacht könig Gramoflanz; das wasser heisst Sabîns. — Gâwân bricht den zweig.*

König Gramoflanz (bei Chrestiens: Guiromelans oder Griomelans [10491]), der sohn Irôts komt, einen sperber auf der faust, Gâwân entgegen und begrüsst ihn.

G. *Als er den gebrochenen zweig erblickt, ist er erzürnt darüber und sagt, er verschmähe nur deshalb mit Gâwân zu kämpfen, weil er nur mit wenigstens zwei rittern einen kampf aufzunehmen pflege. Überdies sei er gerade ungewapnet.*

G. *Den sperber hat ihm Gâwâns schwester Itonjê gesant. Er trägt einen pfauenhut von Sinzester und einen grünsamtenen mantel.*

G. *Gramoflanz sieht an Gawâns schilde, dass er in Lît marveile gelegen, dessen wunder er selber hat bestehen wollen. Er hat dies aber nicht gekont, weil Clinschor und Orgelûse immer mit ihm frieden gehalten haben.*

Cr. ***Auf die frage des königs, warum er die böse jungfrau verlassen habe, und wo ihr begleiter geblieben sei, entgegnet Gauwains, er habe denselben besiegt und dem fergen geschenkt.***

Zugleich bekent der könig, er habe Orgelûses geliebten (Wolfram nent ihn Cidegast) getötet, die jungfrau mit sich geführt und um ihrer

liebe willen ihr gedient. Allein vergebens. Denn sie sei ihm gram und habe deshalb auch Gâwân jezt in sein gebiet gesant.

Cr. *Gawains hört auch, dass er der erste ritter ist, welcher den „gués perelleus“ überschritten, dass ihn also die jungfrau belogen hat, um ihn zu vernichten. — Sie versprechen sich gegenseitig, alle fragen nach bestem wissen zu beantworten. Der könig heisst Guiromelans und besizt die nahegelegene stadt Orcanelens. Die jungfrau ist li Orguellouse de Logres und der von Gawains besiegte ritter li Orguelleus („de la roce en estroite voie,“ welcher die „pors de Gauvoie“ bewacht. Als Gawains schliesslich auch nach dem namen der wunderburg fragt, wird Guiromelans unwillig und meint, Gawains sei gar kein ritter, sondern ein spielmann (jouglères); denn so viel habe er auch von einem solchen erfahren können. Nachdem ihm jedoch Gawains die gefahren auf der burg erzählt hat, bittet ihn jener wegen seiner äusserung fussfällig um verzeihung. Die alte königin, Ugierne, Artus mutter, ist die gemahlin Pandragons; ihre tochter die mutter des verwünschten Gawains.*

Gâwâns schwester (bei Wolfram: Itonjê) sei seine geliebte. Der könig bittet Gâwân, ihr einen ring von ihm zu überbringen.

Cr. *Zum lohne hierfür sagt Guiromelans ihm den namen der wunderburg: la Roce de sanguin.*

Auf Gâwâns frage nach seinem namen sagt er: „Ich bin könig Gramoflanz (Guiromelans). Meinen vater (bei Wolfram: Irôt) hat könig Lôt (bei Chrestiens: roi Lot) erschlagen.“

G. *Deshalb wolle er auch gegen seine gewohnheit mit Gâwân, wenn er ihn treffe, allein kämpfen.*

Cr. *Er hasse Gawains, weil dessen vater den seinigen und Gawains selber sieben leibliche vettern von ihm getötet habe.*

Da gibt sich Gâwân zu erkennen, und sie kommen überein, sechzehn tage später an derselben stelle (bei Wolfram: auf dem plane zu Jôflanze) zum zweikampfe vor frauen und jungfrauen wider zusammenzukommen. Auch Artûs hof soll geladen werden.

Cr. *Artus hof, sagt Guiromelans, sei zu pfingsten in Orcanie, nur zwei tagereisen weit entfernt.*

Gramoflanz schlägt Gâwân vor, mit nach seiner stadt Rosche Sabbîns (vgl. s. 55[b]: la Roce de sanguin.) zu kommen und dort über die brücke zu gehen.

Guiromelans will Gawains an einen guten hafen führen.

Allein Gâwân will geradeswegs über den fluss zu Orgelûse zurückkehren und sezt auch diesmal ohne unfall mit dem rosse hinüber.

Orgelûse wirft sich dem vom rosse gestiegenen Gawains zu füssen und dankt ihm beschämt.

G. *Gâwân tadelt sie, weil sie das rittertum in ihm beleidigt habe, und warnt sie vor widerholung solches tuns.*

G. *Sie entgegnet, sie habe erproben wollen, ob er so wert wie ihr getöteter geliebter Cidegast sei, und bittet ihn um verzeihung.*

Orgelûse komt zu fusse zu Gawains und dankt ihm.

Cr. *Sie sagt, aus schmerz über ihren durch Guiromelans getöteten geliebten sei sie gegen alle ritter abstossend gewesen.*

Gâwân und Orgelûse steigen zu rosse.

G. *Orgelûse erzählt, könig Anfortas habe ihr nach Cidegasts tode gedient und ihr das kramgewand vor der wunderburg geschenkt. Als Anfortas dann leider verwundet worden sei, habe sie den schatz zu ihrer sicherheit Clinschor gegeben unter der bedingung, dass sie ihn zurückerhalte, fals der ritter, welcher die wunder der burg bestanden, ihre liebe verschmähe; andernfals solle der schatz ihnen beiden gehören. Clinschors ritter haben sie geschüzt und mit Gramoflanz gekämpft. Nur einem einzigen, einem roten ritter, habe sie herz und lande angeboten, nachdem er fünf ihrer ritter vor Lôgroys besiegt; aber dieser habe gesagt, sein weib, die königin von Pelrapeire, sei noch schöner als sie.*

G. *Gâwân bittet sie, seinen namen (den Urjâns genant hat) auf der burg zu verschweigen.*

G. *Die burgleute ziehen zur begrüssung Gâwâns heraus.*

Das paar komt zum fährmanne zurück.

G. *Plippalinôts tochter begrüsst beide. Sie steigen beim fergen ab, Gâwân wird entwafnet, und sie schmausen. Die herzogin Orgelûse löst den ritter Lischoys, duc de Gôwerzîn, welchen Gâwân tags zuvor dem fergen für sein ross geschenkt, durch die harfe (eine „swalwe“) aus*

dem schatze des Anfortas und mit dem übrigen schatze den turkoyten, Flôranden von Itolac.

Hierauf fahren Gâwân und Ogelûse über und reiten zur burg, wo sie freudig empfangen werden.

625, 1 fgg. **Gâwâns botschaft an Artûs.** 10441 fgg.

Gâwân bittet Arnîve (bei Chrestiens: seine schwester) um einen boten und sendet denselben heimlich (bei Wolfram: mit einem mittels tinte auf pergament geschriebenen briefe) an Artûs nach Bems bî der Korcâ (bei Chrestiens: nach der stadt Orcanie), um ihn als zeugen seines zweikampfes mit Gramoflanz herbeizurufen.

G. *Der knappe soll verschweigen, dass Gâwân herr der wunderburg ist, und soll sich zuerst an die königin wenden und ihrem rate folgen.*

Der knappe reitet von dannen.

G. *Arnîve schleicht ihm nach, um ihn auszuforschen; aber er verweigert jede auskunft.*

Cr. *Gawains begleitet ihn bis zur fähre.*

Dreizehntes buch.

(627, 1 fgg.) (10372 fgg.)

G. *Sie beauftragt den pförtner, ihr die rückkunft des boten anzuzeigen. Auch bei der herzogin Orgelûse forscht sie vergebens nach Gâwâns namen.*

G. *Dieser schläft mitten am tage, nachdem seine wunden von neuem verbunden sind. Alsdann lässt er Lischoys von Plippalinôt holen. Bêne bringt ihn. Er und Flôrand werden mit kostbaren kleidern beschenkt und dann im palaste wider für frei erklärt.*

Cr. *Gawains schlägt die fünfhundert knappen auf der burg durch anlegung des rechten sporns und umgürtung des schwertes zu rittern, nachdem sie tags zuvor gebadet und die ganze nacht im kloster gewacht haben.*

Gâwân richtet seinen auftrag von Gramoflanz an seine schwester aus.

G. *Ritter und damen speisen gemeinschaftlich in einem saale, während sie sich früher nie sehen durften. Nach der tafel wird getanzt, und darauf trinken die ritter.*

Cr. *Als Gawains schwester vernimt, Guiromelans wolle ihren bruder aus rache töten, tadelt sie diese absicht.*

G. *Bêne und Arnîve geleiten Gâwân und Orgelûse zu bette.*

Cr. *Bei dem gespräche, welches gleichzeitig die alte königin mit ihrer tochter über Gawains und seine schwester führt, wünscht leztere, sie möge ihm gefallen wie „Amas la fille Ayne“ gefiel; erstere, sie möchten sich wie schwester und bruder lieben.*

Der bote ist unterdes an Artûs hof gekommen.

G. *Der knappe übergibt Gâwâns brief der königin bei ihrer morgenandacht in der kapelle. Sie rät ihm, vor versammeltem hofe den brief dem könige zu übergeben und sie und ihre frauen öffentlich einzuladen. — Gâwâns aufenthaltsort sagt er ihr nicht.*

Der knappe begibt sich zu Artûs.

Cr. *Dieser sizt von hundert grafen, zwanzig herzögen und ebensoviel königen umgeben traurig und nachdenklich da. Als er die fürsten erblickt und seinen neffen nicht sieht, fält er in ohnmacht. Madame Lore, welche von einer loge aus den vorgang gesehen, eilt zur königin.*

Hier (bei Wolfram 649, 4, bei Chrestiens 10608) hört die übereinstimmung zwischen beiden darstellungen auf. Chrestiens erzählung bricht nach Potvins angabe ab mit den worten: „Explycyt Perceval le viel," in der handschrift von Mons und mit: „Explicit li romans de Perceval" in der Berner handschrift. Wir verfolgen noch den schluss bei Wolfram und lassen hier die zeilen im drucke wider durchlaufen.

Artûs ist über den inhalt des briefes hocherfreut und befiehlt dem knappen, denselben auch zur königin zu bringen. Beide betreiben nun die fahrt zu Gâwân. Nach alter sitte wird wegen der wichtigen nachricht ein grosses mahl abgehalten. Reich beschenkt wird der knappe entlassen.

Vergebens sucht Arnîve den boten, dessen rückkunft ihr der pförtner gemeldet hat, auszufragen. Derselbe meldet vielmehr seinem gebieter allein den erfolg seiner sendung.

Clinschor.

655, 3 fgg.

Eines morgens fragt Gâwân die Arnîve nach den wundern der burg des Clinschor. Sie berichtet: Clinschors land heisst Terre de Lâbûr; er ist der neffe des Virgilius von Nâpels; Câps war seine hauptstadt. Clinschor ist ein preiswerter herzog gewesen, bis ihn könig Ibert von Sibilje, dessen gemahlin Iblis er minnedienst leistete, auf der burg Kalot enbolot bei ihr überrascht und entmant hat. Nun hat Clinschor in der stadt Persidâ zauberei gelernt und damit männern und frauen geschadet. König Irôt von Rosche Sabînes hat ihm den berg der wunderburg nebst acht meilen landes ringsum geschenkt, um frieden vor ihm zu haben. Darauf hat Clinschor das schloss errichtet. Nach überwindung der wunder habe Gâwân von dem zauberer nichts mehr zu befürchten. — Gâwân verspricht auf Arnîves bitte hilfe und befreiung aus der wunderburg.

Das lager zu Jôflanze.

661, 6 fgg.

Alsbald komt Artûs hof an. Arnîve erkent den schild Isâjes, des marschals ihres gemahls Utepandragûn; allein jezt führt denselben dessen sohn Maurîn, der marschal der königin Ginovêr.

Gâwân befiehlt Plippalinôt, das heer an diesem tage nicht mehr überzusetzen. Bêne beschenkt er mit der harfe (swalwe) und lässt die pforten wie vor einem feindlichen heere schliessen. Orgelûse erklärt, dass jenes heer nicht das ihrige, sondern irgend ein feindliches sein müsse.

Artûs ritter haben auf dem zuge manchen kampf mit den rittern von Lôgroys zu bestehen gehabt. Lestere haben Gârel und Gaherjêt, rois Meljanz von Barbigœl und Jofreit fîs Idœl gefangen genommen, erstere: duc Frîam de Vermendoys und kuns Bitschart de Nâvers, den Artûs selber besiegt hat.

Nun rüstet auch Gâwân ein heer aus und ernent einen kämmerer, schenken, truchsess und marschal.

Am andern morgen begibt sich Artûs heer nach Jôflanze, und auch Gâwân lässt seinen marschal dort ein heerlager bereiten. Das zelt, welches Iblis dem Clinschor geschenkt hat, wird dort aufgestelt.

Sobald Artûs Gâwâns ankunft erfährt, begibt er sich mit seiner gemahlin zum empfange vor sein zelt und führt ihn hinein. Auf Artûs frage nach den frauen berichtet Gâwân, dass sie: Arnîve, die gemahlin Utepandragûns, Artûs mutter, Sangîve, die königin von Norwœge, seine eigene mutter, und seine beiden schwestern sind. Seine geliebte Orgelûse empfiehlt er als eine witwe der huld Artûs, besonders da ihre ritter gegen Artûs heer gekämpft haben. Er schlägt eine auslösung der gefangenen vor. — Gâwâns heer bezieht das lager, und am andern morgen kommen auch die ritter der Orgelûse im lager an.

Artûs lässt Gramoflanz nach Rosche Sabîns melden, dass er seinem neffen Gâwân den kampf mit dem könige gestatte.

Von Lischoys und Flôrand lässt sich Gâwân die ritter der herzogin zeigen und empfängt sie. Alsdann aber reitet er gewapnet zum wasser Sabîns und sieht dort bereits einen ritter halten.

Vierzehntes buch.

Gâwâns kampf mit Parzivâl.

679, 1 fgg.

Gâwân kämpft mit dem fremden ritter, welcher ebenfals ein reis von Gramoflanz baume gebrochen hat.

Zwischen Sabbîns und Poynzaclîns vor der stadt Rosche Sabbîns treffen Artûs boten Gramoflanz. Mit lesterem sind: sein oheim Brandelidelîn, könig von Punt, Bernout von Riviers, der sohn des grafen Nârant von Uckerlant und Affinamus von Clitiers (707, 2). Bêne bringt Gramoflanz den ring zurück.

Auf dem rückwege finden die boten die kämpfenden und rufen klagend Gâwâns namen aus. Da wirft sein gegner, welcher Gâwân beinahe besiegt hat, unwillig das schwert weg und gibt sich als Parzivâl zu erkennen. Von der übergrossen anstrengung des kampfes wird Gâwân ohnmächtig.

Gramoflanz lässt den kampfplatz unterdes abstecken, und dort kommen beide heere zusammen. Als nun Gramoflanz mit Bêne an den schauplatz des kampfes zwischen Gâwân und Parzivâl komt und leztere den ohnmächtigen liegen sieht, verflucht sie seinen gegner. Gramoflanz will den kampf einen tag aufschieben und nimt das eintreten Parzivâls für Gâwân nicht an. Sobald Bêne von dem beabsichtigten kampfe Gâwâns mit Gramoflanz hört, schilt sie lesteren, und, als dieser sie bei seite nimt und zu beschwichtigen sucht, flucht sie dem treulosen.

Gâwân, Parzivâl und Bêne reiten zu Gâwâns heer, wo namentlich Parzivâl freudig begrüsst wird. Er muss die vier königinnen küssen. Die herzogin schämt

sich, den zu küssen, welcher sie und ihr land verschmäht hat. Gâwân verbietet Bêne, der Itonjê etwas von seinem morgenden kampfe mit Gramoflanz zu verraten. Während des mahles muss Orgelûse den Parzivâl bedienen. Als Itonjê Bênen heimlich weinen sieht, wird sie auch traurig, weil sie glaubt, Gramoflanz habe ihre liebe zurückgewiesen.

Darauf wird Parzivâl von Artûs und seinem hofe empfangen und auf seine bitte wider in die tafelrunde aufgenommen. Er erbietet sich nochmals zur übernahme des kampfes mit Gramoflanz, da auch er ein reis von dessen baume gepflückt habe. Allein Gâwân lehnt diese anerbietung ab.

Bevor man zur ruhe geht, bringt Artûs schenke allen noch einen trunk herbei.

Parzivâls kampf mit Gramoflanz.

703, 1 fgg.

Aus ärger darüber, dass ihm Parzivâl tags vorher beim kampfe mit Gâwân zuvorgekommen ist, begibt sich Gramoflanz in aller frühe auf den kampfplatz, wartet indes vergebens auf Gâwân. Auch Parzivâl hat sich heimlich frühzeitig hinausbegeben, und sobald beide sich erblicken, rennen sie auf einander los.

Nach anhörung der messe reiten Gâwân und Artûs ebenfals hinaus, und beide heere sammeln sich um die kämpfenden. Artûs, Gâwân und Gramoflanz fürsten wollen den streit scheiden; der beinahe besiegte Gramoflanz ist damit einverstanden und spricht Parzivâl den sieg zu. Nun gewährt Gâwân dem Gramoflanz ebenfals aufschub des zweikampfes bis zum folgenden tage; beide heere ziehen in ihre lager. Gramoflanz aber sendet boten zu Artûs, damit er nicht wieder einen andern als Gâwân mit ihm streiten lasse, und gibt ihnen auch einen brief und den ring für Itonjê an Bêne mit. Erstere hat vom kampfe zwischen ihrem bruder und ihrem geliebten erfahren und ist darüber sehr betrübt. Als Arnîve ihr die klage verweist, gesteht sie der grossmutter ihre liebe zu Gramoflanz. Diese lässt ihren sohn Artûs rufen.

Gramoflanz boten finden Bêne vor dem zelte, worin Itonjê mit Artûs verhandelt. Sie fragen nach lezterem und geben Bêne brief und ring des Gramoflanz. Als Artûs den brief gelesen hat, verspricht er seiner nichte beilegung des beabsichtigten zweikampfes. Er erfährt nun auch, dass sich Gramoflanz und Itonjê durch Bênes vermitlung ineinander verliebt haben. Hierauf empfängt er die boten und sagt, Gâwân bedauere nicht selber haben kämpfen zu können. Daher wolle er (Artûs) Gramoflanz wunsch erfüllen, bitte ihn aber, noch an demselben tage zu ihm zu kommen, damit er seinen streit mit der herzogin schlichten könne. Bêâcurs, seiner schwester sohn, werde dem könige auf halbem wege entgegenkommen und ihn zu Artûs geleiten.

Gramoflanz ist über diese nachricht, welche ihm Bêne und seine boten überbringen, hoch erfreut und begibt sich mit Brandelidelin, Bernout de Riviers und Affinamus von Clitiers unter Bêâcurs geleite zu Artûs. Dieser erlaubt ihm beim empfange seine geliebte Itonjê zu küssen. Mit Brandelidelîn, Gramoflanz oheim, komt Artûs überein, dass der zweikampf unterbleiben und eine versöhnung des Gramoflanz mit der herzogin Orgelûse statfinden soll. Dies gelingt und Gramoflanz erhält Itonjê, Lischoys von Gôwerzîn bekomt Cundrîe, der turkoyte Flôrand die Sangîve, Lôts gemahlin. Beide höfe feiern eine gemeinsame grosse hochzeit.

Allein Parzivâl empfindet so grosse sehnsucht nach seiner gemahlin Condwîrâmûrs, dass er am andern morgen bei tagesanbruch fortreitet.

Fünfzehntes buch.

Parzivâls kampf mit Feirefîz.

734, 1 fgg.

Im walde trift Parzivâl einen reichgekleideten heiden, welcher auf abenteuer übers meer gezogen ist, seine leute aber im schiffe zurückgelassen hat. Beide kämpfen zuerst mit der lanze zu rosse und dann mit dem schwerte zu fusse gegen einander. Der heide ermutigt sich durch den gedanken an seine gemahlin Secundille; zudem verleihen ihm edle steine grössere kraft. Auch Parzivâl denkt an Condwîrâmûrs und ruft dem „Thabronit" und „Thasmê" schreienden heiden sein „Pelrapeire" entgegen. Zugleich schlägt er ihm so wuchtig auf den helm, dass das schwert Ithêrs zerbricht, der heide aber zu falle komt. Rasch springt dieser wider empor und ruft ihm „en franzoys" zu, da Parzivâls schwert zerbrochen sei, so wolten sie sich vor weiterem kampfe erst ausruhen. Da sich Parzivâl auf seine frage nicht nennen will, so gibt sich der heide als Feirefîz Anschevîn zu erkennen. Parzivâl entgegnet, ihm gehöre Anschouwe mit der stadt Bêalzenân; er wisse auch von einem bruder im heidenlande. Damit er ihn erkennen könne, möge er sein haupt entblössen. Nachdem der heide nun das schwert weggeworfen, fragt er Parzivâl, wie sein heidnischer bruder denn aussehe. Dieser entgegnet: „Nach beschreibung der Eckubâ (von Janfûse 328, 1 fgg.) wie ein beschriebenes pergament schwarz und weiss." Beide entblössen hierauf ihr haupt, erkennen und küssen sich. Der heide dankt seinen göttern Jupiter und Jûno für die fügung und bittet Parzivâl, ihn nicht mehr zu ihrzen. Dieser aber erwidert, Feirefîz sei der ältere und so reich wie der bâruc, während er arm sei. — Feirefîz will ihm Zazamanc und Azagouc überlassen. Nach seiner mutter tode sei er ausgezogen, seinen vater zu suchen. — Zu seinem grossen kummer erfährt er nun, dass auch Parzivâl den wackeren helden nicht mehr gekant hat. Er ladet schliesslich Parzivâl zu seinem schiffe; dieser aber bittet ihn, zu Artûs und der verwantschaft mitzukommen.

Parzivâls berufung als gralskönig.

754, 29 fgg.

Soeben hat Artûs von dem gewaltigen kampfe, welcher in der säule auf Schastel marveile gesehen worden ist, nachricht erhalten. Da reiten Parzivâl und Feirefîz ins lager. Gâwân empfängt die helden und lässt sie entwafnen. Als er hört, wer der fremde ritter ist, küsst er ihn. Ebenso tun die frauen. Jofreit benachrichtigt Artûs, und dieser komt nach dem mahle mit grossem gefolge zu Gâwân. Nach der begrüssung fragt Artûs, dessen namen auch Feirefîz schon hat rühmen hören, ob lezterer im minnedienste ausgezogen sei. Feirefîz erwidert, ein ecidemôn auf dem schilde und der gedanke an sein weib Secundille hätten ihm geholfen. Er lebe nach ihrem willen und habe deswegen eine schar wackerer ritter um sich gesammelt. (Aufzählung derselben: 770, 1—30). Seinen vater zu suchen, sei er ausgezogen, habe viele länder erobert und die minne der königinnen Olimpie, Clauditte und zulezt der Secundille erlangt.

Nun zählt Parzivâl die ritter auf (772, 1—23), welche er seit dem besuche auf der gralsburg besiegt hat.

Alle bewundern die kostbare rüstung des Feirefîz.

Am andern morgen lässt Artûs zu ehren des gastes die tafelrunde ein mahl abhalten und den tisch dazu aus einem drîanthasmê anfertigen. Die ritter der tafelrunde bringen ihre frauen mit.

Da naht die gralsbotin Cundrîe la surziere in kostbarer kleidung und verkündet Parzivâl, dass er nach der inschrift (epitaffum), welche am grale erschienen, zum gralskönige erwählt sei. Auch seine gemahlin Condwîrâmûrs und seine zwillingssöhne Loherangrîn und Kardeiz seien dorthin berufen. Jezt werde seine frage Anfortas erlösen und das land, welches die sieben planeten Zvâl, Almustrî, Almaret, Samsî, Alligafir, Alkitêr und Alkamêr bei ihrem umlaufe bescheinen, solle ihm gehören. Sie selber werde ihn zur gralsburg geleiten; er solle nur einen einzigen ritter mitnehmen und nicht lange zaudern.

Parzivâl wählt Feirefîz als begleiter. Nachdem dieser durch Artûs boten von seinem schiffe reiche schätze hat holen lassen, teilt er unter alle gaben aus. Parzivâl verkündet (was ihm Trevrizent mitgeteilt hat), dass zum grale nur ein von gott berufener gelangen könne.

Am vierten tage reitet Cundrîe mit Parzivâl und Feirefîz fort.

Sechzehntes buch.

Amfortas erlösung und Feirefîz taufe.

787, 1 fgg.

Die sterne Mars und Jupiter machen Anfortas grosse schmerzen; gewürze liegen vor seinem bette, und dieses ist mit achtundfünfzig kostbaren steinen geschmückt (791, 1—30).

Parzivâl und Feirefîz werden auf einer warte von einer schar gralsritter empfangen und nach Munsalvæsche geleitet. Entwafnet erhalten sie reiche kleider und trank aus goldenen schalen. Als sie sich darauf zu Anfortas begeben, weist dieser den Feirefîz zurück; Parzivâl aber fält vor dem grale anbetend zur erde und richtet dann die erlösende frage an den könig: „Oheim, was fehlt dir?“ Anfortas gesundet sogleich, und seine hautfarbe ist glänzender als die Parzivâls, Absalôns und Vergulahts.

Unterdessen ist Condwîrâmûrs, vom herzoge Kyôt und andern geleitet, in den wald zu Terre de Salvæsche gekommen an die stelle, wo Parzivâl den Segramors vom rosse gestossen und die drei blutstropfen im schnee dem angesichte seiner gemahlin verglichen hat. Auf die nachricht eines templeisen begibt sich Parzivâl mit einer anzahl von tempelrittern zunächst zu Trevrizent; dieser ist über Anfortas erlösung hocherfreut und bittet seinen nunmehrigen gebieter Parzivâl um vergebung, dass er ihn früher in betreff der neutralen engel belogen hat; sie seien auf ewig verloren; nicht durch arbeit könne der gral erworben werden.

Am abend scheidet Parzivâl von ihm, reitet die nacht hindurch und findet bei tagesanbruch seine gemahlin. Kyôt, welcher die ritter am gralswappen erkant hat, empfängt sie. Entwafnet wird Parzivâl in das zelt seiner gattin geführt, welche mit den beiden knaben noch schläft. Sie wird von Kyôt geweckt und begrüsst ihren gemahl.

Nach der messe findet ein empfang der ritter und die belehnung derselben durch den jungen Kardeiz und dessen krönung statt. Nachdem sie nun noch ein gemeinsames mahl eingenommen, kehren die ritter der Condwîrâmûrs mit dem jungen könige Kardeiz in ihr land zurück, während sich die templeisen mit Parzivâl, Condwîrâmûrs und Loherangrîn nach der gralsburg aufmachen.

Unterwegs lässt sich Parzivâl zu der klause geleiten, worin Sigûne ihren toten geliebten beweint. Spät abends finden sie die jungfrau tot daliegend, und Parzivâl lässt sie zu ihrem freunde in den sarg legen.

Bei nacht begeben sie sich noch nach Munsalvæsche, wo sie von Feirefîz erwartet werden. Dieser und Anfortas, Repanse de schoye, Garschiloye von Gruonlant, Flôrie von Lunel, Ampflise, tochter des Jernis von Ryl, und Clârischanze von Tenabroc empfangen sie an der treppe. Bei dem nun folgenden mahle versorgt sie der gral, welchen Repanse hereinträgt, zur verwunderung des Feirefîz mit weine. Anfortas erklärt ihm dies aus der kraft des grales; aber Feirefîz sieht den gral nicht, sondern nur „das achmardi," den grünen seidenstoff, auf welchem der gral steht. Feirefîz empfindet innige liebe zu Repanse und wendet sich an Anfortas mit der bitte, ihm bei dem gewinnen ihrer liebe behilflich zu sein, wird aber von diesem an Parzivâl gewiesen. Feirefîz rühmt sich der kentnis der fünf stiche des turniers: zem puneis, ze triviers, zentmuoten, ze rehter tjost und zer volge. Vor Agremuntîn habe er einen feurigen ritter besiegt.

Anfortas teilt Parzivâl mit, dass Feirefîz den gral nicht wahrnehme, und der alte Titurel, welcher die kunde auch vernimt, sagt, ein ungetaufter könne den gral nicht sehen. Sie raten Feirefîz zur taufe, besonders da er nur so Repanse erwerben könne, und dieser ist damit einverstanden. Am andern morgen wird er im gralstempel von einem alten grauen priester getauft, muss seinen göttern und seiner heidnischen gemahlin Secundille entsagen und erhält Repanse de schoye zur gattin. Jezt nimt er auch den gral wahr.

Am zwölften tage reitet Feirefîz unter Cundrîes geleite mit Repanse zum burggrafen nach Carcobrâ, und dieser weist sie durch das „fôreht Læprisîn" nach dem hafen. Zu Jôflanze findet Feirefîz keinen ritter mehr, da Artûs nach Schamilôt gezogen ist. Endlich trift er seine schon ungeduldig gewordenen leute. Durch die meldung von Secundilles tode wird Repanse hoch erfreut.

In Indyân gebiert sie einen sohn. „Priester Jôhan" nent man ihn und seine nachkommen. Feirefîz lässt schriften über christliches leben abfassen. (Was wir Indîâ heissen, nent man dort Trîbalibôt.)

Loherangrîn.

823, 27 fgg.

Als Loherangrîn herangewachsen ist, wird er zu der frommen herzogin von Brâbant auf einem schwane geschickt und landet zu Antwerp. Er heiratet sie unter der bedingung, dass sie ihn nie nach seiner herkunft frage. Allein nach längerer glücklicher ehe fragt sie doch danach. Da holt der schwan den Loherangrîn wider ab. Nur ein schwert, ein horn und einen fingerring lässt er zurück.

Hier schliesst Wolframs erzählung unter ausdrücklichem hinweise auf seine quelle (Kyôt), welche ihm auch „dirre âventiur endes zil" gewährt habe.

Nachdem wir im vorstehenden eine übersicht über die erzählungen Wolframs und Chrestiens zu geben versucht haben, wollen wir im folgenden diejenigen punkte daraus hervorheben, welche unserer oben ausgesprochenen vermutung, dass Kyôt und Chrestiens aus einer gemeinsamen älteren quelle geschöpft haben, zur begründung dienen können. Wie auf der hand liegt, werden uns dabei die abweichungen am häufigsten fingerzeige geben.

Eine höchst bedeutende abweichung zwischen Wolframs und Chrestiens darstellung zeigt sich, wie man sieht, gleich im eingange: bei Wolfram eine ethische, mit dem grundcharakter des Wolframschen gedichtes in engstem zusammenhange stehende betrachtung, bei Chrestiens eine flüchtige, unklare erwähnung eines romancomplexes, von welchem der dichter nur eine abteilung, das abenteuer vom schilde, vorführen will.

Die darauf folgenden, von den schicksalen von Parzivâls vater und von Parzivâls jugend erzählenden stücke stimmen bei beiden dichtern nur sehr wenig überein, — nämlich nur darin, dass Parzivâls vater im turniere fält, und dass seine gemahlin einen knaben gebiert und im walde erzieht, — aber es folgt trotzdem mit ziemlicher wahrscheinlichkeit daraus, dass diese züge, welche entschieden älteren charakter tragen, in der dem Kyôt und Chrestiens gemeinsamen quelle gestanden haben müssen. Dagegen ist alles, was Wolfram in den beiden ersten büchern als vorgeschichte, als geschichte von Parzivâls vater Gahmuret erzählt, Kyôts zutat. Das material dazu hat lezterer nach Wolframs angabe wenigstens teilweise aus uns unbekanten nordfranzösischen oder lateinischen quellen geschöpft, demselben aber gerade diese gestaltung mit wolüberlegter absicht gegeben, um Parzivâl zu einem ahnherrn des fürstenhauses von Anjou zu machen und ihn — und damit auch seinen nachkommen Heinrich II. von England — mit dem priester Johann einer- und mit könig Artûs andererseits genealogisch zu verknüpfen.

Nur bei Wolfram (s. 15^a) findet sich die erzählung der Herzeloyde über kämpfe ihrer lehnsmannen für Parzivâls länder Wâleis und Norgâls. Auch hier leuchtet ältester charakter der erzählung durch, so dass vermutlich etwas von diesen kämpfen in der gemeinsamen vorlage gestanden haben wird, und diese vermutung erscheint um so wahrscheinlicher, da beim ersten zusammentreffen Parzivâls mit Sigûne (nur bei Wolfram) die nachricht von kämpfen zwischen Lähelîn und Parzivâls lehnsmannen um den besitz der erbländer Parzivâls bestätigt wird (s. 16).

Bei Chrestiens (s. 15^b) liefert die erzählung der mutter Percevals eine neue vorgeschichte, welche weder zu Chrestiens erster darstellung (s. 12) noch zu der Wolframs passt. Denn während an leztgenanter stelle bei Chrestiens der kinderlose Bliocadrans die geburt eines kindes wünscht, wird dort in ausführlicher weise von zwei brüdern Percevals gesprochen.

Beachtenswert ist bei Chrestiens (s. 15^b) die ermahnung der mutter Percevals, dass er kirchen und klöster besuchen soll. Diese ermah-

nung wird (aber ebenfals nur bei Chrestiens) später noch zweimal von Gonemans (s. 18) und vom einsiedler (s. 45) widerholt. Derselbe kirchliche anflug der erzählung bei Chrestiens zeigt sich darin, dass Perceval Orilus zelt für ein kloster hält und darin beten will (s. 15); hierher gehört auch die einführung von mönchen und nonnen und die erwähnung der seelenmesse (s. 22), sowie die behauptung Trevrezents, Perceval habe wegen seiner sündhaftigkeit die frage auf der gralsburg unterlassen (s. 43). Bei Wolfram findet sich nur wenig derartiges — belehrung über gott und teufel (s. 12), Gurnemanz lehrt Parzivâl opfern und sich segnen (s. 18) — vor allem aber herscht in seiner darstellung eine freiere, nicht specifisch römische auffassung alles theologischen und mahnt an die freiere forschung der französischen theologen des 12. jahrhunderts.

Auffällig erscheint bei Chrestiens (s. 18) die nochmalige ritterweihe Percevals durch Gonemans, da Perceval ausdrücklich erklärt hat: Artus „novel chevalier m'a fait.“

Die ausdrückliche und ausführliche erwähnung der kinder des Gurnemanz bei Wolfram (s. 19) gehört wahrscheinlich der gemeinsamen quelle an, da weder für Kyôt noch für Wolfram eine ersichtliche veranlassung zu dieser abschweifung vorliegen konte.

Ebenfals der alten geschichte anzugehören scheint die zweimalige prophezeiung des toren bei Chrestiens (s. 17 und 21), zumal sie ältesten charakter trägt.

Dass die königin Condwîrâmûrs (Blancheflour) (s. 20) nicht nur an, sondern auch in Parzivâls bett komt, ist ein alter, echter zug.

Den zwei scharfen, silbernen messern bei Wolfram (s. 23), welche von zwei jungfrauen auf weissen zwehlen hereingebracht werden, entspricht bei Chrestiens (4743) ein kleiner silberner teller (petit talléoir d'argent), welchen eine jungfrau nach dem grale hereinträgt.

Beim besuche Parzivâls auf der gralsburg (s. 23) wird (nur bei Wolfram) ein alter mann im nebenzimmer erwähnt, welcher noch grauer als nebel ist. Dieser wird bei Wolfram (s. 46[a]) als grossvater von Parzivâls mutter, bei Chrestiens (s. 46[b]) als vater des fischerkönigs bezeichnet.

Nur bei Wolfram wird die kraft des grales (s. 23[a]) gleich der eines tischlein decke dich beschrieben, während nur von Chrestiens (s. 23[b]) der lichtglanz desselben hervorgehoben wird.

Sehr auffallend ist, dass Perceval bei Chrestiens (s. 24) seinen namen vermutet. Dies lässt auf ein schon voraufgehendes zusammentreffen Percevals mit Sigûne (wie bei Wolfram) oder auf ein anderes, von Chrestiens unterdrücktes stück der erzählung schliessen.

Sigûne zeigt (s. 25) bei Chrestiens dem Parzivâl den richtigen weg zum mörder ihres geliebten, obwol sie Orilus tod nicht wünscht, während sie ihn bei Wolfram beim ersten zusammentreffen (s. 16) auf falsche spur leitet.

Am bezeichnendsten ist, dass Wolfram von Chrestiens erzählung über die widerherstellung des zersprungenen schwertes durch den meister Trebucet abweicht und (s. 25) die möglichkeit der widerherstellung allein der wunderkraft des brunnens Lac zuschreibt. Diese darstellung trägt entschieden gleichfals alleraltesten charakter. — Wie Wolfram später (s. 40) berichtet, ist das schwert auch wirklich im brunnen Lac bei Karnant wider zusammengefügt worden. Dagegen ist die episode von der zurückholung der schwertstücke bei Chrestiens (s. 26) sehr verdächtig, weil sie für den fortgang der fabel ganz zwecklos bleibt. Sie mag daher nur ein wilkürlicher, ausschmückender zusatz Chrestiens sein.

Ein alter zug mag vielleicht auch sein die von Sigûne als haupterfordernis der glückseligkeit bezeichnete kentnis des schwertsegens (s. 25).

Die verfluchung Parzivâls durch Sigûne (s. 25) und demgemäss auch die zurücknahme des fluches (s. 40) fehlen bei Chrestiens gänzlich.

Wie Wolfram (s. 27 und 41) auf die erwähnung von Taûriâns speer geraten ist, bleibt dunkel.

Chrestiens berichtet nicht, warum Gaweins (s. 27) von Artûs hofe abwesend und ohne kunde von Percevals taten geblieben ist.

Bei den kämpfen vor Bêârosche (s. 36) erwähnt nur Wolfram den roten ritter. Da dieser aber Parzivâl, der held des gesamten gedichtes ist, so wird wahrscheinlich, dass er bei erzählung eines so wichtigen und ausführlich berichteten ereignisses in der Kyôt und Chrestiens gemeinsamen quelle doch nicht gänzlich vergessen gewesen sein kann. Chrestiens aber scheint ihn hier wie auch später weggelassen zu haben, weil er nicht entscheidend in die handlung eingreift. Ebenso erscheint nämlich unser held im hintergrunde der darstellung noch bei Wolfram (s. 39) als sieger über Vergulaht, den er gleichfals zur gralsuche nötigt, ferner (s. 49) vor der wunderburg vorüberziehend und (s. 56) die dargebotene liebe der Orgelûse verschmähend.

Nur bei Chrestiens (s. 37) wird die jagd Gaweins auf eine hirschkuh erzählt, die mit der eigentlichen geschichte von Perceval und dem grale gar keinen ersichtlichen zusammenhang hat.

Ältesten charakter verrät es, wenn Wolfram (s. 37) Vergulahts erscheinung als glänzend weiss bezeichnet und ihn vom feengeschlechte

des Mazadân, zu welchem auch Parzivâl gehört (vgl. s. 10), abstammen lässt.

Bei Chrestiens (s. 39) wird bezug genommen auf die in der einleitung (s. 10) von ihm erwähnte zerstörung des königreichs Logres.

Beim dritten, nur von Wolfram erzählten zusammentreffen Parzivâls mit Sigûne (s. 40) erkent ihn diese merkwürdiger weise erst, als er den helm abbindet, während sie ihn bei der zweiten begegnung (s. 24) an der stimme erkant hatte.

Der grund des sich nur bei Wolfram (s. 40) vorfindenden kampfes Parzivâls mit dem gralsritter ist die gewinnung eines rosses von der gralsburg und findet bei der begegnung Parzivâls mit dem einsiedler (s. 43) verwendung.

Sehr auffallender weise wird der einsiedler (vgl. s. 41 fgg.) bei Wolfram fünfmal (457, 2; 458, 25; 460, 19; 476, 23; 487, 24) der *guote man*, bei Chrestiens nur 7724 und 7734 *li bons* (*boins*) *hom* neben dreimaligem (7742, 7761, 7764) *li preudom* genant. [Nur einmal 456, 5 bezeichnet ihn Wolfram mit *einsidel*, Chrestiens dagegen viermal (7717, 7730, 7855, 7874) mit *li ermites*. Gewöhnlich heisst er bei Wolfram ganz algemein der *wirt*]. Dagegen berichtet nur Wolfram (s. 44) von ihm, er habe die gesammelten wurzeln an sträuchern aufgehängt.

Von der wunderkraft des grales, welche bewirkt, dass einer, der ihn angeschaut hat, innerhalb der nächsten acht tage nicht sterben kann, wird nur bei Wolfram erzählt (s. 44).

Überhaupt zeigt sich schon hier (s. 44) eine grössere ausführlichkeit bei Wolfram und auch mannichfache zusätze. Hierher gehört der bericht über den stoff, aus welchem der gral besteht, über seine früheren pfleger und über die ausstattung seiner späteren hüter nach dem vorbide der tempelritter, über Anfortas leiden und Trevrezents rittertaten.

Bei Chrestiens findet sich (s. 46) in den *foles bretes* eine etwas dunkle anspielung auf die in der einleitung von Chrestiens (s. 11) erwähnten jungfrauen, welche mit den rittern im walde umherziehen.

Die erzählung von der wundersäule Clinschors sowie der name Clinschor und der bericht von dessen herkunft und geschichte finden sich nur bei Wolfram (s. 52 und 53).

Nur bei Wolfram (s. 47 und 56) wird von beziehungen des Anfortas zu Orgelûse und Secundille gesprochen.

Von der neugierde der Arnîve berichtet ebenfals nur Wolfram (s. 57).

Über das ohne einen zu erwartenden schluss abbrechende gedicht Chrestiens lässt sich nicht sicher urteilen, um so weniger, da in ermangelung einer guten kritischen ausgabe eine ausreichende sicherheit über den text fehlt. Ob Chrestiens vielleicht schon vor beendigung seines gedichtes gestorben ist, muss infolge dessen dahingestelt bleiben.

In der ursprünglichen, mythologischen gestalt der sage scheint die endgiltige entscheidung an den von Gramoflanz gehüteten und von Parzivâl gebrochenen zweig geknüpft gewesen zu sein. Dieses motiv ist in der dichtung des 12. jahrhunderts verdunkelt und durch einen christlichen weder logisch noch poetisch zu lobenden schluss ersezt. Denn die jezt versuchte christliche motivierung ist ganz unglücklich geraten und kann in keiner weise befriedigen.

Die erzählungen von Feirefîz (s. 61) und von Loherangrîn (s. 63) hat jedenfals derselbe mann hinzugefügt, welcher schon die beiden ersten bücher hinzugetan hatte. Sie sollen demselben genealogischen zwecke dienen, nämlich die verwantschaftliche verknüpfung Parzivâls mit dem priester Johann weiter erhärten und diejenige mit den damaligen königen von Jerusalem neu anknüpfen.

Ausser den bisher erwähnten längeren oder kürzeren erweiterungen und zusätzen der erzählungen sind noch anzuführen:

Bei Wolfram die berichte: von Karnahkarnanz und Imâne von der Bêâfontâne (s. 14), von Orilûs taten (s. 15), von Mabonagrîn (s. 19), von Gâwâns verhältnis mit der königin Ingûse von Bahtarliez (s. 29), von Eckubâ von Janfûse (s. 30) und von dem griechen Clîas (s. 31), von Gâlôes und Annôre (s. 32), von den gefangenen Berteneysen (s. 33 und 35), von Meljanz kampfe mit Keye (s. 33), von den kämpfen vor Bêâveys (s. 35), von Kingrisîns mörder Jofreyd fîz Idœl (s. 38), von Gâwâns knappen (s. 39), von Kahenîs von Punturteis (s. 41), vom abfalle Lucifers (s. 42), vom grale (s. 42), von Lähelîns kampfe mit dem gralsritter Lybbeâls (s. 43), von Castis, dem ersten gemahle der Herzeloyde (s. 45).

Bei Chrestiens: von Rion, könig der meerinseln (s. 16), von Kex behandlung durch einen arzt und zwei schülerinnen desselben (s. 28), von Kex spott (s. 29), von der ohrfeige, welche die jüngere tochter Tiébauts von der älteren empfängt (s. 33), von den eingehenden erkundigungen der alten königin nach den kindern des königs Lot und Uriiens (s. 52), von der ritterweihe der fünfhundert knappen auf der wunderburg (s. 57) und endlich von Amas la fille Ayne (s. 57).

Ein durchgreifender, sehr augenfälliger unterschied der dichtungen Kyôts und Chrestiens besteht darin, dass

1) bei Kyôt alles mit wolüberlegter absicht begründet ist, und dass
2) Kyôts dichtung durchweg ausgeschmückt ist mit reichlichem ausputze, welcher sehr deutlich die sehr umfassende gelehrsamkeit dieses mannes und seine belesenheit in geistlicher und weltlicher, alter, neuerer und neuester litteratur erkennen lässt,

während Chrestiens sich darauf beschränkt, die ältere dichtung, welche auch ihm vorlag, mit neuem firniss und einigem neuen, modischen flitter zu versehen, um eine dem geschmacke der damaligen vornehmeren französischen geselschaft zusagende, leichte, gefällige und anziehende unterhaltungslektüre zu schaffen.

Bei Kyôt-Wolfram ist das ganze durchdrungen von dem tiefen und schweren grundgedanken, dass keinem, der redlich strebt, und, selbst nach schwerster verschuldung und nach zerfall mit gott und der welt, redlich bereut und wider auf gottes gnade hoft und vertraut, die gnadenannahme gottes versagt bleibt, während bei Chrestiens von einem solchen tiefen, ernsten grundgedanken nicht die leiseste spur vorhanden ist.

In der hauptsache des verlaufs der fabel aber — und das ist als ein grund für die richtigkeit unserer oben widerholt ausgesprochenen vermutung das wichtigste — stimmen die erzählungen Wolframs und Chrestiens trotz allen abweichungen überein.

Werfen wir schliesslich noch einen vergleichenden blick auf die bei Wolfram und Chrestiens vorkommenden eigennamen, soweit sie in unserer inhaltsangabe angeführt sind, mit ausnahme der in den einleitungen und den zahlreichen ausschmückenden und gelehrten zusätzen Kyôts verzeichneten.

I.

Lautlich und sachlich entsprechen sich:

waste zer Soltâne 12.	gaste foriest soutaine 12.[1]
Parzivâl 16 (ein Wâleis).	Percevaus li Galois 25.
Anfortas 24.	Anfortas 43.
Trebuchet 25.	Trebucet 25.
am brunnen Lac 25.	au lac 25.
Artûs 14.	Artus 15.
Karidœl 27.	{Carduel 16.
Karminal 20.	{Carlion 27.
roter ritter 16.	vermaus chevaliers 16.

1) Die zugesezten zahlen beziehen sich auf die seiten dieser abhandlung.

Iwânet 17.	Yonès 17. Yonet 37.
Keye 17.	Kex 17.
Dîanazdrûn 21.	Dinaderon 21. Dinatiron (en Gales) 21.
Segramors 28.	Saigremors (Derréés) 28.
Schamilot 63.	Kamaalot 26.
Gâwân 22.	Ga[u]wains 27. Yvains (nur einmal) 22.
Utepandragûn 59.	Uter Pandragons 15. Pandragons 55.
Gringuljet 40.	Gringalet 40.
Orgelûse 46.	Orguellouse 46.
Lôgroys 46.	Logres 46.
Lît marveile 49.	lis de la mervelle 50.
Li gweiz prelljûs 54.	li gués perelleus 54.
Gramoflanz 54.	Guiromelans 54. Griomelans 54.
Lôt 55.	Lot 55.
Orilus de Lâlander 15.	Orguellous de la lande 15.
Gurnemanz de Grâharz 18.	Gonemans de Gelbort 18.
Pelrapeire 19.	Biau-Repaire 19.
Clâmidê 20.	Clamadex des illes 20.
Kingrûn 20.	Guigrenons 20. Aguigrenons 20. Aguigeron 20. Enguigerans 20.
Lyppaut 31.	Tiébaut 32.
Meljanz von Lîz 31.	Mélians de Lis 31.
Ascalûn 37.	des Avalons 15. de Cavalon 30. d'Escavalon 30.
Kingrimursel 30.	Guigambresil 30.
Av' estroit mâvoiê 47.	la roce en estroite voie 55. la bogue de Galvoie 46.
Bems bî der Korcâ 57.	Orcanie 57.

II.

Sprachlich, aber nicht sachlich, stimmen:

Jofreyd fîz Idœl 59.	Giflès (22) li fius Do 30.
(ort) Kahetî 32. (person) Kahenîs 41.	(person) Cahadins 30.

Clârischanze 22. 63.	Clarissans 52.
Gaherjêt 59.	Galeréïs 52.
Gârel 59.	Gariés 52.
Rosche Sabbîns 56.	la Roce de sanguin 55.
Urjâns 48.	{Uriiens 52. Griogoras 48.

Das zuletzt angeführte beispiel bildet den übergang zu

III.

denjenigen fällen, in welchen sich namen ohne sprachliche übereinstimmung entsprechen:

Kukûmerlant 17.	{Kinkerloi 16. Kinkenroi 16.
Condwîrâmûrs 19.	Blancheflour 19.
Schastel marveil 30.	Castiel Orguellos 30.
Bêâcurs 30.	Agrevains li orguelleus 30.
Bêârosche 32.	Tinta[r]guel, Tingaguel 32.
Lisavander 32.	Teudavès 32.
Scherules 33.	Garin le fil Berte 33.
Malcreatiure 47.	Orguelleus 47.
Arnîve 51.	Ugierne 55.
Rosche Sabbîns 56.	Orcanelens 55.

IV.

Endlich folgen noch die nur bei einem der beiden dichter (ohne etwas entsprechendes beim andern) vorkommenden namen:

Bei Chrestiens:

Hermans 34.	Valdone 14.
Outrains (Aoutre) 52.	

Bei Wolfram:

Jeschûte 15.	Sigûne 25.
Ithêr 16.	Obîe 32.
Cunnewâre 17.	Obilôt 32.
Lâhelîn 16.	Clauditte 34.
Antanor 17.	Antikonîe 37.
Ginovêr 17.	Liddamus 39.
Lîâze 19.	Lishoys Gwelljus 46.
Repanse de schoye 22.	Plippalinôt 50.
Tyturel 24.	Bêne 49.
Frimutel 24.	Sangîve 52.
Trevrizent 24.	Itonjê 55.

Brizljân 15.
Nantes 16.
Brôbarz 19.
Lôver 21.
Munsalvæsche 24.
Karnant 25.
Schanpfanzûn 30.
Bêâveys 32.
Barbigœl 38.
Brumbâne 45.
Jôflanze 55.

Wie man sieht, zeigt sich bei den namen in I. und II. im grossen und ganzen übereinstimmung bei beiden dichtern. Dagegen tragen die unter III. und IV. aufgeführten namen bei Wolfram meist einen unverkenbar älteren charakter, während Chrestiens nicht wenigen ihm unverständlich erscheinenden namen ausgewichen zu sein scheint und dieselben dann durch neuere französische oder ihm bekantere ersezt oder auch ganz weggelassen hat. Der reichtum an namen bei Wolfram entspricht ganz der fülle und subjectivität der Kyôt-Wolframschen darstellung, welche sich wie ein breiter, vielfach gewundener, vollufriger strom in fruchtbarer ebene dahinstreckt. Gleicht nicht Chrestiens darstellung dagegen, welche mit den namen wie mit dem stoffe ausserordentlich kargt, so dass in der regel der name einer neuen person erst sehr spät mitgeteilt wird, — gleicht nicht diese darstellung einem armseligen, seichten, wenn auch laut und lustig von stein zu stein hüpfenden und plätschernden gebirgsbächlein, welches all sein wasser ängstlich zusammenhalten muss, damit es sich nicht im sande verliert?

HALLE. OTTO KÜPP.

ZUR NEUHOCHDEUTSCHEN VERBALRECTION.

Aus dem nachlasse des gymnasiallehrers zu Soest, dr. Hubertus Schwartz, geb. 1853, gest. 1882.

Jacob Grimm und die andern, welche über die syntax unserer sprache geschrieben haben, behandeln die verbalrection nach ihren beiden verschiedenen erscheinungen gesondert, indem sie das eine mal diejenigen fälle vorführen und untersuchen, wo vom verb direct ein casus abhängig ist, das andere mal diejenigen, wo die verbindung zwischen verb und nomen vermittelst einer präposition hergestelt wird. Die gesonderte betrachtung dieser beiden erscheinungsformen der verbalrection ist im algemeinen nicht nur durchaus sachgemäss und natürlich, sondern selbst notwendig. Denn zwar gibt es eine überaus grosse Anzahl von Verben, die sowol direkt als auch durch vermittelung von

präpositionen einen casus zu sich nehmen können und fast ebenso oft beide constructionen zugleich zeigen; jedoch sind — im algemeinen — der blosse casus sowol, wie der durch präposition angefügte jeder direct vom verb abhängig, ohne auf sich unter einander irgend welchen einfluss auszuüben. Dem verb „werfen“ z. b. kann einmal als transitivem ein objectsaccusativ „den stein“ folgen, sodann als einem verb der bewegung die richtungsangabe „in das wasser.“ Treten beide ergänzungen zugleich hinzu, so bleibt gleichwol die beiderseitige abhängigkeit vom verb die einzige beziehung zwischen ihnen: irgend welche angleichende veränderungen unter einander finden nicht statt; rection, casuswahl werden nicht im mindesten alteriert. — So im algemeinen und zwar bei den meisten der hierhergehörigen verben immer, bei einem kleinern teile meistens. Beispiele und belege der mannigfachsten art findet man in gebührender anzahl bei Grimm und anderen; ohnehin ist ja die sache bekant und geläufig.

Unberücksichtigt geblieben aber sind bisher noch immer die soeben angedeuteten ausnahmefälle jenes kleineren teils von verben; und gerade um diese soll es uns nun im folgenden zu tun sein. Sie bilden unter sich hinsichtlich ihrer rectionsverhältnisse eine völlig abgeschlossene gruppe und werden daher zunächst ihrem algemeinen charakter nach zu bezeichnen sein. — In jenem beispiel „einen stein ins wasser werfen“ ist der stein das in schlechthin passivem sinne geworfene, dasjenige, welchem durch den wurf die flugbewegung mitgeteilt wird, während „in das wasser“ die richtung angibt, in der die bewegung des steins erfolgt und endigt. Ebenso „einen menschen ins wasser werfen.“ Sagt man aber schlichtweg „einen menschen werfen,“ so wird das verhältnis ein ganz anderes. „Einen menschen“ ist nicht mehr das rein passive object des wurfs, der gegenstand, der geworfen fortfliegt, sondern bezeichnet in folge einer praegnanteren bedeutung des verbs „werfen“ (= durch wurf treffen) das zielobject der handlung, den getroffenen gegenstand. Diesem kann die sprache nun anch noch weiter eine praepositionale bestimmung hinzufügen, „an die hand,“ der form nach ganz analog jenem „ins wasser.“ Aber die geltung ist auch hier eine andere. Während „stein“ und „wasser“ total verschiedenen sachsphären angehörten, gibt „an die hand“ nur den specielleren getroffenen teil des directen objects „den menschen“ an, allerdings so, dass es in gleicher weise selbständig mit dem verb verbunden wird. Dieses selbst hat also hier für beide ergänzungen im grossen und ganzen die nämliche bedeutung, während im beispiel „den stein in das wasser werfen,“ zu „den stein“ nur das transitive im begriff „werfen“ gehört, zu „in das wasser“ nur das motorische.

Zur illustrierung desselben unterschiedes auch in der construction anderer verben vergleiche man beispiele wie:

„eine kugel in die luft schiessen“ mit „das wild ins herz schiessen.“

„Das messer ins fleisch stossen“ mit „jemanden vor die brust stossen.“

„Den degen durch den leib stechen“ mit „einem in die ferse stechen.“

„Den nagel ins holz schlagen“ mit „den nagel auf den kopf schlagen.“

Aber nicht nur die beziehung des verbs auf die einzelnen teile der objectlichen bestimmung ist eine verschiedene. Es lässt sich im anschluss an dieselben beispiele zugleich auf eine verschiedenheit eben dieser objectlichen bestimmungen hinweisen, insofern dieselben bei beispielen der ersten art durchaus von unbestimter und unbedingter qualität sind, bei denen der zweiten art dagegen durchgehends — wie auch die beispiele zeigen — entweder wirkliche persönlichkeit oder wenigstens eine gewisse personifizierung des objectsgegenstandes erfordern.

Damit wird im algemeinen das gebiet unserer untersuchung — eben diese fälle der zweiten art — genügend isoliert sein, so dass wir uns nunmehr zur genaueren betrachtung derselben im einzelnen wenden dürfen. — Hierbei zeigt nun schon oberflächlicher hinblick manche vom bisher erörterten abweichende erscheinungen. Es findet sich nämlich, dass lange nicht immer die beiden ergänzungen diese selbständige abhängigkeit vom verb bewahren, oder, mit andern worten, constant beide im accusativ als dem casus rein objectlicher bestimmungen erscheinen, sondern es kommen die mannigfachsten casuscombinationen und variationen vor, die nur ihren grund haben können in gegenseitigem einfluss der beiden ergänzungen unter einander, welcher einfluss widerum nur dadurch möglich geworden ist, dass sowol die objectsergänzug im blossen casus, als die praepositionale der sphäre eines und desselben objectsgegenstandes angehören, den nur jene algemein, diese nach seinen in frage kommenden spezielleren teilen bezeichnet. So finden sich beispielsweise vom verb „fassen“ in dieser beziehung folgende constructionen: „sie fasste mich in die locken“ (Goethe; acc. + acc.), „sie fassten ihm flehend an hände und gewand“ (Freytag; dat. + acc,), „der fasset ihn beim arme“ (A. Grün; acc. + dat.). Dem lezten beispiele analog werden zuweilen auch unpersönliche verben construiert, z. b. „es brante mich auf der seele“ (J. Grimm). Dagegen gehören die sehr häufigen fälle einer unpersönlichen construction mit doppeltem dativ, wie z. b. „es beisst mir in den augen“ (Uhland),

nicht direct hierher, da das verb intransitive bedeutung angenommen hat. — Endlich ist noch zu gedenken passiver constructionen, wie: „die Athenienser wurden aufs haupt geschlagen“ (Mendelssohn), welche immerhin eine active mit doppeltem accusativ voraussetzen lassen.

Es sind also im wesentlichen drei, oder mit jenen unpersönlichen vier fälle zu unterscheiden, und unsere aufgabe ist, die berechtigung der einzelnen und eventuell die gedankennüanzierung, die durch anwendung des einen oder andern die sprache hervorbringt, näher zu betrachten und festzustellen. Dass dieselben in unbewusster anwendung ein bedeutend feines sprachgefühl erheischen, beweist neben der altäglichen erfahrung, dass man in der gewöhnlichen rede oftmals wegen des zu setzenden casus sich in momentaner verlegenheit befindet, auch speziell noch der umstand, dass manche schriftsteller, um dieser unbequemlichkeit aus dem wege zu gehen, in stiller opposition gegen die übrigen fälle constant nur eine form für die objectsbestimmung verwenden, wie z. b. Robert Prutz, so weit ichs wenigstens habe verfolgen können, überall im directen personobject den dativ und in der präpositionalen teilbestimmung den accusativ sezt.

Über die art, wie eine derartige untersuchung zum ziele zu führen sei, kõnte man zweifelhaft sein. Wenigstens sind mehrere wege möglich. Zuerst vielleicht würde man daran denken, die sache vor das forum der logik zu bringen, d. h. zu versuchen, ob und welche formen der in rede stehenden objectsbestimmungen mit den regeln der algemeinen verstandeslogik vereinbar seien; diese dann approbieren, die übrigen als unberechtigt zurückweisen. Allein das würde wol durchgehend zu negativen, mindestens unsichern resultaten führen, insofern die ganze weise der doppelten objectsangabe der strengen logik kaum zulässig erscheinen wird. Und überhaupt hat sich ja sprache und syntax vor und unabhängig von aller verstandeslogik gebildet und ausgebildet, was schon an und für sich verbieten dürfte, sie nach diesem ganz ausserhalb ihrer liegenden massstab zu bemessen. Nicht verstandes-, sondern gefühlslogik ist es, die in der sprache herscht, und diese beiden gehen in den wenigsten fällen ganz zusammen.

Sodann würde die sache vom sogenanten historischen gesichtspunkte aus entschieden werden können, indem man die einzelnen in betracht kommenden verben soweit wie möglich zurückzuverfolgen suchte und nur die durch beispiele alter zeiten belegten constructionen zuliesse. Dagegen lässt sich dasselbe einwenden, was gegenüber allem historischen zurückschrauben gilt: Es ist einmal wilkürlich bei diesem zurückgehen in einem bestimten jahrhundert stehen zu bleiben, und sodann heisst es jegliche weiterbildung und jegliches leben der sprache

negieren, wenn man ohne zagen durch jahrhunderte einen strich zu machen sich erlaubt. — Dazu komt dann speziell für unsern fall noch ein umstand, der ausser seiner beziehung auf diese einzelfrage auch für die auffassung dieser arbeit überhaupt nicht unbeachtet bleiben darf. Es ist nämlich gegenüber der syntactischen mannigfaltigkeit des neuhochdeutschen in der construction unserer verben zu constatieren, dass das altdeutsche nicht nur bei weit weniger verben diese doppelte objectsbestimmung zulässt, sondern auch fast nur eine einzige form derselben, die mit zwei accusativen aufweist. Wie denn auch im algemeinen nimmer zu verkennen ist, dass, was im laufe der zeit die sprache an voltönenden und unterscheidlichen flexionsformen eingebüsst hat, reichlich durch eine potenzierte nüanzierungsgeschmeidigkeit der syntax aufgewogen ist. Aus diesem grunde besonders wird in folgendem überall vom neuhochdeutschen ausgegangen und auf die frühern constructionsverhältnisse nur gelegentlich hingewiesen werden.

Der einzuschlagende weg nun aber wird ein dritter sein, nämlich der, durch zusammenstellung und vergleichung einer möglichst grossen zahl von beispielen die unterschiede und die psychologische geltung der einzelnen constructionsweisen kennen zu lernen, dadurch gewisse algemeine normbestimmungen zu gewinnen und diese dann eventuell auf den gegebenen einzelnen fall anzuwenden. Dem sprachgefühl der gesamtheit also ist das des einzelnen unterzuordnen. Verhehlen lässt sich zwar keineswegs, dass dieser untersuchungsweg, so einfach er sich auch für das bloss denkende erkennen zeigt, doch für entwickelnde darstellung mit nicht geringen schwierigkeiten verknüpft ist. Nicht nur, dass die gewinnung der algemeinen regeln aus der gesamtheit der einzelnen fälle wegen der mannigfaltigkeit sowol der verben als auch der beispiele selbst, systematisch kaum durchführbar ist; man würde auch in die zum mindesten uninteressante notwendigkeit versezt sein, zweimal, am anfang und am ende der untersuchung, ganz dieselben beispiele der besprechung zu unterbreiten. Daher wird es sich empfehlen, den gang der arbeit insofern zu modifizieren, dass wir zunächst aus der im algemeinen bekanten syntaktisch-psychologischen natur der einzelnen casus ihre mutmassliche geltung in unserm speziellen falle zu eruieren suchen, und diese alsdann bei besprechung der einzelnen verben und beispiele zu grunde legen, vermittelst derselben klarer stellen und in ihren feinern unterschieden ausführen; wobei es der kürze wegen gestattet sein mag, die ergänzung im blossen casus als personobject, die präpositionale als teilobject zu bezeichnen.

Was zunächst den doppelten accusativ betrift, so scheint sich dessen geltung zur genüge aus dem bereits oben gesagten zu ergeben.

Person- und teilobject stehen beide in völlig gleicher, paralleler abhängigkeit vom verb und sind die schlechthin objectiven ergänzungen der handlung desselben. Ein subjectives, moralisches, also neben der eigentlichen handlung stehendes verhalten wird weder seitens der subjects- noch seitens der objectsperson betont oder angedeutet.

Beim zweiten falle, wo also das personobject im dativ, das teilobject im accusativ erscheint, wird schon durch die casus selbst angezeigt, dass die eigentliche handlung des verbs als solche ihre rein objectliche ergänzung nur im teilobject findet. Der dativ des personobjects scheint dagegen in gar keiner directen abhängigkeit von der handlung des verbs zu stehen, vielmehr nur zum teilobject als nähere bestimmung hinzugefügt zu sein. Es lässt sich hier verweisen auf die in der syntax des dativs ungemein häufigen fälle, wo derselbe fast die geltung einer possessivbestimmung annimt. Z. b. Ulfilas, Marc. 7, 33: *Jah ... lagida figguans seinans in ausôna imma jah speivands attaitôk tuggôns is*, wo *ausôna imma* nicht nur dem *tuggôn is* gegenübersteht, sondern jenes ausserdem noch dem griechischen: *ἔβαλεν τοὺς δακτύλους αὐτοῦ εἰς τὰ ὦτα αὐτοῦ* entspricht. Auch Luther übersezt: „Und er ... legte ihm die finger in die ohren ...“ — Während aber das possessivpronomen, resp. der dasselbe vertretende genetiv in solchen fällen lediglich den besitzer anzeigt, betont der dativ zugleich die persönlichkeit desselben, vermöge deren er nicht nur die äussere einwirkung der betreffenden handlung erfährt, sondern auch ethisch von den sie begleitenden oder in ihr zum ausdruck gekommenen gefühlen und affecten — sei es wolwollenden, sei es übelwollenden — berührt wird. In dem angeführten beispiel wird durch den dativ *imma* statt des rein possessiven *is* (und entsprechend „ihm“ statt „seine“) das interesse zum ausdruck gebracht, welches das handelnde subject daran hat, seine handlung gerade in beziehung auf diese vorliegende persönlichkeit vorzunehmen, und welches dann leztere — in vorliegendem falle — als eine art freundlichen wolwollens empfindet.

Und so überall. Neben der possessiven function eines solchen dativs wird man mehr oder weniger stets zugleich die weitere bedeutung innerer, ethisch motivierter bezüglichknit gewahrt finden; so dass man immerhin sehr passend diesen dativ einen ethischen nennen könte, hätte man sich nicht aus der syntax der alten sprachen her gewöhnt, nur diejenigen dative so zu nennen, die im satze eigentlich überflüssig sind.

Wenden wir dies nun auf unsern fall an, so würde hier der dativ des personobjects also einmal den blossen besitzer des teilobjects bezeich-

nen, daneben aber auch zugleich denselben als in innere mitleidenschaft gezogen darstellen. Daher wird diese construction hauptsächlich angewendet werden, wenn neben der handlung als solcher noch besondere ethische motive herlaufen, wie abscheu, verachtung (z. b. „*einem* ins angesicht speien“), zorn, angst, zärtlichkeit, liebe usw. — Ausserdem aber auch da, wo durch metaphorischen gebrauch des verbs seine eigentliche, sinliche bedeutung, vermöge deren es ein schlechthin direktes object verlangt, aufgehoben wird, und an ihre stelle eine mehr innere, geistige tritt, die auch nur eine gleichfals geistige oder wenigstens vergeistigte beziehung zum objectsgegenstande erfordert. Z. b. Grillparzer, Sappho: „Ihr anblick schneidet mir ins herz.“

Der dritte fall: Personobject im accusativ, teilobject im dativ — z. b. Freytag, Brüder vom d. Hause: „er fasste den alten bei seinem weissen haupte“ — stimt hinsichtlich des personobjects mit dem ersten falle überein: dasselbe gibt also ganz objectiv das object der handlung an. Das teilobject dagegen scheint hier nicht als speziellere richtungsangabe mit direkter beziehung auf den ganzen verlauf der handlung des verbs zu fungieren, sondern bezieht sich seiner geltung nach erst auf den moment, wo die handlung selbst bereits am ziel — dem personobject — angelangt ist. Der unterschied zwischen dem ersten und dritten fall ist also der, dass das teilobject in jenem die genauere angabe der richtung, in diesem des endpunkts der handlung enthält. Demzufolge wird die wahl des einen oder andern nicht sowol von beabsichtigter nüanzierung einer und derselben handlung abhängen, sondern auf der vorwiegenden bedeutung — lineal oder punktuell — des jedesmaligen verbs beruhen. Im einzelnen wird man allerdings die bemerkung machen, dass die sprache diesen dritten fall lange nicht so häufig verwendet, wie man nach dieser algemeinen betrachtung erwarten solte. Statt seiner erscheint meistens der erste, auch wo das verb ausgesprochener massen punktuelle bedeutung hat, worauf besonders bei besprechung des verbs „treffen“ aufmerksam zu machen sein wird.

Von den unpersönlichen constructionen gehören, wie bemerkt, nur die wenigen fälle hierher, wo das personalobject im accusativ steht, das verb selbst also seine transitive bedeutung gewahrt hat. Doch erfordern dieselben keine weitere algemeine charakterisierung, da die abweichungen dieser constructionsweise vom vorhergehenden fall sich nur auf das subject der handlung beziehen, nicht aber auf die objectsbestimmungen. — Ausserdem wird man vielleicht ganz vereinzelt ein unpersönliches verb nach der weise des zweiten falles construiert finden, wenngleich hier wenigstens das „es“ des subjects nur

pronominaler vertreter eines persönlichen subjects sein dürfte. — Dem ersten fall analoge unpersönliche constructionen kommen nicht vor.

Es erübrigt nun noch, bevor wir uns zu den einzelnen beispielen wenden, einige algemeine bemerkungen über die in betracht kommenden verben selbst voranzuschicken. Ihre zahl kann naturgemäss nur eine beschränkte sein, da nicht jedes verb geeignet ist, den vielen voraussetzungen dieser constructionsweise zu genügen. Es soll also einmal sowol transitiver wie motorischer bedeutung sein; sodann soll die doppelte ergänzung einem und demselben objectsgegenstande angehören und endlich dieses persönlicher natur sein, zum mindesten personifiziert. Demgemäss sind als hierhergehörig nur folgende verben zu verzeichnen: beissen, brennen, drücken, fassen, hauen, klopfen, kneifen, küssen, schiessen, schlagen, schneiden, speien, spucken, stechen, stossen, treffen, treten, werfen, zwicken. Dazu kommen einige vereinzelte analogieverwendungen weniger anderer verben, die anhangsweise aufzuführen sein werden. — Man wolle nun aber nicht glauben, dass von jedem dieser einzelnen verben alle oben aufgeführten constructionsweisen von der sprache beliebt und ausgebildet seien. Vielmehr findet sich bei den meisten vorzugsweise nur eine construction angewant, bei einigen zwei, alle nur bei ganz wenigen. Es erhelt von selbst, dass hierauf das mischungsverhältnis der einzelnen momente in der bedeutung der verbalhandlung, besonders des transitiven und motorischen, fast ausschliesslich von bestimmendem einfluss war. Das speciellere wird sich bei der einzelbetrachtung jener verben darstellen.

Noch bleibt ein wort über die beispiele vorzumerken. Dass dieselben fast nur dem neuhochdeutschen entnommen werden, wird man durch das vorstehende für genügend begründet, selbst geboten erachten. Im übrigen aber nehme ich sie so ziemlich, wo ich in meiner lectüre sie finde, ohne von vornherein den einzelnen autoren eine bestimte rang- und wortfolge beizumessen. Selbst „gewöhnlichere“ schriftsteller werden ihren beitrag liefern müssen, was immer noch besser und sicherer ist, als wenn ich gelegentlich selbst beispiele machen wolte; ausserdem ist es aber auch zur möglichsten klarstellung der verhältnisse ganz erspriesslich, hie und da auf fälle zu verweisen, die sich als verkehrt und verfehlt ergeben.

beissen.

Kurz, Literaturgeschichte IV, s. 832a: Aber sie biss ihn so mächtig in die hand, ..
Scheffel, Trompeter v. Säk. 1: Den bei Rheinfeld eine schwed'sche feldschlang' tief ins herz gebissen.
Scheffel, Tromp. v. Säk. 4: Den der kummer tief ins herz biss.
Körner, Das gestörte Glück (bd. 1 s. 173): Und biss mich wütend in das bein.

Kotzebue, Menschenhass I, 19 s. 18 (Recl.): Der Caro hat wol manchen bauernlümmel in die waden gebissen.

A. Gottschall, Literaturbriefe an eine Dame II. Gartenl. 1870 s. 91 a.: Wir erfahren, dass ein neger .... ihn hier (wo er den ring trägt) in die hand biss.

— — das. einige zeilen weiter: es ist derselbe neger, der ihn in den daumen gebissen hat.

Fr. Hebbel, Schnock, cap. 2 s. 31: er ... biss mich ins bein.

" " " s. 41: ärgerlich mich in die lippen beissend.

K. Streckfuss, „Übersetzung von Dantes göttl. Comödie": Ich biss vor jammer mich in beide hände.

W. v. Hillern, Gartenl. 1870. 21 s. 323 a. („Aus eigener Kraft"): ein scorpion, der sie in die hand gebissen.

Fr. Spielhagen, Hammer und Ambos II cap. 18 („Hausfreund" XII s. 372 b): Ich muste mich auf die lippe beissen.

Scheffel, Ekkehard cap. 13 s. 188: wer ihr misfiel, den biss sie in arm

Hackländer, Der Sturmvogel (schlusscapitel). (Üb. Land u. M. 1871 nr. 42 s. 15 c: .. so unterstand er sich, seine kleine frau leicht in das rosige ohrläppchen zu beissen.

Philalethes Übers. v. Dante, Ges. 23 (Gartenl. 1876 s. 415 b): Biss ich vor schmerz mich selbst in beide hände.

Uhland, Abschied: Noch (hat man) in die wangen mich gebissen.

Heine, Buch der lieder s. 115: Dass ich gedenk des schwures sei, Hast du in die hand mich gebissen.

J. u. W. Grimm, Die Bremer Stadtmusikanten: aber der hund ... biss ihn ins bein.

G. Heyse, „Kaiserin von Spinetta" Gartenl. 1875 nr. 11 s. 173 b: dass es einem in die augen beisst.

Fr. Spielhagen, Hammer u. Ambos III cap. 24 (s. 5176): indem ich mir auf die zähne biss.

Jordan, Nibelungen I, 13 s. 12 (Siegfriedsage): Wie Einem allnächtlich der Elk durchs Genick biss.

Bürger, Der Hund aus der Pfennigschenke (Ged. s. 109): Beisst endlich gar ihm in das bein.

Impers. Uhland: Graf Eberhard nr. 1: Dass mir 's noch in den augen beisst.
Vgl. Goethe, Götz IV. (Weislingen): Es beisst mich am herzen.
Freytag, Marc. König I, 30: Das unglück des landes frass ihm am herzen.

brennen.

Hauff, Wirtshaus im Spessart, s. 330: Aber den ersten, der sich um die ecke wagt, brenne ich auf die stirne.

Bechstein, Der Verdriessliche (Echtermeyer nr. 225): Wie das ins herz mich brent.

(Fr. Förster, Des Vaters Grab („Hausfreund" XII, s. 331 b): Das hat mich bis aufs Mark gebrannt.)

Jac. Grimm, Wort des Besitzes, kleinere Schriften s. 117: Ein paar minuten verstrichen und es brante mich auf der seele.

Zauberflöte act II. Papageno: Doch brent es euch, wie mich im herzen.

W. v. Hillern „Aus eigener Kraft," Gartenl. 1870 p. 81 a: es brent mich wie feuer auf der seele.

Eckermann über Goethe 3, 315 fg.: Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die nägel brante und zu schaffen machte ... (sagte Goethe einst).
Körner, Briefe II s. 400: Uns allen brent es unter den sohlen.
Ad. Böttger, Cameen I, 4: Der (traum) brent mir noch durch die glieder.
Goethe, Egmont, I s. 126: es brent mir unter den sohlen.
Körner 1, s. 104. Jugendlust: Dass unmut mir in den adern brent.
Lenau, Ziska: Mir im herzen brent ein funke.
Wieland, Oberon VII, 12: Denn jede bittre zähre ...... Auf seinem herzen brent.
R. Werner, Buch v. d. deutsch. Flotte s. 123: Das geld brent ihm förmlich in der tasche.
J. Grosse, Epische Dichtungen s. 180: Wenns jungen damen heut im herzen brent.
E. Wichert, Fabrik zu Niederbronn III, 4 (Recl. s. 38): .. den schlag ..., der mir noch im gesicht brent.
P. Heyse, G. Giusti s. 279: was ihm auf der seele brante.

fassen, drücken.

Goethe, Lust u. Qual, Ged. s. 19: Wie ein taschenmesser schnapt, fasste sie mich in die locken.
Goethe, Faust s. 247: Sie fasste so mich in das haar.
Shakespeare, Widerspenstige III, 2 s. 290 (Tieck): Und nun fasst er die braut um ihren hals.
Kotzebue, beiden Klingsberg III, 1 s. 51: (indem er ihn untern arm fasst).
Schopenhauer, Vierfache Wurzel § 20 s. 39: Incognito aber fassen wir dich untern arm.
Ch. Birch-Pfeiffer, Burton Castle I, 9 s. 113: .... sie heftig in die arme fassend.
Seume, Spaziergang I, s. 127: da mich ... die ... excellenz unter den arm fasste.
W. v. Hillern, Aus eigener Kraft, Gartenl. 1870. 17. 260 a: er fasste mit eisernem griff den grafen um den leib.
O. v. Redwitz, Amaranth I, s. 33: Da fasst der derbe knappenmann das schätzlein kurzweg um die lende.
E. Wichert, An der Majorsecke, sc. 5 (Recl. s. 20): (fasst ihn unter den arm).
„ das. sc. 9 (s. 26): (fasst sie um die schulter).
„ die Realisten I, 4 (Recl. s. 18): (fasst ihn unter den arm).
Fouqué, Undine cap. 12 (Recl. s. 62): Aber unter den arm fasst er sie.
„ „ cap. 13 (s. 67): er fasste sie freundlich unter den arm.
E. Wichert, Fabrik zu Niederbronn III, 2 (Recl. s. 36): (Der ihn unter den arm gefasst hat).
Spielhagen, Hammer u. Ambos III, cap. 12 (Hausfreund XII, s. 457 a): Ich fasse mich wirklich manchmal an den kopf.
E. Wichert, Frau für die Welt III, 1 (s. 38): (fasst ihn unter den arm).
„ Schritt vom wege I, 8 (s. 20): (Ella hat ihn unter den arm gefasst).
„ „ „ „ IV, 1 (s. 73): (fasst ihn vertraulich unter den arm).
W. v. Hillern, Geier-Wally I, II s. 44: Er sprang auf sie zu ..., fasste sie um den leib.
W. v. Hillern, das. I, 4 s. 67: Und mit der kraft der verzweiflung fasste Wally eines der seligen fräulein um den leib.
W. v. Hillern, das. II, 3 s. 85: Der fasste sie rasch um den leib und hielt sie.
Uhland, Ludwig der Baier III, 4: Das ist der burggraf; seinen hinterhalt verlässt er, wird sie in die seite fassen.

Gottschall, Welke Blätter III, s. 214: Der gutsherr ... fasste auch hier und dort eine der schmuckeren dirnen unter das kinn.

R. Brambach, Lieder eines fahrenden Gesellen, Leipz. 1878 (Gegenwart XII nr. 48 s. 343): Festina lente: Und ist die schenkin hübsch und jung So fass sie um die mitte.

Freytag, Marc. Koenig 9, 308: er (der magister) fasste Georg (wol acc.) um den leib.

Ebers, Uarda II, 206: Dann fasste er ihn um den leib ... und warf ihn wie einen felsstein in den hof des Paraschiten.

Moritz Hartmann, Novellen II, s. 138: Der lehrer aber fasste ihn mit beiden armen um den leib.

Vgl. Schiller, Piccolomini III, 3: ich ... fasse kühn sie in die arme.

Schiller, Jungfrau III, 10: (.... wie sie ihn ins gesicht fasst ...). Das. V (ihn sanft bei der hand fassend).

Zimmermann, Einsamkeit I, 3 s. 61: Wollen die fluten einen andern verschlingen ..... so fasse ich ihn bei dem nacken.

Goethe, Faust I, s. f. s. 156: Es fasst mich kalt beim schopfe.

Wieland, Oberon XI, 67: ..... fasst er den guten alten vorn an der brust.

A. Grün, Martinswand: Der fasset ihn beim arme.

Seume, Spaziergang I, 115 (aus Rom): ... fasste mich nicht allein beim kopf, sondern sogar bei den ohren.

W. v. Hillern, Aus eigener Kraft, Gartenl. 1870. 16 s. 242 b: Der führer ... fasste ihn an der schulter.

W. v. Hillern, das. 17 s. 260 b: fasste den halbohnmächtigen beim genick.

Freytag, Brüder vom deutschen Hause 1, s. 22: und er fasste den alten bei seinem weissen haupt (und küsste ihn).

Kotzebue, beiden Klingsberg IV, 4 s. 75: (fasst Henrietten unterm arm).

Batz, Gedichte, s. 88: Und das drückt mir aufs herze.

J. u. W. Grimm, Hans im Glücke: auch drückt mirs (das geld) auf die schulter.

Freytag, Brüder vom deutschen Hause 5, 141: Und wenn die armen ihn selbst erblickten, so fassten sie ihm flehend an hände und gewand.

Vgl. Freytag, Marc. Koenig 7, 252: Da fasste die hand des jünglings wie eine eisenklammer in seinen arm. Das. 9, 299: sie fasste mit beiden armen in seine locken.

W. v. Hillern, Geier-Wally II, 4 s. 99: Jezt packte er das mädchen mit armen von eisen um den leib.

hauen.

Zimmermann, Einskt. I, 4 s. 118: Als Theodor ihm noch einmal vorwürfe gegen das übertriebene beten machte, hieb ihn der mönch mit seinem stock über den kopf.

Raimund, Verschwender III, 2 s. 61: Den Flottwell hat er tüchtig übers ohr gehauen.

Sallet, Ziethen: und hau ihn, wo ich ihn treffe, aufs ohr.

W. Ribbeck, Ausgabe von Aristoph. equit. s. 137: Die feldherrn ... hieb ich übers ohr.

" " " " " s. 183: Auf dass er dich nicht übers ohr haut.

Scheffel, Juniperus s. 61: Über das haupt gehauen, taumelte ich nieder.

Weinhold, altn. Leben s. 316: Das ist der tod kühner männer, in den hals gehauen werden.

Weinhold, das. [illegible] kopf hauen.

Dahn, Kampf um Rom IV, 469: Durch den ringpanzer tief in die rechte schulter gehauen stürzte Albion.

Freytag, Geschwister, 2, 333: Da drang der hauptmann .... gegen ihn ein und hieb ihn über die hand.

W. v. Hillern, „Aus eigener Kraft" Gartenl. 1870. 17, 260 b: mit dieser furchtbaren rute hieb er dreimal dem grafen über das gesicht.

Scheffel, Ekkehard cap. 9 s. 127: Je schärfer wir dem baum ins fleisch hauen.

„ „ cap. 18 s. 289: Er griff seine schwertscheide und hieb dem Heribald flach über den rücken.

W. Jordan, Nibelungen, Siegfriedsage 19. 171: Mit mächtigem schwunge hieb ihm von hinten ein starker hunne, der ihm zunächst stand, recht in den nacken.

Dahn, Kampf um Rom III, 185: Der hieb ihm mit seinem wuchtigen beil auf den helm.

Ebers, Uarda II, 215: Dieser ... hieb dem wütenden tiere mit dem schweren holze so wuchtig auf die schnauze, dass es röchelnd zusammensank.

Immermann, Tristan und Isolde s. 182: Wo jede pfleg ihm so weit ab (war) Hieb ihm ins haupt ein Damascener.

klopfen.

Frese, Goethes Leben von Lewes, I. 3, 7 s. 313 (citiert): Dann „mag ihn wol Cupido auf die schulter geklopft haben."

Kotzebue, die beiden Klingsberg II, 1 s. 23: Als er fortgieng hat er mich auf die backen geklopft.

Fr. Hebbel, Schnock, cap. 2 s. 60: Plötzlich klopfte mein begleiter mich auf die schulter.

W. v. Hillern, Aus eigener Kraft, Gartenl. 1870. 10 s. 145 b: und klopfte den jungen auf die schulter.

Marlitt, im Hause des Commerzienraths, Gartenl. 1876. 2 s. 22 b: Die präsidentin ... klopfte ihn leicht auf die schulter.

Wolf, Hausschatz der Volkspoesie s. 344 (Die Feldflasche): Er klopft mich auf die schulter hier.

Marlitt, Goldelse[3] cap. 11 s. 166: Herr von Walde klopfte es (das pferd) liebkosend auf den hals.

Marlitt, das. 13 s. 209: um das pferd auf den hals zu klopfen.

Fr. Reuter, Reis' nach Belligen s. XVII: klopfte er mich auf die schulter.

Spielhagen, Hammer u. Ambos II cap. 10 (s. 296 a): Er hatte ihn in seiner ungenierten weise auf die schulter geklopft.

Marlitt, Im Hause des Commerz. (Gartenl. 1876. nr. 15 s. 245 a: Die präsidentin klopfte ihn leicht auf die schulter.

Marlitt, das. nr. 20 s. 329 a: Er klopfte sie wolwollend auf die schulter.

Fr. Hebbel, Ballade (D. Lyr. s. 233): Da klopft ihn der knecht in den rücken.

K. Müllenhoff, Übers. v. Kl. Groth „Hanne ut Frankrik" s. 92: ... Der lehrer — Focht mit den armen, stand auf und klopfte sie dann auf die backen.

Schiller, Kabale und Liebe IV, 7 s. 113: (Louisen auf die wangen klopfend).

Marlitt, Im Hause d. Commerz., Gartenl. 1876. 5 s. 776: Die alte dame klopfte ihn leicht auf die schulter.

Scheffel, Trompeter v. Säk. I: Klopft ihm freundlich auf die schulter.

„ „ „ 13: Dieser klopft ihm auf die schulter.

Iffland, Spieler I, 1: (geht darauf zu Jacob, dem er auf die schulter klopft).
Schiller, Räuber 1, 2 (kl. cott. A. s. 27): Schweizer (klopft ihm auf die achsel).
" " " " s. 32): Franz (ihr auf die brust klopfend).
Kotzebue, d. beiden Klingsberg III, 14 s. 67: (klopft ihm schalkhaft auf die schulter).
Shakespeare, Wie es euch gefält IV, 1 s. 190: Cupido hat ihm auf die schulter geklopft (Schlegel).
Schiller, Kabale und Liebe I, 7: (indem er ihm auf die achsel klopft).
Grabbe, Napoleon, V. b s. 136: Die Engländer klopfen ihm auch schon vor die brust.
Zschokke, Abenteuer der Neujahrsnacht 13, s. 138: Der prinz klopfte dem Philipp auf die achsel.
Ad. Böttger, Cameen, II. 7: ... klopft ein domino behend ihm auf die schulter.
R. Werner, Buch v. d. deutschen Flotte, s. 413: klopft ihm auf die schulter.
E. Wichert, Biegen oder brechen, I. 2 (Recl s. 11): (klopft ihm auf die backe).
" das. IV. 4 (Recl. s. 81): (klopft ihm an die stirn).
Spielhagen, Hammer und Ambos II, cap. 6 („Hausfreund" s. 2596): indem ich ihm auf die dicken wangen klopfte.
Spielhagen, das. III cap. 16 (s. 482 a): er .. klopfte mir ... mit seiner grossen, breiten hand ein paar mal leise auf die schulter.
Spielhagen, das. III, 18 (s. 485 b): dass ich ... dem alten herrn sanft auf den rücken zu klopfen begann.
Scheffel, Ekkehard cap. 20 s. 339: Der kämmerer Spazzo klopfte ihm auf die schulter.
" " " 21 s. 346: Aber Rudimann klopfte ihm mit unverschämter vertraulichkeit auf die schulter.
Marlitt, Im Hause des Commerz. (Gartenl. 1876 nr. 15 s. 244 b): Die präsidentin ... klopfte ihm ... auf die schulter.
Freytag, Marc. Koenig s. 432: Der kleine ... klopfte ihm mit freundlicher zurede auf die schulter.
Ebers, Uarda II, 227: Der statthalter Ani klopfte dem alten auf die schulter.

kneifen, zwicken.

Zimmermann, Einsamkeit II, 6 s. 16: Man hasst wahrheit und kneift d e n, der sie sagen darf, heimlich und öffentlich i n d i e o h r e n, wenn man kann.
Weisse Dame I: Zwicken mich in die waden.
Raimund, Diamant des Geisterkönigs, act I s. 12: Er hat mich immer in die waden gezwickt.
Raimund, das. I, 14: (kneipt sie in die wange), desgl. Bauer als M. III, 5 s. 52.
Schiller, Kabale und Liebe I, 2: (kneipt sie in die ohren).
Zschokke, Abenteuer der Neujahrsnacht IV (s. 92) ... kniff ihn eine weibliche maske .... freundlich in den arm.
Zschokke, Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen s. 39: ich muste mich .... in den arm zwicken.
Batz, Gedichte s. 32: .. Kniff in die wange sie.
Fr. Halm, Fechter v. Ravenna III: und kniff mich in die wangen.
C. Sterne, Räuber und Wegelagerer im Pflanzenreich, Gartenl. 1875 nr. 10 s. 169 a: ein enthaupteter frosch ..., welchen man ins bein kneipt.
W. Hauff, Mann im Monde (Reclam) s. 888: wie der gute alte herr alle mädchen in die wangen

Marlitt, Im Hause des Commerzienraths, Gartenl. 1876. 2 s. 23 b: Die grosse medicinische autorität, den herrn von Bär, zwickst du regelmässig in die finger.

Freytag, Nest der Zaunkönige 2 s. 51: Und fuhr eine magd ... dem langen zuge der väter vorbei, dann geschah es wol, dass einer der begeisterten sie in den arm kniff oder auch in die backen.

Scheffel, Abschied v. Olerano, Gaudeamus s. 123: Wo der cardinal Borghese ... Die schwarzbraunen Römerdamen ... In die wangen einstens kniff.

küssen.

Uhland, Der Wirtin Töchterlein: Und küsst sie an den mund so bleich.

Scheffel, Trompeter v. Säk. 11: .. küsst sie freundlich auf die stirne.

Hofmann, Heute mir, morgen dir, s. 12: Dieser küsste ihn zärtlich auf die stirn.

Iffland, Spieler, I. b: küsst ihn auf die stirn.

Goethe, Wahrheit und dichtung II, 9 s. 337: indem sie ... mich zu widerholten malen auf den mund küsste.

Schiller, Jungfrau III, 3: küsst sie auf die stirn.

Müllner, Zurückkunft aus Surinam III, 4 s. 75 (Reclam): (Küsse) du mich auf den mund.

Wieland, Oberon V, 40: Und .... sie auf die lippen küsste!

„ „ V, 42: Er küsst mit diesem wort die sanft bezwungne schöne
Zum drittenmal auf ihren holden mund.

„ „ VI, 10: Und küsst sie auf die Stirn.

„ „ X, 25: Und küsst ihn auf die wangen.

Marlitt, Zweite Frau, Gartenlaube 1874. 16 s. 253 a (21): Er küsste sie auf den mund.

E. Werner, Am Altar, Gartenlaube 1872. nr. 17 s. 272 b: und küsste die jungfrau auf die stirn.

Batz, Gedichte s. 52: Er küsst mich auf den mund.

Marbach, Medeia I, s. 29: ... und küsste dich auf die rosigen, aber kalten lippen.

„ „ II, s. 50: .... und küsse mich auf die stirn .... (und den vor ihr knienden Jason auf die stirn küsst).

Grillparzer, Sappho III, 1: (sie küsst ihn auf die stirne).

v. Meyern, Cavaliere II, 2 s. 31: (küsst sie auf die stirne).

„ „ III, 3 s. 46: (küsst sie .... auf die stirn).

P. Heyse, Kaiserin von Spinetta, Gartenl. 1875 nr. 10 s. 159 a: ein mädchen, welches der kaiser auf die stirn geküsst.

P. Heyse, das. s. 160 a: küsste sie auf den entfärbten mund.

„ „ nr. 11 s. 174 a: Der sie auf die stirn geküsst hat.

W. v. Hillern, Aus eigener Kraft, Gartenl. 1870. nr. 13 s. 195 a: Frau Hösli küsste sie auf die stirn.

O. v. Redwitz, Amaranth[9] I s. 29: Sie küsst ihn an die stirne.

E. Wichert, An der Majorsecke sc. 9 (Recl. s. 26): (... küsst sie auf die stirn).

„ Die Realisten I, 6 (Recl. s. 22): (küsst sie auf die stirn).

Hauff, Bettlerin vom Pont des Arts 20 (Recl. s. 127): Er küsste seine frau auf die stirne.

Wolfram, Parzival 119, 12 (ed. Lachm.): sîn muoter kust in an den munt.

Bartsch, Deutsche Liederdichter s. 10: er ... küsst es an dieselbe stelle, wo sie es geküsst. Vgl. das. s. 267: Hadlaub v. 139: und kustz an die stat swa ez von ir kust ê was (also nicht: wohin!).

Fr. v. Hausen, Minnes. Frühl. 49, 18: Kust er si zeiner stunt an ir vil roten munt.
Murad Efendi, Selim III akt II, 7 (Recl. s. 44): (küst sie auf die stirn).
E. Wichert, Fabrik zu Niederbronn V, 5 (Recl. s. 71): (küsst sie auf die stirn).
Marlitt, Goldelse, cap. 3 s. 26[a]: er küsste sie widerholt auf die stirne.
" " " 6 s. 66: Der oberförster .. küsste sie auf die stirn.

Fr. Reuter, Reis' nach Belligen cap. 25, s. 155: dunn küsst hei s' Lising up dat og.

Scheffel, Ekkehard cap. 15 s. 227: sie hob die scheue Hadumoth zu sich empor und küsste sie auf die stirn.

Scheffel, das. cap. 20 s. 317: und küsste ihn derb auf die nase.

Freytag, Brüder v. d. Hause 2, 58: er küsste den sohn auf den mund. (ebenso 9, 319; 12, 418; 419).

Freytag, Nest d. Zaunkönige 4, s. 120: und küsste ihn auf die stirne und das haar, (ebenso 6, 187; 12, 104).

Freytag, Ingraban 3, s. 339: sie ... küsste ihn auf die stirn. (7, s. 451; 456; 8, 485; 496).

Freytag, Marcus Koenig 7, 220: er küsste sie zum erstenmal auf den bleichen mund (9, 303; 13, 412).

Heine, Buch der lieder, s. 27: Und küsst sie auf die wangen rot.

schiessen.

Hauff, Mährchen (Reclam) s. 274: Wütend ... zielte er und schoss einen Araber ... durch die brust.

Uhland, Castellan v. Couci: Der das wild ins herz geschossen.

W. Hauff, Mann im Monde (Reclam) s. 328: Er aber schoss den Marchese durch die brust.

Spielhagen, Hammer und Ambos II, cap. 3 („Hausfreund" XII, s. 213 a): dass sie mich 1813 in der schlacht von Leipzig durch die lunge geschossen haben.

K. Bartsch, Ein Besuch bei Ferd. Freiligrath, Grenzboten 1876, nr. 20 s. 270 (als wort Freiligraths?): er war von seiner truppe abseits geschickt, um wasser zu holen und wurde durch beide backen geschossen.

Pfeffel, Die Tabakspfeife: Da schoss ein hund von Janitscharen Den hauptmann in die brust.

C(arus), St(erne), Gartenl. 1876, 43 s. 725 a: Ein durch die brust geschossener Deutscher.

Hauf, Morgenrot: morgen durch die brust geschossen.

Weinhold, Altnord. Leben: Snorri Thorbands sohn, der von einem pfeil durch die kehle geschossen ist.

Weinhold, das. s. 195: Örvarodd, der mit einem gaflack in die wade geschossen war.

Dahn, Kampf um Rom III, 147: Der Gote fiel vom ross, durch den hals geschossen.
" " " " " 155: Gajus stürzte in die stirn geschossen nieder.

Wizlaw, MSH 3, 81[b]: si schôz mich durch diu ougen in daz herze mîn.

Freytag, Geschwister 2, 434: Da sank er selbst, in den rücken geschossen, zu boden.

Frese, Goethes Leben von Lewes II, 6, 7 s. 386, Übersetzung aus dem Faust des Marlowe: Ich will Achillen in die ferse schiessen.

Hypothesis zu den Trachiniae aus der *βιβλιοθήκη* des Apollodor. s. 282: ***Νέσσον ἐτόξευσεν εἰς τὴν καρδίαν.***

Il. XI, 252: *νύξε δέ μιν κατὰ χεῖρα μέσην.*

Il. V, 45: *Τὸν μὲν ἄρ' Ἰδομενεὺς δουρικλυτὸς ἔγχεϊ μακρῷ Νύξ', ἵππων ἐπιβησόμενον, κατὰ δεξιὸν ὦμον.*

Xen. anab. IV, 1, 18: *ἀποθνήσκει .... Κλεώνυμος τοξευθεὶς διὰ τῆς ἀσπίδος καὶ τῆς στολάδος εἰς τὰς πλευράς.*

Geibel, „Das Mädchen vom Don" in P. Lindaus Wochenschrift „Gegenwart" (Leipz. Nachrichten vom 12. Juli 1874): Wie ein feuerstrom schoss mirs ans herz.

Kotzebue, Menschenhass V, 9 s. 90: wie mir die tränen in die augen schossen.

schlagen.

Berthold Sigismund, Lieder eines fahrenden Schülers s. 101: Die buchenzweige schlagen mich neckisch ins gesicht im wald.

Kurz, Literaturgesch. I. Nibelungenlied s. 487. XXV: als dieser seine bitte widerholte, schlug er ihn mit dem ruder so mächtig aufs haupt. ...

Hauff, Mährchen s. 140: und schlug ihn auf den hohen rücken und auf die langen arme.

Hauff, Wirtshaus im Spessart (354): und schlug sie so heftig vor die schöne stirn.

Reuter, Festungstid s. 164: Nu was äwer dat kalw ganz un gor in't og slagen.

Körner, Vetter aus Bremen II, s. 275: Nun wird meine weisheit aufs haupt geschlagen.

Körner, Feldpredigers Kriegstaten I, s. 241: Der Franzose ward aufs haupt geschlagen.

Frese, Übers. von Lewes, Goethes Leben I, 3, 3 s. 195 aus „Masuren oder der junge Werther von A. F. v. Goué": ein stück, das meister und gesellen aufs maul schlägt.

Schiller, Räuber 1. 2, kl. cott. ausg. s. 26: wir könten die vier Evangelisten aufs maul schlagen.

Otto Müller, Helm von Cannä U. L. u. M. 1868 nr. 14 s. 223: Der die Römer bei Cannä aufs haupt schlug.

Shakespeare, Widerspenstige (Tieck) II, s. 266: Und schlug mich auf den kopf.

Kotzebue, d. beiden Klingsberg III, 5 s. 56: (schlägt ihn mit dem fächer auf die schulter).

Iffland, Jäger II, 3 s. 55: Mit der gebalten faust hat er mich hier auf die nase geschlagen.

Iffland, das. IV, 4 s. 77: (Er schlägt ihn auf die schulter).

Raimund, Verschwender II, 34 s. 59: Doch schlägt man mit dem ruder tüchtig sie (die see) aufs maul, da gibt sie nach.

Schiller, Kabale u. Liebe, II, 6: Wer das kind eine mähre schilt, schlägt den vater ans ohr.

Schiller, Wallenstein Picc. I, 2: Graf Tilly war am Lech aufs haupt geschlagen.

Hoffmann v. Fallersleben, Trinklied („Trink, trink, trink, Kamrad!"): Schlagen wir ihn auf die nas.

Mendelssohn, Leben u. Charakter des Socrates s. 28 (desgl. s. 33): Die Athenienser wurden aufs haupt geschlagen.

Marlitt, Zweite Frau, Gartenl. 1874 heft 1 s. 2 a (1): ... und schlug ihn in das gesicht.

Marlitt, das. heft 2 s. 22 a (3): ... als sei sie von der mutter ins gesicht geschlagen worden.

Marlitt, Zweite Frau, Gartenl. 1874, heft 10 s. 157 b (114): Weisst du noch, wie er dich mit der hetzpeitsche über das gesicht geschlagen hat?

Marlitt, das. heft 15 s. 226 a (20): .. um die grimmigsten feinde des patriotischen sinnes ... in das gesicht zu schlagen.

Marbach, Medeia II s. 44: Da schlägt sie dreimal lachend ihn aufs haupt.

Jul. Grosse, Cola di Rienzi I, 2 s. 16: und er schlägt mich mit der faust ins gesicht.

Ch. Birch-Pfeiffer, Burton Castle II, 19 s. 110: Sie ... schlug mich mit der geballten faust ins gesicht.

Schiller, Jungfrau V, 1: Die feinde waren ja schon aufs haupt geschlagen.

E. Lübbert, Syracus z. Z. des Gelon und Hieron, Kiel 1875: dass eine handvoll Griechen die truppenmassen eines ganzen weltteils dreimal aufs haupt geschlagen hatte.

Droysen, Übers. von Aristoph. Acharn. 1160: Über den kopf schlag ihn im rausch irgend ein wahnsinniger schuft Orestes.

R. Werner, Buch von der deutschen Flotte, s. 417: Damit schlägt er .... den andern mit einer porzellanterine über den kopf.

Köchly, Einleitung zur Ausg. der Iph. Taur. s. 26: Die schiffbrüchigen Griechen ... wurden ... mit einer keule vor den kopf geschlagen.

Seume, Spaziergang I, p. 39 (aus Schottwien): ..., wer von beiden den anstand und die guten sitten mehr ins auge schlägt.

W. Hauff, Mann im Monde, ed. Reclam s. 357: Die geschmeichelte schlug ihn mit dem eventail auf die hand.

Kurz, Gesch. der deutschen Literatur I, s. 383 a: und mit neuem hiebe schlug ihn Tristan durch den helm in den schädel.

Strassburger Chronik, Weinholds Lesebuch s. 165: und sluog en mit der geischeln ûf den zinken.

M. M. v. Weber, Um eines knopfes dicke, Gartenl. 1876. 1 s. 10 b: es schlägt mich kalt ins genick.

Marlitt, Im Hause des Commerzienraths, Gartenl. 1876. 6 s. 25 a: das alles schlug den geist der ehemaligen alten firma Mangold geradezu ins gesicht.

E. Wichert, Fabrik zu Niederbronn II, 7. Recl. s. 32: mein vater schlug ihn ins gesicht.

E. Wichert, das. III, 2 (s. 35): dass er den fuchskopf aufs lästermaul schlug.

Fr. Reuter, Reis' nach Belligen s. XIII: Schwapp! schlug ihn der unteroffizier aufs maul.

Dahn, Kampf um Rom IV, 158: Und sie schlug den gewaltigen hund leise auf sein zottiges haupt.

Ebers, Uarda III, 54: Aufs maul geschlagener gerechtigkeitssachwalter.

Freytag, Geschwister 2 s. 280: Der korporal aber schlug ihn mit dem eisen seines kurzgewehrs über die schulter.

Kladderadatsch 1876 nr. 11 s. 40: Ich bin wie vor den kopf geschlagen.

Matth. 26, 67: Etliche aber schlugen ihn ins angesicht.

Spielhagen, Hammer u. Ambos I, cap. 2 („Hausfreund“ s. 6 a): Arthur .. schlug mich auf die schulter.

Spielhagen, das. I, cap. 16 (s. 148 a): er hat mich mit dem peitschenstiel übers gesicht geschlagen.

Fr. Reuter, Reis' nach Constantinopel cap. 17 s. 337: Mutter was en beten vor den kopp slagen.

Scheffel, Ekkehard, cap. 19, s. 308: Da schlug er seinen neffen auf die schulter.

E. Marlitt, Im Hause d. Commerz. (Gartenl. 1876. nr. 12 s. 191 a): Ich möchte mich selbst ins gesicht schlagen.

Uhland, Ludwig der Baier III, 2: (Er schlägt einen der knappen über die schulter).

Freytag, Brüder v. d. Hause 1, s. 34: wir frauen schlagen ihn mit dem stock über die hände.

Freytag, Nest der Zaunkönige 7, s. 220: Zudem magst du wissen, dass könig Gundomar seine feinde lieber ins antlitz schlägt als hinterrücks angreift.

Freytag, Nest d. Zaunkönige 11, s. 363: Meint sie mit dem könig zu streiten, weil er sie damals im kinderspiel auf die hände schlug.

Freytag, Ingraban 2, s. 312: einer ... schlug ihn (den anderen) in das angesicht.
„ „ 7, s. 456: Walburg schlug ihn leise auf das haupt.
„ Marc. Koenig 7, s. 248: sie ... schlug ihn mit ihrem handschuh an die heisse wange.

Freytag, das. 12, 386: ihm war, als ob herr Dietrich ihn lustig auf die achsel schlüge.

Weinhold, altnord. Leben s. 295: Das nahm Olaf für spott und schlug den gegner mit dem ballscheite über den kopf.

Dahn, Kampf um Rom II, s. 304: ... schlug mich ein bürger von Ephesus auf die schulter und sprach: ...

Nibelungenlied 2277 (Bartsch): Er sluoc den videlære ûf den helm guot.

Il. XVI, 27: *Βέβληται δὲ καὶ Εὐρύπυλος κατὰ μηρὸν ὀϊστῷ.*

Kurz, Literaturgesch. I, Nibelungenlied s. 487, XXXVII: Rüdiger schlug d e m gegner d u r c h den helm.

Büchmann, Gefl. Worte s. 66: ... schlägt der postillon dem passagier ... mit der peitsche ins gesicht.

Lenau, Ziska: Für geschosse mich zu stärken und ein hartes heldenloos schlug der hagel meiner mutter in den schwergesprengten schooss.

Iffland, Jäger I, 2 s. 7: Ich schlage ihnen ins gesicht.

Marlitt, Zweite Frau, Gartenl. 1874 heft 3 s. 42 b (5): Die gräfin Trachenberg kann unmöglich dem anstand und der guten sitte in das gesicht schlagen.

Marlitt, das. heft 14 s. 220 b (19): Diese miserable luft schlug mir wie blei in die beine.

Batz, Gedichte s. 217: Sie werden kommen, jene tage, Da du dir an die stirne schlägst.

Beer, Struensee I, 1 (s. 6): Dass ich dir nicht ins gesicht schlage, laffe.

Curtius, Grundzüge, aufl. 3 s. 27: Der würde allen ergebnissen der neueren lautforschung ins gesicht schlagen.

Jul. Grosse, Cola di Rienzi IV, 4 s. 151: (schlägt ihm unter die hand).

Curtius, Erläuterungen, s. 11: Bis zu diesem grade wird doch kein vernünftiger lehrer der wissenschaft und seinem eignen bessern wissen ins gesicht schlagen wollen.

Pfizer, Byron-Übersetzung II, Corsar I s. 60: wie der rumor des schiffsvolks ihm betäubend schlägt ans ohr.

Pfizer, das. II s. 75: denn weiberkreischen schlug ans ohr ihm.
„ „ III s. 109 (bd. II): die ihm ins herz wie glühende stacheln schlagen.
„ „ III s. 110: Jezt schlug die brandung ihm ans ohr.

Fr. Rückert, Sonette: Auf der Reise: Ein jeder blick, der mir ans herz geschlagen.

Goethe, Iphigenie in Prosa: Die ungewissheit schlägt mit tausendfältigem verdacht mir an das herz.

Müller-Strübing, „Aristophanes" s. 31: so soll ihm irgend ein betrunkener wahnwitziger Orestes über den kopf schlagen.

Paul Heyse, Herkules u. Atlas, in Rundschau III heft 9 s. 411: ... schlug sie (die erde) mir stark auf den rücken.

W. v. Hillern, Aus eigener Kraft, Gartenl. 1870. 10, 148 a: er hatte allem brauch und herkommen ins gesicht geschlagen.

W. v. Hillern, das. 16 s. 241 a: ein nachtfalter schlug ihr aufgescheucht ins gesicht.

„ „ 42 s. 703 b: der regen schlug den geängstigten (plur.) ins gesicht.

E. Werner, Gesprengte Fesseln, Gartenl. 1874. 24 s. 380 a: Hugo schlägt aller dankbarkeit, aller vernunft und erziehung ins gesicht.

W. Hauff, Mann im Monde, ed. Reclam s. 277: Die flammenröte schlug ihr ins gesicht.

E. Werner, Hermann, Gartenl. 1870. 51 s. 867 b: der gerechtigkeit ins gesicht zu schlagen.

Zarncke, Nibelungenlied[5] s. XIV: einen scherz ..., der der sitte ins gesicht schlägt.

Th. Storm, Psyche, in Rundschau II, 1 s. 4: Es schlug mir durch die glieder.

Wölfflin, Einleitung zu Livius XXI s. XIV: ... so durfte er den ... erinnerungen von jenem riesenkampfe nicht geradezu ins gesicht schlagen.

Dahn, Kampf um Rom IV, 152: Gar unsanft schlug er deinen landsmann, seinem collegen in Apollo, auf die geschickt scandierenden finger.

Dahn, das. IV, 165: er ... schlug mir auf die schulter.

„ „ 312: und er schlug mir mit dem schaft des speeres, den er in der hand hielt, in das antlitz.

Dahn, das. IV, 368: und schlug sie unter blutigen verlusten grimmig aufs haupt.

„ „ 379: seit jener nacht, da ein hirtenknabe dem besten dichter Roms über die unsterbliche jambenhand schlug.

Ebers, Uarda, II, 215: Dieses aber .... schlug dem wegeführer mit dem ruder so kräftig auf die linke hand, dass ihm die geissel entsank.

M. Hartmann, Novellen II, s. 305: Marigny .... schlug ihm mit der flachen klinge auf den rücken.

Immermann, Münchhausen II, s. 142: schlug ihm auf die schulter.

P. Heyse, G. Giusti s. 109: Wie, hoftier, schlägt die scham dir in den nacken.

Spielhagen, Hammer und Ambos I, cap. 13: Der regen schlug mir ins glühende gesicht. Desgl. cap. 15 (s. 145 a).

Spielhagen, das. III, cap. 5 (s. 408 a): Ich schlug mir mit der faust vor die stirn.

„ „ „ 10 (s. 435 b): Dass dir das herz mutig gegen die rippen schlägt.

Spielhagen, das. III, cap. 13 (s. 459 b): Und der alte herr schlug mir mit der flachen hand auf das knie.

Weinhold, Deutsche Frauen, s. 484: Olaf schlägt ihr im zorn darüber mit dem handschuh in das gesicht.

Scheffel, Ekkehard, cap. 16 s. 244: Da gieng herr Spazzo zum holzspaltenden Cappan, schlug ihm auf die schulter.

Scheffel, das. s. 247: Der täufling wagte kaum zu atmen, so schlug ihm die wucht der feier ins gemüt.

Scheffel, das. cap. 19 s. 311: Dem hat der schreck nicht tief ins herz geschlagen.
" " " 20 s. 317: Praxedis schlug ihm leicht auf die schulter.

W. v. Hillern, Geier-Wally I, cap. 1 s. 26: I schlag dir ins g'sicht, wenn d' mi nit auslasst.

G. Ebers, homo sum s. 150: Wenn er dann ..... ihre hand zu erfassen suchte, schlug sie ihm kräftig auf die finger.

Dahn, Kampf um Rom I, s. 247: Aber die frau war nicht faul, hob die hand und schlug ihm ins gesicht.

Dahn, das. unten: wenn ich dir einmal ins gesicht schlage, stehst du nie wider auf.
" " II, 115: Da schlug ihm Johannes mit der faust ins gesicht.
" " III, 102: Der dichte qualm schlug den Byzantinern ins gesicht.

Dannehl „niederd. Spr. u. Liter." in Samml. v. Virchow u. Holzendorf X, 219 und 220 s. 43: plattd. sprichw.: de ward en fohlen uptrecken, de er vor de schen' (schienbein) sleit.

Seume, Spaziergang I, s. 108 (aus Rom): Und hoch schlägts links mir in der seite stark.

schneiden.

Hebel, Barbierjunge v. Segringen: Wenn ihr mich nicht ins gesicht schneidet.

Schlegel, Sommernachtstraum III, 1 s. 488: wenn ich mich in den finger schneide, werde ich so frei sein, sie zu gebrauchen.

Immermann, Münchhausen II, 180: Der mann .... hat ... in den lezten jahren den herzog mehrmals in das fleisch geschnitten.

Vgl. Hartmann v. Aue, armer Heinrich v. 229 anm. ed. Haupt, v. 450 und 1092.

Prutz, „Wär ich im Bann vor Mekkas Toren" 1, s. 361: Dass die schmerzen des jahrhunderts mir in meine seele schneiden.

Schiller, Tell, I. sc. 4, s. 32: In die seele schnitt mirs.
" Parasit II sc. 7, s. 217: Das schneidet mir ins herz.

Schauffert, Schach dem König, III. 13: Der vorwurf schnitt mir ins leben.

Scheffel, Trompeter, 9: (Töne) die ihm wie pandurenmesser Schartig in die seele schneiden.

Schiller, Räuber II. 2, kleine cott. A. s. 47: es wird mir durch die seele schneiden ein schwert.

Schiller, Turandot IV, 10: Denkt, wie es ins herz mir schneidet.

M. Graf Strachwitz, Nun grüss dich Gott, Frau Minne (Üb. Land u. Meer 1868 nr. 31): Bis ihm ein scharfer schwerterschwung Ins freudige herz geschnitten.

Wagner, Tannhäuser III, 3: Von der verheissung lügnerischem klang, Der eiseskalt mir durch die seele schnitt.

Schiller, Braut v. Messina s. 326: keine laute noch stumme klage (soll) in das herz dir schneiden.

Kotzebue, Menschenhass V, 9 s. 86 (Recl.): O, dieser ton schneidet mir durchs herz.

Iffland, Jäger III, 13 s. 67: ... schnitt mirs durchs herz.

Marbach, Medeia I, 29: es schnitt mir tief ins herz.

Grillparzer, Sappho V, 1: Ihr anblick schneidet mir ins herz.

Freitag, Fabier III (Virginius): Ein kampf, der tief uns allen in die seele schneidet.

Ch. Birch-Pfeiffer, Burton Castle I. 13, 12 s. 189: Sein anblick schnitt mir durch die seele.

R. Werner, Buch von der deutsch. Flotte, s. 379: Das lächeln der schönen schneidet den Deutschen (pl.) tief ins herz.

O. v. Redwitz, Amaranth[9] II, s. 125: So hat ihr blick, wie scharfer stahl, Ihm blutig in das herz geschnitten.

A. Bischoff, Über die homerische Götterdichtung, im Philolog. 34 s. 11: ohne diesem ins fleisch zu schneiden.

Strassburger Chronik, Weinholds Lesebuch s. 167: Ein swert ir durch die sêle sneit.

E. Wichert, Die Realisten, II. 8 (s. 40 Recl.): es schneidet mir ins herz.

Spielhagen, Hammer u. Ambos I, cap. 10: mit einer miene ... die mir jedesmal ins herz schnitt.

Spielhagen, das. I, cap. 11: Der ton schnitt mir ins herz.

„ „ II, cap. 5 „Hausfreund" XII, s. 244 a): Die bewegung schnitt mir ins herz.

Spielhagen, das. III, cap. 5 (s. 407 b): ... mit einem lachen, das mir in die seele schnitt.

Spielhagen, das. III, cap. 11 (s. 454 b): aus Hans erscheinung und stimme sprach eine verlassenheit, die mir ins herz schnitt.

Spielhagen, das. III, cap. 27 (s. 530 a): es schnitt mir ins herz, wenn ich sie so sah.

E. Wichert, Schuster Lange (Gartenl. 1873. s. 514 a): und es schnitt mir ins herz.

„ Ein Schritt vom Wege III, 5 (s. 67): lachen sie nicht, es schneidet mir ins tiefste herz.

W. v. Hillern, Geier-Wally I, 7 s. 127: Und wenn ein schmerz dir scharf in die seele schneidet.

Freytag, Nest der Zaunkönige 4, s. 130: Die worte des alten schnitten ihm in das herz.

Freytag, Ingraban 8, s. 491: Derselbe schrei hatte ihm schon einmal wie mit messern in das herz geschnitten.

G. Ebers, homo sum s. 206: Einen augenblick schnitt ihm der gedanke ... schmerzlich ins herz.

G. Ebers, das. s. 213: und balte die kleinen hände so fest zusammen, dass ihr die fingernägel ins fleisch schnitten.

Dahn, Kampf um Rom III, 321: und seufzte tief, tief, dass es mir durch die seele schnitt.

Ebers, Uuarda II, s. 240: Ihr (der hunde) geheul schnitt dem wegeführer ins herz.

spucken, speien.

Prutz, „Wär ich im Bann usw." s. 362: Oder einen christen rief ich, in das antlitz ihm zu spucken.

Freytag, Fabier V: Er speit dem feigen vater auf die wange.

Freytag, Ingraban 2, s. 306: und die teufel spuckten mir auf den scheitel.

G. Ebers, homo sum s. 262: Der pförtner spie ihm ins antlitz.

Weinhold, Altn. Leben s. 427: jeden abend spuckte er beim schlafengehen dem manne ins gemalte gesicht.

Myst. 56, 11: er spei ir under ire ougen.

stechen, stossen.

1. Mose 3, 15: Du wirst ihn in die ferse stechen.

Schiller, Fiesko II, 5 (s. 226): Die republik ist ins herz gestossen.

Scheffel, Trompeter, 8: ... verwundert stiess den capellan der lehrer an den arm.

Schiller, Räuber III, 3 (s. 76 kl. cott. A): oder weiber hinterrücks in den bauch zu stechen.

Schiller, Kabale u. Liebe I, 2: (?) (Voll zorn seine frau vor den hintern·stossend).

Shakespeare, Othello V, 5 s. 255 (Tieck): (Jago sticht den Cassio von hinten ins bein).

Shakespeare, das. s. 259: Ich bin durchs bein gestochen.

Wieland, Oberon II, 1: Und wenn die mittagsglut sie auf die scheitel sticht.

Fr. Hebbel, Schnock, cap. 2 s. 32: als mich einmal eine mücke ins gesicht stach.

v. Meyern, Cavaliere II, 5 s. 38: Sticht es dich ins herz?

Uhland, Roland Schildträger v. 14: doch Roland in das knie ihn stach.

A. W. v. Schlegel, An Flemming: da stach der tod dich neidisch in die fersen.

R. Werner, Buch von der deutsch. Flotte s. 260: da stösst ein seesoldat ihn mit dem kolben vor die brust.

W. Hauff, Mann im Monde (Recl. s. 320): er kann doch nicht unsern hof vor den kopf stossen.

Wolf, Hausschatz der Volkspoesie s. 188 a: und stach den pfalzgrafen durch sein herz.

Scheffel, Teutoburger Schlacht: Stach man ihn durch zung und herz.

Spielhagen, Hammer u. Ambos I, cap. 2: Hier stiess er mich mit dem elnbogen in die seite.

Spielhagen, das. II, cap. 11 („Hausfreund" XII, s. 305 a): Der commerzienrat ... stiess mich sanft in die seite; ebenso cap. 13 (s. 321 a).

Reuter, Reis' nach Konstantinopel, cap. 14 s. 266: as de arme minsch so vör den kopp stött würd.

Scheffel, Ekkehard, cap. 21 s. 346: sie stiess den rasenden mit starker hand vor die stirn.

Freytag, Marc. König 7, s. 232: Der alte ... stiess den hauptmann vertraulich in die seite.

M. Busch, Die Entführung aus dem Serail (bilderbogen): Der Aga sticht mit grosser hitze Den sultan in die nasenspitze.

P. Lindau, W. Busch, in Nord und Süd IV, 2 s. 270: ein anderer wird: „Bubb" vor den bauch gestossen.

Dahn, Kampf um Rom I, 339: ein spitzes lanzett ..., mit welchem ... sklavinnen von der zürnenden herrin oft zolltief in schultern und arme gestochen wurden.

Dahn, das. II, 366: eine arme beerensamlerin, welche der beisswurm in den nackten fuss gestochen, ...

Dahn, das. IV, 331: Augenblicks flog dieser, vom könig durch hals und genick gestossen, tot vom pferd.

Dahn, das. IV, 471: in die brust gestossen fiel Aligern.

Wolf, Hausschatz der Volkspoesie s. 346 a: Dass die wunden niemals sprechen, Musst du in das hirn sie (die kinder) stechen.

Heine, Buch der Lieder s. 122: Wo du ins herz mich stachest Mit einem spitzgen wort.

J. u. W. Grimm, Die Bremer Stadtmusikanten: Der hat mich ins bein gestochen.

Lenau, Ahasver, (s. 74): Der tod, der .... Den wandrer lauernd in die ferse sticht.

Vgl. **Luther**, 4. Mos. 25, 8: und durchstach sie beide, den israelitischen mann und das weib, durch ihren bauch.

Bartsch, Einleitung zur Ausg. d. Nibelungenliedes s. IX: eine natter, die i h m ins **h e r z sticht**.

M. Hartmann, Novellen II, s. 138: Da balte der schüler die faust und stiess ihr vor den kopf.

Rosa Dorn, „Auf ewig" in Unterhaltungen v. Gutzkow, dritte folge bd. 2 s. 223: Scharfer zugwind stösst ihr ins gesicht.

Wieland, Oberon IV, 56: ... und dass er schöner war Als je ein mann, der in die augen ihr gestochen.

Fr. Halm, Fechter von Ravenna I. (Anfang) (Glabrio): Wird der den weibern in die augen stechen.

Schiller, Kampf mit dem Drachen, v. 21: Und stosse tief ihm ins gekröse, Nachbohrend bis ans heft den stahl.

Th. Bodin, „Der Thau in Volkssage und Dichtung" (Europa 1875 s. 798): Dieser langanhaltende tau stach auch den alchymisten und destillatoren in die augen.

Droysen, Übers. von Aeschylus II, s. 38 (Pers. 846): Vor allen aber sticht ins herz mir dieser gram.

M. M. v. Weber, „Der Riss in der Fensterscheibe" (Eisenbahn-Z. 1875, Sept. 4): Damit (man) der logik aller gesunden verwaltung vor den kopf stösst.

O. v. Redwitz, Amaranth[9] III, s. 120: Da wol es jach durchs herz ihr sticht.

Wolf, Hausschatz der Volkspoesie s. 226 a: Die blicke die stechen ins herz mir hinein.

Spielhagen, Hammer u. Ambos III, cap. 13 (s. 459 b): Und der commerzienrat stiess dem korpulenten justizrat freundschaftlich mit dem daumen in die seite. Desgl. cap. 13 s. 460 b.

Scheffel, Ekkehard, s. 455: (Das idol von erz) stach dem vornehmen altertumsforscher kaiser Max I so in die augen, dass er es kurzer hand entführte.

Michaelis, Die Biene und die Taube (Weish. u. T. 187): Mein bienchen kam. Pick! stachs ihm in die hand.

Heine, Buch der Lieder s. 35: Da kam die meisterstochter .... Und hat mir ins herz gestochen Mit nadel und mit scher.

Dahn, Kampf um Rom III, 186: Belisar .... stiess nun in grossem zorn mit seinem speer dem Gothen so gewaltig auf die brustplatte seines harnisches.

Freytag, Geschwister 2, s. 241: Dann zausten sie den grossen hofhund, welcher ihnen mit seiner nase liebkosend ins gesicht stiess.

Vgl. Ebers, Uarda III, 101: Er heulte laut auf wie ein hund, dem sein zorniger herr den fuss auf den leib stösst.

streifen.

Herm. Lingg, „Zurga" in „Deutsche Dichterhalle" IV, s. 162: Sieh da streift ihn ans genick Leicht die dame mit dem fächer.

treffen.

Chamisso, Der Soldat: Ich aber, ich traf ihn mitten ins herz.

Gartenlaube 1873, nr. 27 s. 446 „Fliegende Fische": Da pfiff plötzlich etwas vorüber und traf einen aus unserer gruppe voll auf die brust.

Shakespeare, Wintermährchen, act III sc. 2 (VII, s. 278): er ist getroffen ins tiefste herz.

Mohnike-Zoller, Frithjofssage, Ges. 10: Trift .... In das herz den sturmesaar.

Anakreon v. Junghans 9: Und er spant ihn ach! und trift mich Mitten in das herz hinein.

Hauff, Wirtshaus im Spessart s. 297: aber er traf dabei einen der räuber so heftig über den arm.

Chamisso, Löwenbraut: Bis tötlich die kugel ihn trift in das herz.

Rückert, Geharnischte Sonette: Der ich das riesenhaupt der Philistäer Traf in die stirn.

Uhland, Graf Eberhard nr. 3: Den traf der tod ins herz.

Beumer, Buch der Erholung s. 48: Mich hatte ein ast gerade auf die stirn getroffen.

Jac. Grimm, Rede auf das Alter, kl. Schr. 1, s. 205: Diesmal hat sie den nagel auf den kopf getroffen.

Wieland. Oberon XII, 88: .. Trift Hüon ihn so kräftig vor die brust.

Zschokke, Abenteuer der Neujahrsnacht 9, s. 119: Die erste kugel traf den vornehmen lieutenant auf die nase.

Grillparzer, Sappho V, 1: Bis nur ein ruderschlag, der ihm gegolten, Das kleine mädchen an die stirne trift.

Ed. v. Hartmann, Zur Orientierung in der Philos. der lezten 100 Jahre in „Gegenwart“ 1875 nr. 21 s. 326 b: Wegen dieser stets den nagel auf den kopf treffenden intuition.

Fr. Hofmann, Ende der Noth, Gartenl. 1875 s. 424: Da trift sein blei auch die lieben ins herz.

Otf. Müller, Gesch. d. gr. Lit. II, s. 363: jene schnelligkeit der bezeichnung, die den nagel gleich auf den kopf trift.

W. v. Hillern, Aus eigener Kraft. Gartenl. 1870. 40. 622 a: Du hast nur den nagel auf den kopf getroffen.

O. v. Redwitz, Amaranth[9] I, s. 31: Und trift den nagel auf den kopf.

A. Bischoff, Über die homerische Götterdichtung, philolog. 34 s. 25: damit zuerst Euphorbos ihn recht heldenhaft in den rücken treffe.

E. Wichert, Die Realisten, II. 2 (Recl. s. 28): O diese Amerikaner treffen doch immer den nagel auf den kopf.

J. Grosse, Epische Dichtungen s. 175: Auch mich hat Amor tief ins herz getroffen.

Spielhagen, Hammer u. Ambos I, cap. 18 („Hausfreund“ s. 178 b): Auch mich hatte die kälte .. bis ins mark getroffen.

Scheffel, Ekkehard cap. 12 s. 172: Der hunnenkönig Etzel, riefen die schützen, wer trift ihn ins herz.

Scheffel, das. cap. 14 s. 216: in hals getroffen gieng der treue schildknappe in tod.
„ „ „ 24 s. 412: In bauch getroffen liess er das süsse leben.

Udo Brachvogel, Die Novelle der Künstlerin (U. L. u. M. 1874 nr. 48 s. 958 a): Leis zitternd, gleich der espe, die der blitz Grad in der silberkrone herz getroffen.

Freytag, Nest d. Zaunkönige 12, s. 378: Trift ein fremder könig die sieben in den nacken, wie mag ihr knecht sich noch seinen herrn suchen?

W. Jordan, Siegfriedsage 17, s. 129: Der trieb es wie du und traf seine amme Ins linke auge (mit dem speer).

W. Jordan, das. 19, s. 168: ich weiss ein mittel Den mantelträger ins mark zu treffen.

Freytag, Ingo 11, s. 262: Da schwirte der eschenspeer aus Theodulfs faust und traf den könig von der seite unter den arm.

Gottschall, Welke Blätter III, 4 s. 67: Die kugel des offiziers hatte ihn in die brust getroffen.

Gottschall, das. s. 265: Ihn hatte eine stürzende coulisse auf die schulter getroffen.

Werner, Vineta, G. L. 1876, 45 s. 752 b: Der förster lag tot am boden, mitten ins herz getroffen.

W. Oncken, Die Staatslehre des Aristoteles I, s. 299: Die hellenische staatsromantik hat er damit ins herz getroffen.

Dahn, Kampf um Rom II, 237: Schon traf sie des Byzantiners schwert ins herz.

„ das. III, 129: Da traf ihn Tejas axt im wurf ans haupt.

„ „ III, 174: sein wurfspeer flog und traf den Griechen mitten in die brust.

„ „ III, 476: er traf den präfecten in den linken arm.

„ „ IV, 475: sein speer hatte den könig in die rechte brust getroffen.

V. d. übeln wîbe 376: si traf mich hinden ûf den pürel.

M. Hartmann, Die lezten tage eines königs cap. 9: Er traf ihn mitten durchs herz.

M. Hartmann, das. cap. 11: die alte warf sich auf die leiche ihres sohnes, der mitten durch den kopf getroffen, ohne einen seufzer verschieden war.

M. Hartmann, das. cap. 12: Mit einem tiefen seufzer sank Nadir in die arme Benvenutas, mitten ins herz getroffen.

Scheffel, Frau Aventiure s. 191: Hei, süsser ton, wie trifst du mich ins herz!

E. Chr. Kleist, der gelähmte Kranich: Ein kranich, den des jägers pfeil am fuss getroffen.

Vgl. E. Werner, Am Altar, Gartenl. 1872 nr. 15 s. 239 b: Der schlag hatte ihn bis ins innerste leben getroffen.

E. Werner, Gesprengte Fesseln, Gartenl. 1874. 38. 605 a: Sie hat dich und mich bis ins innerste herz treffen wollen.

Vgl. Planche, Charles the XII, ed. Croll. s. 93: „you have hit the nail on the head," du hast den nagel auf den kopf getroffen.

Il. λ. 109: *Ἄντιφον αὖ παρὰ οὖς ἔλασε ξίφει* usw.

Aeschyl. Eum. 190: *ὑπὸ ῥάχιν παγέντες.*

treten.

Scheffel, Trompeter 10: .... Ihr habt mich unsanft auf den fuss getreten.

Hauff, Karawane s. 80: auf dem markt trat ihn da bald einer auf die pantoffeln.

Frese, Übers. v. Lewes I. 3, 5 s. 258: Johnson trat den nagel auf den kopf.

L. Kalisch, Pariser Bilder und Geschichten, Gartenl. 1874. 46 s. 748 b: ... der ihn einmal auf den fuss getreten.

G. z. Putlitz, Badekuren sc. 5: Er hat mich fast auf die hacken getreten.

Marlitt, Goldelse cap. 1 s. 5[a]: der tölpel hatte den lieblingshund des herrn ... auf die pfote getreten.

Marlitt, das. cap. 18 s. 329: Holldorf hatte seine Diana ... auf die pfote getreten.

F. Reuter, Läuschen u. Rimels II vorrede: Sie ... treten andere leute dabei auf die zehen.

Immermann, Münchhausen II, s. 222: ... manche zärtliche mutter wird unversehens auf den fuss getreten.

Hauff, Karawane s. 73: einmal trat ich ihm auch von hinten auf die grossen pantoffeln.

Fr. Hebbel, Schnock 2 s. 40; Ich trat ihr, wie aus versehen, auf den fuss.

R. Werner, Buch v. d. deutsch. Flotte, s. 319: Um ... dem aberglauben so recht auf den kopf zu treten.

Wolf, Hausschatz der volkspoesie s. 433 b: Dass ich war ihm auf den kopf getreten, ... du .... bist mir auf den kopf getreten.

Weinhold, Deutsche Frauen s. 184: Dem dritten trat sie seufzend und verstohlen auf den fuss.

ann trat der frau auf den fuss, vgl. s. 228 und Meyer

Weinhold, das. s. 229: ... dass die braut die herschaft in der ehe erlange, wenn sie dem bräutigam bei der trauung auf den rechten fuss trete.

Scheffel, Ekkehard cap. 18 s. 296: er ... trat ihm dabei mit dem bespornten stiefel auf den fuss.

A. Godin, Kein Herz, G. L. 1876, 41, s. 680 a: Ich würde ihnen nur auf die füsse treten (beim tanzen).

Freytag, Marc. Koenig 13, s. 414: hernach erinnerte der hauptmann den fähnrich, dass er der braut auf den fuss treten müsse (bei der vermählung).

werfen.

Schiller, Räuber 1. 2, kl. Cott. Ausg. s. 21: und warf ihn mit einem stein so derb an die ripp.

Uhland, Herzog Ernst von Schwaben IV, 1: Ich bin der unglückselge Adalbert, Der seinen herzog in die seite warf.

Heilmann, Übers. des Thucyd. (1760) s. 518: und warfen ihnen .... mit ziegelsteinen auf die köpfe.

Homer, (Curt. Gr. § 438): *τὸν μὲν κατὰ στῆθος βάλε δουρί.* (Il. λ. 108).

Il. λ. 144: *ἢ καὶ Πείσανδρον μὲν ἀφ' ἵππων ὦσε χαμᾶζε, δουρὶ βαλὼν πρὸς στῆθος.*

Nachtrag.

schrinnen. greifen. nagen. frieren. pochen. tupfen. reiben.

Scheffel, Trompeter 8: Dass der winter hier am Rheine Sie nicht in die finger friere (die gemalten göttinnen).

Iffland, Spieler III, 6: Da kann man doch die insolenten nachfrager auch je zuweilen auf die finger pochen.

Über L. u. M. 68 nr. 7 „Verlorne Liebesmüh" (Aus G. Scherers Deutsche Volkslieder mit Bildern und Singweisen): Es friert mich an meine finger.

Körner, Nachtwächter 10: Mich frierts verdamt an die hände.

Raimund, Bauer als Millionär III, 5 s. 52: (tupft schnell den hass mit seinem pfeile ans herz).

Shakespeare, Othello IV, 1 s. 226: So reib ihn um die schläfe.

Scheffel, Letzte hose v. 12: Weh, schon frierts mich an die beine!

Uhland, Ludwig der Baier IV, 2: Da fror es manchen ritter in die zehe.

Vgl. Hartmann, MF. 211. 15: daz ich der sorgen bin erlân die manegen hât gebunden an den fuoz.

Zimmermann, Einsamkeit IV, 10 s. 29: Aber dass sie einen teil unseres alten adels in den provinzen und alle nicht aufgeklärten weltleute etwas unsanft in den augen schrint, das ist begreiflich.

Goethe, Egmont, akt 1 s. 115, mich nagts am herzen.

Lessing, E. Galotti II, 4 (s. 23): (indem sie ihn bei der hand ergreift). Vgl. das. II, 10 (s. 34).

Vgl. Voss, Luise I, v. 18: zupfte geheim Luisen, die neben ihr sass, an dem ermel.

P. Heyse, Ges. Werke V, 197: und doch fror mich darin (in der tugend) bis ins innerste herz.

Heinr. v. Morungen, MF. 126, 33: daz si mich aldurch mîn herze sên.

Weinhold, Deutsche Frauen, s. 477: Sie verwundet ihn tief in den kopf.

Xen. Anab. II, 5. 33: *τετρωμένος εἰς τὴν γαστέρα.* Das. IV, 1. 18.

Ribbeck, Sophocles und s. Tragödien, heft 83 s. 18: ... Dem auch vielleicht die fabel an sich nicht mehr so unmittelbar in die seele greift.

Hauff, Mährchen s. 185: Der mir tüchtig unter die arme greifen könte.
Iffland, Jäger IV, 4 s. 77: (Er greift dem oberförster kitzelnd in die seiten).
E. Werner, Am Altar, Gartenl. 1872. 13 s. 201 a: Dass ihr sein tod mit solcher verzweiflung ans herz greift.
Freytag, Fabier II. (Sextus): er griff mir an den hals.
Werner, Hermann, Gartenl. 1870. 49 s. 815 b: Die wie mit eisenhand ihr ans herz griff.
Ebers, Uarda III, 73: Und mächtiger als dort der priesterliche gesang griff ihm hier das tiefe schweigen des hochgebirges in die seele.
Vgl. W. v. Hillern, Aus eigener Kraft, Gartenl. 1870, 46 s. 772 a: Phylax leckte ihr über das heisse gesicht.
Spielhagen, Hammer und Ambos, III. cap. 7 („Hausfreund“ XII s. 419 b): indem er mir ein paar mal sanft über das knie strich.
Freytag, Brüder v. d. Hause 9, 322: als ihr im lezten dorfe dem knaben über die wange stricht.
Freytag, Nest der Zaunkönige 12, 381: und strich ihm über die wange.
Freytag, Ingo 1, s. 25: mir frists am herzen.
Freytag, Ingraban 4, 381: bis Wolfram seinem herrn in den zügel griff.[1]

SOEST. H. SCHWARTZ.

ZUR HISTORIA DE PRELIIS.

In meiner abhandlung „Zwei recensionen der Vita Alexandri Magni interprete Leone archipresbytero Neapolitano“ (Wissenschaftliche beilage zum programm des Berlinischen gymnasiums zum Grauen Kloster. Ostern 1884. Berlin, Gärtners verlagsbuchhandlung.) habe ich einige mitteilungen aus mangel an raum unterdrücken müssen, welche zum teil für die geschichte des lateinischen textes, zum teil für die geschichte der Alexandersage im mittelalter nicht uninteressant sind. Ich erlaube mir, dieselben nachstehend mitzuteilen.

I. Textprobe. Um von der vielgestaltigkeit der Historia eine anschauung zu geben, zugleich aber um die bekantmachung und classifizierung neuer handschriften zu ermöglichen, folgt hier der anfang des werkes nach den mir bekanten und in dem programm näher beschriebenen handschriften und drucken. Es stehen neben einander die Bamberger (*B*) mit den abweichungen der Münchener (*M*) handschrift — und die Berliner (*Be*) mit den abweichungen der Pariser *A* (*P*), der Londoner (*L*) und der drucke (*D*, Strassburger *Str*, Utrechter *Utr*).

1) Diesem nachgelassenen manuscripte des so jung gestorbenen verfassers fehlte zwar noch die lezte feile; doch schien es der veröffentlichung wol würdig. Ich habe mich hierbei auf einige verbesserungen in der reihenfolge der reichlichen von ihm gesammelten belege beschränken müssen, so dass sie nun im drucke leicht und bequem übersichtlich erscheinen. J. Z.

Älterer text.

B Sapientissimi namqe Egiptiorum scientes mensuram terre atque [1]domantes undas maris et celestium i. e. stellarum ordinem computantes, tradiderunt universo mundo altitudinem doctrine in magicis [2]virtutibus.

Dicunt [3]autem de Nectanebo,

quomodo hostes subito sicut nubes venissent super eum. [4]In hoc enim non movit miliciam nec arma nec artificia ferri, sed intravit

palacium [5]apprehenditque concam heream,

1 *M* divinantes. 2 virtutibus] artibus. 3 autem] namque. 4 Sed in hoc non. 5 apprehendensque concham eream.

Interpolierter text.

Be Sapientissimi [1]quippe Egyptii scientes mensuram terre [2]undasque [3]maris et [4]celestium ordinem cognoscentes i. e. stellarum [5]cursum, [6]motum etiam firmamenti, tradiderunt [7]ea universo [8]orbi per altitudinem [9]doctrine [10]et per noticiam artium magicarum. Dicunt [11]namque de [12]Nectabo rege [13]ipsorum, quod [14]fuit homo ingeniosus [15]et in astrologia et mathematica [16]eruditus. Quadam [17]autem die [18]dum nunciatum ei fuisset [19]quod [20]Artaxerses rex Persarum cum valida manu hostium [21]super eum veniret, non movit militiam neque preparavit exercitum [22]armatorum, sed intravit [23]solus in [24]cubiculum palacii sui. Et [25]apprehendens concam eream

1 quippe] *fehlt D, dafür PL* namque. 2 *Utr* atque undas. *PL* atque undis. 3 *PUtr* maris dominantes, *L* m. divinantes. 4 *L* et celestia cogn. 5 *PUtrL* cursum computantes. 6 motum *bis* magicarum *fehlt Utr*. motum *bis* firmamenti *fehlt PL*. 7 ea] *Str* etiam. 8 orbi] *PL* mundo. 9 doctrine *fehlt Str*. 10 et — magicarum] et per magicas virtutes *PL*. 11 namque] *fehlt Utr*. enim *Str*. autem *L*. 12 Nectabo] *Str* Anectanabo. *Utr* Neptanebo. *P* Nactanebo. *L* Nectanabo. 13 ipsorum] eorum *PUtrL*. 14 fuit] fuerit *D*. fuisset *PL*. 15 et peritus in a. *PUtrL*. 16 eruditus] *Utr* et artis magice virtutibus plenus. *PL* etiam de magicis virtutibus plenus. 17 autem *fehlt UtrPL*. 18 dum] *Utr* cum. 19 quod] quia *P*. (*L acc. c. inf.*). 20 Artaxerxes *P*. 21 super] *UtrL* contra. 22 armatorum *fehlt Str*. — *UtrPL add.* aut artificia ferri. 23 solus *fehlt Str*. 24 cubiculo *PUtr*. 25 et deprendens *Str*. et apprehendit *UtrPL*.

ponens ibi [6]aquam pluvialem, terens in manu virgam eneam et per magicas artes vocabat demones. Et per istam magicam artem incantationis videbat atque intelligebat in ipsa concha [7]navidia (?), que super eum veniebant.

Erant enim speculatores in partibus Romanie.

[8]Venit quidam ex eis [9]ad eum dicens: [10]Magnissime Nectanabe, venit super te multitudo non parva, dena [11]milia inimicorum.

6 pluvialem aquam, tenens. 7 navigia. 8 et venit. 9 dicens ad eum. 10 Magne Nectanebe. 11 inimicorum milia.

[26]misit in eam aquam pluvialem [27]et tenens virgam [28]eneam [29]per magicas incantationes demones convocabat. Et per ipsas magicas incantationes intelligebat in ipsa [30]conca classes [31]navium, [32]que super eum potentissime veniebant. Erant [33]enim [34]ad custodiam principes milicie positi a Nectabo in [35]confinibus Persarum. [36]Venit quidam ex iis dicens: Maxime Nectabe, [37]insurgit in te Artaxerses rex Persarum cum multitudine hostium [38]et gentilium infinitis.

26 misit *etc.*] *PL* misitque. *D* plenam aqua pluviali. 27 et tenens] *PL add.* in manu. *D* tenensque in manu. 28 eneam] *Str* eream. *P* hevenam. *Utr* enenam. 29 *Str* hic per magicam incantationem. — demones *bis* incantationes *fehlt PLUtr*, *dafür PL* videbat atque, *Utr* incantare cepit et videbat atque. 30 conca] *add.* *PUtrL* aqua plena. 31 navium] *fehlt P.* navigii *Utr*. 32 que *etc.*] potentissime *fehlt UtrPL*. *L* contra eum. *Str* super eum pot. venientes. *P* super eum venire. 33 *P* enim tunc, *L* vero tunc. 34 *Str* princ. in custodiam militie. *Utr* Erat ei tunc ad cust. positus princeps quidam militie Neptanebi. 35 confinibus] *PUtrL* partibus. 36 venit *etc.*] *L* quidam ad eum dicens. *Utr* qui relicta custodia venit ad eum dicens. 37 venit super te *PUtr*. *L* ecce venit contra te. 38 et gent. *etc.*] *PUtr* et pluribus gentibus. *L* ex plur. gentibus.

Eine andre textprobe habe ich in dieser zeitschrift XV, 222 fg. gegeben, wo ich auf grund einiger stellen deutscher gedichte zu erweisen suchte, dass es im mittelalter ausser den auf den Pseudokallisthenes zurückgehenden lateinischen bearbeitungen des Valerius und Archipresbyter Leo noch andre quellen der Alexandersage gegeben haben muss.

II. Belagerung und eroberung von Tyrus. Siehe programm s. 11 nr. 17. Die älteren texte sind unklar und wie es scheint verstümmelt: Inde (von Ägypten) vero accepta milicia perrexit Siriam. Sirii vero restiterunt ei viriliter pugnaveruntque cum eo atque occiderunt ei milites. Inter hec autem movit hostem et castra metatus est atque obdormivit. Viditque in somno tenere uvam in manu et proiecit eam in terram et tundens calcibus fecit ex ea vinum. Et excitatus est a somno fecitque venire ariolum referens illi somnium. Cui ariolus: hanc civitatem (?) debes apprehendere, quia vinum uve sanguis intellegitur. Et quia eam concalcasti, subiugabitur hec civitas potestati tue. Erexit se et congregata militia cepit pugnare et pugnans apprehendit tres civitates et dissipavit eas funditus, quia et usque hodie memoratur qualia mala sustinuerunt Tyrii. — Ausführlicher und klarer ist die erzählung im Psk. I, 35. Folgende sind die hauptpunkte: die Tyrier verweigern ihm den eintritt nach einem alten orakel. Al. im kampf besiegt, nimt Gaza, rüstet sich von da zum neuen streit und schickt gesante nach Tyrus. Diese werden getötet. Im traume zertritt er einen ihm von einem satyr dargereichten käse (*τυρόν*). Dies wird auf die unterwerfung der stadt gedeutet. Al. nimt die drei nächsten flecken, erobert und verwüstet Tyrus (*καὶ μέχρι τῆς σήμερον λέγεται τὰ ἐν Τύρῳ κακά*) und vereinigt die drei flecken zur stadt Tripolis. An diese darstellung hält sich Valerius genau. Wodurch in der älteren gestalt der Historia diese geschichte so verstümmelt worden, ist unklar. Die erweiterten fassungen konten sich natürlich damit nicht begnügen. Zwar *P* ist wenig ausführlicher, wenn auch etwas klarer: exinde subiugavit Sidonem et castra metatus est super civitatem Tyrum. Tunc misit litteras ad pontificem Judeorum etc. Sed tamen Tyrum relinquere noluit. Nocte igitur etc. (Folgt der traum von der weintraube.) Al. cum audisset, congregata multitudine militie cepit fortiter pugnare ipsam civitatem prostravitque illam in terram. Et alias quippe duas civitates dissipavit funditus. Quin etiam qualia mala sustinuerunt Tiri ab Alexandro usque hodie memorantur. — In den übrigen interpolierten recensionen aber ist die belagerung von Tyrus umfänglich erweitert worden, am meisten in *Be Str.*; was in *Utr.* fehlt, wird durch eckige klammer kentlich gemacht: Deinde accepta militia Syriam est profectus. Syri vero viriliter resistentes pugnaverunt cum eo et quosdam suos milites occiderunt. Exinde veniens Damascum eam expugnavit viriliter. Deinde capta Syria (*Be* Sydone) venit et castra metatus est supra civitatem Tyrum, ubi Alexander cum exercitu com(me)morans (*Be* longo tempore commoratus, *Utr.* ubi exercitu multo tempore commorato) multa incommoda perpessus

fuit, quia erat fortis civitas tam maris circumdatione tam edificiorum constructione (tam ed. const. *fehlt Be.*) [tam et ipsius loci fortitudine naturali *fehlt Utr.*], quod nullatenus civitatem poterat cum impetu obtinere (*Utr* quod nullum nocumentum civitati facere poterat). Construxit autem A. edificium ingens in mari, quod civitatem tam fortiter obtinebat (*Be* opprimebat), quia nulla navigia nunc (nec) classes poterant portum (*Be* portas) civitatis attingere. [A. autem attendebat, quomodo posset urbem invadere. *fehlt Utr.*].

Cepit itaque exercitus indigere. Mox A. misit literas ad pontificem Judeorum nomine Jadelum (*Be* Jaddum. *Utr.* Jadum) monens eum, ut sibi auxilium impenderet. Dieser weigert sich, weil er dem Darius durch eide verpflichtet sei. Al. droht rache. Noluit tamen derelinquere Tirum [elegit autem Maleagrum deditque sibi milites quingentos precipiens illis, ut vallem peterent Josaphat, ubi armenta plurima pascebantur ex civitate Sadii (*Be* Gadir). Samson (*Be* Sarison) autem conducebat eos, quia universa loca regionis illius aptissime cognoscebat. Es komt zum kampf. Bitirius eilt aus Sadii herbei, die Macedonier leiden not. Al. bringt hilfe. Reversus autem Tyrum invenit edificium, quod in mari construxerat funditus dissipatum. Balaam enim cum omnibus habitantibus Tyrum post recessum Alexandri egressus edificium illud viriliter expugnavit. Quod videntes Macedones iterum (*Be* in tantum) turbati sunt et Al. cum eis quasi de captione Tyri omnipharie diffidebat. [*fehlt Utr.*]. Es folgt Alexanders traum von der weintraube. Darauf in *Utr.* folgender satz: audiens hoc Al. congregata milicia cepit fortiter expugnare ipsam civitatem et apprehendit eam et prostravit eam usque ad terram, welcher in *Be Str* eine beträchtliche erweiterung erfahren hat: A. autem cogitavit, quibus modis posset civitatem expugnare (*Be* apprehendere urbem). Construxit itaque in mari ingens edificium classium (*Be* classicum. Die widerholung der schon oben citierten worte zeigt die naht der einfügung), quod erat centum anchoris alligatum. Erat siquidem tante celsitudinis, quod muris et turribus Tyriorum Alexander [*Be* altius] eminebat. A. autem solus illud edificium ascendit armis (*Be* undique fultus) fulcitus. Precepit, ut totus exercitus se prepararet ad pugnam, et mox ut ipsum viderent ingredi civitatem, omnes impetum facerent versus muros. Descissis itaque anchoris edificium parebat [*Be* petebat latera] ad latera muri civitatis. A. autem prosilivit in terram (*Be* turrim), ubi stabat Balaam et facto impetu ipsum occidit, faciens ipsum cadere in profundum. Videntes hec Macedones et Greci, continuo muros ascendere ceperunt alii scalis alii manibus adherentes. In tantum enim erant Tyrii Balaam ducis eorum extinctione timore perter-

riti (*Be* Tirii interitu B. duc. e. exteriti), quod nullatenus Grecorum impetui resistebant. Sicque capta civitas et usque ad radices funditus dissipata (*Be* lacerata)]. Alias etiam duas civitates funditus expugnavit. In quibus quanta mala sustinuerunt Syrii, usque hodie memoratur. Deinde amoto exercitu pervenit in civitatem Gazam et ea capta in Hierusalem ascendere festinabat.

III. Der tron des Cyrus. Siehe programm s. 20 nr. 62. Nachdem Alexander das reich des Darius in besitz genommen hat, erlässt er ein edict an die Perser. Nach dem Utrechter druck sezt er sich dazu auf den tron des Cyrus. Et congregatis Macedonibus atque Persis imposuit sibi coronam Darii, que tam preciosa erat, ut ab omnibus incomparabilis probaretur. Fulgebat enim totum palacium ex claritate gemmarum. Erat enim totus thronus ex auro purissimo septem cubitis super alta sedilia elevatus. Et per septem gradus ascendebant reges ad thronum. Erantque ipsi gradus mirifico opere constructi. Primus videlicet gradus erat ex amatisto, sec. ex smaragdo, t. ex thopasio, q. ex granato, q. ex adamante, s. ex auro purissimo, sept. ex luto compositus. Et non sine causa erant taliter ornati et ordinati. Primus enim, qui ex amatisto stabat, tale misterium continebat. Amatistus enim reprimit fortitudinem et fumositatem vini, nec sinit aliquem gerentem de sua memoria immutari. Ita enim oportet esse per sensum quemlibet volentem ascendere ad regiam dignitatem, ut nequaquam incidat ratione impericie in sinistrum. Secundus autem gradus ex smaragdo, qui visum portantis clarificat et conservat. Et ita regem oportet visum cordis habere acutum, ut, que videnda sunt, videat sagaciter et discernat. Tercius gradus ex thopasio qui tante claritatis extitit, ut, si aliquis figuram imaginaretur, in eo caput suum videat in terram fixum, pedes autem videat usque aerem elevatos. Sic etiam regem oportet sua novissima contemplari. Ne prout thopasius ostendit caput eius, hoc est dignitas ipsius ex altitudine usque ad pulverem deprimatur. Quartus gradus ex granato. Granatus enim omnes lampades sua claritate precellit et omnes lapides rubore precellit. Ita regem oportet esse purum lucidum et verecundia rubicundum, ut licita non transcendat illicita impune obmittendo. Quintus gradus ex adamante. Adamas autem tante duriciei est, ut nec a ferro nec a lapide potest collidi, nisi sanguine fuerit hircino perfusus. Sic itaque rex debet esse tante constantie, ut nullo precaminum interventu a iustitie

1) Diese gelegenheit lassen sich Be Str. nicht entgehen, um in einer einfügung den tron zu beschreiben, welche sich durch die am schlusse widerholten eingangsworte deutlich genug als solche verrät.

tramite vacillet. Sextus gradus ex auro purissimo. Aurum siquidem omnia metalla pulchritudine et preciositate superat et excedit. Ita et rex omnibus hominibus debet esse moribus adornatus et preciosis virtutibus prepollere, ut omnes suo imperio utiliter gubernentur subiecti. Septimus gradus est testa lutea. Hic hac de causa compositus erat, ut, cum homo ad regalem fuerit celsitudinem sublimatus, recorderetur se extrema materia procreatum et in terrenam substantiam reversurum. Super hunc siquidem thronum Alexander regali dyademate coronatus, amictus imperialibus vestimentis et congregatis Macedonibus atque Persis iussit scribi per omnes provincias isto modo.

IV. Der pallast des Porus. Siehe programm s. 22 nr. 69 (cap. 80). In einer grossen interpolation nach der entscheidungsschlacht gegen Porus erzählen die jüngeren texte u. a. von den wunderbaren herlichkeiten im palast des königs: Ingressus Alexander palacium Pori invenit ibi, que incredibilia humanis sensibus videntur. Scilicet quadringentas columnas aureas cum capitellis aureis preparatas; et inter istas columnas uve auree (col. vineas aureas *Be*) cum foliis aureis dependebant. Erantque racemi in ipsa vinea cristallini (de cristallo), alii vero de margaritis et alii de smaragdis et a. onichimata, quia naturaliter videretur ibi esse. Parietes vero ipsius palacii erant de laminis aureis cooperti, que incidentes Macedones ad instar unius digiti inveniebant et attrahebant. Erantque ipsi parietes ornati ex margaritis et unionibus, carbunculis, smaragdis et amatistis. Parietes in portis et porte ipsius palacii erant eburnee, laquearia ebena, et camere de lignis cipressinis erant constitute. Et in aula ipsius palatii erant statue auree constitute, inter quas stabant platani auree, in quarum ramis multa avium consistebant genera, et unaqueque avis secundum proprium suum colorem depicta erat. Rostra vero et ungule ex auro purissimo erant. He itaque aves, quotiens volebat Porus, melodificantes secundum artem magicam concinebant. Et invenit in ipso palatio vasa aurea, gemmea et cristallina, omni genere facta; pauca vero argentea comparebant. Et inde amoto exercitu venit ad Portas Caspias et ibi castra metatus est.

V. Einschliessung der 22 völker. Siehe programm s. 27 nr. 83 (cap. 125). Nach der Candacisgeschichte folgt in den jüngeren texten eine grosse interpolation, in welcher u. a. folgendes berichtet wird: Strassburger druck (das eingeklammerte nach dem Utrechter). Post hec abiit Alexander (pervenit ad fines oceani) et inclusit duodecim reges (et invenit viginti duos reges) cum eorum exercitibus (cum exercitu eorum innumerabili congregatos), qui et Tartarin dicebantur

(dafür: quos sapienter inclusit sub.yperboreis montibus): Gog et Magog, Agatan (Zatham), Magehon (Magnum), Alegthor (Bachar), Appelmai (Apodineos), Limith Junii (Lunos), Rothe (Ranseos), Redem (Deosenos), Cemarre (Zamarei), Cabellea (Tabelleos), Camarciani (Zabarcianos), Cathomi (Adcomos), Amarde (Admadei), Getimadi (Grimaldeos), Anafag (Anafages), Candorem, Rinocephali (Leinocephali), Thirbei (Cambeos), Alonis accimei (Alanos), Philonis (Philoniorum), Satramei (Artineos) et Soltani (Asaltereos). Vgl. die Berliner handschrift: Gog et Magog. Hageen. Oleatar et Apodinei. Luvii. Junii. Ranceî. Decleni. Camarte. Tallei. Zamartiani. Chacomi. Armade. Anafragi. Qui dicuntur Kinocephali Tarbei Alanis. Philonis. Artinei et Gartinei et Saltari.

VI. Die namen der provinzen Alexanders. Siehe programm s. 29 nr. 85 (cap. 137). Der Strassburger druck und die Berliner handschrift erzählen, dass Alexander in Babylon einen tron herstellen liess, an dessen wänden sich die namen der provinzen seines reiches befanden. Die Berliner handschrift enthält folgenden zusatz:

Imagines in quibus erant huiusmodi versus inserti grecis literis et latinis et nomina omnium provinciarum, que serviebant Alexandro.[1]

Particus et Medus, Indus mihi servit et Arabs,
Asirius, Cilicus quoque, Mesopotamia, Persa,
Italus, Ebreus, gens aspera Cananeorum,
Ethiopum gentes, Macedonia, Grecia, Ciprum,
Egyptus, Colcus, Caldeus, Capadocusque,
Femineum regnum, Libicus, Liburnus et Isaurus,
Affricus et Sardus, Simirus, Panphilia, Laudus,
Ephesius, Tunix, Bochus simul et Philadelphus,
Maurus, Numidius, populus ditissima Moroch,
Anglicus et Scotus, Britonumque superba caterva.
Irlandus, Fland(r)us, Corneal et quoque Nervex
Theotonicus, Francus, Guandalia, Gallia tota,
Hispanus sponte mihi flexit nunc sua colla,
Romanus populus ferox et doctus marinis
Se mihi supposuit ferri sine crimine Tusci.

1) Dieselben verse finden sich an dieser stelle in der ndd. übersetzung der Hist. (vgl. Progr. s. 5 anm.) mit folgenden abweichungen: 1 Parthus et medius. 2 Assirius. celicus. mesopotamea tota. 3 Italis. 5 calchus. capadociusque. 6 saurus. 7 phanphila glicus. 8 cymix bachus. philiadelphus. 9 *fehlt*. 10 et *fehlt*. britanum superba quaterna. 11 flandrus hermogines carneolisque. 12 Teutonicus. wandalia gallica. 13 mihi sponte. 14 ferorum doctus inarmis. 15 fieri sine crimine tusa.

Apulis et Calaber, Siculis mihi munera donant.
Siticus, Ircanus, Hermenia, ba(r)barus ordo,
Bulgarus, Albanus, Venetus, Dalmacus, Yster,
Ungarus et Frisius, Boctrus quoque infima Boxus.
Cuncta mihi subsunt, mihi Jupiter imperat unus.

16 Aprilis et calidis situlus. 17 hircanus armenia. 18 Vulgarus. ventus dalmaticus ysdras. 19 frius batrius mihi servit et axus. 20 Omnia sic subsunt.

VII. Die verteilung der länder in Alexanders testament. Siehe programm s. 29 nr. 88. Hierüber handelte bereits Christensen, Beiträge zur Alexandersage (programm der Neuen Gelehrtenschule zu Hamburg (1883) s. 12, doch stand ihm nur mangelhaftes material zu gebote. Ich gebe zuerst den text von *BM*, wozu im algemeinen *Utr.* stimt und lasse *Str.* und *Be* folgen. *BM*: 1) Arideus (*Utr.* Attideus frater meus. Psk. III, 33 *Ἀρadαῖος*) filius Philippi sit princeps in Aridia (*B* Arida terra. *Utr.* Meloponencium. Der text des Psk. ist lückenhaft). 2) Simeon notarius sit princeps Capadocie et Peflagonie.[1] [Psk. III, 33 *Παφλαγονίαν καὶ Καππαδοκίαν Εὐμένει τῷ ὑπομνηματογράφῳ.*] 3) Niciote (*M* Nictate, *τοὺς νησιώτας*) sint liberi et eligant sibi seniorem qualem voluerint. 4) Licie et Pamphilie atque Frigie sit princeps Antigonus. [*Παμφυλίαν καὶ Κιλικίαν καὶ Καρίαν Ἀντιγόνῳ*]. 5) Cari et Cassander (*Utr.* Cassander et Yobas) teneant (terram) usque ad fluvium qui dicitur Sol.[2] 6) Antipater Ciliciam [*Utr.* A. genitor eorum (siehe unten nr. 6) sit princeps Cilicie]. 7) Sirtam (cet. Siriam) magnam Pithoni.[3] (*B* Pithorii. *Utr.* Phitonius). Dazu *Utr.* 7[a]) Lisimachus teneat Elespontum [Psk. *Λυσίμαχον δὲ ἐπὶ Θράκης.*]. 8) Babiloniam Seleucus [*Utr.*[4] Seleucus autem Nicanor Babiloniam gentes, que vicine sunt ei, obtinerent. Phenicus et Magnagrus Siciam obtineat? *τῆς Βαβυλῶνος καὶ τῆς προσηκούσης αὐτῇ ... Σέλευκον.* Vgl. das folg.]. 9) Fenicem (*B* Fenicis) et Sirtam (*B* Surian) Meneager [*Φοινίκης καὶ Συρίας τῆς κοίλης καλουμένης Μελέαγρον*]. 10) Egiptus Ptolomeus; detur ei et uxor Cleopatra et sit prin-

1) M confus: Arideus f. Ph. s. pr. in Aridia, Capadocie et Peflagonie. Nictate ... voluerint. Simeon notarius sit princeps Licie et Pamphilie atque Frigie sit pr. Antigonus.

2) Christensen s. 13 versucht die auch in Psk. corrumpierte stelle zu heilen: *Κασσάνδρῳ δὲ καὶ Ἰόλλᾳ πάντων Φρυγῶν ἡ ἐντὸς Ἅλυος* (in ἅλιος, ἥλιος verlesen) *ποταμοῦ χώρα παρεχέσθω.*

3) Fehlt in Psk.; doch spricht dafür, dass es darin stand, Valerius: Uton Syriae rector esto, worauf Christensen aufmerksam macht.

4) ...sert: Nicator .. gentesque, quae .. obtineat.

ceps super omnes satrapas Babilonie et usque Bactram [*Αἰγύπτου Περδίκκαν, καὶ Λιβύης καὶ Πτολεμαῖον καὶ γυναῖκα τούτου Κλεοπάτραν τὴν ἀδελφὴν Ἀλεξάνδρου.* — Dagegen *BeStr.*: 10) Ptholemeus Egiptum teneat et Cleopatram, quam pater meus nupsit, accipiat in uxorem, et super omnes principes orientis usque ad Bactram teneat principatum et (*statt* et *hat Be* Cleophas) super regnum Perside dominetur. Cleother (*Be* Cleager) Ethyopum dominio pociatur. 4) Anthiochus Syrie presit usque ad introitum Gog et Magog. 1) Arrideus teneat Peloponensium iura. Artist(i)us Indiam teneat et gubernet. 8) Nichanor (*Be* Icanor) Seleucis dominetur, item (vgl. 7ᵃ. *Be* Ithō.) teneat Elespontum. 7ᵃ Ysmachas (*Be* Lisimachus) Ungarie imperio dominetur. Haulus (*Be* Paulus) Armeniam possideat. Lyochus (*Be* Illicus) Dalmaciam et Siciliam regat. 2) Symon (*Be* Symeon) notarius meus Capadocie et Pelagone (*Be* Peflagonie) imperet. 5) Cassander et Roboas (*Be* Jobbas) teneant usque ad fluvium qui dicitur Sol. 6) Antipater genitor eorum Cilicie sit dominus.

VIII. Das verzeichnis der Alexandria-städte. Siehe programm s. 32 nr. 99. Civitates itaque, quas construxit, he sunt etc.: prima Alexandria que dicitur Ipsorita (*B* Iprooritas. *Str.* Ypusuitas. *Be* Ypsiaritas. *Utr.* Yporoxiritas). II. A. que dicitur Yepiporum. *Be* Yepiporum. *Str.* Yepiperium. *Utr.* Ypiporum. III. A. que dic. Yepipucephalon (*Str.* Sithia). IV. A. que dic. Ycratisti (*Utr.* Yoracestis, *Str.* Ercustria, *Be* Ricastricti). V. A. que dic. Yaranicon (*Be* Yaraniton. *Utr.* Jeramicon. *Str.* Ymiteon). VI. A. que dic. Scithia (*Utr.* Schiria. *Str.*[1] Bucifalon sub fluvio Silonis). VII. A. que dic. sub fluvio Tigris. VIII. A. que dic. Babilonia. IX. A. que dic. (apud) Troadam (*Be* ap̄creandā.). X. A. que dic. Massatengas (*Utr.* Yprosachon. *BeStr.* Masagetas.). XI. A. que dic. Yproxanton (*B* Iprosxanthon. *Utr.* Mepagathas. *BeStr.* Yproxiaton). XII. A. que dic. Egiptus. — In diesen namen herscht grosse verwirrung, welche auch aus dem Psk. schwer heilbar ist, weil cod. A, aus dessen texte, wenn auch nicht unmittelbar, die Historia de preliis übersezt ist, nur 9 namen enthält, welche mit den namen des cod. C und des Jul. Valerius nicht stimmen. Bei den namen der Historia machen wir zunächst die interessante bemerkung, dass der griechische artikel ἡ als *i* und oft auch die praepositionen mit ihnen verbunden sind; dadurch ist aber die verstümmelung wesentlich begünstigt worden, insofern als nun die eigentlichen namen zu endsilben herabsanken. Folgende tabelle mag die übersicht erleichtern.

1) Hier fehlt ein wort in *Be*, lücke.

Psk. cod. A.	Psk. cod. C.	Jul. Valerius.	Historia.
1. Ἀ. τὴν ἐπὶ Βουκεφάλῳ ἱ.	ϑ' τ. ἐπὶ Βουκεφάλῳ ἱ.	1 nom. Bucephali equi	III Yepibucephalon.
2. τ. πρὸς Πέρσας	η' τ. εἰς Περσίαν		
3. τ. ἐπὶ Πώρῳ	ι' τ. ἐπὶ τῷ Πώρῳ	2 apud Porum	II Yepiporum.
4. τ. ἐν Σκυθίᾳ	δ' τ. ἐν Σκυθίᾳ τῇ γῇ	3 in Scythia	VI Scithia.
5. τ. ἐπὶ τ. Τίγριδος ποτ.	ια' τ. ἐπὶ Τίγριδος ποτ.	4 apud Tigridem fluv.	VII sub fluvio Tigris.
6. τ. ἐπὶ Βαβυλῶνος	ζ' τ. ἐν Βαβυλῶνι	5 Babylonis	VIII Babilonia.
7. τ. πρὸς Τρωίδα	ϛ' τ. ἐπὶ Τρωάδος	6 apud Troadam	IX apud Troadam.
8. τ. ἐπὶ Σούσοις			
9. τ. πρὸς Αἴγυπτον	α' τ. κατ' Αἴγυπτον	7 apud Aegyptum	XII Egiptus.
	β' τ. ἐν Ὄρπῃ οὖσαν		
	γ' τ. εἰς Κράτιστον		IV Ycratisti.
	ε' τ. ἐπὶ Κρηπῖδος ποτ.		
	ιβ' τ. ἐπὶ Μεσεγγίστα	8 apud Massagetas	X Massatengas (vgl. *Str.*).
		9 A. montuosa	I Yprooritas (*B*)?
		10 apud Origala	
		11 apud Granicum	V Yaranicon?
		12 apud Sanctum	XI Yproxanton?

Eine volständige identificierung scheint mir bei dem vorliegenden material nicht möglich, obgleich sich noch allerhand vermutungen aufdrängen.

BERLIN, JAN. 1884. K. KINZEL.

ZUR ALEXANDERSAGE.

(Zu bd. 16 s. 123—126 dieser zeitschr.)

In seiner besprechung meiner programm-abhandlung über die quellen zu Rudolfs Alexander (s. 126) hält herr Kinzel die richtigkeit der notiz Weismanns (zu Lampr. v. 3411), bei Ps. Call. II, 18 werde das durchsichtige grabmal, das Alexander auf dem marsche antrift, dem Nabuchodonosor zugeschrieben, gegen meine bemerkung a. a. o. s. 8 aufrecht. Bei prüfung des fraglichen kapitels wird man sich überzeugen, dass dort zunächst allerdings vom grabe des Nabuchodonosor, dann aber von einem andern, einem durchsichtigen grabmal die [illegible] und dass lezteres, ganz wie bei Jul. Valerius, als das des [illegible] bezeichnet wird. — Dass die anonyme deutsche prosaver[illegible] Historia de preliis, die sich Rudolfs vorlage besonders nahe [illegible] in der tat, wie ich am a. a. o. s. 6 vermutete, die des

Babiloth ist, liess sich inzwischen durch mitteilungen über die Dresdener handschrift Babiloths, die ich der Güte des herrn Schnorr von Carolsfeld verdanke, mit sicherheit feststellen. Damit ist zugleich der inhalt einer anzahl anderer handschriften bestimt, die das werk gleichfals ohne angabe des namens überliefern: z. b. eine Gothaer (Ch. A. nr. 26) vom jahre 1472 mit der überschrift: *Hie hebt sich an die Canonica Alexandry des grossen kunigs* (vgl. Jacobs und Ukert, Beitr. z. ält. Lit. I, s. 432—435), eine Wolfenbütteler (Aug. 32. 8 in 2°, Papierh. des 14/15. jahrh., über die herr dr. Milchsack freundlichst auskunft erteilte), eine Stuttgarter (Cod. philos. 22, 51 v. j. 1470). Charakteristisch ist der anfang: *In gotes namen will ich heben an und schreiben von Allexandro was ich gelesen han. Die weisten meyster von Egiptenlande* usw. Der schluss scheint in den handschriften teils durch zusätze, teils durch kürzungen mehrfach verändert zu sein. — S. 124 macht mich herr Kinzel mit recht auf einen druckfehler aufmerksam. Ich benuzte für Hartliebs bearbeitung der Hdp. den Augsburger druck von 1473 (nach dem exemplar der Münchener hof- und staatsbibliothek).

DONAUESCHINGEN. AD. AUSFELD.

ZU SCHILLERS GEDICHTEN.

I.

Der Pilgrim.

Wodurch ist wol Schiller zu seiner allegorie „der Pilgrim“ angeregt worden? Sie steht unter den übrigen gedichten wie ein fremdling da. Wenn auch der inhalt, das unbefriedigte sehnen, streben und ringen nach dem ideal, in vielen derselben[1] widerklingt, so unterscheidet sie sich doch sehr wesentlich durch die form, das wunderbare, rätselhafte der schilderung, den visionären ton, der gelegentlich zu biblisch-prophetischen ausdrücken greift. Man denke an die strophen

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort,

1) Vgl. u. a. die reiche mosaik bei Scherer, Gesch. der deutsch. litt. s. 588.

Bis zu einer goldnen Pforten
  Du gelangst, da gehst Du ein,
Denn das Irdische wird dorten
  Himmlisch, unvergänglich sein.

Auch der „strom, der nach morgen floss," d. h. doch: der nach der gegend strömt, wo das paradies lag, ist hier hervorzuheben.[1]

Es ist klar, dass die phantasie des dichters von aussenher einen bestimten anstoss erhalten haben muste, um in dieser ganz ungewöhnlichen weise die empfindungen auszugestalten. Mir ist es nun nicht zweifelhaft, dass Schiller die berühmte allegorie John Bunyans „The Pilgrims Progress"[2] dabei vorschwebte. Das buch des „first of allegorists"[3] wurde schon sehr früh in fremde sprachen übersezt; im vorigen jahrhundert war es in den pietistischen kreisen Deutschlands weit verbreitet und bis in das volk gedrungen. Jung-Stilling erzählt im Schlüssel zum Heimweh, in dem er selbst eine recht breite, beziehungsreiche, künstliche und unlebendige nachbildung der alten treuherzigen, überall von frischer gestaltungskraft zeugenden dichtung des kesselflickers von Bedford versuchte, wie er schon als achtjähriger knabe (1748) „mit unaussprechlichem vergnügen" sich in die lektüre derselben versenkte.[4] Es ist danach nicht unwahrscheinlich, dass Schiller, der als knabe in Ludwigsburg und später viel pietistische schriften lesen muste,[5] auch dies buch in die hände fiel, und die naive, anschauliche und lebendige darstellung des alten puritaners, die kräftige visionäre färbung seiner bilder sich ihm tief einprägte, so dass auch dem gereiften manne noch immer die grundzüge des ganzen werkes und einzelne bilder, wenn auch undeutlich, so doch im ganzen richtig vorschwebten.

Schon der titel von Schillers gedicht lässt an Bunyans Pilgrim denken. Auch bei Bunyan ergeht an den pilgrim Christian das wort, seine heimat und seine familie zu verlassen, und diesem ruf folgt er gehorsam, er zieht über feld und tal, berge, abgründe und ströme,

1) Seltsam ist Düntzers bemerkung: „Er vertraute diesem flusse ganz besonders, weil er ausnahmsweise, wie von deutschen flüssen nur die Donau, nach osten floss" (Schillers lyr. ged. erläutert von D. II, 35).

2) Ich benutze im folgenden die ausgabe von Charles Kingsley, London, Longmann 1860; sie ist zwar nicht kritisch, reicht aber für meinen zweck wol aus.

3) Macaulay, History of England III, 59 (Tauchn.).

4) Jung-Stillings sämtliche werke. Stuttgart 1841 bd. V, 310.

5) Palleske I[5], 86 fg. — Hieraus möchte ich es auch ableiten, dass Sch. — 23. juli 1796 — bekantschaft mit Arndts Paradiesgärtlein

unermüdlich und standhaft gegen alle verlockungen, es wird abend und morgen — endlich gelangt er mit seinem genossen Hopeful durch den Enchanted Ground in das land der verheissung. Schon können sie die tore der goldnen stadt erblicken, aber zwischen ihnen und den toren rauscht ein tiefer fluss und keine brücke führt hinüber. Sie werfen sich vertrauensvoll hinein, und wenn auch die wellen über Christians haupt zusammenschlagen und er schon daran verzweifelt, je zu dem goldnen tore zu kommen,[1] so gelangen sie doch beide hinüber zu der glänzenden stadt.

Man wird in dieser flüchtigen skizze unschwer die grundzüge des Schillerschen gedichtes widererkennen. Freilich sind die linien des Bunyanschen bildes vielfach verwischt: neben der nur undeutlich reproducierenden erinnerung wirkte hier die selbständig sich geltend machende dichterische produktionskraft Schillers; vor allem muste das vorbild am schluss eine tiefgreifende änderung erfahren durch das völlig veränderte ziel, welches Schiller der allegorie gab. Während Bunyan mit dem in apokalyptischer pracht ausgemalten bilde[2] der von den pilgern erreichten goldenen stadt schliesst, endet Schiller mit der bittern klage über das end- und ziellose des wanderganges seines Pilgrims.

Die parallele beider dichtungen verliert durch diese abweichung nicht an bedeutung, im gegenteil: nunmehr erst, wenn man weiss, welcher andere Pilgrim Schiller bei seiner allegorie vorschwebte, fält das volle licht auf seinen Pilgrim. Mit einer gewissen wehmütigen ironie (ich fühle wol, dass der ausdruck zu stark ist, aber ich finde keinen bezeichnenderen) stelt er hier sein mit so froher, gläubiger und opferwilliger zuversicht unternommenes und nun in trüber skepsis endigendes ringen nach dem ideal unter den bildern der alten frommen dichtung von dem glaubensstarken wanderer nach der himmelsstadt dar.

II.

Die Sehnsucht.

Dies gedicht gehört mit dem Pilgrim in mehrfacher beziehung eng zusammen. Schon zeitlich stehen sich beide gedichte ziemlich nahe. Der Pilgrim wurde ende april 1803 abgesant, die Sehnsucht

1) A. a. o. s. 200: But all the words that he spoke still tended to discover that he had horror of mind and heart-fears that he should die in that river and never obtain entrance in at the gate.

2) Eine vortrefliche würdigung bei H. Taine, Histoire de la littérature anglaise. Paris 1877. II[4], 404 fg.

im februar oder märz 1802 abgeschlossen.[1] Verwant sind die gedichte ferner, wie jeder herausgeber gefühlt hat, im inhalt und in der form.[2] Die ungestilte schmerzliche sehnsucht nach einer schöneren welt, nach einem auf erden, in der welt der wirklichkeit nicht zu findenden ungebrochenen, glücklichen dasein — das ist der kern unseres gedichtes. Und auch hier wird der empfindung in eigentümlich mystischer weise ausdruck gegeben, das ersehnte wie eine vision geschildert. Es ist freilich keine reine allegorie wie das vorige gedicht, obgleich man es gewöhnlich so auffasst. Es geht vielmehr zunächst von der einfachen, unmittelbaren naturempfindung aus, von dem drückenden gefühl, welches ein enges tiefes tal mit darüber lastendem kalten nebel hervorruft. Aber als nun das auge des dichters sehnsüchtig über das nebelgewoge des tals hinschweift zu den höhen, die sonnig und grün daraus hervorblicken, da träumt er sich dort eine in unvergänglicher schönheit prangende landschaft, ein von keinem misklang gestörtes ewig glückliches leben. Immer deutlicher und greifbarer gestaltet sich vor seiner phantasie das bild jenes wunderlandes, in fein berechneter abstufung der eindrücke vernimt er erst die lieblichen töne, dann empfindet er die düfte, endlich erkent er genauer die farbenpracht. — So hat sich ihm die augenblickliche, unmittelbare empfindung erweitert zu einer algemeinen sehnsucht nach einem idealen dasein überhaupt — und nun erst erscheint ihm auch das ganze landschaftsbild als ein sinbild der schranken, welche den menschen davon trennen und die er nur in der idee überwinden kann.

Es schien mir nötig, einmal den eigenartigen charakter des gedichtes, welcher durch die herkömliche auffassung als allegorie verwischt wird, schärfer zu bestimmen. In der verbindung und den kaum merklichen übergängen von unmittelbarer wirklichkeit zum phantastisch märchenhaften und schliesslich zum allegorischen hat es mich immer an Boecklinsche landschaften erinnert.

Schwerlich wird Schiller durch die betrachtung der wirklichen landschaft allein zu seinem phantasiebilde angeregt sein, andere von aussen her überkommene vorstellungen musten mitwirken, um seinen empfindungen eine so eigentümliche gestaltung zu verleihen.[3]

1) Nach Düntzer, Schillers lyrische ged. I, 251. 254. 260. II, 29. 34. — Zur interpretation ist ausser Viehoffs kommentar noch zu vergleichen G. Hauff, Schillerstudien, Stuttgart 1880, s. 29—30.

2) Auf einige ähnlichkeiten der äusseren form macht aufmerksam Ed. Belling, Die metrik Schillers, Breslau 1883 s. 96. 98.

3) Es liegt sonst nahe, an die „sinliche genesis" einer stelle in Goethes Märchen zu denken. Vgl. Strehlkes einleitung in der Hempelschen ausgabe XVI, 17

Man hat bei den versen

Goldne Früchte seh' ich glühen
Winkend zwischen dunkelm Laub

eine reminiscenz [1] an Mignons worte

Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn

finden wollen — mit recht! die worte lesen sich wie ein citat; aber es ist doch nur ein einzelner zug in dem bilde, die genesis des übrigen — und es ist gerade das befremdendste — bleibt unerklärt. Ja man muss, wenn man das ganze bild ins auge fasst, doch mehr die verschiedenheit, als die verwantschaft des Goetheschen und Schillerschen bildes betonen, denn bei Goethe haben wir in allen einzelheiten ein zwar künstlerisch verklärtes, aber doch getreues und klares abbild der wirklichkeit — bekantlich der natur der Borromeischen inseln — bei Schiller eine phantasielandschaft.

Ich glaube, dass dem dichter, wenn auch nur in unbestimter erinnerung, auch hier ein bild aus Bunyans Pilgrims Progress vorschwebte. Christian ist nach langer wanderung endlich mit seinem gefährten Hopeful über den Enchanted Ground in das land der verheissung gekommen. *Now I saw in my dream, that by this time the pilgrims were got over the Enchanted Ground and entering into the country of Benlah, whose air was very sweet and pleasant ... Yea, here they heard continually the singing of birds, and saw every day the flowers appear in the earth, and heard the voice of the turtle in the land. In this country the sun shineth night and day: wherefore this was beyond the Valley of the Shadow of Death.* [2] .... *Now I further saw, that betwixt them and the gate was a river; but there was no bridge to go over; and the river was very deep. At the sight therefore of this river the pilgrims were much stunned; but the men that went with them said „You must go through or you cannot come at the gate.“ ... Then they asked the men if the waters were all of a depth. They said No; yet they could not help them in that case; For, said they, you shall find it deeper or shallower as you believe in the king of the place.* [3]

und besonders Hermann Baumgart, Goethes Märchen, ein politisch-nationales glaubensbekentnis des dichters. Königsberg 1875 s. 61.

1) Diese beziehung hat zuerst R. Boxberger „der jetzige standpunkt der kritik und erklärung Schillers“ in den Neuen Jahrbb. f. Phil. u. Paed. 1868 II. abt. s. 483 betont.

2) A. a. o. s. 196 fgg.

3) A. a. o. s. 199 fg.

Man wird hier deutlich die reminiscenzen selbst im einzelnen wahrnehmen: das tal der todesschatten, die glänzenden höhen, den „ewigen sonnenschein," die liebliche luft, den gesang, die blumen usw. Auch den fluss, den er überschreiten muss, fand Schiller hier vor; freilich ist bei Bunyan die oben geschilderte gegend eine art vorland der auf der höhe liegenden goldnen stadt und der fluss zwischen beiden, es ist indessen nicht auffallend, dass in der erinnerung des dichters beides verschmolz.

Unser gedicht geht zeitlich dem vorigen voraus; Schiller hat also zuerst eine situation, und zwar die bedeutsamste, aus Bunyan zur ausgestaltung eines stimmungsbildes verwertet, später, als er vom buchdrucker gebeten wurde, „ein kleines gedicht zur ausfüllung einer leeren seite" [1] zu schicken, den gesamtinhalt der allegorie selbständig nachgedichtet.

III.

Die Soldatenlieder in Wallensteins Lager.

W. Zipperer hat in Schnorrs Archiv X, 283 nachzuweisen versucht, dass Schillers „Kriegslied" Graf Eberhard der Greiner die darstellung in Schubarts Kaplied („Auf, auf! ihr Brüder und seid stark!") beeinflusst habe. Die beziehungen zwischen beiden gedichten sind indessen so unbedeutende, dass A. Sauer in seiner auswahl der Stürmer und Dränger III, 430 (in der Spemannschen samlung) mit recht eine verwantschaft nur für das versmass zugesteht. — Ich weiss nicht, ob auf das umgekehrte verhältnis zwischen Schubarts lied Für den Trupp und Schillers Reiterlied in Wallensteins Lager schon aufmerksam gemacht ist. Es wird genügen einige verse aus dem Schubartschen liede anzuführen, die unzweifelhaft ihren nachhall in dem Schillerschen soldatenchor gefunden haben.

1. Hell auf, Kameraden! Der kriegrische Ton
   Der Trommel und Pfeife ermuntert uns schon.
   Frisch, schnallt den Tornister den Rücken herum,
   Und schickt euch zum Marsche — nur seht euch nicht um.

2. Denn Abschied von Freunden und Mädchen fällt schwer
   Und Weinen ziemt braven Soldaten nicht sehr;
   Sie folgen gehorsam des Führers Gebot,
   Und rüsten sich freudig zum Abschied und Tod.

5. Drum munter Soldaten, der Marsch ist zwar weit usw.

1) Düntzer a. a. o. I, 260.

Man sieht, der inhalt und das metrum sind verwant, selbst die wendungen, mit denen str. 1 und 5 beginnen, kehren bei Schiller wider.

Eine reminiscenz an den anfang des Schubartschen liedes, wenn nicht geradezu ein beabsichtigter hinweis auf dasselbe, liegt unzweifelhaft auch vor in den anfangsversen des Soldatenliedes in sc. 7.

Trommeln und Pfeifen
Kriegrischer Klang!
Wandern und streifen
Die Welt entlang.

Im übrigen hat dem dichter mehr das muster des Goetheschen soldatenliedes im Egmont (akt I sc. 3) vorgeschwebt.

SCHULPFORTA, OKTOBER 1884. GUSTAV KETTNER.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER DEUTSCH-ROMANISCHEN SECTION DER XXXVII. VERSAMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN DESSAU,

vom 1. bis 4. october 1884.

1. sitzung.

Die constituierende sitzung der deutsch-romanischen section wurde mittwoch, den 1. october, nach schluss der ersten algemeinen sitzung, um 1 uhr durch herrn geh. hofrat prof. dr. Zarncke-Leipzig eröfnet. Der vorsitzende begrüsste die section mit dem wunsche, dass auch die diesjährige versamlung dazu beitragen möge, durch den persönlichen verkehr der fachgenossen die schärfen und gegensätze zu mildern, die im litterarischen kampfe nun einmal nicht immer ausbleiben, und dass sie so das einträchtige zusammenwirken der Germanisten zum heile der wissenschaft befördere. Er teilte mit, dass er auf bitte des centralcomités die vorbereitenden präsidialgeschäfte für die section geführt habe, da die in Karlsruhe zu präsidenten ersehenen proff. Zacher und Elze-Halle aus gesundheitsrücksichten abgelehnt hatten, und gedachte dann der langen reihe von fachgenossen, die seit der vorigen versamlung der wissenschaft entrissen worden sind. Es starben: 1883 prof. A. Hoefer in Greifswald 9. jan.; prof. Jul. Tittmann in Göttingen 18. jan.; prof. Franz Dietrich in Marburg 27. jan.; prof. Ad. v. Keller in Tübingen 13. märz; dr. Lorenz Dieffenbach in Darmstadt 28. märz; prof. W. Arnold in Marburg 2. juli; prof. Svend Grundtvig in Kopenhagen 14. juli; geh. archivar dr. Lisch in Schwerin 24. sept.; Ludwig Erck in Berlin 25. nov.; dr. K. M. Wichmann-Kadow in Rostock 31. dec.; 1884 Karl Müllenhoff 19. febr.; dr. Geo. Büchmann in Berlin 24. febr.; prof. dr. H. A. Lübben in Oldenburg 15. märz; dr. Aug. Stoeber in Mühlhausen 19. märz; prof. dr. Franz Thom. Bratranek (früher in Krakau) in Brünn 2. aug.; prof. dr. Franz Lichtenstein (aus Breslau) in Binz auf Rügen 8. aug.; dr. Fr. Kur-

schat in Königsberg 25. aug.; prof. dr. Ludw. Lemcke in Giessen 21. sept.; namentlich dem andenken Karl Victor Müllenhoffs widmete der vorsitzende ehrende worte.

Da es dem einen der in Karlsruhe designierten präsidenten, prof. Elze-Halle, wider eignes erwarten noch in lezter stunde möglich geworden war, die versamlung zu besuchen, so wurde er auf vorschlag Zarnckes dem Karlsruher beschluss entsprechend mit dem amte des ersten präsidenten betraut. Prof. Elze nahm die wahl mit einigen worten des dankes an. Zum zweiten präsidenten wählte die section durch acclamation prof. Zarncke, zu schriftführern wurden die privatdocenten dr. Erdmann-Königsberg und dr. Kögel-Leipzig bestelt, nachdem dr. Wagner-Erlangen eine wahl zum schriftführer abgelehnt hatte.

Zur verteilung an die mitglieder der section lag im sitzungszimmer ein heft des jahresberichts über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie in sehr zahlreichen exemplaren aus. Ausserdem wurde die versamlung begrüsst durch einen ursprünglich zum vortrag in der section bestimten aufsatz von Friedr. Latendorf über Theodor Körner und Toni Adamberger (8 seiten), der den ungedruckten nachlass Körners teilweise verwertet, sowie durch eine festschrift von Friedr. Zarncke, Goethes notizbuch von der schlesischen reise im jahre 1790, Leipzig, druck von Breitkopf und Härtel (32 seiten hochquart, mit einer photographischen tafel, nur in 100 exemplaren gedruckt). Die schrift ist dem andenken Salomo Hirzels gewidmet. Der herausgeber legte das in der Hirzelschen Goethebibliothek befindliche original des notizbuches vor, damit die versamlung selbst einen eindruck gewinne von den schwierigkeiten, mit denen jeder versuch einer entzifferung zu kämpfen hatte, an denen frühere benutzer oft genug gescheitert waren. Mit schlechtem bleistift, oft auf der fahrt im wagen flüchtig hingeworfen, ist die schrift nahezu unleserlich, verwischt, dem volständigen erlöschen nahe. Um so dringender tat es not, den text des büchleins noch rechtzeitig festzustellen. Der herausgeber hielt es um so mehr für seine pflicht, sich dieser aufgabe zu unterziehen, weil nur unter den günstigen umständen, die ihm erlaubten, die handschrift wochenlang zu hause zu benutzen, jede glückliche beleuchtung wahrzunehmen, ein erfolg zu erhoffen war: wirklich ist es fast durchweg mit sicherheit oder doch mit hoher wahrscheinlichkeit gelungen den text zu ermitteln: ausgenommen sind nur etwa vier stellen, von denen zwei in schöner photographischer nachbildung der ausgabe beigegeben sind. Die einrichtung des abdrucks schliesst sich dem original möglichst genau an. In den vier capiteln der einleitung wird die handschrift beschrieben, aus dem inhalt des tagebuchs werden schlüsse gezogen auf die reiseroute und die correspondenz Goethes auf der reise, endlich werden die poetischen partien des büchleins eingehend erörtert: ausführliche anmerkungen begleiten den text, bei der knappen andeutenden form der tagebuchnotizen besonders erwünscht. — Die versamlung begrüsste die schöne gabe mit lebhaftem danke.

Auf mehrfach geäusserte wünsche wurde die für donnerstag, den 2. october, anberaumte sitzung der section aufgegeben, da an diesem tage in der pädagogischen section einige thesen des prof. Stier-Wernigerode über die auch für Germanisten brennende frage: „Darf das mittelhochdeutsche vom lehrplan der gymnasien und realgymnasien ausgeschlossen werden?“ zur verhandlung standen.

2. sitzung.

Die zweite sitzung wurde freitag, den 3. october, morgens 8 uhr, durch prof. Elze damit eröfnet, dass er die in das album der section eingezeichneten namen verlas. Es haben sich folgende 39 mitglieder eingetragen:

Dr. P. Bahr, gymnasiallehrer, Magdeburg; prof. dr. Fedor Bech, Zeitz; prof. dr. Reinh. Bechstein, Rostock; dr. J. Bolte, gymnasiallehrer, Berlin; privatdocent dr. .K Burdach, Halle; Bertrand Clover, New-York; dr. E. Elster, Leipzig; prof. dr. Elze, Halle; privatdocent dr. Erdmann, Königsberg; prof. dr. Hugo Gering, Halle; dr. Goldmann, oberlehrer, Halle; dr. Hartung, oberlehrer, Köthen; dr. G. Hinrichs, gymnasiallehrer, Berlin; dr. Höfer, oberlehrer, Bernburg; Hynitzsch, professor, Quedlinburg; dr. Jahn, pfarrer, Pölnitz b. Dessau; privatdocent dr. Franz Jostes, Münster; prof. dr. F. Kluge, Jena; Kluge, oberlehrer, Köthen; privatdocent dr. R. Kögel, Leipzig; prof. dr. Kölbing, Breslau; dr. Lehfeld, realgymnasiallehrer, Brandenburg; dr. Mahn, professor, Berlin; Fr. Matthiae, Berlin; dr. Müller, oberlehrer, Halberstadt; dr. Naumann, Worms; prof. dr. Herm. Paul, Freiburg; J. Peters, gymnasialprofessor, Leitmeritz; dr. Otto Richter, Eisleben; dr. Roethe, Berlin; Schaper, gymnasiallehrer, Salzwedel; dr. H. Schreyer, professor, Pforte; prof. dr. F. Vogt, Greifswald; prof. dr. Vollmöller, Göttingen; privatdocent dr. Albrecht Wagner, Erlangen; dr. Walter, Stettin; dr. Ph. Wegener, oberlehrer, Magdeburg; prof. dr. Rich. P. Wülcker, Leipzig; prof. dr. Friedr. Zarncke, Leipzig.

Prof. dr. Gering-Halle legte alsdann den plan einer neuen ausgabe der poetischen Edda vor. Die lieder der sog. Edda sind nur in verhältnismässig jungen handschriften überliefert: der cod. regius, der für die hauptmasse der gedichte einzige quelle ist, stamt aus dem ende des 13. jahrhunderts, der cod. Arnamagnaeanus und die Hauksbók, die einen abweichenden text der Vǫlospǫ́ enthält, gar erst aus der ersten hälfte des 14. jahrhunderts. Da nun die meisten eddischen gedichte noch in heidnischer zeit entstanden, so hat der text jener handschriften schon eine geschichte von 300 jahren hinter sich. Obwol die lieder selber noch spuren eines ältern lautstandes aufweisen, behielten frühere ausgaben die handschriftlich überlieferte sprachform bei. Erst Karl Hildebrand machte 1876 einen schüchternen versuch, in dem texte altertümlichere formen einzuführen: er unterschied *ǫ* und *ø*, stelte den im 13. jahrhundert längst verlornen, aber durch alliteration gesicherten anlaut *vr* her usw. Auch Wimmer in der 2. ausgabe seines altnordischen lesebuchs und Wisén in seiner skaldischen chrestomathie schlossen sich alzueng an den überlieferten text an. Mit consequenz haben zuerst Müllenhoff und Hoffory in der kritischen ausgabe der Vǫlospǫ́ (im 5. bande der deutschen altertumskunde) den handschriftlichen text einer durchgreifenden änderung unterzogen, und in ähnlicher weise soll die neue Eddaausgabe, die in der Zacherschen handbibliothek erscheinen wird, die gesamten Eddalieder umschreiben: schon längst ist sie von prof. Symons in Groningen vorbereitet; prof. Gering wird das glossar bearbeiten.

Dass eine solche reconstruction einige aussicht auf erfolg haben kann, verdanken wir erst den publicationen der neusten zeit, vor allem den buchstabengetreuen ausgaben der ältesten isländischen und norwegischen handschriften aus dem ende des 12. und dem anfange des 13. jahrhunderts: unter ihnen nimmt das Stockholmer Homilienbuch (ed. Wisén, Lund 1872) durch umfang und regelmässige orthographie die erste stelle ein. Die resultate der auf grund dieser ausgaben angestelten specialuntersuchungen von Sievers, Leffler, Hoffory vereinigt jezt Noreens trefliche altisländische und altnorwegische grammatik: Sievers bahnbrechende untersuchungen über die Skaldenmetrik (PBB V. VI) führten auch für die laut- und flexionslehre zu wichtigen ergebnissen.

Die ursprünglichste sprachform widerzugeben ist freilich unmöglich. Einmal gehören die gedichte verschiednen zeiten an, die nicht genau festzustellen sind.

Auch unsre ältesten isländischen handschriften sind noch mindestens durch zwei jahrhunderte von der entstehungszeit der gedichte getrent. Aber es ist schon gewinn genug, wenn wir die lieder in die relativ richtigere sprachgestalt des ausgehenden 12. jahrhunderts kleiden. Gerade im 13. jahrhundert schuf die gesteigerte litterarische production aus der gesprochenen sprache eine litteratursprache: das streben nach uniformität verwischte die früheren organischen verhältnisse. So gab man den wechsel von *s* und *r* in vielen fällen auf; der *u*-umlaut des langen *á* verschwand bis auf wenige reste; in unbetonten silben wurden *e* und *o* durch *i* und *u* verdrängt; für die einsilbigen praepositionen *ept*, *for*, *und*, *of* traten die zweisilbigen adverbialformen *eptir*, *fyrir*, *undir*, *yfir* ein. Auf grund jener corrigierenden tendenz erscheinen in den handschriften die einsilbigen partikeln der umgangssprache *svát*, *þót*, *þvít* in ihre bestandteile aufgelöst (*svá at*, *þó at*, *því at*); die alten adverbia auf *-la* wurden durch die vermeintlich correcteren auf *-liga* ersezt usw.

Auch die Skaldenlieder erhielten uns, obwol sie sämtlich in jungen abschriften vorliegen, dank ihrer strengen metrischen form viel altertümliches sprachgut: ja, da ein nicht unbeträchtlicher teil von ihnen dem 9. und 10. jahrhundert angehört, so liefern sie uns nicht selten ältere formen als die handschriften. Sie lehren uns z. b., dass im 10. jahrhundert noch die form *ísarn* statt des jüngern *járn* im gebrauch war, dass die intransitiven verba *brinna* und *rinna*, welche im 13. jahrhundert bereits wie die abgeleiteten causativa *brenna* und *renna* lauteten, im 9. und 10. jahrhundert den ursprünglichen vocal noch besassen, dass die comparativ- und superlativformen *batre*, *baztr* älter und ursprünglicher sind als die analogiebildungen *betre*, *beztr*, dass die form *goll* älter ist als *gull*, dass der brechungsvocal *ja* zuweilen erst in später zeit durch wirkung der analogie eindrang (vgl. Hoffory, Ark. I, 45); die von Sievers erwiesene strenge silbenzählung der Skalden ergibt die unursprünglichkeit von betonungen wie *sjá*, *fjándr* usw.

Untergeordnet ist ein drittes hilfsmittel, die nordischen runeninschriften mit dem ältern (gemeingermanischen) alphabet von 24 zeichen. Teils sind sie älter als die eddische poesie, teils ist ihr wortschatz gar zu spärlich. Immerhin, wenn z. b. in einer vísa der Kormakssaga, die dem Berse Véleifsson, einem Skalden des 10. jahrhunderts, zugeschrieben wird, das vísuorþ *mann Steinare þenna* begegnet, also eine zeile mit skothending, während die drei entsprechenden zeilen aþalhending aufweisen, so wird man erwägen müssen, ob etwa durch die form *þannsi* der runensteine zu helfen sei. War diese form des componierten demonstrativpronomens den Skalden des 10. jahrhunderts noch gerecht, so wird man sie auch in den Eddaliedern einführen dürfen.

Die neue ausgabe soll in langzeilen gedruckt werden, ein verfahren, das schon Müllenhoff in der Vǫlospǫ́ und auch Guðbr. Vigfússon in seinem *corpus poeticum boreale* anwanten. Die zerschneidung in zwei kurzzeilen ist vorgenommen nach analogie der skald. dróttkvætt-strophen, wo die verhältnisse ganz anders liegen — hier ist die verschiedenheit des silbenreims in den beiden halbstrophen das trennende moment — und hat für das fornyrþislag gar keine berechtigung. Ob auch die strophische gliederung der lieder in kviþohǫ́ttr aufzugeben sei, das hängt von einer untersuchung Symons ab. Prof. Gering hat schwerwiegende bedenken gegen jene von Vigfusson eingeführte neuerung.

Im übrigen gedenkt Symons möglichst conservativ zu verfahren, im textbande nur evidente conjecturen aufzunehmen; alle nur wahrscheinlichen oder möglichen, alle athetesen und umstellungen dem kritischen teile des commentarbandes zuzuweisen. Unter dem texte sind nur die abweichungen von den membranen und die

urheber aufgenommener conjecturen zu nennen: dagegen in einer zweiten rubrik werden die prosatexte zum abdruck kommen, die sich inhaltlich mit den Eddaliedern berühren, wie Snorra Edda, Vǫlsungasaga usw. Im laufe nächsten jahres soll der druck beginnen. Symons will nicht nur die lieder des cod. regius und Arnamagn., sondern auch andre gedichte verwanten inhalts und gleicher form aufnehmen, z. b. die Svipdagsmǫ́l, die lieder der Hervararsaga u. a., nicht dagegen den späten Hrafnagaldr und die halbchristlichen Sólarljóþ.

Den 2. band, den commentar, bearbeitet Symons: für jedes lied wird sich dieser commentar in einen kritischen und einen exegetischen teil gliedern. In diesem leztern sieht Symons den schwerpunkt der neuen ausgabe.

Der 3. band, von prof. Gering bearbeitet, bringt das glossar, das absolute volständigkeit der belege anstrebt. Die alphabetische ordnung sämtlicher zettel ist vollendet. Vorausgehen soll dem grossen glossar ein kurzgefasstes für den gebrauch der studenten zum Hildebrandschen texte. Auch diese sichtung des gesamten wort- und formenschatzes der Edda wird noch zu neuen resultaten führen. Man war z. b. bisher unklar über die etymologie von *Níþuþr,* obgleich ags. *Nīdhad* auf das richtige führen muste. Soph. Bugge (Fkv. 163) war sogar über die quantität des *i* im zweifel, bis ihn der Skaldenreim *Níþaþar : síþan* belehrte, dass der vocal lang sein müsse (Fkv. 405*). Holtzmann (ältre Edda 297) dachte gar an entstellung des deutschen namen *Nîthart;* selbst Müllenhoff (Zs. XI, 274) schwankte, ob im zweiten teile des namens **haidus* oder **haþus* zu suchen sei. Die formen des cod. regius lassen keinen zweifel, dass nur das leztere richtig ist. Mit ausnahme éiner von Hildebrand mit recht geänderten stelle lautet der nom. *Níþuþr,* in den casibus obliquis dagegen erscheint ein *a*: *Níþaþar*, *Níþaþi;* im cod. Arnam. sind durch durchführung des *a* in allen formen die ursprünglichen verhältnisse verwischt. Wir haben also einen *u*-stamm mit kurzem *a* in der wurzelsilbe vor uns (wie *vǫllr, vallar*), und der nom. würde richtiger *Níþǫþr* geschrieben; dies steht natürlich für **Níþhǫþr:* dass *h* im anlaute des zweiten compositionsgliedes schwindet, ist eine bekante tatsache.

Die strenge arbeitsteilung bringt es mit sich, dass jeder herausgeber nur für den von ihm bearbeiteten teil verantwortlich ist: doch wird das druckfertige manuscript des einen immer vom andern einer genauen revision unterzogen werden. Der plan ist der section vorgelegt worden, um den mitforschern gelegenheit zu geben, gute ratschläge mündlich oder brieflich den herausgebern zu übermitteln, die jede fördernde bemerkung dankbar annehmen werden.

Prof. Kölbing-Breslau dankt dem vortragenden für seine mitteilungen und spricht namentlich darüber seine freude aus, dass ein commentar endlich zu erwarten sei. Prof. Zarncke hegt gegen das gelehrte experiment, das im zurückschrauben der handschriftlichen sprachgestalt liege, keine bedenken, da wir genaue handschriften-abdrücke besitzen. Dagegen ist er mit dem abdruck der prosatexte in extenso nicht ganz einverstanden: ihm erscheint das unnötig und mit rücksicht auf die raumverhältnisse nicht wünschenswert.

Der an zweiter stelle auf die tagesordnung gesezte vortrag des prof. Mahn muss vertagt werden, da derselbe nicht anwesend ist. An seiner stelle spricht dr. E. Elster aus Leipzig „über die pläne des Schillerschen Don Karlos."

Der vortragende macht es sich zur aufgabe, die wandlungen, welchen Schillers dramatische arbeit unterworfen war, im einzelnen darzulegen. Zunächst widerlegt er die annahme, dass Schillers philosophische anschauungen während des schaffens eine merkbare änderung erfahren hätten, worauf worte in den briefen über den

Don Carlos [hist.-krit. ausg. VI, 35 fgg.] freilich hindeuten: im ersten acte der Thaliafassung, geschrieben 1784, treten schon ganz dieselben anschauungen hervor, die Posa später in der grossen 10. scene des 3. actes verficht. Der vortragende sucht nunmehr die notorischen änderungen, die der plan des dramas im laufe der zeit erfuhr, in andern dingen zu erkennen und verfolgt zu diesem zwecke den ganzen gang der arbeit. An erster stelle bestimt er ihre grundlage: es sind das: 1) der vorherschende dauernde besitz in des dichters seele: die anschauungen der geniezeit, politischer und socialer ingrimm, der freundschaftscultus, all das zum grossen teile nachwirkungen Rousseauschen einflusses; dann die bemerkenswerte selbständige erfindungsgabe des dichters; directe einflüsse des lebens glaubt der redner ablehnen zu müssen; — 2) der stoff, entnommen der bekanten historischen novelle des abbé St. Réal, deren wesentlicher inhalt kurz skizziert wird. — Es sind drei stadien der arbeit zu unterscheiden: 1) frühjahr 1783: über den damaligen stand der arbeit geben licht der Bauerbacher entwurf und einige gleichzeitige briefliche zeugnisse des dichters selbst; es handelt sich damals nur um ein familiendrama; 2) die beiden ersten akte der Thaliafassung, mitte 1784 bis ende 1785: das eigentümliche dieses stadiums wird gegen das erste und dritte genau abgegrenzt. Noch beabsichtigt der dichter keine eigentlich politische tragödie; noch wolte er nicht die freiheitsideen gegenüber dem vertreter der unfreiheit zu principieller erörterung kommen lassen; Posa opfert sich lediglich für den freund; 3) das vollendete werk: frühjahr 1786—87, durchaus politische tragödie: das freundschaftsverhältnis ist für Posa nur noch mittel zum zweck. Dr. Elster weist nach, dass sich der entscheidende umschwung in des dichters plänen nach dem zweiten akte der Thaliafassung volzog, und legt die motive der änderung dar: es ist namentlich einwirkung der grossen scene im Nathan nicht zu verkennen. In allen drei stadien constatiert er die einflüsse der genieanschauungen und stelt das vom dichter selbständig erfundene fest. — Eine debatte schloss sich an den vortrag nicht an.

Inzwischen ist prof. Mahn erschienen: da die versamlung aber beschliesst, an der während seiner abwesenheit vorher aufgestelten tagesordnung festzuhalten, so erhält an dritter stelle privatdocent dr. Burdach-Halle das wort, der die gesichtspunkte und ziele seiner forschungen über die sprache des jungen Goethe darlegt. Um zu einer wissenschaftlichen würdigung der Goetheschen sprache zu gelangen, muss man das persönliche, schöpferische vom ererbten und erlernten scheiden können. Wie zunächst sah die deutsche schriftsprache aus, als Goethe geboren wurde? Erst seit dem 17. jahrhundert wurde andauernd theoretisch und praktisch hingearbeitet auf eine über den mundarten stehende gesamtsprache: diese bewegung erreichte ihren höhepunkt in Gottsched, der ehrlich von Luther, dem vielgepriesenen muster der hochdeutschen sprache, absah und gestand, dass seine sprachkunst sich richte nach dem gebrauch der besten schriftsteller des 17. und 18. jahrhunderts: zu grunde legte er seiner schriftsprache das Obersächsische; sie finden wir z. b. in den Bremer beiträgen leidlich fest und gleichmässig verwendet, obgleich die mitarbeiter litterarisch Gottscheds gegner waren. Ausserhalb Nord- und des östlichen Mitteldeutschlands herschte freilich noch ein älterer sprachzustand: eine einigung war erst im werden, und sie wurde aufgehalten durch entschiedenen widerspruch, dem Gottscheds rationalistisch-praktische sprachauffassung begegnete. Die Schweizer forschten wissenschaftlich nach der natur des schönen, sie gewannen sich den begriff der natürlichen sprache der leidenschaft, die über grammatischen regeln stehe; sie lernten aus Milton, aus Addisons arbeiten die reguläre und die poetische rede unterscheiden. So lehrt Bodmer als kunstmittel

des gesteigerten dichterischen stils die änderung der wortfügung, z. b. die stellung des adj. hinter sein substantiv (röslein rot): ja die Schweizer begünstigten im gegensatz zu Gottsched die „machtwörter", sinliche worte der ältern oder volkstümlichen sprache: wenn so die volkssprache in der litteratur terrain zurückeroberte, so erschütterte das alle bisherigen doctrinen von grund aus. Dazu kam, ein wirklicher dichter, Klopstock, überzeugte alle poetisch fühlenden von der unzulänglichkeit des grammatischen systems: er erfand sich eine eigene ganz neue sprache der empfindung, zog alte worte hervor, bildete neue und bereicherte die sprache auch in syntaktischer beziehung.

Natürlich wehrten sich die Gottschedianer. 1754 erschien v. Schönaichs „*aesthetik in einer nuss oder neologisches wörterbuch .. aus den accenten der heiligen männer und barden des itzigen überreichlich begeisterten jahrhunderts zusammengetragen und den grössten wortschöpfern unter denselben aus dunkler ferne geheiliget von einigen verehrern der sehr affischen dichtkunst.*" Das buch gibt den eindruck wider, den die neuschöpfungen Klopstocks u. a. auf das sprachgefühl des obersächsischen durchschnitspublikums machten. Schönaich tadelt neue verbalzusammensetzungen, den gebrauch von simplicien an stelle der üblichen composita, dann eine menge von neuen worten und alten worten in neuen bedeutungen, die sich zum grossen teil seitdem algemein eingebürgert haben. Erscheint nun auch hierin Gottscheds partei als verbissen neuerungsfeindlich, so wäre es doch unrichtig zu verkennen, dass Gottsched im vergleich zu dem früheren sprachzustande selbst ein energischer neuerer war. Noch im jahre nach Schönaichs neologischem wörterbuch griff ein Süddeutscher Gottscheds bemühungen um ein reines gebildetes schriftdeutsch heftig an, P. Dornblüth in seinen „*Observationes oder gründliche anmerckungen über die art und weise, eine gute übersetzung, besonders in die teutsche sprach zu machen. Nebst einer critic über herrn Gottschedens sogenannte redkunst und teutsche grammatic. Aus patriotischem eyfer zur verhütung fernerer verkehrung und schändung der ausländischen bücheren* (Augspurg 1755). Eine antigottschedische grammatik vom schwäbischen standpunkte. Das beste sprachmuster sind für Dornblüth die acten des reichskammergerichts zu Speier aus dem ende des 17. jahrhunderts: er beklagt, dass selbst süddeutsche kanzleien sich dem deutsch der „herren Sachsen" fügen: jedes fremde wort gelte als hochdeutsch. Es ist ein protest gegen den von der aufklärung beförderten einfluss des Französischen und insofern patriotisch gemeint. Der vortragende belegt durch beispiele, dass Dornblüths sprache der altdeutschen vielfach noch näher stand: *friede* z. b. ist ihm = sicherheit, *bekommen* kent er nur intrans. = *wohl gedeyen;* die ausdrücke *guter kopf, geschmack* (= aesthetisches urteil), *leidenschaft* u. a. hält er für alberne erfindungen. Als Süddeutscher widmet er ein ganzes kapitel dem kampf gegen das überflüssige *e Saxonum* am wortende, z. b. in *knabe, name, glaube, lange* usw. Er will *ich brinne, Durchleucht, ausreuten* gesprochen wissen; in der syntax schilt er Gottscheds abgerissene sätze im geschmack der Franzosen: im Deutschen sei eine schrift ohne *transitiones* ganz unverständlich.

In diese zeit, da drei generationen, die Dornblüths, Gottscheds, Klopstocks sich befehdeten, fiel Goethes jugend. Auch in Frankfurt war man hinter der sprachlichen entwicklung etwas zurückgeblieben: die kanzleisprache war im reiche noch immer autorität; man vergleiche nur Webers deutsche grammatik (Frankfurt 1759), die schriften Joh. Mich. v. Loens, die gedichte Kasimirs von Creuz: ihre sprache ist, trotzdem die verfasser keineswegs genial schreiben wollen, sowol alter- als volkstümlicher wie die obersächsische. In Luthers werken, in alten volksbüchern

und chroniken lernte Goethe lesen. Wie er dann in Leipzig durch seinen *oberdeutschen dialekt*, seine anspielungen auf biblische kernstellen, seine sprichwörter und „treuherzigen chronistenausdrücke“ nicht weniger anstiess als durch seine provinzielle tracht, das beschreibt er selbst in dichtung und wahrheit ausführlich. Er stürzte sich mit jugendlichem ungestüm in den schwall des Leipziger geschmacks: erst in Strassburg fand er sich selbst wider, erkante als Herders schüler, dass es der lebendige dialekt sei, *in dem die seele ihren atem schöpft*. Für diese neue auffassung hatte Joh. Christ. Adelung keinen sinn: ihm war die reine und richtige sprache Gottscheds und Gellerts ein schatz, den er im dienste des guten geschmacks gegen die erhebung der niedrigen volkssprache schützen müsse. Ihm galt die sprache nur als ein verständigungsmittel. Dagegen betonte Herder das poetische, sinliche element der sprache, den innern zusammenhang zwischen „gedanken oder empfindungen und dem ausdruck“: der inhalt solte aus sich die form erzeugen, inhalt und sprache des poetischen kunstwerks untrenbar sein. Rousseaus betrachtungen über die sprache der leidenschaft, seine Heloise, gedanken Diderots, Lessings, Herders sezten bei den stürmern und drängern das charakteristische an die stelle des guten geschmacks: aus den voropitzischen zeiten, aus dem volkslied und Luther namentlich solte die sprache neues leben schöpfen. Namentlich Goethe sezte alle solche ideen mit unvergleichlicher empfänglichkeit in taten um.

So kommen für die sprache des jungen Goethe zwei gesichtspunkte in betracht, ein sprachgeschichtlicher und ein litterarhistorischer. Die abweichungen seiner rede von Gottscheds schriftsprache sind zum teil niederschläge der rheinfränkischen mundart, der altertümlichen Frankfurter muster, also sprachgeschichtlich zu erklären. Goethe schreibt z. b. *gebürge, würklich* u. a., gesprochen hat er nicht so; er gibt femininen im sing. schwache flexion: *der seelen;* gebraucht starke praeterita mit der endung *e: ich sahe* lässt nach den praepositionen *an* und *in* gern den artikel fehlen: *es kömmt an tag*, all das residua einer süddeutschen schriftsprache, wie sie Dornblüth vertritt. Davon zu scheiden ist der bewuste widerstand gegen das übliche, die absichtliche benutzung des mundartlichen und altertümlichen im geiste der litterarischen revolution. Es ist wichtig, Goethes lectüre volständig festzustellen, um den einfluss der vorgänger würdigen zu können. Am mächtigsten wirkte Klopstock, dessen feines gefühl für das rhythmische leben der sprache der poesie einen ganz neuen ton schuf. Er führte zahlreiche zusammensetzungen intransitiver verba mit praepositionen und adverbien ein und verband sie gern mit dem objectsaccusativ: *tanze, Siona, triumph einher;* namentlich sind ihm composita mit *durch, hin, um* transitiv geläufig: *da brüllte die hölle triumph auf.* Schönaich verfehlt nicht sich darüber aufzuhalten. Goethe eignet sich diese wortbildungen aufs glücklichste an, z. b. *dem schlaf entjauchst uns der matrose;* jezt sind sie gemeingut der poetischen sprache geworden. Gerne brauchte Klopstock neben intransitiven verben accusative des innern objects, z. b. in der bekantlich von Lessing gegen Nicolai verteidigten stelle des Messias: *es flamm anbetung der grosse, der sabbath des bundes von den sonnen zum throne des richters.* Entsprechend bei Goethe: *ekles schwindeln zögert mir vor die stirne dein zaudern.* Die jungen compositionen eines substantivs mit einer partikel, wie Klopstocks *felsenan, himmelab* erregten Schönaichs tiefen abscheu: Goethe sang ebenso: *und berge, wolkig himmelan, begegnen unserm lauf.* Participia praeteriti mit nomen componiert wie *liebesverwundet* waren der ahd. und mhd. sprache fremd und beruhten wol auf nachahmung antiker bildungen: der odenstil bevorzugte solche worte. Wenn Klopstock — und nach ihm Goethe — mit partikeln zusammengesezte verba ohne dieselben gebraucht:

hellen für *erhellen*, *decken* für *bedecken*, *sich finden* für *sich befinden*, so spottet Schönaich zwar über die heiligen dichter, die den armen wörtern bald ihren kopf, bald ihren schwanz rauben, aber er merkt nicht, wie viel sinlicher das verbum durch den fortfall der partikel geworden ist. Goethe übte dies mittel mit künstlerischem bewustsein: wie es erst in der Strassburger zeit bei ihm aufkomt und sich entwickelt, das kann man verfolgen, wenn man die ältere Strassburger Ossianübersetzung mit der in den Werther aufgenommenen fassung vergleicht. Lieblingsausdrücke Klopstocks uud Goethes sind: *natur* (= welt), *dunkel*, *still*, namentlich *golden*, auch wieder Schönaich ein dorn im auge.

Kurz berührte der vortragende noch einen dritten, den biographischen gesichtspunkt. Er schied besonders die Leipziger, die Strassburger, die Weimarer periode. Als Goethe 1786 bei Göschen seine werke sammelte, da unterzog er die jugenddichtungen durchgreifender sprachlicher revision; er milderte härten, glättete übertriebnes und schroffes, glich die rheinische sprache dem gemeindeutschen an. Belege dafür anzuführen verbot die vorgeschrittene zeit. Der aufenthalt in Weimar war für Goethes sprache in doppelter beziehung epochemachend. Er begünstigte seine annähernng an eine gemeindeutsche schriftsprache, die ja auf dem obersächsisch-thüringischen beruht; ja selbst der thüringische dialekt wirkte nachweislich auf ihn ein: erst seit der Weimarer zeit braucht er die unorganisch verlängerten imperative starker verba wie *trete*, *nehme*; die rheinische mundart sagt: *tret*, *nehm*. Dann aber brachte ihm die Weimarer epoche eine innere läuterung und fassung, in deren besitz er die gluthitze seiner jugendlichen sprache nicht unabgekühlt lassen konte. — Damals ist der kampf der mundart gegen die schriftsprache beendet worden, den lezten angriff der rheinischen stürmer auf die gemeindeutsche sprache beschloss freiwilliger friede: das neue jahrhundert sieht eine geeinte deutsche schriftsprache, der lebendigen rede des volks nicht mehr fremd und feindlich.

Der vortragende schloss mit einem hinweis auf die absolute philologische unzuverlässigkeit unserer abdrücke der Goethischen jugendwerke: selbst Hirzels junger Goethe strozt dermassen von versehen und wilkürlichkeiten, dass eine darstellung der Goethischen sprache nur möglich ist auf grund einer selbständigen gründlichen nachprüfung aller, namentlich der handschriftlichen quellen.

3. sitzung.

Die 3. sitzung begann sonnabend den 4. october, früh 8 uhr 30 min., mit einem vortrage des herrn privatdocenten dr. Jostes-Münster über einen niederrheinischen mystiker des 15. jahrhunderts. Auf der Paulinischen bibliothek zu Münster befindet sich eine papierhandschrift in 12°, 291 bll. stark. Das erste blatt fehlt, sonst ist sie wol erhalten. Nach einer bemerkung von späterer hand auf der innenseite des deckels gehörte sie früher in die bibliothek des Augustinerinnenklosters Nazareth in Geldern. Dahin weist auch der dialekt, die schrift frühstens in das ende des 15. jahrhunderts. Es ist ein compendium der mystik, aus predigten entstanden, an denen bei der überarbeitung zum buche nur leise geändert scheint. Wenn die einzelnen abschnitte (denen kurze inhaltsangaben als überschriften vorangehen) sich mit den ursprünglichen predigten decken — woran nicht zu zweifeln ist — so hat mancher von ihnen innere einheit und äussere abrundung gefehlt: schon die überschrift einzelner abschnitte *Van denselven* charakterisiert diese als blosse fortsetzung der vorhergehenden. Beruft sich der verfasser auf den *voergaenden* oder *naevolgenden sermoen*, so meint er stets den vor-

hergehenden oder nachfolgenden abschnitt, und jeder abschnitt beginnt noch mit dem ursprünglichen vorspruch der predigt: *Amice, ascende superius* (Luc. XIV, 10). Die predigten müssen vor einem nicht wechselnden publikum, d. h. in einem kloster der reihe nach gehalten sein. Ob aber in Nazareth, ist sehr zweifelhaft; denn der prediger ist ein Franziskaner — er spricht von *unsen heiligen vader Franciscus* und ist ausgesprochener Skotist. Über seine person ist vorläufig nichts anzugeben. Man könte an Brugman denken, den berühmtesten kanzelredner der Niederlande, der mehrmals längere zeit in Geldern predigte: aber über eine wahrscheinlichkeit kommen wir auch im günstigsten falle nicht hinaus.

Bei einer vergleichung unsers werkes mit einem andern system der mystik, mit Ruusbroecks *Chierheit der gheesteleker brulocht* tritt sofort die auffallende verwantschaft beider schriften zu tage. Manche partien stimmen nahezu wörtlich überein. Unsre handschrift gehört dem ende des 15. jahrhunderts an: das macht von vornherein geneigt zu der annahme, unser prediger habe Ruusbroeck benuzt und nicht umgekehrt. Gehörten denn aber auch die predigten selbst in so späte zeit? Das ist wenig glaublich, wenn auch die ansicht, Ruusbroeck sei der benutzer, abzuweisen ist. Für diese ansicht liesse sich aber doch ein umstand in die wagschale werfen. Ruusbroeck beruft sich — die bibel ausgenommen — wenig oder gar nicht auf autoritäten, ein verfahren, das seine zeitgenossen, wenn nicht zu der meinung verführt, so doch darin bestärkt hat, als habe er seine lehre nicht aus büchern, sondern aus göttlicher eingebung. Unser prediger aber führt die namen seiner vorgänger, namentlich Dionysius und Richard von St. Victor fortwährend im munde, selbst da, wo er Ruusbroeck zu folgen scheint, diesen aber nent er nicht ein einziges mal, ebensowenig einen anderen deutschen mystiker.

Bleiben wir auch bei unserer ansicht, so brauchen wir doch diesem prediger alle selbständigkeit keineswegs abzusprechen. Der ganze charakter seines werkes ist ein anderer, ebenso wie seine darstellung. Während Ruusbroeck den zustand „des sohnes Gottes" im verhältnis zu dem der „knechte und freunde Gottes" nur kurz behandelt, macht unser prediger es gerade umgekehrt. Ruusbroeck liebt allegorie und symbolik, er handhabt sie mit geschick; unser prediger lässt all derartiges bei seite. Ruusbroeck sezt an die spitze seines buchs die worte Matth. XXV, 6 *Ecce sponsus venit, exite obviam ei* und hält dies bild das ganze buch hindurch fest, unser prediger wählte einen andern vorspruch: so fiel das bild, und sein werk gewann äusserlich wenigstens ein ganz anderes ansehen. Ruusbroeck schachtelt alle möglichen betrachtungen in die darstellung ein, unser prediger hält sich streng an sein thema. Durch all das hat seine arbeit nicht verloren: wol ist sie weniger abwechslungsvoll und bilderreich, aber dafür um so klarer, durchsichtiger und übersichtlicher geworden.

Bei aller abhängigkeit von Ruusbroeck also muss dem prediger doch zugestanden werden, dass er in der behandlung des stoffes selbständig und umsichtig vorgegangen ist, ihn gewant, mit wärme und derjenigen klarheit darzustellen gewusst hat, die bei der natur des stoffes überhaupt möglich war. Ist Ruusbroeck auch sein führer in der mystik gewesen, so hat er doch ihre quellen selbst gekant und benuzt, und aus manchen äusserungen geht deutlich genug hervor, dass er im mystischen leben auch praktische erfahrungen gehabt hat. Hätte er weit später gelebt und gepredigt als Ruusbroeck, nachdem bereits Gerson dessen mystisches system angriff, so wäre es merkwürdig, dass er in seinen äusserungen nicht vorsichtiger ist als er ist: denn diese scheinen bisweilen nicht bloss pantheistisch, sondern sind es auch. Der vortragende schliesst mit einem hinweise darauf, wie not-

wendig es für eine geschichte der deutschen mystik sei, dass die bibliotheken des westlichen Deutschlands einer systematischen durchforschung unterzogen werden.

An den vortrag knüpft dr. Burdach die frage, ob nicht vielleicht Jostes selbst, der in mystischer litteratur offenbar bewandert sei wie wenige andere, eine geschichte der mystik in angriff nehmen und dadurch Denifles einseitigkeiten paralysieren wolle. Jostes verneint das, da es ihm unmöglich sein würde, sich die unentbehrliche theologische bildung zu verschaffen.

Es gelangt nunmehr ein von prof. Zacher-Halle durch prof. Gering eingebrachter antrag zur verhandlung, die section möge eine commission einsetzen zur philologischen prüfung der deutschen probebibel. Prof. Zarncke ist im algemeinen kein freund derartiger organisationen mit officiellem nimbus: die probebibel liege jedem zur prüfung vor; er sehe in dem antrage vornehmlich einen antrieb für einzelne berufene, sich mit der frage näher zu beschäftigen. Auch prof. Bechstein-Rostock verspricht sich nicht viel von der tätigkeit einer commission; er legt aber hohen wert auf philologische mitarbeit bei der probebibel; Frommanns im algemeinen trefliche arbeit sei von den theologen nicht genügend geschäzt und beachtet worden. Prof. Zarncke definiert die aufgabe der commission dahin, es handle sich nur um die algemeinen grundsätze, nur darum, festzustellen, ob die richtige mischung von archaistischem und modernem getroffen sei, nicht um nachprüfung bis ins einzelne hinein: auf eine anfrage des dr. Erdmann-Königsberg constatiert er ausdrücklich, es liege im wesen einer commssion, dass die mitglieder sich über ein gutachten zu einigen suchen, nicht jeder einzelne sein separaturteil abgebe. Prof. Paul-Freiburg stimt dem zu und hält eine erspriessliche wirksamkeit der commission für aussichtslos, wenn die mitglieder nicht in persönlichen verkehr treten können, also am selben orte oder doch nahe bei einander wohnen. Auch dir. Stier-Zerbst verhehlt sich die mängel und schwierigkeiten einer commissionsberatung nicht; wenn er gleichwol wünscht, dass die section drei männer zu diesem zwecke erwähle, so geschieht das, weil er das gewicht eines commissionsbeschlusses für viel grösser hält, als die wirkung eines noch so berufenen einzelurteils: die commission müsse freilich bis november nächsten jahres ihre arbeiten vollendet haben, weil dann die frist ablaufe, die vom oberkirchenrat für verbesserungsvorschläge anberaumt ist. Nachdem noch dr. Burdach-Halle sich für die wahl einer commission ausgesprochen hat, da er von der initiative des einzelnen nichts erwartet, und nachdem prof. Zarncke den antrag noch einmal warm befürwortet hat, beschliesst die section mit 9 gegen 7 stimmen im sinne des Zacherschen antrages. Die zu mitgliedern der commission vorgeschlagenen proff. Bech, Bechstein, Zarncke lehnen ab; von den abwesenden proff. Hildebrand und Zacher wird eine ablehnung ebenfals mit höchster wahrscheinlichkeit vorausgesezt. Bei der schriftlichen abstimmung werden 20 stimzettel abgegeben und prof. Paul-Freiburg (17 stimmen), archivrat dr. E. Wülker-Weimar (14), dr. M. Rieger-Darmstadt (13) gewählt: für den fall, dass einer der herren die wahl nicht annehmen solte, wird dr. Burdach-Halle und, da dieser eine etwaige beteiligung ablehnt, dr. Pietsch für die commission in aussicht genommen.

Das präsidium der deutsch-romanischen section auf der nächsten in Giessen statfindenden philologenversamlung wird auf vorschlag Zarnckes durch acclamation den proff. Braune und Birch-Hirschfeld in Giessen übertragen.

Den schluss der sitzung bildete ein vortrag des prof. Mahn-Berlin über einige bisher unerklärte oder seiner ansicht nach falsch erklärte germanische worte. Der vortragende macht es Weigand zum vorwurf, dass er sich bei etymologien nach

dem vorgange Jac. Grimms alzu leicht mit construction irgend einer wurzel begnügt habe, deren bedeutung man doch gar nicht kenne, und dass er das Keltische bei weitem nicht zur genüge herangezogen habe. Auf keltischen ursprung seien zurückzuführen: *ross, taube, zaun* (engl. town, vgl. Lug-dunum, Novio-dunum), *teuer* (kelt. *dosaor,* durch synkope des *os daor*), *amt* (bei Caesar *ambactus*, ein mit altkelt. *ambi* zusammengeseztes wort, vgl. griech. *ἀμφί-πολος*). Prof. Mahn schliesst mit einer conjectur zum Ulfilas: das unerklärliche *aibr þein* Matth. 5, 23 sei schreib- oder lesefehler für *giba þeina.*

Prof. Bechstein verweist den vortragenden auf das etymologische wörterbuch von F. Kluge, wo er das Keltische in ausgedehntem masse berücksichtigt finden werde. Ignaz Peters-Leitmeritz bemerkt in betreff der gotischen conjectur, dass ihn ein einblick in den codex argenteus von der absoluten zuverlässigkeit der Uppströmschen angaben über alle derartigen anfechtbaren formen und schreibungen überzeugt habe. Bei dieser gelegenheit constatiert Peters, dass die (nach Gabelentz und Löbe 188, nach Heyne und Piper 177, nach Bernhardt gar nur 167 blätter umfassende) handschrift tatsächlich noch aus 187 blättern bestehe, wie das von Uppström ganz richtig angegeben sei.

Nachdem noch prof. Bechstein dem präsidium den dank der section für die umsichtige leitung der geschäfte ausgesprochen hat, wird die sitzung geschlossen.

BERLIN. ROETHE.

Zu dem vorstehenden sehr dankenswerten berichte erlaube ich mir die folgenden ergänzenden tatsächlichen bemerkungen hinzuzufügen:

1) Es war mir, zu meinem bedauern, völlig unmöglich, bei der Dessauer philologenversamlung zu erscheinen, und meinen antrag dort selbst des näheren zu begründen. Hervorgerufen ist er durch die höchst bedenkliche und gefährliche tatsache, dass namentlich theologen, aber auch andere, denen, aus mangel der dazu unbedingt erforderlichen gediegenen und umfassenden sprachkentnis, die befähigung zu einem wirklich competenten urteile gebricht, gegen die sprachliche behandung des Lutherschen textes in der „Probebibel“ sturm laufen. Versteigen sie sich doch sogar zu der drohung, dass sie aus diesem grunde mit allen mitteln dahin arbeiten wollen, dieser bibel den eingang in kirche und schule und in den vertrieb der bibelgeselschaften zu versperren. Solcher unverständiger überhebung und anmassung gegenüber erschien es mir denn doch durchaus notwendig, dass die Germanisten von fach, welche ja recht eigentlich dazu berufen sind, diesen unvergleichlichen schatz als einen unversieglichen ewigen jungbrunnen deutscher sprache und nationalität gegen jede verkümmerung und verbalhornung zu schützen und zu wahren, durch eine von ihnen gewählte commission bewährter fachmänner ein wolbegründetes wirklich sachverständiges urteil hervorrufen, und es nicht lediglich dem zufalle anheimstellen, ob dieser oder jener vereinzelte germanist sich darüber äussere, etwa in irgend einer wissenschaftlichen germanistische fachzeitschrift, welche jene vorlauten, kurzabsprechenden herren doch nicht zu lesen pflegen. — Ich selber habe seiner zeit, einer mir gewordenen aufforderung entsprechend, den ersten bogen des zuvor schon einzeln gedruckten Neuen Testamentes silbe für silbe genau verglichen mit dem gangbaren Cansteinschen texte, mit Luthers originaltexte in seiner ausgabe lezter hand von 1545, und mit dem griechischen grundtexte; und das ergebnis dieser erschöpfenden vergleichung war, dass ich mit dr. Frommanns sprachlicher behandlung nicht nur volkommen einverstanden mich erklären, sondern auch die ausgezeichnete sprachkentnis, und den sicheren feinen takt bewundern muste, mit

denen dieser gründlichste kenner und feinfühligste beurteiler von Luthers bibelsprache diese höchst schwierige und mühsame aufgabe so meisterhaft gelöst und bewältigt hat.

2) Von der Gabelentz und Löbe sagen, s. XXXI ihrer ausgabe: aus den quaternionen lasse sich berechnen, dass der Codex Argenteus ursprünglich 320 blätter enthalten habe. Bei seiner auffindung seien noch 188 blätter vorhanden gewesen, von denen aber neuerdings ungefähr 11 blätter gestohlen worden seien. Da nun 188 — 11 genau 177 blätter ergibt, so stimt diese angabe völlig mit der doch wol aus ihr berechneten von Heyne überein. Die gestohlenen 10 (nicht 11) blätter sind zwischen 1821 und 1834 abhanden gekommen, und erst 1857 durch einen ungenant und unbekant gebliebenen an Uppström zurückgestelt worden, worüber derselbe 1857 auskunft gegeban hat in seinen „Decem Codicis Argentei rediviva folia." Demnach stimmen alle angaben genügend unter sich und mit dem jetzigen tatbestande überein, und Bernhardts angabe (s. XLI), von nur 167 blättern, kann mithin lediglich nur entstanden sein durch ein blosses rechnungs-, oder schreib-, oder correcturversehen.

J. ZACHER.

LITTERATUR.

Dr. G. Krause, Friedrich der Grosse und die deutsche Poesie. Halle a/S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1884. IV und 120 s. 8. Preis 2 m.

Zwei unter sich eng zusammenhängende themata sind behandelt: Friedrichs des Grossen persönliche stellung zur deutschen litteratur seiner zeit und sodann die bedeutung, welche des königs person und taten unmittelbar und mittelbar für die entwicklung der deutschen dichtung, der kunstmässigen wie der volkstümlichen, gewannen. Beide hat der verfasser, welcher strenge schulung in historischer quellenforschung mit warmem interesse für die deutsche litteratur verbindet, nach knappem aber sorgfältigem referate über die bisherigen publikationen und darstellungen neu bearbeitet auf grund fleissiger durchforschung von zum teil schwer zugänglichen oder vorher noch gar nicht eröfneten quellen. Über das, was schon als algemeiner bekant vorauszusetzen war, hat er meist nur kurz zusammenfassend berichtet, um daneben die resultate seiner specialstudien voll hervortreten zu lassen. Die urkundlichen nachweise über Friedrichs persönlichen verkehr mit deutschen gelehrten und dichtern — namentlich Gellert, Gottsched, Garve — sind vollständig gesammelt und kritisch gesichtet; höchst dankenswert ist es, dass im anhange (s. 87—96) der bisher nur in den Neuen preuss. Prov.-Blättern von 1859 abgedruckte brief Gottscheds an den Königsberger professor Flottwell über seine audienzen bei dem preussischen könige nach neuer vergleichung mit dem manuscr. buchstäblich treu widergegeben ist. Dieser brief enthält eine fülle höchst interessanter einzelzüge, welche in den für das grosse publikum berechneten berichten Gottscheds in seinem „Neuesten" 1758 fehlen; alle persönlichen und litterarischen erwähnungen dieses briefes hat Krause eingehend erläutert.

Auch der mannigfaltige inhalt von Friedrichs berühmter schrift de la littérature allemande ist alseitig beleuchtet und die litterarische bewegung, welche sie hervorrief, geschickt dargestelt. Hervorzuheben ist aus dem lezten abschnitte des buches das mit warmer teilnahme gezeichnete bild des Ostpreussen Johann Georg Scheffner, eines „vergessenen sängers und mitkämpfers des siebenjährigen krieges" s. 41—59; für die litterarische würdigung sind die originalausgaben seiner gedichte benuzt und falsche datierungen Goedekes und anderer berichtigt. Wirkung

und verbreitung der flugblätter, zeitgedichte und soldatenlieder des siebenjährigen krieges ist durch geschickt ausgewählte proben veranschaulicht.

Die klar geschriebene, auch äusserlich schön ausgestattete schrift wird nicht nur weiteren kreisen eine fesselnde lektüre darbieten (auch für schüler-bibliotheken höherer lehranstalten erscheint sie sehr geeignet), sondern wegen der übersichtlich gegebenen und vervolständigten litteraturnachweise auch dem gelehrten forscher ein schätzbares hülfsmittel sein. Ein gutes register erleichtert die benutzung.

KÖNIGSBERG. OSKAR ERDMANN.

Der zusammengesezte Satz bei Berthold von Regensburg. Ein Beitrag zur mittelhochdeutschen Syntax von **Hubert Roetteken.** (QF. 53). Strassburg, Trübner 1884. VII und 124 s. M. 2,50.

Sowol arten und mittel der satzverbindung als auch der modusgebrauch ist sorgfältig dargestelt; auch der infinitiv ist im anhang behandelt. Die umsichtig durchgeführte vergleichung mit Otfrid lässt erkennen, wie sehr im grossen und ganzen die grundzüge der deutschen syntax 400 jahre hindurch dieselben geblieben sind; einzelne veränderungen (häufigerer gebrauch des potentialen conj. praet. s. 41, überwiegen des indicativs in einigen arten der nebensätze s. 42 u. a.) sind lehrreich hervorgehoben. Weiter zu verfolgen wäre namentlich der gebrauch des infinitivs mit *ze* und anderen präpositionen (s. 124), der gerade in der mhd. prosa neue ausdehnung zu gewinnen scheint.

KÖNIGSBERG. OSKAR ERDMANN.

Über die ortsnamen in Oberbayern. Freising, Datterer. 1884. IV, 50 s. 8.

Dies büchlein ist ein auf wunsch des verlegers gemachter, nur unerheblich geänderter widerabdruck eines 1849, also schon vor mehr als 30 jahren verfassten Freisinger gymnasialprogrammes. Der verfasser, Heinr. Gotthard, jezt domcapitular in München, hatte sich damals sehr bescheiden dahin ausgesprochen, er wolle über sinn und bau der ortsnamen in nächster umgebung einige aufhellung verschaffen, und seine landsleute zu weiterer tätigkeit auf gleichem felde anregen. Diesem löblichen zwecke mag dann sein schriftchen wol auch genügt haben, und es wäre unbillig ein weiteres von ihm zu verlangen. Sich mit namendeutung zu befassen pflegt ja grade für liebhaber einen verlockenden reiz zu haben; während der sprachkundige forscher sich nur zögernd und vorsichtig daran wagt, weil er weiss, dass diese aufgabe zu den schwierigsten und mislichsten der sprachwissenschaft gehört. Der verfasser scheint theologe zu sein. Anregung und material haben ihm geboten J. Grimm (Myth. und GDS.), Wh. Grimm (HS.), Schmeller (BW), Graff und Zeuss, und über diese ist er nicht hinausgekommen: auch urkundenwerke, wie Meichelbeck, Ried, Mon. Boica und einige andere, hat er zwar benüzt, jedoch meist nur beiläufig. Eindringende sprachwissenschaftliche und mythologische studien hat er nicht gemacht. Daher ist sein verfahren methodenlos, und seine deutungen treffen zwar zuweilen in leichteren fällen das richtige, überwiegend aber haben sie es verfehlt und verfehlen müssen. Ein für sprachwissenschaftliche forschungen brauchbares und förderliches büchlein zu liefern ist ja aber freilich auch nicht absicht und zweck des bescheidenen verfassers gewesen.

HALLE. J. ZACHER.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZUR KRITIK DES NIBELUNGENLIEDES.

IV. ABREISE UND ABSCHIED.

Abreise und abschied stehen im engsten zusammenhange mit empfang und fest, und somit bildet zu den früheren untersuchungen über die darstellung dieser beiden erscheinungen des höfischen lebens im Nibelungenliede die folgende abhandlung zunächst die ergänzung und den abschluss. Da indes die abreise und der abschied, sowol beides zusammen, wie das eine ohne das andere, in sehr verschiedenartigen lebensverhältnissen vorkommen, so werden wir bei der untersuchung über die darstellung dieses gegenstandes auch in solche teile des Nibelungenliedes hineingeführt, welche im algemeinen nichts von einem höfischen charakter haben. Überhaupt hat dieser gegenstand gemäss seiner natur eine weite ausdehnung. Mit ausnahme von IX und XII komt abreise und abschied in allen Lachmannschen liedern bis XV vor, ausserdem noch in XVII — wie folgende übersicht zeigt:

a. Siegfrieds abreise nach Worms I, 60 — 71.
b. Die abreise der sächsischen boten von Worms II, 163 — 165.
c. Die abreise der festgäste von Worms III, 309 — 319.
d. Die abreise Gunthers und seiner genossen nach Isenstein IV, 335 — 368.
e. Die abreise der Nibelungen nach Isenstein IV, 474* — 476*.
f. Die rückkehr von Isenstein IV, 481*, 4 — IV^b, 506.
  α. Abschied Brunhilds IV, 481*, 4 — 494*.
  β. Siegfrieds sendung nach Worms IV^b, 499 — 506.
g. Abreise vom hochzeitsfest V, 634* — 647*.
  α. Algemein 634* — 636*.
  β. Siegfrieds und Kriemhilds abschied 637* — 697*.
h. Gerbs sendung VI, 676 — 707.
  α. Von Worms 676 — 681.
  β. Nach Worms 707.
i. Abreise Siegfrieds, Kriemhilds und Siegmunds nach Worms VI, 705 — 709. 721 — 724.
k. Auszug zu der scheinheerfahrt gegen die Sachsen VII, 831 — 850.
  α. Siegfrieds und des heeres 831 — 834, 2. 849. 850.
  β. Hagens abschied von Kriemhild 834, 3 — 848.

l. Siegfrieds abschied von Kriemhild VIII, 861*—868*.
m. Abschied des sterbenden Siegfried VIII, 937 fg.
n. Siegmunds abreise von Worms X, 1013—1035.
o. Rüdegers sendung und Kriemhilds reise XI, 1091—127C
α. Rüdegers abreise von Etzels hof 1091—1104.
β. Rüdegers abreise von Bechlaren 1111*—1114.
γ. Rüdegers und Kriemhilds abreise von Worms 1207—
δ. Abschied des geleites 1230*—1234*.
ε. Kriemhilds abreise von Bechlaren 1262—1268.
ζ. Piligrims abschied von Kriemhild 1270*.
p. Sendung Werbels und Swemels XIII, 1348—1433.
α. Abschied von Etzel und Kriemhild 1348—1361.
β. Abschied von Bechlaren 1364—1366*.
γ. Abschied von Piligrim 1367*. 1368*.
δ. Abreise von Worms 1427—1433.
q. Abreise der Burgunden von Worms XIV, 1447 (1446*)-
r. Abschied von Bechlaren XV^a, 1626—1650.
s. Abschied zur nacht XVII^b, 1757.

Der abschied wird nicht behandelt im zweiten liede beim in den Sachsenkrieg; für die in kα fehlende erzählung des ab Siegfrieds von Kriemhild tritt der abschnitt l als ersatz ein. So abgesehen von einigen der unbedeutenden besuche in Passau, gelegenheit zu einer kürzeren oder längeren auslassung hierüb säumt. Diesen schilderungen sind wider bedeutende, zum teil stark hervortretende formale übereinstimmungen eigentümlich; angehängte tabelle veranschaulicht.[1] Wir vermissen in derselb das fast ganz aus jüngerer dichtung bestehende oβ und die bei Piligrim* bezüglichen kurzen stellen oζ und pγ. Besonders bea wert ist nun, dass die sämtlichen stellen mit einander entw unmittelbarer oder doch in mittelbarer verbindung stehen. Ma sich leicht davon überzeugen, wenn man jeder einzelnen stel verwanten stellen beiordnet. Betrachtet man allein die beiden abs q und r, so findet man schon für diese eine verwantschaft m allen angegebenen stellen.

Auch hier will ich noch einmal die möglichkeiten von erl gen berühren, die vom standpunkte der Lachmannschen lieder

1) Von den varianten der handschriften B und C sind diejenigen an in welchen im vergleich zur handschrift A der parallelismus entweder v oder vermindert erscheint. Die stellen mit grösserem parallelismus sind gedruckt.

e l l e n (zu sei

(d)

ven schilde man tru
'e in zuo zin allez i

an in ziehen: si wol
m schœnen frouwen

:47, 4 (q).

ieime liezen, die bew

2, 3. 4 (empfang).

IV 345* (d).

Dô sprach der künic Gunther: frouwe
wir müezen michel sorge bî hôhme mu
wir wellen hübschen rîten verre in vre
wir solden zuo der reise haben zierlich

VI 708, 2. 3 (i).

Ekewart der grâve der hiez an der st
vrouwen kleider suochen diu besten di

VIII 861*, 2 (l).

dô was nu ûf gesoumet sîn edel pirsge

XI 1209 (oγ).

ob si ie getrüegen deheiniu rîchiu kleit
der wart zuo zir verte vil manegez nu

IV 357*, 3 (d).

inre siben wochen bereiten si diu kleit
dô was ouch gewæfen den guoten reck

VII 834 (kα).

Ir helme und ouch ir brünne si bunde
sich bereite von dem lande manic rîter

XI 1267 (oε).

Diu ros bereitet wâren unt für Bechel

XI 1217*, 2 (oγ).

golt daz Kriemhilde teilte man derfür,
ze drîzec tûsent marken oder dannoch
er hiez ez nemen die geste: liep was

XI 1263, 3. 4 (oε)	XII
noch mit dem kleinen guote,	*noch sô*
daz si dâ mohte hân.	*der si*
des wirtes ingesinde	*die dun*
dem wart grôziu gâbe getân.	*wurden*

XIII 1428* (pδ).

Gîselher und Gêrnôt, Gêre und Ortw
daz si ouch milte wâren, daz tâten si

IV 363* (d).

Si sprâch: er Sîfrit, lât iu bevolhen
ûf triwe und ûf genâde den lieben br
daz im iht werre in Prünhilde lant,
daz lobte der vil küene in Kriemhilde

XV 1648 (r).

Mit kusse minneclîchen der wirt dô dannen schiet;
alsô tet ouch Giselhêr, als im sîn tugent riet.
mit umbeslozen armen si trûten schœniu wîp.
daz muoste sît beweinen vil maneger juncvrouwen lîp.

XV 1649 (r).

Dô wurden allenthalben diu venster ûf getân.
der wirt mit sînen mannen ze rossen wolde gân.
ich wæn ir herze in seite diu krefteclîchen leit.
tuot. *dâ weinde manic vrouwe und manic wætlîchiu meit.*

XI 1258, 1. 2 (empfang) zu XV 1649, 1. 2.

Diu venster an den mûren sach man offen stân,
diu burc ze Bechelâren diu was ûf getân.

XVII[b] 1757, 4.

er schiet von sînen gesten
harte vrœlîchen duo.

XV 1606, 4 (empfang).

si giengen mit den helden
vil harte vrœlîchen dan.

versucht werden könten.[1] Gegen die erklärung, welche jene gleichmässigkeit der wirkung eines epischen formelhaften stils zuschreibt, glaube ich mich bereits in den früheren abhandlungen genügend ausgesprochen zu haben. Unbewusten reminiscenzen können diese parallelen ebensowenig ihren ursprung verdanken, da sie in allen abschnitten und in vielen so gleichmässig auftreten, dass man bei einer solchen annahme der verkehrten folgerung sich nicht entziehen könte, eine grössere anzahl von dichtern (von 14 liedern) habe sich während ihres dichtens in einer merkwürdig gleichmässigen geistigen verfassung befunden. Solte aber hier vielleicht nicht bewuste nachahmung vorliegen? Dass in einer solchen auch noch in der klassischen zeit der mittelalterlichen deutschen epik unsere dichter ohne scheu ziemlich weit giengen, hat die vorige untersuchung über den Biterolf gezeigt. Doch ist hierbei zunächst eins zu beachten. Was ein dichter in der behandlung eines fremden stoffes und der anwendung einer anderen form tun konte, ohne die besorgnis zu hegen, dadurch den wert seiner dichtung zu beeinträchtigen, durften solche dichter sich nicht gestatten, deren lieder nach inhalt und form als zu einem ganzen gehörig betrachtet wurden, die zusammen geschrieben, gelesen und auch vielfach in grösseren teilen vorgetragen werden musten; denn für deren ästhetische beurteilung war eine solche gleichmässigkeit durchaus nicht günstig. Aber will man selbst ein solches ästhetisches bedenken jener dichter als mit ihrer unbefangenheit unvereinbar zurückweisen, wie will man dieses system von nachahmungen erklären, wie will man es begreiflich finden, dass alle jene dichter ganz dieselbe vorliebe gehabt oder auch vielleicht in ganz derselben verlegenheit um den ausdruck sich befunden haben solten, dass sie sich veranlasst gefühlt hätten ihre vorgänger zu kopieren? Wenn die möglichkeit unbewuster nachahmung nur für eine ganz geringe zahl von dichtern und auch bei diesen nur als in sehr verschiedenem masse vorhanden zugegeben werden kann, so gilt dieses in noch viel höherem grade von einer bewusten nachahmung.

Somit bleibt uns als eine erklärung von algemeiner gültigkeit nur die eine übrig: der parallelismus beweist die identität des dichters,

1) Wenn ich auch den einzelnen liedern nicht die selbständigkeit zuerkennen kann, die ihnen Lachmann beilegt, so bediene ich mich doch der liedereinteilung, einmal weil sie in beziehung auf bequemlichkeit und übersichtlichkeit sehr zweckmässig ist, sodann weil ich der überzeugung bin, dass die einteilung teilweise sich in einem gewissen verhältnis zur entstehung der älteren dichtung befindet, und weil auch der mitlere dichter solche strophen, welche die form einer einleitung oder eines schlusses haben, angewant hat, um anfang und ende eines sachlich zusammengehörigen ganzen zu markieren, ebenso wie dies auch derjenige jüngere dichter tat, welcher die aventiureneinteilung machte.

dessen noch nicht vielseitig ausgebildete sprache, in dem beschränkten raume der strophischen form sich bewegend, bei gleichem oder verwantem inhalte auf gleiche oder verwante ausdrücke und wendungen zurückzukommen pflegte. Wir können weiter folgenden unterschied machen. Der verfasser der „echten“ parallelstellen, zumal solcher, die sich an schilderungen des empfanges und der hoffeste anschliessen, wird der mitlere dichter sein; der verfasser der „interpolierten“ parallelstellen wird ein jüngerer dichter sein; beim parallelismus „echter“ und „unechter“ stellen ist die autorschaft des mitleren dichters für beide das wahrscheinlichste,[1] oder es tritt hier jene möglichkeit der bewusten oder unbewusten nachahmung von „echten“ stellen ein.

Wenn wir demnach den mitleren dichter als den verfasser der weit überwiegenden zahl dieser stellen zu betrachten haben, so stehen wir zugleich vor der frage: hat der verfasser dieser stellen die ganzen abschnitte, zu denen sie gehören, gedichtet, oder hat er nur grössere oder kleinere änderungen und erweiterungen an ihnen vorgenommen? Bei den früheren abhandlungen über den empfang und die hoffeste handelte es sich um längere abschnitte, welche scenen des höfischen lebens in einheitlichen schilderungen und von einer gewissen abgeschlossenheit enthielten, und für welche sich eine so gleichartige verwendung typischer züge nachweisen liess, dass die einheitlichkeit nach form und inhalt die identität des verfassers für die ganzen abschnitte ausser frage stelte — selbstverständlich blieb dabei die voraussetzung bestehen, dass hie und da noch reste einer älteren dichtung hineingearbeitet sein konten. Nicht so einfach liegt die sache bei dem gegenstand dieser untersuchung. Die darstellung der abreise und des abschiedes zeigt weit mehr wie jene beiden anderen einen wechsel von individuellen und algemeinen, bei jeder derartigen darstellung verwendbaren zügen. Die ersteren haben sogar häufig das übergewicht, weil die konventionellen formen beim abschied viel einfacher sind als bei den früher betrachteten gegenständen. Doch tritt für diesen mangel in dem objektiven inhalt die grössere fülle des subjektiven inhalts ein: die art und weise der verbindung von typischen und individuellen zügen, die darstellung der gedanken und empfindungen der handelnden personen und die reflexionen des dichters. Weil nun der inhalt dieser abschnitte im ganzen genommen nicht ein hergang von wesentlich algemeiner art ist, der in zusammenhän-

1) Vgl. bd. XVI, 58 fg. Man wird dies besonders von solchen interpolationen annehmen, die in abschnitten, welche als ältere dichtung anzusehen sind, vorkommen.

gender schilderung behandelt wird, sondern zum grösseren teil in handlungen von individuellem charakter besteht, deren erzählung mit den typischen zügen und den subjektiven ausführungen fortwährend durchsezt wird, so werden wir zu aufschlüssen über den verfasser am sichersten gelangen, wenn wir folgenden weg einschlagen. Wir zerlegen die ganze untersuchung in eine reihe von einzeluntersuchungen, deren jede sich mit einem wichtigen momente des abschiedes beschäftigt. Jede dieser einzeluntersuchungen zerfält naturgemäss in drei teile. Im ersten teile werden in allen den abschnitten, in welchen jenes moment zur anwendung komt (zur bezeichnung der abschnitte werde ich der kürze und bequemlichkeit wegen mich der buchstaben bedienen), die eigentümlichkeiten in der behandlung desselben nach der reihenfolge der abschnitte oder nach gewissen kategorien zusammengestelt. Im zweiten teile werden die stellen mit gleichen eigentümlichkeiten vereinigt, und da ein zusammentreffen gewisser analogien für sich allein oft noch nicht unbedingt beweisend für die gleichheit des dichters ist, noch weiter parallelen aufgesucht mit solchen abschnitten, deren verfasser als der mitlere oder auch als einer der jüngeren dichter bereits festgestelt ist. Im dritten teile werden sodann die ganzen abschnitte, denen die stellen angehören, durchgegangen, und es wird untersucht, wie weit innerhalb jedes abschnittes die für die einzelnen stellen konstatierte dichtung sich ausdehnt.

Diejenigen, welche abreisen zu einem besuch bei einem fürsten, zu einem krieg, einer jagd, erhalten die erforderliche a u s s t a t t u n g in rossen, waffen, kleidern.

1.

a 60, 4 *dô gap man sînen degnen ze kleidern grâ unde bunt.* Die weitere ausführung folgt 63*—67*: Siegfried bittet seine mutter Sieglind um eine standesgemäss prächtige kleidung. An ihrer herstellung arbeiten schöne frauen tag und nacht. Dazu gibt Siegmund schöne rüstungen. — 68, 4 *die helde in hiezen soumen beide wâfen und gewant.*

d 365, 1—3 enthält eine einfache angabe über die herbeischaffung der schilde, der gewande und der rosse. Vorauf geht eine sehr detaillierte erzählung von der anfertigung der kleider 340*—359*: Gunther befragt Siegfried wegen geziemender ausstattung, Siegfried rät zum allerbesten. Darauf bespricht sich Gunther hierüber des längeren mit Kriemhild und erteilt genaue anweisungen. Dann folgt die beschreibung der anfertigung mit angabe der stoffe; dreissig mägde arbeiten sieben wochen daran.

e 475* (476*) Siegfried fordert die Nibelungen auf sich schöne kleider anzuziehen mit rücksicht auf die frauen Brunhilds.

fα wird von der eigentlichen ausstattung nichts gesagt.

h 676, 4 *ze liebe gap in Prünhilt vil harte hêrlich gewant.* 681 komt der dichter, nachdem er die algemeine art des reisens mit der halbzeile *Si fuoren reislîche* bezeichnet hat, noch einmal auf die ausstattung zurück: *ir pfert und ir gewant daz was in dô komen, dô rûmten si daz lant.*

i 705, 4 *alle die es gerten den gap man ros und ouch gewant,* mit besonderer erwähnung der frauenkleider kurz ausgeführt 708: *Ekewart der grâve der hiez an der stunt vrouwen kleider suochen.*

k 831, 4 *Sîfrides recken suohten strîtlîch gewant.* 834, 1 *Ir helme und ouch ir brünne si bunden ûf diu marc.*

l 861*, 2. 3 *dô was nu ûf gesoumet sîn edel pirsgewant und ouch der gesellen.*

oα Rüdeger weist das freigebige anerbieten Etzels bescheiden zurück 1092. 1093, hebt dann aber 1095*. 1096* die notwendigkeit hervor, sich selbst der repräsentation wegen prächtig auszustatten. 1102* bereitet man den gesanten kleider zu Wien, 1104 sind sie aus Wien angekommen.[1]

oβ. Nach einem gespräch Rüdegers und Gotlinds über die ausstattung der reisegenossen werden *rîche pfelle* aus der kammer gebracht, reichlich an die gäste verteilt, auch der wirt selbst wählt sich davon aus 1111*—1113*. 1114 wird nach angabe der zeit der abreise noch einmal mit anderthalb versen zurückgegriffen auf die ausstattung: *wâfen unde kleit vuorten si den vollen durch der Beire lant.*

oγ. Rüdeger fordert Kriemhild auf, für sich und ihre mägde die pferde ausrüsten zu lassen, und weist hierbei auf die auserwählten helden hin, die ihnen begegnen würden. Darauf werden für die frauen reitzeug und prachtgewänder hervorgeholt, sachen die seit Siegfrieds zeit nicht mehr gebraucht sind 1207—1209. Fünftehalb tage sind sie hiermit beschäftigt 1210*. Auch zwölf schreine voll gold und frauenschmuck nehmen die mägde mit 1220. Dann fragt Kriemhild, wer von ihren freunden (mannen) mitziehen will, diese sollen aus ihrem schatz nehmen, um rosse und gewande zu kaufen 1222. Dazu gehört noch 1226*, 1. 2 *die* (100 mägde) *wurden sô gekleidet als in daz wol gezam.*

pα 1348, 4 *dô hiez er in bereiten harte hêrlich gewant.* 1349*, 1 24 recken bereitete man kleider. 1361, 4 *in was mit guoter wæte wol*

1) Zu dieser auffassung der stelle vgl. Rödiger, Krit. Bemerkungen z. d. Nib. s. 22.

gesieret der lîp. Hierher ziehe ich noch 1369, welches begint mit einer algemeinen bemerkung über die reise der boten in anderthalb versen, worauf folgt *ir silber unt gewant daz ennam in nieman.*

q 1446*, 4 *si heten swaz si wolten beide wâfen unt gewant.* 1447, 1 *Der vogt von dem Rîne cleidete sîne man.* Hierzu gehört noch XIII, 1422 *schilt unde setele unt allez ir gewant, daz was nu gar bereitet.*

r 1646, 4 *dô wurden sîne soume harte schiere geladen.*

Den angeführten stellen lässt sich auch noch n beizählen, obgleich es sich hier bei einer einfachen rückkehr nicht um eigentliche ausstattung handelt, 1016, 4 *vrowen unde meiden hiez man suochen diu kleit.* 1023, 4 *ez was ûf gesoumet al der recken gewant.* — Bei gβ könte man eine bemerkung über die ausstattung und ausrüstung vermissen.

2.

Es fehlt die angabe der ausstattung nur in den beiden verwanten fällen fα und gβ, sonst wird sie stets erwähnt. Wir bemerken nun bei diesen darstellungen folgenden unterschied. Einige beschränken sich auf ganz kurze, meist formelhafte algemeine bemerkungen. Solche sind h, i, k, l, n, q, r. Weitere ausführungen, als erzählung der anfertigung der kleider, beschreibungen derselben mit angabe der einzelnen stoffe, motivierung des aufwandes usw. geben a, d, e, oα, oβ, oγ, an welche sich noch pα 1394* mit seiner zahlenangabe reiht. In den meisten dieser abschnitte wechseln jedoch kurze algemeine bemerkungen mit längeren detaillierten ausführungen. Lachmann hat diese ausführungen fast sämtlich für interpolationen erklärt. Nun sind diese detaillierten schilderungen auffallend gleichartig. Mehrere von ihnen stehen durch parallelen mit einander in verbindung: a 66*, 3. 4 = oα 1102*, 3. 4. d 345* = e 475*. d 357*, 3 = pα 1349*, 1. Die erzählung in a bewegt sich in kürzerer form wesentlich um dieselben punkte wie die in d. Fast in keiner darstellung ist die motivierung unterlassen, ein zeichen für die solchen nebensächlichen dingen beigelegte wichtigkeit: a 63*, 3 *daz alsô stolze helde mit êren mügen tragen.* d 341*, 4 *daz wirs iht haben schande, sô man diu maere hœre sagen.* e 475*, 3 *wan uns dâ sehen müezen vil minneclîchiu wîp.* oα 1095*, 3 *alsô daz wirs êre vor fürsten mügen hân.* oβ 1111*, 4 *sô helde varent rîche, sô sint si hôhe gemuot.*

Somit müssen wir sagen: die detaillierten schilderungen in a, d, e, oα, oβ nebst pα 1349* sind entweder von einem dichter verfasst oder von mehreren dichtern, welche aus denselben anschauungen heraus und nach derselben tendenz dichteten und auch eine gewisse fühlung

mit einander hatten. Diese von Lachmann athetierten abschnitte bilden nach form und inhalt eine gruppe für sich, und wir sind berechtigt sie für jüngere dichtung zu erklären.

Eine ähnliche detaillierung wie diese abschnitte zeigen noch zwei stellen, die von Lachmann nicht athetiert sind. Es sind dies oγ und oα 1109. oγ steht etwas weiter von den anderen entfernt als diese unter sich. Die detaillierung ist verhältnismässig einfach und weit besser motiviert als an den andern stellen. Es handelt sich hier nicht um ein leeres prunken, sondern die art und weise der ausstattung beweist einerseits, wie Kriemhild immer noch einen gewissen reichtum besizt, anderseits ist sie berechnet auf den bevorstehenden grossen festlichen empfang. Die parallelen weisen nach verschiedenen richtungen hin. 1209, 1. 2 ist zu vergleichen mit 593, 1. 2, diese strophe bildet die einleitung zu dem hoffeste 594 fg. und gehört somit sehr wahrscheinlich zur mitleren dichtung. Anderseits klingt 1220, 2 *des aller besten goldes*, *daz inder mohte sîn* an 355*, 2 an *die aller besten sîden, die ie mêr gewan,* und dieses gehört zu einer der eben als jüngere dichtung bestimten ausführungen. Die strophen 1207—1209 nach der mitleren dichtung anzusetzen, dazu scheint mir ein ausreichender grund nicht vorzuliegen, dagegen 1220 der jüngeren dichtung zuzurechnen könte man eher geneigt sein, doch ist für eine bestimte entscheidung die parallele in 1220, 2 noch nicht genügend. R. Henning (Nib.-Studien 75 fg. 85) trent diese strophen von dem ältesten bestandteil des elften liedes und weist sie dem fortsetzer (XI^b) zu. Es würde diese ansicht mit der meinigen insofern übereinstimmen, als nach den früheren abhandlungen eben jener fortsetzer der mitlere dichter ist. — In oα zeigt 1104 detaillierung. Trotzdem darf man, indem man die bemerkung über Wien auf rechnung des lokalpatriotismus sezt, als den verfasser dieser strophe den mitleren dichter annehmen, um so eher, als 1104, 4 übereinstimmend mit 1628, 4 schliesst, eine strophe, die man wol in anbetracht der sonstigen nicht geringen bearbeitung des fünfzehnten liedes durch den mitleren dichter diesem zuschreiben kann.

Nach abzug der eben behandelten stellen bleiben uns in a, d, oβ, pα noch jene kurzen algemeinen angaben von ebenso formelhaftem charakter wie die in den abschnitten h, i, k, l, n, q, r. Gehören alle diese stellen derselben und zwar der mitleren dichtung an?

Bei der erzählung von der fahrt der gesanten Gunthers und Etzels wird jedesmal zurückgegriffen auf die ausstattung und zwar in folgender weise. Die strophe begint mit einer angabe über den charakter der fahrt (h 681), über die zeit der abreise (oβ 1114) und über den weg (p 1369); diese bemerkung endigt in der mitte des verses: 681 im

ersten, 1114 und 1369 im zweiten vers. Die gegenstände der ausstattung, *ir pfert und ir gewant, wâfen unde kleit, ir silber und gewant,* füllen diesen vers. Der nächste vers sagt, was mit diesen gegenständen geschah. Die strophe schliesst mit einer bemerkung über die sicherheit des fahrenden gesanten. Aber die gleichmässigkeit geht noch weiter, indem jedesmal im anfang der folgenden strophe eine bemerkung über die dauer der reise gemacht wird: 682, 1 *Si kômen in drin wochen geriten in daz lant.* 1115, 1 *Inre tagen zwelfen si riten an den Rîn.* 1370, 1 *Inre tagen zwelfen kômens an den Rîn.* Nun sind 1115 und 1370 bereits dem mitleren dichter zuerkant, also müssen ihm diese ganzen drei stellen angehören.

Weiter ist eine andere übereinstimmung von grösserem umfang zu beachten. In a 60, 68, in h 676, i 705, k 831, pα 1348, r 1646, n 1016 wird jedesmal im vierten verse in formelhafter weise die ausstattung als handlung angegeben, meist in einer der folgenden strophen von einer ganz kurzen ausführung begleitet. Es entsprechen sich aber nicht bloss die schlüsse, sondern auch die ganzen strophen in ihrem inhalt, ja zum teil in ihrer form. Jener ausstattung voran geht jedesmal eine rede (einmal eine reflexion) entweder des scheidenden oder des bleibenden und zwar mit ausnahme von n 1016 unmittelbar vorher. Eine direkte rede enthalten: a 60, 1—3. i 705, 1—3. r 1646, 1—3; von einer rede erzählen: h 676, 3 *bî den enbôt er mære in Sîfrides lant.* k 831, 3 *dô hiez er sich bereiten dic von Niderlant.* pα 1348, 2. 3 *er saget in beiden daz, si solten boten werden in Burgonden lant.* Der indirekten rede entspricht in 68, 2. 3 die reflexion der bleibenden. Die ähnlichkeit dieser stellen halte ich für bedeutend genug, um sie e i n e m dichter zuzuschreiben. — Einen ähnlichen schluss wie die angeführten strophen hat auch die dem abschnitt q vorangeschickte str. XIII 1446*. Doch gibt dieser vers die ausstattung nicht wie die obigen als handlung, sondern als zustand an, und sodann weicht der übrige teil der strophe gänzlich von den behandelten ab, so dass man in dieser unbedeutenden übereinstimmung einen zufall oder eine nachahmung sehen muss. — Dass aber jene stellen aus a, h, i, k, pα, r und wahrscheinlich auch aus n von dem mitleren dichter verfasst sind, beweisen vor allem die abschnitte h und i. Wie schon die früheren untersuchungen ergeben haben (bd. XVI, 57), ist das stück 677—757, zu dessen höfischen schilderungen h und i gehören, mindestens zum grösten teil werk des mitleren dichters. Speziell lässt sich auch noch für 676. 677 die autorschaft desselben nachweisen. Es ist nämlich 676. 677 = 1348. 1350; 1350 aber stimt zu 1752, einer strophe, die zu einer schon als mitlere dichtung bestimten empfangsschilderung

gehört. Im übrigen nötigt uns eine anzahl von parallelen mit stellen entschieden mitlerer dichtung (s. tabelle) und die wenig individuelle handlung zu der ansicht, dass der mitlere dichter der verfasser der ganzen abschnitte h und i ist. Daraus folgt, dass auch die mit h und i so eng verwanten stellen aus a, k, pα, r von ihm herrühren. Dem gleichen verfasser darf man auch zuweisen n 1016, das zwar mit den stellen aus h, k, pα nicht die gleiche ähnlichkeit hat, wie diese untereinander, wol aber übereinstimt mit mehreren anderen stellen (s. tabelle), von denen einige sicher zur mitleren dichtung gehören, andere weder zur jüngeren noch mit wahrscheinlichkeit zur älteren dichtung gerechnet werden können. Derselben parallelengruppe, in welcher 1016 steht, gehört d 365 an, und somit werden wir auch für diese strophe die autorschaft des mitleren dichters nicht abweisen können, wenigstens liegt kein grund vor in dieser strophe ein prototyp für die anderen parallelstellen zu sehen.

l 861* und n 1023 haben parallelismus mit einander, doch ist derselbe zu gering, als dass man einen schluss auf den verfasser daraus ziehen könte.

3.

a. Der über die ausstattung handelnde abschnitt 63*—67*, der jüngere dichtung ist, kann von dem ganzen abschnitt 61*—67* nicht getrent werden, auch ist das einsetzen einer neuen dichtung bei 61* leicht ersichtlich an den worten *Dô vernam ouch disiu maere sîn muoter Siglint*, nachdem kurz vorher gesagt ist *Ez gefriesch ouch Siglint, des edeln küneges wîp* 52, 1. In dem voraufgehenden teile des ersten liedes haben wir mitlere dichtung zunächst in 60, eine spur derselben auch in 54, 3, dem 563, 3 entspricht in IV^b, einem liede von durchaus einheitlichem charakter, das schon durch seine grosse empfangsschilderung als werk des mitleren dichters sich ankündigt. Auch 56, 3 stimt mit 60, 1 überein. An 60 schliesst sich an 68, für welche strophe wir ebenfals den mitleren dichter als verfasser annehmen können, da 68, 3 = XIII, 1444, 3, XIII aber ein stark von ihm bearbeitetes lied ist und 1445 entschieden von ihm herrührt (vgl. 527. 528).

d. Der abschnitt 340*—359* ist als jüngere dichtung zu betrachten. Vorläufig nicht zu bestimmen ist der verfasser von 360*—364*, da in diesen strophen parallelen zu echten stellen vorkommen. 365 ist mitlere dichtung.

e 475* ist eine strophe jüngerer dichtung; ob auch 476* und wie viel sonst noch von den benachbarten strophen dazu gehört, bleibt vorläufig dahingestelt.

h, i gehören zu einem abschnitt, der vielleicht in seinem ganzen umfang vom mitleren dichter verfasst ist. Dass von diesem 676. 677 sowie auch 681. 682 sicher herrühren, ist schon bewiesen, also wird man ihm auch die dazwischenstehende rede zusprechen dürfen, zumal da diese sich vielfach mit der einer gleichen situation angehörenden rede 502 fg. berührt. Seine dichtung sezt sich fort in der schilderung des empfanges 683—699 mit ausschluss der athetierten strophen.[1] In dem folgenden stück, welches von der beratung über die reise handelt, haben wir die parallele 703, 4 = 272, 4 (hoffest), und dieses stück leitet über zu dem ersten teile von i, in welchem zu beachten sind die parallelen 705 = a 60, ferner 709, 3. 4 = XI, 1257, 3. 4 (empfang), II, 139, 4 (zum empfang). Mit 710 begint eine neue empfangsschilderung, welche ganz in dem gewöhnlichen charakter der mitleren dichtung gehalten ist — nur 717 könte man von demselben abweichend nennen —, parallelismus zeigt sich in 710, 3. 4 = II, 246, 3. 4 (empfang). 721—724 ist der zweite teil von i. Bemerkenswerte parallelen sind 721, 1 = XV[a], 1595 (empfang), 721, 4 = XI, 1122, 4 (empfang). An i schliesst sich die erzählung von dem grossen empfang und dem hoffest an, welche bis 756 oder 757 reicht. Wir haben also in diesem ganzen teil von VI so zahlreiche spuren der mitleren dichtung und dazu einen so einheitlichen charakter (ausgenommen etwa 717), dass wir keinen grund haben, diese oder jene strophe als eines anderen dichters werk anzusehen, und wir nunmehr den ganzen teil des sechsten liedes von 676 bis 756 oder 757 dem mitleren dichter zuschreiben können.

k 831 ist vom mitleren dichter verfasst. Der empfang der boten zeigt nicht unbedeutende ähnlichkeit mit dem im zweiten liede. Will man diese durch die annahme einer bewussten nachahmung erklären, die bei der absichtlichen widerholung desselben gegenstandes an und für sich nicht unwahrscheinlich ist, so wird man doch mit rücksicht auf die zahlreichen übereinstimmungen, welche dieser abschnitt mit verschiedenen anderen teilen mitlerer dichtung zeigt (vgl. tabelle), von welchen später noch die rede sein wird, zugestehen müssen, dass an ihm der mitlere dichter wenigstens einen nicht unbeträchtlichen anteil hat.

1) Es möge bei dieser gelegenheit noch einmal auf das gegenüber den Lachmannschen athetesen beobachtete verfahren hingewiesen werden. Die interpolationen können entweder mitlere oder jüngere dichtung sein. Diejenigen, welche in abschnitten mitlerer dichtung vorkommen, haben sich, soweit sie in die bisherigen untersuchungen fielen, fast ausnahmslos als jüngere dichtung erwiesen. Daher liegt, wenn die untersuchung uns nicht auf gewichtige bedenken führt, keine veranlassung vor, bei athetesen innerhalb der mitleren dichtung an der autorschaft des jüngeren dichters zu zweifeln.

o 1095*. 1096* sind als jünger nachgewiesen, 1094* lässt sich nicht davon trennen. 1102* wird wegen des parallelismus in v. 4 von dem (jüngeren) dichter der strophe 66* verfasst sein. Auch 1111*—1113* ist mit anderen jüngeren strophen verwant (s. s. 135 unten). Was von den echten strophen vor 1194* ältere oder mitlere dichtung ist, lässt sich schwer entscheiden. 1191 zeigt übereinstimmung mit IV^b, 563. 566: ob dies aber mehr ist als eine partielle änderung, ist fraglich. Erst von 1103 an begegnen wider häufiger die gewohnten formen: so 1103, 4 = XV, 1593 (empfang). 1107, 2 = 1016, 2. 1108, 4 = 1130, 4 (empfang). Auch 1104 ist mitlere dichtung. Wir können daher für den abschnitt 1103—1110 wenigstens auf eine durchgehende bearbeitung durch den mitleren dichter schliessen. Zu 1114 finden sich analoge strophen bei den zwei anderen botensendungen, und an allen drei stellen ist die überleitung zu dem empfang die gleiche. Mit 1115 begint die darstellung desselben, die im wesentlichen von dem mitleren dichter verfasst ist. — Die strophen 1207—1209 sind sehr wahrscheinlich mitlere dichtung, ob auch 1210*, ist unklar, der anklang von 1210*, 2 an 1593, 2 ist nur gering.

p 1348. 1369 ist mitlere dichtung, die in der sich anschliessenden erzählung von der ausrichtung der botschaft sich fortsezt. 1349* ist jüngere dichtung.

q 1445 stimt überein mit IV^b, 527. 528, ist also vom mitleren dichter verfasst. 1446* ist offenbar später hinzugedichtet, um von den Hunnen wider auf die Burgunden überzuleiten. 1422 zeigt mit 709 eine nur geringe ähnlichkeit, die eine bestimmung nicht gestattet.

r 1646 gehört zur mitleren dichtung, die wir schon im anfang des liedes in ziemlich weiter ausdehnung konstatieren musten.

Die gäste erhalten vor dem abschied geschenke.

1.

Das schenken ist mit einem grossen feste unzertrenlich verbunden. Es wird in der darstellung solcher feste, welche einen regelrechten verlauf haben, niemals unerwähnt gelassen; jüngere dichter lieben es hierbei möglichst zu übertreiben (vgl. bd. XVI s. 50). In verbindung mit dem abschied erscheint es nur zweimal, da nur bei zwei festen der abschied zur geltung komt, nämlich in III (c) und V (gα). In c 309. 316 wird das schenken mit nachdruck hervorgehoben, nicht ohne grund, gemäss der tendenz des mitleren dichters, bei einem gegenstande je nach der bedeutung, welche er für die ganze handlung hat, länger oder kürzer zu verweilen: das schenken ist aber an dieser stelle wichtig als ausdruck des dankes für den sieg. In gα 634*, 1—3

(mitlere dichtung s. bd. XVI s. 55. 56) wird es nur in formelhafter darstellung behandelt, da es hier ohne speziellere bedeutung ist und einfach der sitte entspricht. Trotzdem hielt es ein jüngerer dichter für nötig in 635*. 636* eine ebenso individualisierende wie übertreibende ausführung anzuschliessen.

Regelmässig wird der geschenke gedacht bei verabschiedung der fremden boten. In b 163, 3. 165, 1—3. hβ 707, 1—3 begegnet es jedesmal in ziemlich algemeiner fassung mit einer geringen neigung zur individualisierung. Wenig weiter geht hierin pδ 1427, doch folgt auf diese strophe ein abschnitt über das schenken mit sehr starker individualisierung 1428*—1432*. Noch mehr spezialisiert und mit allerlei individuellen beziehungen verknüpft ist das schenken oγ 1210* —1219*.

Die gastgeschenke bei einem besuch werden jedesmal erwähnt, so oft ein solcher besuch einer eingehenderen schilderung gewürdigt ist.

fα 482*—487* wird das schenken berichtet mit starker individualisierung, welcher eine anschauung zu grunde liegt, die ganz unhöfisch ist und wie sie ähnlich im Nibelungenliede nicht wider begegnet.

oε 1262—1264. Kriemhild und Gotelind verteilen gegenseitig geschenke, worüber mit geringer hinneigung zur individualisierung gesprochen wird, speziell werden nur die zwölf von Kriemhild geschenkten armspangen hervorgehoben. Typisch ist z. b. *unt alsô guot gewant, daz si niht bezzers brâhte in daz Etzelen lant. des wirtes ingesinde dem wart grôziu gâbe getân.*

r 1629—1632 handelt in ganz algemeiner weise vom schenken; dann wird von 1633 an der gegenstand sehr individuell, jedoch nicht durch die erfindung des dichters, sondern auf grund der überlieferung (vgl. Thidr. c. 370), so dass dieses schenken für unsere untersuchung nicht in betracht komt. Von 1641* und 1642 an weicht die handlung wider von der Thidrekssaga ab, so dass sie spätere erfindung sein kann; doch ist sie noch individuell bei der hübschen erzählung von Volkers abschied und der beschenkung mit den zwölf armspangen.

Hingedeutet wird auf die geschenke in der unbedeutenden erzählung in pβ, pγ 1365*, 1. 1367*, 4. 1368*, 1.

2.

Diese darstellungen haben den gemeinsamen zug, dass überall, wo die sitte das schenken fordert, dasselbe auch erwähnt wird, nämlich bei verabschiedung der festgäste, der fremden gesanten und eines befreundeten besuches. Sie unterscheiden sich darin von einander, dass der eine teil typische, der andere teil individualistische darstellung hat.

Diese ungleichheit der darstellung ist zunächst durch die ungleiche bedeutung ihres gegenstandes bedingt. Die freigebigkeit hat nämlich einen verschiedenen charakter: ihr motiv ist entweder ein konventionelles oder ein ethisches. Das konventionelle schenken wird typisch dargestellt in $g\alpha$ 634*, b, $h\beta$, $p\delta$ 1427; dasselbe wird individualistisch dargestellt in $g\alpha$ 635*. 636*, $o\gamma$ 1210*—1219*, $f\alpha$ 482*—487*, $p\delta$ 1428*—1432*. Das nicht rein konventionelle, sondern zugleich ethisch motivierte schenken hat eine im grunde typische, aber zu einzelnen individuellen zügen sich erhebende behandlung erhalten in c, $o\varepsilon$, r.

Es ist nun zu prüfen, ob diese verschiedenartige behandlungsweise mit der verschiedenheit der verfasser zusammenhängt. — Von den stellen der ersten kategorie ist 1427 durch den ausdruck mit einer stelle der mitleren dichtung verbunden: 1427, 3 = 1309, 3. Die strophen 165, 634*, 707, die schon aus anderen gründen dem mitleren dichter zuerkant sind, stimmen auch durch ihren gleichen bau überein. Es wird nämlich jedesmal in den drei ersten versen das schenken behandelt und die strophe geschlossen mit den bemerkungen: *die urloup genâmen, si schieden vrœliche dan; die hêrren die der kômen, schieden frœlichen dan; ir starken soumære treip man vrœlichen dan.* Sind also diese vier strophen unbestreitbares eigentum des mitleren dichters, so lässt sich vorläufig behaupten: der mitlere dichter liebt das rein konventionelle schenken typisch zu behandeln. Ob er dies als r e g e l befolgt hat, lässt sich erst entscheiden, wenn wir gewissheit haben, wieweit er anteil hat an den abschnitten, die über nicht rein konventionelles schenken handeln, und an denjenigen, welche zwar über rein konventionelles schenken handeln, aber dennoch individualisieren.

Beschäftigen wir uns zunächst mit den lezteren. Diese abschnitte sind sämtlich „interpolationen" und, wie wir gleich sehen werden, jüngere dichtung. Dass $f\alpha$ 482*—487* nicht vom mitleren dichter verfasst ist, darüber kann kein zweifel sein. $g\alpha$ 635*. 636* ist bereits als jüngere dichtung nachgewiesen (bd. XVI, s. 56), $p\delta$ 1428*—1432* beweist sogleich durch 1428*, 1. 2 = 739* = 200* verwantschaft mit den zusatzstrophen zum Sachsenkrieg. Eine diesen drei abschnitten gemeinsame eigentümlichkeit ist wider die spielmannsmässige übertreibung (vgl. bd. XVI, s. 56). Brunhild wird es angst und bange bei dem verschwenderischen schenken. Die Nibelungen verschenken gesattelte rosse und alles was sie an kleidern mitgebracht haben, so dass es den nach der heimat verlangenden gästen (wol dem *gesinde* 636*, 3) zu lange dauert. Den gesanten Etzels wird so reiche gabe angeboten, dass sie aus furcht vor ihrem herren dieselbe erst gar nicht nehmen wollen. — Lassen sich nun diese abschnitte leicht als jüngere dichtung

erkennen, so macht oγ mehr schwierigkeiten. Die ähnlickeiten, die hier vorliegen, sind gering und zweifelhaft. 1210*, 2 klingt an XV, 1593, 2 (mitlere dichtung) an, 1217*, 3. 4 an c 316, 3. 4 (III mitlere dichtung), dagegen 1219* an fα 487* (jüngere dichtung). Nun können zwar die parallelen mit XV und III auf nachahmung beruhen, aber man muss doch wol annehmen, dass auch bei diesem abschied wie sonst überall schon in einer älteren form das schenken erwähnt war, und es ist daher möglich, dass 1210* (das auch Lachmann nicht so unbedingt verwirft) nebst einem teile von 1217* noch reste mitlerer dichtung sind, die sich innerhalb der jüngeren erhalten haben.

Das nicht rein konventionelle schenken hat eine behandlung erfahren, in der typische mit individuellen zügen abwechseln, doch so, dass im algemeinen die ersteren das übergewicht haben. So finden wir es in c 309. 316 und bei den besuchen in Bechlaren oε 1262—1264 und r 1629—32. (1641*) 1642—1645. c gehört zur mitleren dichtung. oε schliesst sich so unmittelbar an die voraufgehende empfangsschilderung des mitleren dichters an, dass man es unbedenklich noch dazu rechnen wird, wenn man die parallelen beachtet, die es mit anderen teilen mitlerer dichtung verknüpfen: 1262, 3. 4 = 1790, 1. 2. 1263, 3. 4 = 1427, 3. 4 (= 1309, 3. 4). 1265, 4 = 506, 4. In r komt wider das geschenk der zwölf armringe vor, und dies ist schwerlich anders zu erklären als für ein sichwiderholen des mitleren dichters, der also nicht bloss an dem anfange des fünfzehnten liedes, sondern auch an dem ende desselben gearbeitet hat, wie ja schon aus der parallelentabelle zu ersehen ist.

Wir sind somit in stand gesezt folgende regel aufzustellen: der mitlere dichter behandelt das bloss konventionelle schenken typisch, das zugleich ethisch bedingte aber ebensowol typisch wie individualistisch; die jüngeren dichter behandeln auch das bloss konventionelle schenken individualistisch und zwar mit anwendung von ziemlich gleichartigem detail. Es entspricht jene eigentümlichkeit des mitleren dichters seiner schon früher in der darstellung der feste beobachteten tendenz, der wichtigeren handlung auch im äusserlichen eine bedeutendere erscheinung zu geben (vgl. bd. XVI, s. 51. 52).

3.

b 165 ist vom mitleren dichter verfasst.

c gehört zu dem von dem mitleren dichter verfassten dritten liede.

fα. Dem jüngeren abschnitt 482*—487* mehr als 488*. 489* anzuschliessen, ist vorläufig nicht möglich; doch scheint, da auch 476* jünger ist, der ganze abschnitt über die Nibelungen von wenigstens 446*

an jüngere dichtung zu sein, wahrscheinlich aber von einem anderen verfasser als von dem dichter des abschnittes 482* — 489*.

g α 630* — 634* ist mitlere dichtung. 635*. 636* ist jüngere dichtung.

o γ 1210* — 1219* wird, wenn nicht ganz, so doch überwiegend jüngere dichtung sein.

o ε. Mit 1262 führt der mitlere dichter seine erzählung von dem besuch in Bechlaren weiter, sie reicht bis 1267. Es bleiben nun noch drei strophen übrig, welche man von dieser ganzen erzählung füglich nicht trennen kann; und so haben wir denn in dem abschnitt 1242 — 1271 ein einheitliches stück mitlerer dichtung.

p δ. Jüngere dichtung ist 1428* — 1432*, die mitlere lässt sich über 1427 an dieser stelle vorläufig nicht ausdehnen.

r. Die parallelen 1626, 1 = 1265, 1. 1628, 4 = 1104, 4 zeigen, dass schon mit 1626 die mitlere dichtung begint. Unterbrochen durch ein älteres stück tritt sie nachher wider zu tage bei Volkers abschied. Unmittelbar auf den hierüber handelnden abschnitt folgt str. 1646, welche die erzählung von der eigentlichen abreise einleitet, und welche wir bereits dem mitleren dichter zuschreiben musten, so dass sich nunmehr vermuten lässt, dass der schluss von XV[a] fast ganz von dem mitleren dichter verfasst ist.

Der abschied wird gewöhnlich begleitet von konventionellen reden, meist in direkter form.

1.

Man befiehlt die reisenden dem schutze gottes. Am nachdrücklichsten, man könte sagen mehr im religiösen sinne wird dieser wunsch ausgesprochen in den worten *got sol iuch bewarn der reise an allen êren* usw o α 1094* oder *sie bat diu marcgrâvinne got von himele bewarn* p β 1366*, 4, oder *got müeze sie dâ bewarn* q 1448, 4. Mehr als konventionelle phrase erscheinen die ausdrücke *got bevolhen varn* n 1030, 1 und *got lâze iuch wol geleben* s 1757, 1 (= gute nacht!).

Das land oder die personen, von denen man sich trent, werden dem schutze anderer menschen befohlen, wenn es sich handelt um eine trennung zu einem gefährlichen unternehmen oder um eine trennung für längere zeit, respektive für immer. An zwei stellen werden solche reden angeführt mit gleichartigen redewendungen und in gleichartig gebauten strophen: d 363*, 1 — 3 rede. 4 handlung: formelle zusicherung des schutzes (*daz lobte der vil küene in Kriemhilde hant*); ebenso k β 841, 1 — 3 rede. 4 handlung: algemeine begründung der schutzbedürftigkeit (*si seit im kundiu mære, diu vil bezzer wærn ver-*

lân). Beidemal folgt in der nächsten strophe die ausführende rede. Diesen stellen schliesst sich an 937, 2. 4 mit einer in ähnlichen wendungen sich bewegenden rede. Einfacher ist fα 491*, 3 *nu lât iu sîn bevolhen mîn bürge und ouch mîn lant*. Noch weiter entfernt sich q 1459 *Daz lant sî dir bevolhen* usw.

Den scheidenden boten geben die fürsten den auftrag, dem befreundeten fürsten, an den sie gesant sind, ihre grüsse zu bestellen, ihrer freundschaft ausdruck zu geben. Es dienen hierzu die redensarten: *dienest sagen, enbieten, lieb und allez guot* u. ä. *enbieten*. Derartige aufträge werden meist innerhalb einer längeren rede erteilt: fβ 502—505. hα 677—679 (680). pα 1350—1351. 1354—1357. 1358*. 1359*. Einfach angegeben wird das *dienest enbieten* bei der durchreise Werbels und Swemels durch Bechlaren pβ 1364, 3. 4, noch einmal erwähnt und auch auf Ute und Brunhild ausgedehnt wird es 1365*. 1366*. Bei dem gleich darauf folgenden besuch in Passau wird eine unbestimte bemerkung darüber gemacht pγ 1367*. Nicht erfült werden diese formalitäten des grusses bei der sendung Rüdegers. Bei der rücksendung der boten ist von einem entsprechenden gegengruss nie die rede.

2.

Durch gleichen sinn und ausdruck sind verbunden die segenswünsche in oα 1094*, pβ 1366*, q 1448. Von ihnen gehört 1094* einem jüngeren abschnitt an (s. s. 140), auch die nachschleppenden und unnütz spezialisierenden strophen 1365*. 1366* darf man für jüngere erklären. Wie verhält es sich nun mit 1448? In dieser strophe vermutete Lachmann „ein bruchstück, einen halbverlorenen nachklang des alten liedes“ (Ursprüngl. Gestalt d. N. N. s. 30), wies ihr also schon damit eine isolierte stellung an. Die strophe hat aber nichts altertümliches, sondern nur etwas sonderbares. Es erscheint plötzlich ein bischof von Speier, der nachher nie wider vorkomt. Im übrigen hat sie offenbar die bestimmung, eine überleitung zu schaffen zu dem traume und der warnung der Ute, einem stück alter dichtung (vgl. Thidr. c. 362). Diese vermitlung aber ist nicht bloss überflüssig, sondern auch unpassend. Es entsteht dadurch der schein, als ob Ute, erst durch den bischof auf die abreise und die gefahr aufmerksam gemacht, sich an ihren traum erinnert. Sodann kommen bischöfe nur in jüngeren strophen vor, *bischof* im algemeinen nur noch 607*, 2, an allen anderen stellen speziell auf Piligrim* sich beziehend. Überhaupt finden wir geistliche personen und christliche anschauungen häufig in athetierten strophen. Halten wir dieses alles zusammen mit jener analogie, von der wir ausgiengen, so dürften wir wol berechtigt sein

auch für diese strophe die autorschaft des jüngeren dichters anzunehmen.

Von denjenigen strophen, die ein *bevelhen* in bezug auf menschen enthalten, stimmen d 363*, kβ 841, m 937 so sehr mit einander überein, dass kein grund vorhanden ist an der einheit des verfassers zu zweifeln. Der verfasser aber könte ein vertreter entweder der älteren oder der mitleren oder der jüngeren dichtung sein. Von diesen drei möglichkeiten hat die zweite die grösste wahrscheinlichkeit. Denn für den abschnitt k sind wir schon durch 831 (s. s. 137) auf den mitleren dichter hingewiesen. Unbedenklich können wir ihn auch als verfasser von d 363* gelten lassen, da die interpolationen des in seiner haupterzählung unzweifelhaft der älteren dichtung angehörigen vierten liedes zunächst auf den mitleren dichter zurückzuführen sind. Auch 364* wird man ihm beizulegen haben, zumal da diese strophe mit *sô sult ir aller sorge, vrouwe, haben rât. ich bringe iu in gesunden* (3^a) anklingt an IV^b, 510 *die angest lât belîben .. den lie ich wol gesunden* (3^a). m 937 kann recht wol eine vereinzelte strophe mitlerer dichtung in dem sonst älteren liede von der jagd sein.

Die bestellung der grüsse bei den botensendungen stimt vielfach überein in fβ, h, pα. h ist mitlere dichtung. Von fβ hat speziell 504. 505 parallelen mit h, und so bestätigt sich die schon in den früheren abhandlungen ausgesprochene ansicht, dass das einen so einheitlichen charakter zeigende stück IV^b völlig mitlere dichtung ist. In pα ist 1350 wegen des parallelismus mit 1752 als eine strophe mitlerer dichtung anzusehen, ebenso 1357 wegen des parallelismus mit 504 und 677. — Auffallend ist es, dass bei der an verwantschaftlichen beziehungen zu jenen abschnitten so reichen erzählung von Rüdegers botschaft die bestellung der grüsse fehlt. Man könte vermuten, dass der dichter mit rücksicht auf das vorhergehende gespräch Etzels mit Rüdeger von zu weit ausgesponnenen reden absah, wahrscheinlicher ist aber wohl, dass er sich durch eine vorliegende ältere, dem ceremoniell mehr abgeneigte dichtung bestimmen liess, während er bei den übrigen abschnitten freier verfahrend seiner neigung raum gab. — Es bleibt noch der unbedeutende besuch Werbels und Swemels in Bechlaren 1364: die bestellung des grusses, die hier eine völlig selbstverständliche konventionelle form ist, wird so einfach wie möglich ausgedrückt, dafür aber 1365*—1366* mit individualisierender darstellung nachgeholt.

3.

d 363*. 364* ist mitlere dichtung.

fβ gehört zu dem von dem mitleren dichter verfassten IV^b.

k 841 ist vom mitleren dichter verfasst wie auch 831.

m 937 ist mitlere dichtung.

o α 1094* gehört zu dem schon s. 140 besprochenen abschnitt jüngerer dichtung.

p 1348. 1350 ist als mitlere dichtung bewiesen. Der anschluss von 1350 an 1348 ist ganz derselbe wie bei 676 und 677, und es zeigt dies ganz handgreiflich, wie berechtigt die athetese von 1349* ist. Von dem folgenden, das wider reicher ist an speziellen beziehungen, lässt sich mit sicherheit nur 1357 zur mitleren dichtung rechnen. 1365*. 1366* sind strophen jüngerer dichtung, ebenso die beiden Piligrimsstrophen 1367*. 1368* mit ihrer nichtssagenden bemerkung über das *enbieten*.

q 1448 ist eine jüngere strophe.

Den abreisenden wird häufig ein geleite gegeben.

1.

Der grund des geleites ist ein doppelter: ein innerlicher und ein äusserlicher, je nachdem die scheidenden personen denen, welche entweder selbst ihnen das geleit geben oder sie geleiten lassen, näher oder ferner stehen. Für unseren zweck ist die zu dem zweiten fall gehörende art des geleites die wichtigere, da die bei dem ersten fall zur geltung kommenden individuellen beziehungen an und für sich schon verschiedenartigkeit der darstellung veranlassen. Die stellen, in denen die äusserliche motivierung vorliegt, sind:

b 163, 4 *und schuof in sîn geleite: des stuont in hôhe der muot.*

h 681, 4 *der künic mit geleite hiez die boten wol bewarn.*

n 1030, 1. 2 *Ir sult âne sorge got bevolhen varn, man gît iu guot geleite, ich heiz iuch wol bewarn.* 1035, 1 *si riten ân geleite von Wormz über Rîn,* entschlossen sich selbst zu wehren, wenn sie angerant würden. 1038* *Dô gap im guot geleite Gîselhêr daz kint.*

p δ 1433, 3. 4 *dar hiez si Gêrnôt beleiten sîne helde, daz ez in nieman missebôt.*

r 1646, 2 Rüdeger: *ich wil iuch selbe leiten und heizen wol bewarn.*

2.

Das geleit, um welches es sich hier handelt, kann entweder eine ehrerweisung sein oder eine bürgschaft für die sicherheit oder beides. Im Nibelungenlied wird nur der zweite grund hervorgehoben, und zwar in b angedeutet, in h, n, p δ, r bestimt bezeichnet. Wo das bedürf-

nis eines solchen schutzes nicht vorhanden ist, fehlt nicht bloss das geleite, sondern es wird auch der ersatz für diesen schutz ausdrücklich angegeben — gewöhnlich mit einer anspielung auf die unsicherheit in Baiern. Rüdeger reitet mit fünfhundert seiner mannen: die zugabe eines besonderen schutzes ist daher unnötig: *si wurden ûf der strâze* (in Baiern) *durch rouben selten an gerant* 1114, 4. Für Kriemhilds sicherheit sorgt Rüdeger mit seinen mannen, beraubung während der fahrt durch Baiern wurde *wol understanden von dem marcgrâven hêr, er fuorte tûsent rîter unde dannoch mêr* 1242. 1243. Werbel und Swemel haben bei ihrer hinreise nach Worms durch die macht Etzels genügenden schutz (1369), bei der rückreise lässt sie Gernot durch Schwaben begleiten, von da schüzt sie wider die herschaft Etzels (1433. 1434). Wo also die sicherheit der reisenden in frage kommen könte, wird das vorhandensein der sicherheit überall hervorgehoben und entweder ein geleite oder ein ersatz dafür erwähnt. Diese planmässigkeit in der behandlung eines öfter widerkehrenden gegenstandes wird im algemeinen nur von einem dichter beobachtet werden können.

Noch weitere gleichmässigkeit zeigt sich darin, dass, so oft das geleite ohne weitere umstände zu stande komt, nämlich bei den botschaften in b, h, p, am schluss der strophe davon geredet wird. Dieses entspricht aber der schon bei der ausstattung beobachteten neigung des mitleren dichters für gewisse konventionelle vorgänge den vierten vers zu verwenden. Und dass in der tat dieser der gemeinsame verfasser ist, machen mehrere parallelen zur gewissheit. 681 gehört zu dem umfangreichen teile mitlerer dichtung in VI. Diese ist ebenfals nachgewiesen für 1646 (s. s. 137), durch dessen parallelismus mit 1030, 1. 2 (vgl. noch 1626, 1. 2 — mitlere dichtung, s. s. 144) erweist sich auch 1030 als mitlere dichtung. 1433 steht, da 1428*—1432* durchaus jüngere dichtung ist, zwischen 1427 und 1434. 1427 aber ist mitlere dichtung (s. s. 142) und 1434 stimt in v. 3 überein mit 1369, 2. 3 (mitlere dichtung, s. s. 136 fg.). b 163 hat eigentümlichkeiten mit den anderen stellen gemeinsam, ist aber ohne parallele. Auffallend ist die zweimalige erwähnung des schenkens in 163 und 165, und es könte dies gegen die gleichheit des verfassers der beiden strophen sprechen, der sich als den mitleren dichter für 165 bereits herausgestelt hat (s. s. 142). So wäre es denn möglich, dass 163 entweder der jüngeren oder der älteren dichtung angehörte. Das lezte würde man, wenn man an der autorschaft des mitleren dichters zweifelt, für das wahrscheinlichere halten müssen, denn in diesem falle war gerade das geleit so dringend notwendig, dass der mitlere dichter dasselbe nicht unerwähnt gelassen haben würde und der ältere es vielleicht schon erwähnt

hatte.[1] — Die angaben über die reisen ohne offizielles geleit (Rüdeger, Kriemhild, Werbel und Swemel) haben wir schon sämtlich als zur mitleren dichtung gehörig kennen gelernt.

3.

b. Ob 163 zur mitleren dichtung gehört, ist zweifelhaft.

In n komt als eine strophe mitlerer dichtung zu 1016 noch 1030, wahrscheinlich gehört auch 1035 dazu.

In p sind die zusammengehörigen strophen 1427. 1433. 1434 mitlere dichtung.

---

urloub bezeichnet die konventionelle form der gewährung des abschiedes. Der *urloub* wird nachgesucht und erteilt, wie man annehmen muss, bei jedem abschied. Daher wird das *nemen*, *geben*, *biten*, *gern*, *wern* des urlaubes, mit *urloube scheiden* u. ä. meistens erwähnt, doch nicht konsequent: der urlaub fehlt bei den bedeutenden abschieden hα, hβ, oα, oγ.

Von formen, welche als äusserungen des gefühls oder als forderungen der sitte mit dem abschied verbunden sind, komt nur das küssen zur geltung. Ebenso wie beim empfang küssen beim abschied die frauen eng befreundete, verwante oder hochstehende personen.

1.

fα 493*, 2 *si kuste ir næhsten friunde, die si bî ir vant.*
gβ 546*, 3 *gescheiden küssende wurden si zehant.*
l 862*, 1 *Sîne triutinne kust er an den munt.*
868*, 2 *mit minneclîchem kusse er trûte ir schoenen lîp.*
n 1034, 1 *Er kuste Kriemhilde, jæmerlîch er sprach.*
oδ 1233*, 1 *Die ir mâge wâren, kustens an den munt.*
oε 1265, 4 *dâ wart vil getriutet der schœnen juncfrouwen lîp.*
q 1460, 2 *mit minneclîchem kusse schiet vil maneger dan.*
r 1648, 1 *Mit kusse minneclîchen der wirt dô dannen schiet.*

2.

Abschnitte, in denen das küssen noch zur sprache kommen könte aber nicht erwähnt wird, sind a, d, oβ, für oγ tritt oδ ein. Betrachten wir nun die oben angeführten abschnitte näher, so sehen wir, dass es sich bei ihnen allen und auch nur bei ihnen um ein nimmerwidersehen handelt, also um ein moment, welches vor allen anderen dem abschied bedeutung verleiht. Entweder liegt in dem abschied an sich

1) Rödiger (Krit. Bem. z. Nib. s. 5) hält str. 165 für unecht.

die möglichkeit und wahrscheinlichkeit eines nimmerwidersehens, mögen nun auch besondere umstände ein späteres widersehen herbeiführen — so verhält es sich in fα, gβ, oγ (oδ), n. Oder die wahrscheinlichkeit des nimmerwidersehens ist von dem abschied an sich ausgeschlossen, aber durch eine besondere schicksalsfügung ist das nimmerwidersehen mit ihm verknüpft — dies ist der fall in l, oε, q, r. Bei den vier lezteren wird auch jedesmal das nimmerwidersehen ausdrücklich hervorgehoben: 868*, 4. 1268, 1. 1460, 4. 1648, 4. Von den vier ersteren ist es nur fα, das veranlassung zu der bemerkung über das nimmerwidersehen gibt, und hier hat auch der dichter nicht verfehlt dieselbe zu machen 493*, 4. Man würde jedenfals irren, wenn man diese erscheinung auf einen bewussten schematismus zurückführen wolte, sie findet ihre erklärung in einem anderen umstande. Der dichter empfindet das gewicht einer solchen handlung, er verweilt dabei mit grösserer innerer teilnahme als bei minder bedeutenden handlungen, sein gefühl und sein anschauungsvermögen gelangen mehr zur wirkung. Dass nun jedesmal die wirkung die gleiche gewesen ist, lässt auf so gleiche geistige verfassung schliessen, wie sie nur bei einem dichter möglich ist. Nun ist die tendenz, wichtige handlungen durch ausführung des details zu bevorzugen, gerade dem mitleren dichter charakteristisch, wie wir schon sowol in dieser als auch in der abhandlung über die hoffeste gesehen haben. Auf den mitleren dichter weisen uns ausserdem noch mehrere parallelen: 492*, 1. 2 = 753, 1. 2. 492*, 3. 4 = 365, 3. 4. Die strophen 753 und 365 gehören zur mitleren dichtung (über 365 s. s. 138). 493* stimt fast ganz überein mit 868*, diese strophe entspricht zum teil 1460, welche widerum sehr grosse ähnlichkeit mit 1648 hat, ausserdem ist 1460, 1^a = 1267, 1^a (mitlere dichtung s. s. 144). So werden die strophen 868*, 1460, 1648 durch parallelenverbindung nach zwei seiten hin als mitlere dichtung bestätigt. Ferner gβ 646* fängt an wie III, 317 und stimt dann mit den beiden stellen mitlerer dichtung 76, 1. 2 und 1660, 1. 2 überein.[1] Aus abschnitt u haben wir schon 1016. 1030 als mitlere dichtung erkant, in 1035 dieselbe vermutet. Wir haben in 1035 nur sachliche übereinstimmung. Sachliche übereinstimmung allein ist für eine vereinzelte strophe noch nicht entscheidend, wol aber für mehrere zusammenstehende strophen. Nun gehört wie 1035 auch 1034 durch sachliche übereinstimmung zu stellen mitlerer dichtung, und so bestätigen sich gegenseitig diese nachbarstrophen als mitlere dichtung. Für den man-

1) Vgl. bd. XV, 234. 235. Die kleine abweichung, welche 646* in inhalt und form von den beiden stellen 76, 1. 2 und 1660, 1. 2 zusammen zeigt, ist wol zu unbedeutend, um gegen die gleichheit des verfassers zu sprechen.

gel des eigentlichen scheidens in dem so wichtigen oγ habe ich als ersatz oδ gelten lassen. Nun trägt freilich oδ und die sich daran schliessenden strophen sehr deutlich das gepräge jüngerer dichtung. Doch darf man wol annehmen, dass dieselbe hier einen teil mitlerer dichtung veschlungen hat, und in diesem teile kann auch die schilderung des scheidens enthalten gewesen sein. Wenigstens 1233*, 1 *Die ir mâge wâren, kustens an den munt* hat ähnlichkeit mit l 862*, 1 *Sîne triutinne kuster an den munt.* Und dass an l der mitlere dichter anteil hat, haben wir eben an 868* gesehen.

3.

fα 492*. 493* ist als mitlere dichtung aus den sonst meist jüngeren zusätzen zum vierten liede auszuscheiden. Auch ist hierbei zu berücksichtigen, dass es dem charakter des mitleren dichters, der ja doch auch bearbeiter dieses liedes ist, nicht entspricht, einen solchen sprung zu machen, wie es durch ein übergehen des abschiedes geschehen sein würde.

gβ 646* gehört zur mitleren dichtung. Diese muss sich aber noch weiter innerhalb der fortsetzung von V (von 637* an) ausdehnen. Freilich stossen wir in diesem abschnitt auf eine solche anzahl von mängeln in der darstellung und auf merkmale, welche für den jüngeren dichter bezeichnend sind (s. Lachmann, anm. s. 91), dass wir eine starke erweiterung der mitleren dichtung durch einen jüngeren dichter annehmen müssen. So wird von den auf 646* folgenden strophen wol 647* noch mitlere dichtung, 648*. 649* aber, sowie 653*. 656* werden spätere zusätze sein. Man könte mit 658* den schluss der mitleren dichtung machen, da 659* in einer mit 1327* ganz analogen form einen gleichen gegenstand wie diese strophe einführt.

l 868* ist mitlere dichtung. Ebenso 866*, denn der erste vers stimt zu 832, 1[b]. 2[b], und 831 gehört zur mitleren dichtung (s. s. 137). Die strophen 866*. 868* nehmen eine wichtige stelle in dem gespräch zwischen Siegfried und Kriemhild ein, durch sie wird der ganze abschnitt 861*—868* als eigentum des mitleren dichters bestimt.

n 1023 hat eine nur schwache parallele mit 861*, berücksichtigt man aber dazu, dass in diesem abschnitt noch mehr strophen mitlerer dichtung vorkommen, so darf man auch wol für diese strophe den mitleren dichter als verfasser annehmen. Als von ihm verfasste strophen sind ferner neu zuzufügen 1034. 1035.

q 1460 ist mitlere dichtung.

r. In der erzählung von der abreise tritt zu 1646 als mitlere dichtung noch 1648 und verstärkt die s. 144 ausgesprochene vermutung über den schluss von XV*.

Von den algemeinen ausdrücken für die abreise komt der ausdruck *si wolden* oder *solden varn*, *rîten*, *gâhen dan*, auch nur *si wolden* oder *solden dan* an entsprechender stelle der strophe und in analogen verbindungen vor, so dass diese ausdrucksweise fast einen schematischen charakter zeigt.

Erste form:

d 365, 3. 4 *ros hiez man in ziehen, si wolten rîten dan.*
dâ wart von schœnen frouwen michel weinen getân.

fα 492*, 3. 4 *sin sûmten sich niht langer, si wolden gâhen dan.*
die si dâ heime liezen, hei waz der weinen began.

n 1016, 1. 2 *Dô seite man den knehten, si solden rîten dan.*
dô wart michel gâhen nâch rossen getân.

oγ 1225, 1. 2 *Dô zôch man dar die mære, si wolten varen dan.*
dâ wart vil michel weinen von vriunden getân.

Zweite form:

c 317, 1. 2 *Urlop si dô nâmen, alsô si wolden dan.*
dô sach man die geste für Kriemhilde gân.

kα 833, 1. 2 *Diu zeichen si ane bunden, alsô si wolden dan.*
dô wâren dâ genuoge Guntheres man.

Dritte form:

oε 1265, 1 *Dô si enbizzen wâren unt daz si solten dan.*

r 1626, 1 *Dô si enbizzen wâren, si wolden dannen varn.*

Vereinzelte formen:

b 171* *Si flizzen sich der reise, dô si wolden dan.*
den vanen muose leiten Volkêr der küene man.
alsô si wolten rîten von Wormz über Rîn
Hagne von Tronje der muose scharmeister sîn.

q 1456, 2 *daz si varen solden, dô griffen si dô zuo.*

2.

d 365, fα 492*, n 1016, c 317, oε 1265, r 1626 sind als mitlere dichtung schon bestimt, es gehört zu ihr also auch oγ 1225, kα 833. b 171* ist als nachahmung anzusehen, schon durch die ungeschickte widerholung des ausdruckes für die absicht im dritten vers verrät es sich als jüngerer zusatz. q 1456, 2 zeigt ähnlichkeit mit 1453, 2, sowie mit 727*, 2 und 1532*, 2, von denen die erstere strophe, zwischen strophen entschieden mitlerer dichtung stehend, jüngere dichtung

sein wird. Eigentümlich ist nun, dass die zwei athetierten stellen eine grössere ähnlichkeit mit einander als mit den zwei anderen stellen zeigen: beide athetierte haben *grîfet balde zuo.* Es ist daher wahrscheinlich, dass sie derselbe dichter, indem er die zwei anderen stellen nachahmte, zugesezt hat.

3.

Neue stellen, die wir für die mitlere dichtung hinzugewinnen, sind kα 833 und oγ 1225. Über die leztere stelle lässt sich vorläufig nicht hinausgehen. 833 gehört zur mitleren dichtung zusammen mit 832 und 831. Die früheren strophen zeigen vielfach beziehungen zu der entsprechenden erzählung in II, und wir werden daher wol nicht fehlgehen, wenn wir zunächst den abschnitt 820—833 für eigentum des mitleren dichters erklären. Die folgende erzählung vom verrat Kriemhilds steht hiermit innerlich im engsten zusammenhang, aber auch eine äusserliche verbindung ist vorhanden. 834, 1. 2 stimt überein mit 1657, 1. 2 der strophe eines abschnittes über empfang, worin 1658 und 1660 spuren mitlerer dichtung zeigen.

Von besonderer wichtigkeit für unsere untersuchung ist die darstellung der empfindungen beim abschied. Denn da einerseits der abschied ein vorgang im menschlichen leben ist, welcher eine lebhafte seelische bewegung hervorruft und die empfindungen zu einem starken ausdruck gelangen lässt, so wird gerade dieses moment recht oft beim abschied berücksichtigt sein. Anderseits sind die empfindungen ein gegenstand, welcher eine ausserordentlich vielseitige behandlung gestattet, welcher der individualität des dichters möglichst weiten spielraum lässt, so dass diese gerade hier je nach der verschiedenheit oder gleichartigkeit in der auffassung und darstellung zur geltung kommen muss.

1[a].

Die empfindungen sind durchgängig ausserordentlich einfach behandelt, ihre darstellung beschränkt sich meist auf eine ganz algemeine angabe der freude oder trauer, selten wird ein versuch zur ausmalung der äusserungen oder zu einer tieferen motivierung gemacht. Wir müssen nun gleich von vornherein auf einen materiellen unterschied achten, nämlich auf die verschiedenheit in der darstellung, je nachdem es sich a) um freude oder b) um trauer handelt. Es ist diese unterscheidung deshalb von bedeutung, weil die trauer als das tiefer eingreifende moment mehr eine individualistische behandlung verlangt.

Die gewöhnliche ausdrucksweise für die darstellung der freude besteht in der verbindung einer adverbiellen bestimmung, welche sich

auf die freude bezieht (meist *vrœlîche*, einmal *mit vreuden*), mit einem verbalen ausdruck des scheidens. Diese ausdrucksweise erscheint in folgenden formen.

Erste form:

b 165, 4 *dôs urloup genâmen, si schieden vrœlîche dan.*
g α 634*, 4 *die hêrren, die dar kômen, schieden frœlîchen dan.*
k β 848, 4 *urloup nam dô Hagene, do gie er vrœlîchen dan.*
q 1462, 4 *swie dort ir volc tæte, si fuoren vrœlîche dan.*

Zweite form:

d 367*, 4 *si schieden frœlîche ûz Burgonden lant.*
g β 646*, 4 *si rûmten vrœlîchen des künic Guntheres lant.*
[259, 4 *sît reit er frœlîche in Sigemundes lant.*]

Dritte form:

i 707, 4 *ir starken soumære treip man vrœlîchen dan.*
k α 850, 2 *reit der hêrre Sîfrit vil frœlîchen dan.*
s 1757, 4 *er schiet von sînen gesten harte vrœlîchen duo.*

Vierte form:

p δ 1433 *Urloup genomen hêten von wîben und von man*
die boten vrœlîche, als ich iu sagen kan,
fuoren unz in Suâben.
r 1647, 2. 3 *die fuort er mit im dan*
vil harte frœlîchen suo der hôchgezît.
1650, 3 *doch riten si mit vreuden nider über sant.*

Seltener begegnet die angabe der freude für sich allein, aber nicht selbständig, sondern nur neben einigen von den obigen angaben. Der ausdruck besteht jedesmal in einer näheren bestimmung zu *muot, gemuot.*

b 163, 4 *des stuont in hôhe der muot.*
k 849, 1 *Des küneges ingesinde was alles wol gemuot.*
q 1460, 3 *dem in hôhem muote lebete dô der lîp.*

2*.

Gemeinsam ist diesen angaben zunächst die regelmässigkeit, mit der sie auftreten. Unter den abschiedsschilderungen, die zu ihnen veranlassung gaben, kön te man nur c vermissen. Gemeinsam ist ihnen ferner, dass sie in·sich abgeschlossen stehen und meist in formelhafter ausdrucksweise. Obgleich nämlich die freude nicht sowol durch das scheiden selbst als durch gewisse freudige nebenumstände (geschenke, freudige erwartungen usw.) motiviert ist, so ist doch dieses motiv teils zu substituieren, teils zwar angegeben, aber ohne äusserlich hervortretende verbindung mit der freude. Nur bei den mit *muot* und *gemuot*

gebildeten nebensächlichen bestimmungen findet zweimal eine geringe verknüpfung statt, die nur in 163, 4 die beziehung auf umstände, die mit dem scheiden verbunden sind, angibt. Gemeinsam ist endlich auch den einfachsten formen (der ersten, zweiten und dritten) mit alleiniger ausnahme von kα die benutzung des vierten verses.

Die regelmässigkeit, mit welcher diese formen angewant sind, die gleichartigkeit, mit welcher ihre einfügung in die strophe ausgeführt ist, die geringe abwandlung, welche dabei gewisse grundformen erhalten haben, berechtigt uns auch hier im algemeinen auf einen dichter zu schliessen. Wie ihm die anwendung dieser form fast zur gewohnheit geworden ist, zeigt der abschnitt k, wo in drei strophen hintereinander durch diese ausdrücke die stimmung der scheidenden mit besonderer berücksichtigung der einzelnen (Hagen, gesinde, Siegfried) charakterisiert wird: 848, 4. 849, 1. 850, 2. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, dass bei der auffallenden häufigkeit in dem gebrauch jener formen auch einmal in einer späteren strophe eine nachahmung statgefunden haben kann, doch wird man ohne genügenden grund diese annahme nicht zulassen dürfen. — Untersuchen wir nun, ob der gemeinsame dichter wider der mitlere ist. Schon jene vorliebe, gewisse nebenumstände in formelhafter ausdrucksweise in den strophenschluss zu bringen, haben wir widerholt als für ihn charakteristisch bemerkt. Als sein eigentum ist bereits nachgewiesen b 165, gα 634*, gβ 646* (s s. 150), i 707. Wir haben somit vier strophen, welche für die schon an sich so nah verwanten stellen der drei ersten arten bestimmend sind. Dazu komt noch bei k 848 der umstand, dass der erste teil des liedes bis 834 schon als mitlere dichtung nachgewiesen ist, ferner bei q 1462 die nähe von 1460 (mitlere dichtung, s. s. 150), bei d 367* die auch für andere stellen des vierten liedes erkante bearbeitung durch den mitleren dichter, bei 259 die verwantschaft von 258, 1. 2 mit IV^{b} 520, 3. 4, bei 850 wider die nähe von 848. 1757 zeigt noch denselben höfischen charakter wie die voraufgehende beschreibung des empfanges und hat eine parallele mit XV 1606, 4 (empfang). Von den stellen der vierten form endlich ist 1433 mitlere dichtung (s. s. 148), ebenso r 1647 wegen 1646 (s. s. 137) und 1648 (s. s. 150), auch 1650 wird man von diesen strophen nicht trennen dürfen.

1^{b}.

Das trauern beim abschied ist naturgemäss mit personen und umständen eng verbunden und von ihnen abhängig, so dass es ein für unsere untersuchung weniger geeigneter gegenstand ist. Die behandlung ist im ganzen sehr einfach. Es wird gefühl und gedanke teils

selbständig als handlung oder zustand genommen und durch *trûren, leit sîn* a 61*, 2. 68, 2. 71, 1. l 861*, 4 bezeichnet, teils als ein die äussere handlung begleitender umstand: *trûreclîche wern* a 70*, 1. Die äusserung der empfindung wird ganz algemein ausgedrückt 1225*, 4 *die zeigten, daz in wære nâch froun Criemhilte leit*, anschaulicher q 1461, 2 *trûreclîche stân*, speziell durch *weinen* und zwar häufig mit einer leichten färbung (*michel weinen, vil sêre, âne mâze*) a 61*, 4. 71, 1. d 365, 4. fα 492*, 4. l 863*, 4. oγ 1225, 2. oδ 1231*, 4. q 1462, 3. r 1649, 4. Ausgemalt wird das weinen d 360*, 4 *des wurden lichtiu ougen von weinen trüebe unde naz.* oγ 1226, 3 *dô vielen in die trehne von lichten ougen nider.* Am farbenreichsten ist d 362*, 2—4 *si weinten al gelîche, swaz ieman gesprach. ir golt in vor den brüsten wart von trähen sal, die vielen in genôte von den ougen zetal.*

2[b].

Charakteristische übereinstimmungen oder unterschiede finden sich nur wenige in diesen stellen. Am meisten gleichen einander 365, 4. 1225, 2 und 492*, 4. Die beiden ersten stellen schliessen sich an zwei in inhalt und form übereinstimmende verse an, denen auch 492*, 3 ähnlich ist: die autorschaft des mitleren dichters wird somit für jene strophen bestätigt. Allein steht wegen seiner detaillierenden ausführung d 362*. Das weinen komt an dieser stelle dreimal vor: ausser 362* noch 360*, 4 und 365, 4. Ein dichter kann nicht alle drei stellen verfasst haben. Nun ist 365 als mitlere dichtung nachgewiesen. 360*, 4 zeigt einen bedeutenden parallelismus mit 786, 4, und diese strophe gehört zu einem von dem mitleren dichter nicht unberührt gebliebenen stücke (vgl. bd. XVI, 57). 362* dagegen steht in seiner darstellungsweise so vereinzelt, dass man es trotz der ähnlichkeit, welche die reflexion in v. 1 mit entsprechenden reflexionen zeigt (s. tabelle), wol für eine jüngere strophe halten muss, wogegen man 360* als mitlere dichtung zu betrachten hat. Da nun 363* nicht unmittelbar auf 361* folgen kann, 363* aber eigentum des mitleren dichters ist (s. s. 146), so muss man auch 361* als jünger ausscheiden. Schliesst sich nun aber 363* mit seinem anfang *Si sprach* an 360*, 4, so ist das weinen hier auf Kriemhild zu beziehen, während 365, 4 die frauen im algemeinen (das gesinde besonders) gemeint sind, und durch diese erklärung verliert die zweimalige erwähnung des weinens das anstössige.

3.

d. Mitlere dichtung ist 360*, 363*, 364*, 365. 367*. Die strophe 360* gehörte vielleicht zu einer kürzer gehaltenen beschreibung der ausstattung. Jüngere dichtung ist 361*. 362*.

k. Da das stück 820—834 (s. 153) sowie 848—850 vom mitleren dichter verfasst ist, von dem dazwischen stehenden gespräch mit Hagen auch 841 ihm zugehört, so ist man wol berechtigt auch dieses ganze gespräch ihm zuzuschreiben.

q. Zu 1460 tritt 1462 als eine strophe mitlerer dichtung.

r 1646—1648 ist mitlere dichtung.

s 1757 ist mitlere dichtung.

Bedeutungsvolle abschiede werden von den reflexionen des dichters begleitet. Von diesen gilt dasselbe wie von der darstellung der empfindungen. Und zwar erhebt sich bei diesem gegenstand die individualität eines dichters noch mehr über seinen stoff, gerade hier muste die individualität der verschiedenen dichter deutlich zu tage treten.

1.

Der gröste teil der reflexionen besteht in ganz einfachen hindeutungen auf die zukunft, die meist auf einen vers beschränkt sind.

fα 493*, 4 *zuo ir vater lande kam diu frouwe nimmer mê.*
i 722, 4 *sît wart ez in allen ze grôzem leide getân.*
723, 3. 4 *von ir hovereise wuohs vil michel sêr:*
sîn vater und sîn muoter gesach daz kindel nimmer mêr.
724, 2—4 *sold er rehte wizzen, wie ez nâch der stunt*
zer hôchzît ergienge, er het ir niht gesehen.
im kunde an lieben friunden leider nimmer geschehen.
kβ 846, 4 *si wânde den helt vristen, ez was ûf sînen tôt getân.*
l 868*, 4 *sine gesach in leider dar nâch nimmer mêr gesunt.*
oγ 1226, 4 *si gelebete vil der vreuden ouch bî Etzelen sider,*
oε 1268, 1 *Ein ander si vil selten sâhen nâch den tagen.*
oζ 1270, 4 *hei waz si grôzer êren sîd ze den Hiunen gewan!*
pα 1353, 4 *dâ von vil manegem degne sit wênic liebes geschach.*
1360*, 4 *mit im was manegem degne zem grimmen tôde widerseit.*
q 1447, 4 *die si dâ heime liezen, die beweinten ez sît.*
1453, 4 *sît wart von im verhouwen manic helm unde rant.*
1456, 4 *des schiet sît vil mit leide des küneges Etzelen wîp.*
1460, 4 *daz muose sît beweinen vil manic wætlich wîp.*
r 1642, 4 *sîd wurden si im sô vîent, daz si in slahen muosten tôt.*
1645, 4 *des diu vrouwe gerte, vil wol leistete er daz sît.*
1647, 4 *der einer mit dem lîbe kom nie ze Bechlâren sît.*
1648, 4 *daz muoste sît beweinen vil maneger juncvrouwen lîp.*
1650, 1. 2 *Nâch ir lieben vriunden genuoge heten sêr,*
die si ze Bechelâren gesâhen nimmer mêr.

Hierzu kommen noch einige etwas längere reflexionen, welche der dichter als seine subjektive meinung hinstelt und meist durch *ich wæne* einleitet; sie bestehen teils in einer moralischen, teils in einer psychologischen beurteilung. Ein urteil von der ersten art spricht er aus über Hagens verrat k 849, 2—4, ein urteil von der zweiten art über die ahnungen der zurückbleibenden in a 71, d 362*, q 1461, r 1649 (s. tabelle).

2.

Bei keinem abschied, der die einleitung zu einem an sich oder in seinen folgen verhängnisvollen unternehmen ist, hat der dichter sich der reflexion enthalten. Die reflexionen sind sämtlich anticipationen, auch in dem moralischen urteil 849 liegt eine anticipation. Bei allen abschnitten, die ein nimmerwidersehen bedeuten, wird dieses ausdrücklich bemerkt: fα, i, l, oε, q, r. Die verhängnisvolsten abschiede aber: a, an und für sich der wichtigste, k, q, r, der auszug der haupthelden in den tod, sind durch etwas längere betrachtungen mit einem stärkeren hervortretenlassen des subjekts ausgezeichnet. Formale gleichheit herscht endlich auch darin, dass die anticipationen mit sehr wenigen ausnahmen den schluss der strophe bilden.

Dieses in so verschiedenen beziehungen gleichartige verfahren lässt sich im algemeinen nur durch die annahme eines verfassers erklären. Dass dieser der mitlere dichter ist, ersehen wir sogleich aus einer anzahl stellen, die ihm bereits zugesprochen sind. Ob jedoch alle stellen ohne ausnahme ihm zugehören, ist die frage. Zunächst müssen wir 1270* davon ausnehmen, nicht bloss wegen Piligrim, sondern auch, weil es sich, entgegen dem sonstigen gebrauch, um einen unbedeutenden abschied handelt, welchem eine ganz nichtssagende reflexion beigefügt ist. 362* ist schon als jüngere dichtung bestimt. Es unterscheidet sich auch von den ähnlichen stellen dadurch, dass die bemerkung *ich wæne in sagt daz herze, daz in dâ von geschach* algemeiner und dürftiger ist als die anderen entsprechenden reflexionen, wogegen gerade die äusserung des gefühls, welche jene reflexion veranlasst, sehr breit ausgeführt ist. Sehen wir nun, wie die in betreff der anderen stellen zunächst im algemeinen ausgesprochene ansicht, dass der mitlere dichter der verfasser sei, sich für jede einzelne bestätigt. Seine autorschaft ist nachgewiesen für fα (s. s. 150. 156), für i (s. s. 139), für k (s. s. 157), für l (s. s. 151), für oγ 1225, 1. 2 (s. s. 152) und also auch für 1226, 3. 4, ferner für oε (s. s. 144), für q 1460 (s. s. 150), für r 1642—1648 (s. s. 143. 144. 150. 155). Zu r 1649 vgl. 1258 (empfang, s. s. 144), 1649 stimt in form und tendenz mit q 1461 und a 71 überein, und 71 steht wider k (s. o) 849 am nächsten.

Dass in a 71 eine gedankenlosigkeit begangen ist, insofern als die Niederländer keine freunde verlieren (vgl. Lachmann, anm.), beweist noch nichts gegen die autorschaft des mitleren dichters, sondern zeigt nur, wie geläufig ihm gewisse formen geworden waren. Es bleiben noch übrig die zwei stellen aus p*α*. 1360* darf man als jüngere dichtung gelten lassen, da die athetierten strophen sich an 1357 anschliessen, und diese strophe vom mitleren dichter verfasst ist (s. 146). 1353, 4 kann mitlere dichtung sein, da diese für 1350 und 1357 nachgewiesen ist, und ausserdem 1353, 4 parallel ist mit 777, 4, welches wahrscheinlich zur mitleren dichtung gehört (vgl. bd. XVI s. 57). — Noch zu beachten ist, dass die beiden abschnitte q und r eine merkwürdige ähnlichkeit miteinander haben. Zu der übereinstimmung von vielen wendungen und ausdrücken, die man schon bei einem flüchtigen überblick wahrnehmen kann, komt noch hinzu, dass durch jedesmal vier strophen die handlung in einer fast gleichen aufeinanderfolge gleichartiger züge verläuft:

XIV, 1456.	XV, 1647.
Posaunen- und flötenblasen. Sie machen sich fertig zur fahrt. Geliebte umarmen sich. Etzels weib trente später viele mit leid.	Der wirt ist *bereitet* nebst 500 mannen mit rossen und kleidern. Fröhlich führt er sie mit sich fort. Niemand von ihnen kam wider mit dem leben nach Bechlaren.
1457—1459 Rumolt.	
1460.	1648.
Die rosse sind den königen und ihren mannen *bereitet*. Abschiedsküssen. Die scheidenden sind fröhlich. Später musten es viele frauen beweinen.	Abschiedsküssen und umarmen. Später musten es viele jungfrauen beweinen.
1461.	1649.
Als die recken zu den rossen gehen, sind viele frauen traurig. Sie ahnen ein sehr langes scheiden.	Man sieht den scheidenden nach, als sie zu den rossen gehen. Frauen und jungfrauen ahnen die leiden. Sie weinen.
1462.	1650.
Als die Burgunden ausziehen, weint alles im lande, sie aber fahren fröhlich von dannen.	Viele trauern um ihre freunde, die sie nie wider sehen sollen, sie aber reiten fröhlich an der Donau hinab.

Von den beiden darstellungen hat die zweite eine konsequentere entwicklung als die erste. 1456, 2 und 1460, 1 sagt dasselbe wie

1647, 1; 1456, 3 und 1460, 2 gibt wider dasselbe getrent an, was 1648, 1—3 naturgemäss zusammensteht. Man sieht ganz deutlich: die Rumoltepisode war die veranlassung, dass der dichter in 1456 die schilderung abbrach, um sie 1460 wider aufzunehmen; er hatte schon in 1456 einige züge, welche den abschied gewöhnlich einleiten, skizzierend vorausgeschickt, die er nach 1460 etwas ausgeführt widerholte. Daraus folgt aber, dass die strophen, welche von Rumolt handeln, ein stück älterer dichtung sind, die der mitlere dichter in seine dichtung mit hineinarbeitete.

3.

Von neuen resultaten sind folgende zu verzeichnen:

a 71 ist mitlere dichtung.

p α 1353 ist, wenigstens zum teil, wahrscheinlich mitlere dichtung.

q. Der mitlere dichter hat verfast 1456. 1460—1462. 1464 (vgl. 831, 1), an 1447 wird er geändert haben, ebenso auch an 1453, da v. 4 = II, 144, 4 (empfang), einem verse aus einem von ihm bearbeiteten stücke.

Von r wird man nun den ganzen schluss von 1646 an bis 1652 (vgl. 1747, 3. 4, empfang) dem mitleren dichter zuschreiben müssen, so dass wir das ganze fünfzehnte lied als die überarbeitung einer älteren vorlage bezeichnen können.

Wenn der mitlere dichter eine ältere vorlage, die möglicherweise aus einzelnen liedern oder aus einzelnen mehrere lieder umfassenden teilen bestand, in der absicht bearbeitete, dass dem geschmacke eines höfischen publikums rechnung getragen, dass unebenheiten innerhalb der einzelnen teile ausgeglichen und zwischen denselben ein grösserer zusammenhang hergestelt wurde, so muste seine tätigkeit sich bewegen in einem umformen und ausführen von zahlreichen strophen und abschnitten, sowie in einem hinzudichten von oft umfangreichen neuen stücken. Daher kann man sich nicht wundern, wenn seine tätigkeit eine so grosse ausdehnung hat, wenn wir ihre spuren selbst in solchen abschnitten auffinden, die sonst alle anzeichen des altertümlichen tragen. Auch hat diese abhandlung zu denjenigen stellen, welche wir in der zweiten abhandlung für die mitlere dichtung beanspruchen musten, einen recht erheblichen zuwachs gebracht. Wir werden davon eine bessere anschauung gewinnen, wenn wir wider die einzelnen lieder durchgehen und auf grund der bisherigen beobachtungen den umfang der mitleren dichtung abzumessen suchen, woran sich dann weiter der versuch schliessen würde, die sie so oft durchsetzende jüngere dichtung in ihrer ausdehnung zu bestim-

men. Bei einer solchen zusammenstellung aller sowol in dieser als auch in der ersten und zweiten untersuchung gewonnenen ergebnisse wird zugleich aus dem zusammenhange mit bereits bestimten strophen manche noch nicht bestimte in ihrer zugehörigkeit zu einer der beiden späteren stufen der nibelungendichtung sich erkennen lassen. Von speziellen untersuchungen über die ältere dichtung müssen wir vorläufig noch absehen.

I. Die mitlere dichtung.

Im ersten liede muss zunächst auf einen widerspruch in der handlung aufmerksam gemacht werden, der leicht wahrzunehmen ist. Siegfried reitet aus mit dem festen vorsatze, den er vor Siegmund ausgesprochen hat, um Kriemhild zu werben, wenn nicht anders, so mit gewalt. In Worms tritt er wie ein abenteuernder recke auf und fordert die könige zum kampf um ihr reich heraus: von jenem motiv ist nicht mehr die rede, nur 122*, 4 wird dasselbe wider eingeschwärzt. Ein psychologischer lösungsversuch dieses widerspruches wird immer völlig subjektiv bleiben; auch bedarf es eines solchen für unseren zweck gar nicht. Das der fahrt zu den Burgunden untergelegte motiv, der entschluss sich standesgemäss zu verheiraten, kann unmöglich alt sein, da nach der sage dem aufenthalt in Worms und der verbindung mit Kriemhild Siegfrieds verhältnis zu Brunhild voraufgeht, welches ja auch noch in unserem Nibelungenliede durchschimmert. Die erzählung von dem empfang in Worms aber ist, abgesehen von dem weit ausgesponnenen wortstreit, entschieden alt, denn sie stimt in mehreren beziehungen mit der darstellung in der Wölsungasaga c. 26 überein. Den worten Giukis: „wilkommen solst du hier bei uns sein und empfange hier das, was du wilst,“ entsprechen die worte Gunthers: *allez daz wir hân, geruochet irs nâch êren, daz sî iu undertân und sî mit iu geteilet, lîp unde guot.* Diese worte bilden einen ganz naturgemässen schluss zu der handlung, die eingeleitet war durch die herausforderung Siegfrieds. Ist also diese erzählung alt, so kann der auf brautwerbung ausziehende junge prinz recht wol eine erfindung des höfischen dichters sein. Bringt man hierzu noch in anschlag, dass die aufeinanderfolgenden strophen 60. 68. 71, welche von dem schluss des gespräches mit Siegmund und von dem abschied handeln, zur mitleren dichtung gehören (s. s. 137. 138. 158), dass ferner 54, 3 an IV^b 563, 3 stark anklingt, und dass 56, 3 in 60, 1 sich widerholt, so ist man meines erachtens doch wol berechtigt, die erzählung 49—71 dem mitleren dichter zuzusprechen.

In den folgenden strophen, welche die herliche ausrüstung Siegfrieds beschreiben, beginnen die beziehungen zur Wölsungasaga. Ein-

zelne stellen sind durch eine gewisse breite als spätere bearbeitung verdächtig, so besonders 73, wo auch der schluss sogleich eine parallele zu VI 721 und XI, 1122 bietet. 75, 1 gleicht III 267, 1 und IV, 365 (worüber s. 138. 156) und wird daher zusammen mit v. 2 mitlere dichtung sein; ebenso ist 76, 1. 2 mitlere dichtung (s. bd. XV, s. 234. 238). Nehmen wir diese beiden halbstrophen heraus, so schliessen sich mit ganz leichter änderung (*die* statt *vil der* 75, 3. 4 und 76, 3. 4 zu einer strophe zusammen, welche sich dann als parallele neben IV, 389 stellen würde, eine strophe die jedenfals alt ist.

In der erzählung von dem empfang Siegfrieds sind zwei züge, die sich schwer vereinigen lassen. Nach 77—79 müste man denken, dass Siegfried sofort zu Gunther geht; nach 82 fg. wartet er eine zeit lang auf dem hof (vgl. bd. XV s. 234). Es ist wahrscheinlich, dass diese unebenheit durch zwei verschiedene dichter hineingebracht ist. Ob aber das erste oder das zweite stück das ältere ist, wird nicht leicht entschieden werden können. Denn einmal haben wir bei keinem empfang einen hergang, der sich mit diesem recht vergleichen liesse (s. Progr. Mühlhausen i. Th. 1883 s. 6): die rolle, die Hagen hier spielt, hat eine tiefere bedeutung als in den übrigen fällen, auch der empfang der Burgunden an Etzels hof kann nicht hierher gezogen werden, da er unter ganz eigenartigen umständen verläuft, und seine darstellung deutlich eine zusammenfügung verschiedener stücke erkennen lässt. Wir haben zwar einige formale übereinstimmungen mit anderen stellen, aber bei dem mangel sachlicher übereinstimmungen werden wir nicht sicher urteilen können, ob diese zerstreuten und nicht umfangreichen parallelen nur ebensolche vereinzelte änderungen sind wie die in den voraufgehenden strophen bemerkten, oder ob sie zu einer zusammenhängenden dichtung gehören. Es ist in dem einen stück 78, 3 parallel mit XVII^{b} 1742, 2 (mitlere dichtung), ferner 79, 4 mit XI 1125, 3 (mitlere dichtung), in dem anderen stück klingt 83, 4 an III 308, 4 an, zu 85, 1 vgl. 676, 1. 848, 1 (beides mitlere dichtung). Die parallelen im ersten stück greifen etwas tiefer ein als die im zweiten, und daher ist es wahrscheinlicher, dass 77—79 vom mitleren dichter verfasst, 82—86 dagegen nur stellenweise von ihm geändert ist. — Der rest des ersten liedes wird wol im ganzen als alt gelten können, doch mag hie und da noch die hand des mitleren dichters tätig gewesen sein, z. b. an 127, 3 (vgl. bd. XV s. 235).

In dem zweiten liede zeigt sich eine spur der mitleren dichtung schon in 139, 4 = 709, 4, mehr im zusammenhang lässt sie sich erkennen in der erzählung von dem empfang der boten, besonders in 141, 142, 151, ebenso beim abschied in 165 (s. s. 142); für

163 ist seine autorschaft zweifelhaft (s. s. 148). Auch sonst hat der mitlere dichter nicht geringen anteil an dem liede. 222, 3 (= XV, 1590, 3) rührt von ihm her, und mit dieser strophe sehr wahrscheinlich auch die ganze, durchaus im höfischen charakter gehaltene botschaft an Kriemhild. Ebenso ist das folgende, soweit es über den empfang des heeres, über Siegfrieds beabsichtigte und wideraufgegebene abreise handelt, mindestens stark von ihm bearbeitet. Seine dichtung lässt sich erkennen in 246, 3. 4 (= VI 710, 3. 4). 247, 1 (= 151, 1). 248, 2 (= IV[b] 562, 4). 258, 1. 2 (= IV[b] 520, 1. 2 = 367*, 4, s. s. 154).

Das dritte lied ist mitlere dichtung.

Das unzweifelhaft alte vierte lied hat an mehreren stellen veränderungen oder zusätze erhalten. Solche strophen sind 360* (s. 156). 363*. 364* (s. 146). 365 (s. 138). 367* (s. 154). 398 (bd. XV, 234. 238). 492*. 493* (s. 150. 156). Schreibt man auch 490*. 491* dem mitleren dichter zu, so ist die verbindung mit 443 hergestelt.

Die fortsetzung des vierten liedes (IV[b]) zeigt gleich durch 496 = VI 700, 1 ihre beziehung zur mitleren dichtung. Das folgende: die bestellung der botschaft (s. s. 146), der empfang der boten, die ausrichtung der botschaft, die festlichen vorbereitungen, der grosse empfang, alle diese handlungen verlaufen in den schon so oft beobachteten formen und ihre darstellung bewegt sich in den gewöhnlichen wendungen, so dass wir mit einschluss der die verlobung behandelnden strophen diesen ganzen abschnitt dem mitleren dichter zuschreiben können.

Das fünfte lied ist um einige strophen von dem mitleren dichter vermehrt worden. Zunächst ist der nächtliche kampf mitten in das krönungsfest hineingestelt und durch diesen gegensatz die wirkung der erzählung noch erhöht; es sind hinzugesezt die strophen 593—597. 605*. 606*, 1—3. 607*, 4. 608 (?). 630*—634* (vgl. abh. II, über 634* s. auch s. 142). Sodann ist eine erzählung von der abreise Siegfrieds und Kriemhilds damit verbunden, in welcher 646* als eine strophe mitlerer dichtung erkant wurde; dieser gehören vermutlich noch an 647*. 650*—652*. 657*. 658* (s. s. 151).

Im sechsten lied beginnt mit 676 eine sehr ausführliche darstellung der sendung Geres, des empfanges der boten, der ausrichtung der botschaft, der beratung über die reise nach Worms, des empfanges Geres in Worms, der reise Siegfrieds und der seinigen nach Worms, des empfanges daselbst und der sich daranschliessenden festlichkeiten. Die ganze erzählung, die fast nur höfische ceremonielle vorgänge und kaum einen sagengemässen zug enthält, ist als ein werk des mitleren dichters zu betrachten (s. s. 139) — nur 717 zeichnet sich durch einen

individuelleren zug vor den übrigen aus. Auch in dem folgenden teile des liedes, dessen stoff eine so wichtige handlung ist, verraten sich doch 760. 774—780. 787 als sein eigentum (s. bd. XVI, s. 57).

Im siebenten lied hat die erzählung von der truggesantschaft ähnlichkeit mit der dem mitleren dichter eigentümlichen darstellung, wenn sie auch im ganzen kürzer gehalten ist als sonst verwante schilderungen. Das gespräch Siegfrieds mit Gunther berührt sich vielfach mit dem gleichen gegenstand im zweiten liede, und die darauf folgende erzählung von der abreise Siegfrieds, von dem gespräch zwischen Hagen und Kriemhild, von der ausfahrt in den krieg zeigt so bedeutende übereinstimmungen mit teilen mitlerer dichtung, dass wir den alle diese gegenstände enthaltenden abschnitt 820—850 für mitlere dichtung erklären musten (s. s. 153. 157). 851—853 lässt sich nicht davon trennen, in 854 könte ein übergang zu einem älteren stücke gemacht sein.

Den abschied Siegfrieds von Kriemhild hat der mitlere dichter aus gründen der poetischen ökonomie an dieser stelle übergangen und ihn sich aufgespart für den auszug zur jagd im achten liede, wo er ihn darstelt in den strophen 861*—868* (s. s. 151). Zu ihnen komt als natürlicher schluss noch 869*. 870*. Dagegen kann 860* in seiner jetzigen form nicht die einleitung zu diesem abschnitt bilden: die zwecklose anticipation (2. 3), das ebenso zwecklose als einen widerspruch in sich schliessende zurückgreifen (4) kenzeichnet diese strophe als werk eines unbefähigten nachdichters.

Wenn wir somit den grössten teil von VII mit dem anfang von VIII (von 861* an) vereinigen, so können wir über einen umstand nicht hinweggehen, dem man für die bestimmung des verhältnisses der beiden lieder zu einander eine besondere wichtigkeit beigemessen hat. Es handelt sich um das gewand, welches Siegfried auf der jagd trägt. Selbstverständlich muss es ein anderes sein, als das, mit welchem er bei dem auszug zur heerfahrt bekleidet ist. Dieses ist der waffenrock, jenes ein bürschgewand — so verlangt es die sitte. Der mitlere dichter nun begeht weder einen verstoss gegen die sitte noch lässt er sich einen widerspruch in seiner erzählung zu schulden kommen. Das gewand, auf welches Kriemhild das kreuz stickt, kann nur der waffenrock sein, das gewand, welches Siegfried auf der jagd trägt, ist das *pirsgewant*. So bezeichnet es der mitlere dichter 861*, 2, als solches wird es 892* fg. sehr genau beschrieben, entweder von ihm selbst[1] oder von einem jüngeren dichter, als solches wird es auch erwähnt

1) Vgl. Müllenhoff, z. Gesch. d. Nib. N. s. 64.

916, 3 in einer strophe, die unbedingt zu dem hauptbestandteil des liedes gehört. Also „hatte Kriemhild das verborgene kreuz in das kleid genäht, das er auf der scheinheerfahrt trug, auf welcher es sich auch Hagen (850, 4) genau ansah, um sich die stelle zu merken; jezt aber trug Siegfried ein anderes, das vorher (893) beschriebene jagdkleid.“ So sagt Lachmann in seiner schrift über die ursprüngliche gestalt des Nib. s. 82. 83. Siegfried trug also während der jagd das zeichen nicht auf seinem kleide, und dieses war auch durchaus nicht nötig: Hagen will ja nur wissen, wo die verwundbare stelle ist, vgl. 818, 4 *so ervare ich uns diu mære*, und der einmalige anblick dieser stelle ist dafür ausreichend. Wenn also die erzählung des mitleren dichters, für sich allein genommen, völlig korrekt ist, so hat er nur insofern ein versehen begangen, als er 921. 922 nicht beachtet hat, wo Hagen, während Siegfried sich über den brunnen beugt, das kreuz auf seinem gewande erspäht und *durch daz criuze* den ger schiesst. Somit widerspricht der umstand, dass hier das kreuz auf dem jagdgewande erscheint, jener erzählung in VII, wonach es Kriemhild auf den waffenrock nähte, und berechtigt zu der folgerung, dass die beiden lieder von verschiedenen dichtern verfasst sind. Daher sagt Lachmann anm. zu 921: „Wenn Hagen hier nach dem kreuz auf Siegfrieds jagdkleide sieht, so wird zwar der inhalt des siebenten liedes im algemeinen vorausgesezt, aber es leuchtet ein, dass nicht derselbe dichter sagen konte, Hagen habe das zeichen sich schon an dem kleide besehen, das Siegfried bei der scheinheerfahrt trug 850, 4. Es ist aber genug, wenn man beide lieder trent, eine veränderung wie ich sie sonst vermutet habe, und dass das folgende gesetz nicht echt sei, braucht man nicht anzunehmen.“ Dem entsprechend heisst es bei Müllenhoff Z. Gesch. d. Nib. N. s. 48: „Der widerspruch gegen die sonst in den Nibelungen, wie im mittelalter überhaupt herschende sitte, dass Siegfried auf der jagd im achten lied dasselbe gewand trägt wie am tage vorher im siebenten bei der scheinheerfahrt gegen die Sachsen, ist, wenn die lieder von verschiedenen verfassern sind, ebensowenig zu verwundern usw.“ So sehr auch diese ansicht Lachmanns und Müllenhoffs dazu dienen könte, die autorschaft des mitleren dichters für den hauptbestandteil von VII und den athetierten anfang von VIII zu bestätigen und diesen abschnitten gegenüber den hauptbestandteil des achten liedes als alte dichtung erscheinen zu lassen, so kann ich ihr doch nicht beistimmen. Ob man den verfasser der beiden lieder für denselben hält oder ob man zwei verschiedene annimt, ferner ob man im lezteren falle dem verfasser von VIII eine spezielle oder nur eine algemeine kenntnis des inhaltes von VII beilegt, die schwierigkeit bleibt ziemlich dieselbe. Wenn der

dichter vor der abfassung des siebenten liedes sein achtes lied schuf, so muste er eben eine heerfahrt voraussetzen und damit die zeichnung des kriegsgewandes. Und es wird niemand gelingen einen grund ausfindig zu machen, warum dieses kreuz auf den jagdrock Siegfrieds gekommen ist; dass aber Siegfried im achten liede ein nur für die jagd bestimtes *pirsgewant* trägt, geht aus den oben angeführten stellen, die sicher der älteren und mitleren, vielleicht auch der jüngeren dichtung angehören, unzweideutig hervor. Und wenn man wirklich dem älteren dichter eine solche gedankenlosigkeit oder einen solchen sonderbaren einfall in betreff jener zeichnung zutrauen will, wie wird man es weiter erklären wollen, dass diese ungereimtheit nicht dem mitleren dichter aufgefallen sein solte, dessen bearbeitung doch durchaus nicht den eindruck der oberflächlichkeit macht, und der eine so wichtige stelle wie 921. 922 hätte übersehen oder sie, ohne an dem widerspruch anstoss zu nehmen, unverändert hätte stehen lassen sollen? Und vollends, wenn wir den abschnitt über die ausrüstung Siegfrieds noch einem dritten dichter zusprechen, solte auch ihm, der eine so genaue schilderung von dem kostbaren jagdgewande Siegfrieds entwirft, dieser umstand gar keine bedenken erregt haben? Endlich bildet auch die strophe 922 durchaus keine zierde des liedes. Gleich der erste vers verlangsamt die gerade hier einen raschen gang fordernde entwicklung und macht den eindruck, als ob nach einer unterbrechung die darstellung von etwas neuem empfangen würde; in der reflexion in dem vierten verse möchte ich nicht sowol eine berechtigte epische eigentümlichkeit sehen als vielmehr ein zeichen mangelhafter fähigkeit des dichters. Und so bleibt uns nichts anderes übrig als zurückzukehren zu der älteren ansicht Lachmanns und diese stelle für den zusatz eines jüngeren nachdichters zu erklären, der, ohne klarere vorstellung von den tatsachen, das verschweigen des kreuzes bei dieser gelegenheit für einen mangel ansah und dasselbe an unpassender stelle und in ungeschickter weise anbrachte. Man wird daher 921, 4. 922 wol demselben verfasser zuweisen dürfen, von welchem 923* herrührt, und braucht dann auch nicht einmal den ausfall einer älteren strophe anzunehmen. V. 921, 4, in welchem „vermutlich stand, dass Hagen Siegfrieden schoss“ (Lachmann, Urspr. Gest. 82) kann ähnlich gelautet haben wie etwa IV 432, 4 *den schôz dô hin widere des starken Sîfrides hant.* Wenn es nun weiter heisst 924 *Der hêrre tobelîchen von dem brunnen spranc, im ragete von den herten eine gêrstange lanc,* so folgt an dieser stelle die wirkung ebenso unmittelbar wie 433 *Daz fiwer stoup ûz ringen als ob ez tribe der wint* und auch wie XIX 2001, 2. 3 *er schôz ûf Îringen, den helt von*

Tenelant, daz im von houbte diu stange ragte dan. Es würde sich auf diese weise eine stilistische verwantschaft mit anderen, unzweifelhaft alten stellen ergeben. Zugleich würde diese einfache behandlung des mordes, dieses verschweigen aller solcher nebenumstände, die bei der unverwundbarkeit Siegfrieds in betracht kamen, dafür sprechen, dass vielleicht auch hier wie an mehreren anderen wichtigen stellen (vgl. bd. XVI s. 356 fg.) an die unverwundbarkeit nicht gedacht wurde, und dass sie möglicherweise erst der mitlere dichter dem helden beigelegt hat.

Dass wir mit 937 wider auf mitlere dichtung stossen (s. s. 146), lässt sich auch an dem weicheren ton wahrnehmen, der dieser und der innerlich damit zusammenhängenden strophe 938 im vergleich zu den vorhergehenden charakteristisch ist. Auch hat 938 parallelen mit mitlerer dichtung: zu 938, 2ª *durch aller fürsten tugende* vgl. 566, 2ª. 1427, 2ª *durch dîn selber (sîn selbes) tugende;* zu 938, 4 *ez enwart nie leider an liebem vriunde getân* vgl. 724, 4 *im kunde an lieben friunden leider nimmer geschehen.*

Das zehnte lied ist, wenigstens in seinem ersten teile vom mitleren dichter bearbeitet, wie die strophen 1016 (s. s. 137 fg.). 1023 (s. 151). 1030 (s. 148). 1034. 1035 (s. 150) beweisen.

Der anfang des elften liedes, der über die entsendung Rüdegers handelt, kann seinem hauptbestandteil nach alt sein (vgl. s. 146) und nur an einigen stellen unbedeutende änderungen erfahren haben, so in 1091; doch zeigt schon das stück 1103—1110 ein tieferes eindringen der bearbeitung (s. s. 140). Im zusammenhange kann man die mitlere dichtung verfolgen in dem vorzugsweise von dem empfangsceremoniell handelnden abschnitt 1114—1133 mit einschluss von 1126* (s. bd. XVI, 57), auch 1138 und 1171 zeigt die weise des mitleren dichters (s. tabelle zu abh. I). Seine dichtung liegt wahrscheinlich vor in 1207—1209 (s. s. 136), sie kann den strophen 1210*—1219* untergelegen haben (s. s. 143) und wird sich vielleicht auch noch auf 1220 ausdehnen. Im folgenden erscheint wider eine spur von ihr in 1225, 1. 2. 1226, 3. 4 (s. s. 152. 156. 158).

Die fortsetzung des elften liedes 1242—1271 ist durchaus als mitlere dichtung zu betrachten, sowol der abschnitt über den ganz in den gewöhnlichen algemeinen formen verlaufenden empfang (—1262) als auch der abschnitt über den aufenthalt in Bechlaren und über den abschied (s. s. 144).

Das zwölfte lied enthält fast nur festschilderung; anteil des mitleren dichters ist daher vorauszusetzen, besonders da, wo momente von konventionellem charakter mit einer gewissen breite ausgeführt werden.

Das lied begint mit einer einleitung über Etzels herschaft, hof und helden, deren schluss *daz schuof des küneges milte, daz man in allen gap genuoc* 1275, 4 erinnert an *in güetlîchen êren man gap in allen genuoc* 748, 4, ähnlich 1674, 3. Obgleich 748 und 1674 stellen der mitleren dichtung sind, müssen wir dennoch bedenken tragen auch 1275. 1276 zu ihr zu rechnen. Zunächst sind zu vergleichen:

1274, 1. 2.	1326.
Etzelen hêrschaft *was wîten erkant,* *daz man ze allen zîten* *in sîme hove vant*	*Dô stuont mit solhen êren* *der hof und ouch daz lant,* *daz man dâ ze allen zîten* *die kurzewîle vant*
1275, 3. 4. *in swie getânem lebne* *sich islîcher truoc,* *daz schuof des küneges milte,* *daz man in allen gap genuoc.*	 *swar nâch ieglîchem* *daz herze truoc den muot,* *durch des küneges liebe* *unt der küneginne guot.*

Diese übereinstimmung ist kaum anders zu erklären, als dass ein jüngerer dichter, in der absicht die erzählung in XII zu einem in sich abgeschlossenen ganzen zusammenzufassen und von XI[b] zu trennen, eine einleitung machte, zu der er in ziemlich ungeschickter nachahmung den schluss (1326) benuzte. Andere umstände, welche diese strophen verdächtig machen, sind die art und weise der darstellung mit ihrer breite und ihren widerholungen, die übel angebrachte anticipation *die wâren mit im alle komen,* das den jüngeren abschnitten besonders eigentümliche hervorheben des christlichen und heidnischen wesens. Nimt man 1274. 1275 heraus, so schliesst sich 1276 an 1271 ganz passend an. 1276 ist an den parallelen mit V 633*, 1. 2 (mitlere dichtung, s. bd. XVI, s. 55) und VI 756, 3, sowie mit IV[b] 552, 3. 4 deutlich als mitlere dichtung zu erkennen. Wir sehen, wie der dichter in XII seine erzählung von der reise Kriemhilds fortsezt, ohne, wie es ja auch der natur entspricht, einen stärkeren einschnitt nach 1271 zu machen. Statt *Zeizenmûre* ist mit Müllenhoff *Treisenmûre* zu lesen (s. Henning, Nib.-Stud. s. 91). Im folgenden ist, wie es scheint, eine ältere kürzere darstellung von dem mitleren dichter umgedichtet und erweitert. Zu ihr können noch gehören 1277—1280; von 1282 an aber zeigt die schilderung des empfanges und des festes eine auffallende ähnlichkeit mit beschreibungen eines gleichen stoffes in den früheren liedern, namentlich mit der in IV[b]. 1282, 3[a] *wol vier und* [a] entspricht III 265, 3[a] *zwein und drîzec fürsten.* 1283 [illegible] ihnten *Vlâchen* zum zweiten mal. 1283, 4

ist zu vergleichen mit 778, 4. Weiter sind folgende parallelen zu beachten: 1287, 4 = III, 282, 4. 1289 = XVII^{b} 1746 und III 308, 4. 1295, 2 = IV^{b} 552, 1. 1296 = IV^{b} 551; zu 1299, 1. 3 vgl. 554, 2. 555, 1. 2 — überhaupt haben gerade die schilderungen der kampfspiele in IV^{b} und XII grosse ähnlichkeit mit einander. Der parallelismus geht weiter in 1302 = V 595, 2. 3 (hoffest) und IV^{b} 527, 4. 1307 = IV^{b} 560, 3. 4, 1309 = XIII 1427, 3. 4 (s. s. 142). 1310 = VI 744, 3 und XVII^{b} 1755, 3. 1316 = IV^{b} 529, 3. 4. Aus diesen zahlreichen parallelen dürfen wir auf eine im wesentlichen zusammenhängende dichtung schliessen, wenn auch von der älteren dichtung noch einzelne verse, vielleicht selbst eine oder die andere strophe (wie etwa 1311) erhalten sein mögen. Das folgende, das die beschreibung der Donaufahrt, die angabe über Helches ingesinde und die algemeine charakteristik von Kriemhilds macht und dem glanz des hofes enthält, kann wider überwiegend alt sein; nur eine parallele 1320, 4 = III 306, 4 habe ich bemerkt.

Im dreizehnten liede kündigen schon in der erzählung von der bestellung der botschaft einige strophen sich als eigentum des mitleren dichters an: 1348. 1350. 1357 (s. 137. 146), wahrscheinlich gehört auch 1353 dazu (s. 159). Zusammenhängend liegt uns seine dichtung vor in der darstellung des empfanges der boten: 1369 (s. 136) — 1387, auch der abschied 1423—1434 ist wol volständig sein werk: zu 1423, 3. 4 vgl. VI 693, 3. 4, über 1427—1434 s. s. 142. 148. Auch am schluss begegnen wir seiner dichtung: 1444, 3 = a 68, 3. 1445 = IV^{b} 527. 528.

Im vierzehnten liede hat der mitlere dichter die strophen 1447 und 1453 wol nur teilweise umgeformt, in den folgenden strophen 1456. 1460—1462. 1464 der älteren dichtung zum teil einiges äusserliche detail angefügt, weit mehr aber sie erweitert mit subjektiven ausführungen, die in reflexionen und in bemerkungen über die empfindungen bestehen. Vgl. s. 150. 158 fg.

Das fünfzehnte lied müssen wir im ganzen dem mitleren dichter zusprechen. Der empfang, die bewirtung, der abschied stimmen in ihrer darstellung zu allen ähnlichen schilderungen (vgl. s. 137. 143. 150. 155 fg.), auch die verlobung zeigt eine auffallende ähnlichkeit mit der in IV^{b} 568—570. Nur sind diese gegenstände freier behandelt als sonst, so dass uns das ganze ceremoniell zwangloser erscheint. Man sieht, wie der dichter hier mit lebhafter innerer teilnahme seinen stoff erfasst hat. Und wenn irgend eine person im Nibelungenliede, so muste auch ihm, dem östreichischen dichter, Rüdeger sympathisch sein. Hat nun zwar der mitlere dichter dem ganzen liede

seinen eigentümlichen charakter aufgeprägt, so schliesst dieses doch nicht aus, dass die grundlage noch an mehreren stellen zu tage tritt, namentlich wird man dieses da annehmen, wo beziehungen zur Thidrekssaga vorhanden sind, so besonders in dem abschnitt 1632—1640, vgl. Thidr. c. 370, ebenso von 1661 an, vgl. Thidr. c. 369. 373. 375.

Mit dem abschnitt 1656 fg. (XV^b) greift die mitlere dichtung hinein in das sechzehnte und siebzehnte lied und in die ältere darstellung des empfanges. Als mitlere dichtung erkennen wir noch 1674 (Dankwart) und die wider der höfischen sitte stark rechnung tragende schilderung des empfanges durch Etzel 1742—1755, ferner str. 1757 (s. s. 155). Von dem folgenden gehören vielleicht noch die strophen 1762—1764 dazu, die eine beschreibung der auch sonst bei höfischen dichtern vorkommenden kostbaren stoffe enthalten und eine gewisse ähnlichkeit mit IV^b 533 fg. haben, wo gleichfals höfischer luxus geschildert wird. — Dass die erzählung von dem festtage ihre jetzige form durch kleinere oder grössere zusätze und veränderungen gleichfals von dem mitleren dichter erhalten hat, zeigen stellen wie 1790 (vgl. 1262), 1807—1809 (vgl. 753. 1247), 1811 (zu v. 3 vgl. 307, 2), 1815 (vgl. 265, 2^b), 1831 (vgl. 246).

II. Die jüngere dichtung.

Bei dieser übersicht über die ausdehnung der jüngeren dichtung wird alles das berücksichtigt werden, was in der ersten, zweiten und dieser vierten untersuchung behandelt ist, oder was in zusammenhang steht sowol mit den bezeichneten jüngeren teilen als auch mit den bisher besprochenen teilen der mitleren dichtung. Athetierte strophen, die in den bisherigen untersuchungen noch nicht berührt sind, aber entweder in enger verbindung mit jüngeren oder innerhalb der mitleren dichtung stehen, nehme ich ohne weiteres unter die jüngere dichtung auf (s. anm. zu s. 139). Der versuch einer unterscheidung verschiedener verfasser muss vorläufig ausgeschlossen bleiben.

I. 30*—44* (bd. XVI, s. 54). 61*—67* (s. 138).

II. 171* (s. 152). 260*—263* (bd. XV s. 234).

III. 269*. 276* (L). 291* (bd. XVI s. 54). 323* (L).

IV^a. 340*—359* (s. 135). 361*. 362* (s. 156). 390*—392* (L). 393*—397* (bd. XV s. 233 fg.). 446*—489* (s. 143 fg.).

IV^b. 539* (bd. XVI s. 56). 541* (bd. XVI s. 54). 553* (bd. XVI s. 56). 564*. 565*. 571* (L).

. 3. 635. 636* (bd. XVI s. 54—56

vermutlich 648*. 649*. 653*. 656*.

VI. 690*—692*. 695*. 719*. 720* (L.). 727* (s. 152). 729* (L). 734* (vgl. 3*, 2. 210*, 1). 739 (vgl. 200*). 743* (L).

VII. 814* (bd. XVI s. 54).

VIII. 860* (s. 164). 921, 4. 922. 923 (s. 165 fg.).

X. 1014* (L). 1015 ist von 1014* nicht zu trennen (s. Rödiger krit. bem. z. d. Nib. s. 18 fg.), und v. 4 stimt überein mit 125*, 3. 1136*, 4.

XI. 1094*—1096* (s. 140). 1097*—1099* (L). 1102* (s. 135). 1105, 4*—1106, 3* (L). 1111*—1113* (s. 135). 1115*, 3—1116, 2*. 1118*. 1119* (bd. XV s. 233). 1124*. 1128*. 1129*. 1135*—1137* (L). 1210*—1219* (volständig? s. 143). 1221*. 1225, 3*—1226, 2* (L). 1227* (vgl. 553*, 4).

XI[b]. 1252*. 1261*. 1270* (L). 1272* (vgl. 34*, 4), damit verbunden 1273*.

XII. 1274. 1275 (s. 168). 1312*—1314*. Das masslose schenken begegnet wider in anderen jüngeren abschnitten, s. bd. XVI s. 50 fg. In 1312* scheint 226. 227* nachgeahmt zu sein.

XIII. 1349* (s. 135). 1358*—1360* (L, s. auch s. 159). 1365*—1368* (s. 145. 147). 1370, 3*—1373*, 2 (bd. XV s. 233). 1374*—1377*. 1381*—1384* (L). 1425*—1426* (L). 1428*—1432* (s. 142). 1446* (s. 137).

XIV. 1448 (s. 145). 1454*. 1455*. 1463* (L).

XV. 1609*. 1615*. 1618*—1620*. 1634*—1635*. 1641* (L).

XVII. 1745* (L). 1811* (L).

Die handschriften A B C.

Wir müssen zum schluss noch unsere blicke auf die der tabelle beigefügten varianten richten. Einige von denselben zeigen leichte und naheliegende änderungen, die es zweifelhaft lassen, welche redaktion die ursprüngliche lesart vertritt. Solche sind 709, 4. 1292, 2. 1464, 1. 1593, 4. So haben auch die stellen, wo A einen geringeren parallelismus enthält, nur so kleine abweichungen, dass daraus durchaus kein schluss auf die originalität zu ziehen ist. Bedenken könte nur die stelle 1091, 4 machen. Wir können hier aber die entwicklung leicht erklären. Der anschluss *sô hâstu* B ist unzweifelhaft logischer als *und hâst ouch* A. Darum hat B geändert. Dann entsteht aber eine unangenehme häufung des *sô*, daher hat C die worte *sô rehte verre getân* in die wendung *mit grôzen triuwen getân* umgewandelt, die auch 1133. 1221* an derselben stelle der strophe begegnet.

In einer plusstrophe bringt B noch eine parallele zu anderen parallelen: 348, 20 stelt sich neben 66*, 4 und 1102*, 4. Eine parallele in einer plusstrophe gestattet aber nicht einen schluss auf die originalität der stelle, da der nachdichter selbstverständlich an seinen vorgänger sich anlehnt. Wir können noch dazu an dieser parallele ein ähnliches verhältnis zu dem originaltexte wahrnehmen wie bei parallelstellen jüngerer dichtung zu einem ihnen parallelen texte der mitleren. Die beiden parallelen in 66* und 1102* stehen näher zu einander als zu 348, 20, und dieses muss man ebenso wie in jenen anderen fällen als einen beweis für die nachahmung in 348, 20 gelten lassen. Aber auch noch andere abweichungen des textes B können als änderungen am original nachgewiesen werden. Schon *kinden* 1103, 4 statt des in diesen schlussformeln so gewöhnlichen *frouwen* ist als änderung verdächtig, noch mehr *reichte* 1217, 2 statt *teilte*, vgl. 316. Neu hereingebracht ist entschieden *ir êre* in 1448, 4, wo A *si* hat, ebenso wie in den parallelstellen 1030. 1646. 1094*. 1366 nur das personalpronomen gebraucht wird. Ganz deutlich tritt uns aber entgegen, wie B abgewichen ist, in den strophen 634*. 636*. Dass in 634* die fassung der handschrift A allein die ursprüngliche ist, erweist der parallelismus mit 165. Hier wie dort wird im ersten bis dritten vers von dem beschenken der eigentlichen gäste, das eine mal der festgäste, das andere mal der gesanten, gesprochen; der vierte vers fügt dazu den fröhlichen abschied, an beiden stellen mit den gleichen worten schliessend. Die beiden nächsten strophen sind erst später angesezt (s. bd. XVI s. 56). Dadurch sind gewisse unebenheiten entstanden. Das schenken komt zweimal vor: das erste mal massvoller gehalten, das zweite mal in spielmannsmässiger übertreibung. Ebenso widerholt sich der abschied. Das verfahren des redaktors B liegt hiernach klar. Er nahm mit recht anstoss an diesen widerholungen. Daher brachte er einerseits ein neues moment hinein, indem er statt *küenen* schrieb *varnden* und fortfuhr *die dâ gâbe gerten*, bezog er das erste schenken auf die fahrenden, die mit ausnahme des ersten festes* nicht im Nibelungenliede vorkommen, und erst bei dem zweiten schenken gedachte er der eigentlichen *geste*. Anderseits ersezte er das nach dem voraufgegangenen *schieden dan* unangenehm widerholende *ez sciet von dannen* 636*, 4 durch die nichtssagende wendung *daz wolde Gunther der degen*.

Was C betrift, so bedarf es wol kaum eines hinweises auf die zahlreichen abweichungen vom original, die sich der redaktor erlaubt hat, wie in 492*, 3 139, 4. 1626, 1. 1102*, 4. 475*, 1. 1349, 1. 2.
8. 4. 1130, 1. 78, 1. 504, 1. 2. 678, 1. 2. 1444, 3.
m lässt sich die abweichung von A als eine ände-

rung erkennen. So scheint 165, 4 C *urloup si dô nâmen* wegen des engeren anschlusses an stellen wie 848, 4. 646*, 1 ursprünglicher zu sein. Dass es in wahrheit nicht das ursprüngliche ist, beweist die dadurch bedingte fassung des übrigen verses, indem der wendung *unt fuoren* aus den s. 154 zusammengestelten formelhaften schlüssen nichts analoges sich zur seite setzen lässt. Ebensowenig begegnet eine wendung wie *mit vreuden* in den 367*, 4 verwanten strophenschlüssen. Aus dem gleichen grunde ist auch der ausdruck *minneclîche* C 646, 4. 1604, 4. 1757, 4 statt des normalen *vrœlîche* für eine änderung anzusehen. In C 1649, 3. 4 und 1650, 1. 2 sind die ausdrücke umgestelt. Dass hier nicht in A und B am original geändert ist, geht daraus hervor, dass durch die verteilung der ausdrücke in C str. 1649 von 71 sich entfernt. Die bedeutendste änderung, die C vorgenommen hat, ist in 1460. Die strophen 1456—1462 laufen, mit ausschluss der Rumoltstrophen 1457—1459, parallel mit 1647—1650. C durchbricht diesen parallelismus, indem es nach 1460 zwei neue strophen einsezt, welche einen speziellen vorfall erzählen und so die zusammengehörigen algemein charakterisierenden strophen auseinanderreissen. Hierbei nimt der redaktor einen vers mit geringer änderung aus dem ersten liede auf; wie dort Siegfried zu Sieglind, so sagt hier Gunther zu Brunhild: *Ir sult niht frowe, weinen durch den willen mîn.* Diesen vers hat er aber merkwürdigerweise nicht ssinem eigenen texte, sondern seiner vorlage entnommen, denn AB hat 62, 3 *frouwe, ir sult niht weinen,* während in C steht *ir ensult niht weinen.* — Bei diesen so zahlreichen und so deutlich erkenbaren änderungen in C hat man auch im algemeinen kein recht jene kleinen abweichungen, wo C zuweilen einen genaueren parallelismus hat, auf treuere überlieferung zurückzuführen. Denn wenn diese redaktion sich in ihren änderungen sehr häufig so weit vom original entfernt, dass der parallelismus ganz aufgehoben wird, so ist es auch anderseits nicht ausgeschlossen, dass hie und da in kleinigkeiten zufällig eine grössere ähnlichkeit durch die änderungen herbeigeführt wurde. Hierauf ist aber um so weniger gewicht zu legen, als es sich in solchen fällen eben nur um ganz unbedeutende formale nüanzierungen handelt, und als noch dazu C in diesen meist ganz allein steht, während B der redaktion A folgt.

MÜHLHAUSEN IN THÜR. E. KETTNER.

ZUR THEOLOGIE IN DEM PARCIVAL WOLFRAMS VON ESCHENBACH.

Es ist eine erfreuliche erscheinung, dass, nachdem ich in meinen „Parcival-studien," bd. II und III, und in der „Vergleichung von Wolframs Parcival mit Albrechts Titurel" (Pfeiffer, Germania VIII, 175. 1863 und meine „Rückblicke" usw. Leipzig und Quedlinburg. Basse. 1872) eine lebhaftere anregung gegeben hatte, auf das religiöse element unsers gedichtes näher einzugehn, auch diese seite desselben weitere erörterung zu finden anfängt, worauf bisher leider die herren Germanisten von fach sich wenig, ja fast gar nicht eingelassen haben, obwol sie doch erkennen solten, dass in vielen stellen des gedichts die sprachliche worterklärung nicht ausreicht, den vollen sinn des gebrauchten ausdrucks zum klaren verständnis zu bringen. Es ist aber mit dem betreten des religiösen gebietes ebenso natürlich als unvermeidlich, dass bei der erörterung der differenzen in der auffassung der christlichen glaubens- und heilslehre, soweit sie im gedichte berührt wird, — und in der tat bildet sie den kernpunkt desselben — die ansichten entschiedner hervortreten und sich kreuzen, jenachdem der interpret vom katholischen oder evangelischen standpunkt seinen ausgang nimt. Diese differenzen treten mir besonders entgegen in der schrift: „Die leitenden Ideeen im Parcival" von Seeber,[1] studienlehrer in Inspruck, der mir auch bd. XII, s. 77 dieser zeitschr. eine belehrung über die laienbeichte hat zukommen lassen,[2] und in Domanigs Parcivalstudien heft II, Paderborn, Schöning, 1880: „Der Gral des Parcival," der s. 22, 24, 64 meine auffassung als auf heiligem eifer und confessioneller liebhaberei und voreingenommenheit beruhend bezeichnet, und beide scheinen es übel zu vermerken, dass ich dem ultramontanen priester Albrecht nach seinem Titurel in Wolfram nach seinem Parcival den evangelischen ritter gegenübergestelt habe.

Soweit wir indess in der algemeinen begründung und in einzelnen punkten auseinandergehen, so genau treffen wir doch im endresultat überein, das Seeber s. 180 dahin zusammenfasst: „Die führung Parcivals durch die nacht des irtums und der sünde (*zwîvel*) empor zum

1) S. Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, bd. II s. 56—75 und 178—200.

2) Wozu ich nur bemerke, dass Peter, der Lombarde, nur erst thesen (dici potest) aufstelte, die erst später zum teil nach manchem streit zu officiellen kirchensatzungen erhoben wurden; und Thomas v. Aquino die laienbeichte nur quodammodo sacramentale nent, quia deest id, quod est ex parte sacerdotis, sie also verwarf. S. unten die zeugnisse Guiots, Walthers und Freidanks.

licht der wahrheit und des friedens, das ringen seiner seele nach dem einzigen wahren glücke, das ist der ergreifende grundton des ganzen gedichts, an den alle die mannigfachen abenteuer in den volsten accorden anklingen." — Wenn wir dagegen im apocalyptischen stil von Görres in seiner „Mythengeschichte der asiatischen Welt" (Heidelberg, Mohr und Zimmer, 1810) bei Seeber, s. 58 lesen: „In den mythen Hindostans wurzelt die sage vom irdischen paradiese, wie sie allen völkern als erbgut der urgeschichte gemein ist, nur dass sie hier in der speciellen form erscheint, dass vom paradiese eine reliquie in gestalt einer schale zurückgeblieben, welche reichliche gaben spendet. Diese orientalische auffassung von einem zurückgebliebnen paradiesglück fand auch bei den abendländischen völkern insofern eingang, als die celtisch-germanische mythe ihr eignes bewustsein vom paradiese, wie es sich z. b. im märchen „Tischchen decke dich" ausspricht, der orientalischen form einer glückspendenden schale anbequemte. So wurde die schale zur *gradalis*, zum Gral. Die Gralsage ist demnach ursprünglich nichts andres, als eine verdunkelte erinnerung an das paradies der Bibel, wie sie sich mehr oder weniger bei allen völkern unter allen himmelsstrichen findet" — — so ist es schwer, in so wenigen zeilen mehr phantasmata zusammen zu fassen, als hier bunt durcheinander geworfen sind. Der verfasser drückt gewaltsam beide augen zu, um das historisch gegebene material, das vor ihm liegt, nicht zu sehen, und einem scheinbilde nachzugehn, das ihm Domanig in der parallele des lebens und wesens der graldiener mit dem paradiese, wie solches Thomas von Aquino in seiner Summa theologiae schildert, vorgezaubert, aber damit arg in die nesseln geführt hat. Domanig nent (l. c. s. 24) den Thomas „einen jüngern zeitgenossen Wolframs, der mit unbestrittenem rechte als der vornehmste vertreter der theologischen anschauungen des ganzen mittelalters gilt" — (d. h. doch höchstens der gelehrten scholastiker und des klerus, nicht aber der grossen ungelehrten volksmassen!) — Er ist indess erst 1224 geboren, erhielt 1257 die theologische doktorwürde und starb 1274; während Reinbot von Dorn, dessen dichterzeit in die jahre 1225—1230 zu setzen ist, von Wolfram bereits als von einem verstorbenen spricht. Es kann daher gar nicht daran gedacht werden, dass Wolfram des Thomas ideen gekant habe, und ihnen in seiner dichtung gefolgt sei, sondern man müste eher annehmen, dass umgekehrt Thomas den Wolfram abgeschrieben habe. Oder diese ideen müsten fast ein halbes jahrhundert vorher in Frankreich schon so schneeflockendicht in der luft gelegen haben, dass die vordichter Wolframs sie leicht einatmen und widergeben

konten. In Crestiens Contes del Gral fehlt aber noch das Wolframsche Templeisentum in seiner feineren ausbildung, das er indess vielleicht später erst in seinem werke ausführen wolte, obwol seine fortsetzer davon nichts spüren lassen. Wolfram kann es daher nur aus Kyots bearbeitung der sage kennen gelernt haben, und diese beruht wider auf dem manuscript des grafen Philipp von Elsass und Flandern, nach dem auch Crestien dichtete, und das er die Chronik von Anjou zu nennen scheint: wenn nicht Guiot von Provins selbst diese darstellung erst in die dichtung hineingetragen, oder einer ähnlichen dunklen andeutung deutlichere ausbildung gegeben hat. Denn es ist nicht zu übersehen, dass Wolfram im anfang seines gedichts nur algemein die Aventüre als seine autorität nent — mir ward gesagt — ich hörte sagen — die Aventüre spricht usw. — und ziemlich spät erst, P. 416, beim namen Liddamus sich mit nachdruck auf Kyot namentlich beruft, und zwar an einer stelle, wo er von Crestien abweicht, worauf schon Rochat, Germ. III, 104 aufmerksam gemacht hat:

P. 416, 20: *Kyôt in selbe nennet sus.*
Kyôt la schantiure hiez,
den sîn kunst des niht erliez,
er ensunge und spræche sô
dês noch genuoge werdent vrô.

Noch nachdrücklicher ist darauf hinzuweisen, dass bei Crestien der aufenthalt Parcivals beim einsiedler und dessen belehrung über den Gral und dessen geschichte in 167 versen (von 6257—6424) sehr kurz abgetan wird, während Wolfram (P. 425, 1—502, 30) dazu in aller ausführlichkeit 1530 verse verwendet, und zur rechtfertigung dieser inhaltschweren zusätze sich wider auf Kyot beruft, der ihm hier auch seine quellen, den Flegetanis, das buch von Toledo und die chronik von Anjou suppeditiert, die man, mit ausnahme der lezteren, indess nur als von ihm erfunden annehmen kann (vgl. auch Rochat, l. c. 107). — Also ist die darin gegebene schilderung des Templeisentums und des Gralreichs hier entschieden als in der dichtung Guiots, die in die zeit von 1190 bis 1202 zu setzen ist, enthalten bezeichnet, dem also, wenn man den ausdruck liebt, die darstellung des biblischen paradieses gebührt, in der nur der garten Eden in eine der ritterdichtung entsprechende stolze königsburg verwandelt ist. Ist aber diese schilderung auch schon im manuscript des grafen Philipp von Flandern und Elsass enthalten gewesen, dem Crestien folgte, sehr wahrscheinlich aber auch Guiot von Provins, so rückt sich das zeugnis dafür bis mindestens 1170—1180 zurück, ein zeitpunkt, in dem an Thomas von Aquino in der welt noch nicht ge[illegible]n.

Es ist zwar richtig, dass schon die ältesten völker, sobald sie reif waren, über sich selbst nachzudenken, sich einen himmel erdachten, worin ihnen alle freuden des irdischen lebens, die sie hienieden nicht nach lust und vermögen befriedigen konten, gewährt wurden, oder sich einen wunschort, oder ein wunschmittel (z. b. Fortunats wunschhütlein) erdichteten, wie solche träume sich fast bei allen völkern in sagen und märchen widerholen, und daher auch im germanischen götterhimmel der von Walküren kredenzte methbecher, im griechischen elysium alle glückseligkeit, anderwärts die wollüstigen Huris und Peris usw. reiche verwendung fanden, während das biblische paradies wol nur den jüdischen stämmen vorbehalten bleiben konte. Mir fehlt allerdings die verführerische kunst, die hieroglyphen der mythologie genügend lesen zu können, insonderheit behufs der kritik eines concreten werkes christlicher verfasser des 12. und 13. jahrhunderts der christlichen zeitrechnung, und ich kann, was Görres in seiner ausgabe des Lohengrin (Heidelberg, Mohr u. Ritter, 1813 s. XIV) vom Heliotrapezon der frommen Aethiopen, vom altägyptischen Hermesbecher, dem becher des Dschemschid, Hercules und Bacchus der Mysterien, von den Sidhas und Yacshas, von Cridawana, dem lustort Mahendras, wo wissenschaft und erfüllung aller wünsche völliglich erlangt wird usw. erzählt, nur als farbentropfen auf der palette betrachten, aus denen der malende dichter späterer zeiten je nach belieben und einsicht den pinsel tränkt zu geistvollen zügen in seinem gemälde, das er auf der staffelei in arbeit hat, nicht aber als eine feste positive tradition, die nur im laufe der zeit unbewusst oder je nach verständnis der völker sich fortpflanzt, wandelt und umdeutet, oder gar als glaubensartikel festgehalten wird.

Nach Seeber s. 59 „gieng wol die Christianisierung der sage in Spanien vor, wohin sie durch die Araber mochte gebracht sein.“ — Nun hat aber F. Wolf, der gründliche kenner der altspanischen litteratur, ausführlich nachgewiesen, dass in derselben bis zum 14. jahrhundert nicht die geringste spur vom Gral oder gralähnlicher sage zu entdecken ist, und nur dann erst die französischen Gralromane zur kentnis dahin gekommen sind. Dem irlicht, das Guiot in dem fisîôn Flegetanîs und dem heidnischen manuscript von Toledo aufgesteckt hatte, tapte auch ehrlich Albrecht im Titurel nach (str. 304 — 306. 450. 5100. 5791 usw.), nachdem er in Spanien ein Sct. Salvator und Salvaterra aufgefunden hatte, und es war verlockend genug ihm zu folgen, bis sich neue einblicke in die altfranzösische litteratur eröfneten, und Robert de Borrons Petit Sct. Graal seinem inhalt nach näher zugänglich geworden ist.

h-Hirschfeld, die sage vom Gral (Lpz. 1877), s. 213 fg. weist

jene ansichten entschieden zurück. — Ebenso unrichtig ist Seebers angabe, s. 59: dass schon in der Historia usw. des Gottfried von Monmouth (um 1130) Artus als könig des Grals bezeichnet sei, indem darin des Grals mit keiner silbe gedacht wird. Ebensowenig findet sich im Roman de Brut des Wace (um 1150), einer freien metrischen übersetzung von Gottfrieds Historia, die geringste andeutung darauf, und da er schon eine lange declamation gegen Gottfried darüber hält, dass dieser nicht einmal der stiftung der tafelrunde durch Artus namentlich gedenkt (s. diese zeitschr. bd. XVI, s. 153), würde er gewiss nicht unterlassen haben, noch mehr über die verschweigung des Grals zu schelten, wenn derselbe überhaupt schon in den gesichtskreis der französischen romanciers eingetreten, oder in die volkssage eingedrungen wäre. Robert de Boron sagt selbst ganz bestimt, dass vor ihm noch kein sterblicher mensch von dem Gral geschrieben habe, und diese angabe wird auch von der altfranzösischen litteratur dadurch bestätigt, dass bis jezt sich nichts davon in ihr hat auffinden lassen. Im ersten teile seines Petit Sct. Graal, der legende von Joseph von Arimathia, ist bereits deutlich die grundidee des Grals angedeutet (s. Birch-Hirschfeld l. c. s. 152): „Der Heiland sprach zu Joseph, indem er ihm das kostbare gefäss gab, in dem das heilige blut war: Du wirst es wol zu bewahren wissen, und darfst es nur drei menschen zum besitze übergeben. Im namen des vaters werden sie es empfangen, und des sohnes, und des heiligen geistes. Und alle müssen glauben, dass diese drei personen eine sind, und jede person eine für sich ist. — Und weiter sprach Christus: Joseph, du weisst wol, dass ich im hause Simons mit meinen gefährten am donnerstag zu abend speiste, und den wein und das brot dort segnete und sprach: dass sie im brote mein fleisch ässen, und im wein mein blut tränken. Und in manchem lande wird diese tafel hergestelt werden. Wie du mich vom kreuze nahmst und ins grab legtest, so wird man mich auf den altar legen, wenn man mich opfern wird; das tuch, in das ich eingehült ward, wird corporale genant werden; das gefäss, in das du mein blut brachtest, als du es aus meinem leibe gesammelt, wird calix heissen; die patena, die oben darauf liegen wird, bedeutet den stein, unter dem ich versiegelt ward, als du mich in das grab legtest. Alle, die Josephs gefäss sehen werden, sollen in Christi gemeinschaft sein. Ewige freude und ihres herzens fülle werden alle haben, die diese worte erfassen und annehmen wollen. In gerichtshöfen werden sie nicht ihres rechtes beraubt, und in schlachten werden sie nicht besiegt wer-

den.“ [1] — Und weiter l. c. s. 154: „Als nach befehl einer himlischen stimme Hebron den fisch auf die tafel sezte und alles volk daran platz nahm, hatten alle, die an die h. trinität und an die gebote und lehren Christi glaubten, sogleich ihrer herzen süssigkeit und ganze erfüllung, während die anderen nichts davon spürten, woran Joseph sie als sünder erkante, und das waren die proben des gefässes.“

Borons zweiter teil „von Merlin“ beruht lediglich auf wälscher tradition, nur sind die kurzen angaben bei Nennius § 41 i. f. und § 42 (s. 55 meiner ausgabe) und in Gottfrieds von Monmouth Hist. L. VI, c. 17 u. 18 (s. 90 und anm. dazu s. 320 fg. meiner ausgabe) über die geburt Merlins weiter ausgeführt. Die geschichte des Grals und seiner hüter bleibt fast unberührt, nur wird hervorgehoben, dass die tafelrunde, als nachahmung der tafel Josephs, errichtet ward, an der jedoch ein platz unbesezt bleiben solte, der aber nur zur zeit des königs, der nach Uter kommen wird (d. h. Artus) wird besezt werden; und als ein andrer sich darauf sezte, ward er von der erde verschlungen, wie Moses an der tafel Josephs (B.-Hirschf. s. 168); und ward Artus, nachdem er das wunderbare schwert aus dem ambos gezogen, und geschworen hatte, gott, die h. jungfrau und alle heiligen zu zeugen nehmend, die h. kirche zu bewahren und recht und gerechtigkeit zu üben, feierlich als könig von Logres gekrönt (nicht als könig des Grals). — Aber der dichter schliesst diesen abschnitt mit der bemerkung (B.-Hirschf. l. c. s. 170): „Und ich, Robert de Boron, der ich dieses buch verfasse, darf nicht länger sprechen von Artus, bis ich gesprochen von Alain, dem sohne Brons, und ich richtig dargestelt habe, weshalb Brittanniens leiden sich einstelten, und so, wie das buch es erzählt, muss ich erzählen und darstellen, was für ein mann Alain war, welches leben er führte, und welcher erbe von ihm ausgieng, und welches leben seine erben führten. Und wenn zeit und ort sein wird, werde ich wider von Artus sprechen und von seinem leben seit seiner erwählung zum könig.“

Beide teile, Joseph von Arimathia und Merlin, werden unbestritten dem Robert de Boron zugesprochen, und ebenso gesteht auch Seeber s. 59 zu, dass Boron in seinem ersten teile die oft genanten über das achte jahrhundert hinausgehenden apokryphen mit der legende von

1) Hierin scheint das stichwort zu liegen, welches anlass zur hereinziehung des sieghaften Gralschwertes, das Amfortas dem Parcival gab, und das anscheinlich von Artus auf den fischerkönig übertragen ward, in die romane der späteren nachdichter gab.

Joseph von Arimathia weiter verarbeitet, und in die gestalt eines geistlichen abenteuerromans gebracht hat, nicht aber, wie er sagt, erst um 1200, sondern schon etwa 20 jahre früher, da er älter als Crestien und von diesem augenscheinlich gekant und benuzt ist. Er kann aber auch nach Birch-Hirschfelds l. c. s. 221 und 222 weiterer ausführung nicht leugnen, dass in jenem ersten teil Borons deutlich ausgesprochen ist, dass das bekentnis und der glaube an den dreieinigen gott der christenheit grundbedingung zur gemeinschaft im grale ist, und dass hier schon deutlich auf die weihe der hostie und die symbolik der feier des messopfers hingewiesen ist. Solten wirklich männer wie Boron und seine nachdichter das evangelium Matth. 6, 26, das schon die abendmahlschüssel zur hochheiligen reliquie stempelt, und die in geduldigem glauben weiter getragene legende von Joseph von Arimathia, ja ihr eignes christentum so gänzlich verleugnet haben, dass sie nach Hindostan giengen, um hier den urbegriff des Grals zu finden, und ihm „in der darstellung des biblischen paradieses seine tiefste bedeutung wider zu geben?“ (Seeber, s. 64.) Gewiss wären sie so in das reich des „unbewussten“ gefallen, und wird hier ein geistreiches spiel mit zwar glänzend schillernden, doch luftigen seifenblasen getrieben, zu denen Domanig, bei aller achtung vor seiner gelehrsamkeit und seinem scharfsinn, das gebläse, und Thomas von Aquino die seife gegeben hat. — Und was die speisung durch den Gral anlangt — solte den alten geistlichen dichtern da wirklich der sonnentisch der Äthiopen, oder das märchen „Tischchen decke dich“ (wozu übrigens zur erfüllung der bei märchen üblichen trias auch das märchen vom goldesel und knüppel aus dem sack gehört; s. Grimm, Kinder-M. bd. III) näher im gedächtnis gelegen haben, als die weinspende bei der hochzeit zu Kana (Joh. 2), Petri fischzug (Luc. 5), die speisung der 5000, und der tausende mit sieben broten (Marc. 6 und 8)? Es wäre doch freventlich, diese biblischen geschichten auch etwa auf erinnerungen aus Hindostan zurückführen zu wollen!

Was aber den dritten und für uns interessantesten teil des Petit Sct. Graal, den „Percival,“ anlangt, der nur in einer prosabearbeitung vorhanden ist, so hält Birch-Hirschfeld ihn nicht blos auch für ein, wenn auch später mehrfach interpoliertes werk Borons, sondern auch für die vorlage zu Crestiens und Gautiers de Doulens ferneren romanen, was beides jedoch Martin in seiner kritik des B.-Hirschfeldschen werkes (Anzeiger zu Haupt, z. f. d. a. bd. XXIII, 1879, s. 86) bestreitet. B.-Hirschfeld, s. 241 sezt die entstehung des Petit Sct. Graal in die zeit von 1170—1189. Martin (l. c. s. 87) schiebt den terminus a quo bis 1183, da Gautier von Montbéliard, in dessen auftrage Boron schrieb,

seinem vater in der regierung der grafschaft folgte, vor. Dass der dem Boron zugeschriebne Percival des Petit Sct. Graal nicht Crestien zur vorlage gedient habe, beweist Crestien durch angabe seiner quelle, des manuscripts des grafen Philipp von Flandern, das demnach mit Borons Percical identisch sein müste, obwol Boron in den zwei ersten teilen genant wird; und es wäre auffällig, wenn Crestien dies übersehn oder ignoriert haben solte. — Es sind gewisse beziehungen der zwei ersten teile zum dritten nicht zu verkennen, die aus den nicht angezweifelten übergängen und einleitungen Borons von ihm selbst angedeutet sind. Man sieht schon aus dem übergang zum Merlin, wie die aus Gottfried von Monmouth gequollene wälsche sagenflut ihn in verlegenheit sezt, bis es ihm glücklich gelingt, das teufelskind Merlin, dem Satan zum hohne, zum heilsführer zu machen durch stiftung von Artus tafelrunde, als nachbild der biblischen abendmahlstafel; aber seine oben allegierten worte stellen auch schon in sicht, was er ferner zu erzählen verspricht, und was wir im dritten teile wirklich finden, freilich reichlich wider gemischt mit weiteren wälschen abenteuergeschichten, deren fülle ihn vielleicht noch mehr in verlegenheit gesezt hat, als dies bei abfassung des Merlin geschah: „Er wird erzählen von Alain, und welcher erbe von ihm ausgieng.“ d. h. Percival, der erwählte sucher des Grals, der hier von Artus tafelrunde getrennt wird, dessen finder aber doch zuvor tafelrundritter gewesen sein muss: während Crestien von Alain nichts weiss, wenn er auch Percival in verwantschaft mit dem fischerkönig bringt. Er gedenkt der leiden Brittaniens, die hier dreimal als die bezauberungen der brittischen insel widerkehren, aber ohne weitere erklärung und lösung auch wider verschwinden, auch meines wissens nirgend wider in andern Gralromanen erwähnt werden, da sie eine speziell wälsche tradition sind; und Merlin bleibt als prophetischer leiter und vermitler der ereignisse beibehalten. Durch die hervorhebung der figur Percivals, die, gleichviel ob aus Wales oder Bretagne stammend, hier in den roman hineingezogen wird, gewint das ringen nach dem Grale, d. h. nach dem wunschleben der gläubigen und seligen eine konkretere gestalt. Auch hier eröfnet der einsiedler dem helden, dass im Gral, den er zu hüten bestimt ist, das blut des herrn enthalten sei (B.-Hirschf. 174, 177). Auch will er wider von Artus seit seiner erwählung und krönung (die im Merlin erzählt wird) sprechen, was auch im Percival geschieht, nachdem er Percivals und des Grals geschichte zum schluss geführt, indem er vom kampf Arthurs mit Modred, und Arthurs verschwinden nach Avallon auf grund der historia Gottfrieds von Monmouth berichtet. Der verfasser weist aber auch auf besondere quellen hin, aus denen er seine erzählung entnom-

men, z. b. B.-Hirchf. s. 172: „Jezt schweigt die erzählung von Gauvain und seinen genossen, und erzählt, dass Percival“ usw. Und l. c. s. 176: „Jezt, so erzählt das buch, dachte Percival wider an gott.“ Zwar sagt er mehrfach, dass Blaise Merlins berichte über den Gral niedergeschrieben habe und (l. c. s. 177): „Daher wissen wir 's noch.“ Aber es wäre doch eine zu plumpe zumutung, dass wir an ein Blaise-manuscript glauben sollen, während jene ersteren äusserungen ihm fast unwilkürlich, nach der weise aller scribenten seiner art, entschlüpfen, und verraten, dass ihm zu seiner arbeit weitere erzählungen vorgelegen haben, die er hier etwa im auszuge ordnet, und in zusammenhang und zum schluss bringt. Wenn aber auch Birch-Hirschfelds weitere specielle ausführung für die autorschaft Borons l. c. s. 183—199 von Martin nicht als voll beweisend anerkant werden solte, so drängt sich doch der eindruck auf, dass dieser „Percival“ jedenfals älter ist als Crestien, dieser ihn gekant und benuzt, aber doch nicht als einzige quelle und vorlage verwendet hat. Es erhellt aber auch aus dem nun kund gewordenen Percheval li Galois des Berner ms., aus dem ms. des grafen Philipp von Flandern, dem Crestien bestimt folgte, aus dem Kärlinger ms., das nach Haupt um 1220 von Heinrich v. d. Turlin in seiner „Krone“ bearbeitet wurde, zur genüge, dass schon im lezten viertel des zwölften jahrhunderts mannigfaltige versionen der Gral- und Parcivalgeschichten in Frankreich existiert haben müssen, und alle, ausser Guiots, uns vorliegende bearbeitungen derselben — wie auch jeder dichter und fortsetzer einen schub neuer abenteuer hineinzubringen sich mühte, dennoch im grossen und ganzen in dem ziele zusammentreffen, in der reliquie der abendmahlschüssel, welche das blut des Heilands in sich schliesst, das heilige messopfer zu verherlichen als grundbedingung zur seligkeit, und den gipfel erreicht die Queste du Graal, c. 15 (B.-Hirschf. s. 49) gegen den schluss des ganzen, da Joseph von Arimathia von engeln in den saal des kranken königs getragen wird, und auf dessen stirn die worte geschrieben standen: Sehet hier Joseph, den ersten bischof der Christenheit, den unser herr selbst zu Sarras weihete. Hierauf öfnete sich die tür einer kammer, und zwei engel schwebten herein, kerzen tragend; ein dritter brachte ein rotsammetnes tuch, ein vierter hielt eine lanze, die so stark blutete, dass die tropfen in einem gefäss, das der engel in der andern hand hatte, aufgefangen wurden. Die engel stelten die kerzen auf den tisch und legten das tuch neben das heilige gefäss. Der vierte engel hielt seine lanze ganz wagerecht, so dass die blutstropfen in das heilige gefäss fielen. Joseph aber bedeckte den h. Gral mit dem tuche, und begann die messe zu feiern. Er nahm

aus dem h. gefässe eine, wie ein brot gestaltete hostie, und in demselben augenblick liess sich vom himmel eine menschliche gestalt, wie ein kind, das antlitz von lichtem feuer brennend, auf das brot nieder, und vor aller augen nahm dies die gestalt eines fleischlichen menschen an. Und Joseph hob es empor und zeigte es lange; dann legte er es wider in das h. gefäss. Nach volbrachter messe liess er sich die anwesenden an die tafel setzen, und verschwand. Aus dem gefäss aber stieg ein nackter mann hervor, und sprach: Meine ritter und diener, ihr habt mich so lange gesucht, dass ich mich nicht länger vor euch verbergen will, sondern es ziemet sich jezt, dass ihr teilnehmt an meinen geheimnissen und reliquien. Und der herr selbst gieng auf Galaad zu, und knieend empfieng er das andenken des erlösers; und ebenso die beiden andern (Boort und Percival) usw. — Es kann nicht handgreiflicher die transsubstantiation geschildert werden, die so dramatisch vorgeführt wird, dass sie nicht übel in einer scene der geistlichen schauspiele Calderons einen würdigen platz finden könte.

Betrachten wir hierneben die uns durch Wolfram überlieferte deutsche version der sage, so trift sie im lezten ziele mit den französischen romanciers dahin zusammen, dass auch hier in dem Gral der dreieinige gott der Christenheit wirksam ist, und er den bewährten hütern des kleinods, das den glaubensschatz der christlichen lehre in der dichtung repräsentiert, den *wunsch von Paradîs* gewährt; aber diese idee ist hier reiner und geistiger insofern aufgefasst, als sie nicht die spezialien der kirchenlehre, des kultus und der historisch gegebenen tradition mit hineinzieht, sondern den gläubig strebenden in unmittelbaren zusammenhang mit dem schöpfer sezt, der wunsch von paradis auch ohne priesterliche vermitlung erreicht werden kann, und somit den gläubigen das eigne priestertum verliehen wird, wie Wolfram Tit. I, 6, 44, 45 fast gleichlautend mit der h. schrift 1. Petr. 2, 9, 10 es ausspricht. — Damit war aber die zurückweisung der legende von Joseph von Arimathia, und der einwirkung der reliquie mit dem daran geknüpften messopfer und der transsubstantiation gegeben, und machte es dem dichter zur notwendigkeit, dem Gral eine andere herkunft zu geben, die er in der unmittelbar von gott dem Titurel verliehenen hütung des gefässes darstelte, wie wir sie bei Wolfram finden, der sich auf Kyot als quelle beruft. Unzweifelhaft enthalten die zeilen P. 491, 13: *Da von kam ûz ein mære. Er* (der könig) *wær ein fischære,* eine hindeutung auf Borons und Chrestiens gedichte. Zarncke, Birch-Hirschfeld und Rochat behaupten zwar, dass es in Frankreich unmöglich gewesen sei, dass ein dichter den Gral anders als abendmahlschüssel habe auffassen können; aber sie erwägen nicht, dass über das

sacrament des abendmahls schon seit jahrhunderten von einander abweichende ansichten in der Christenheit algemein herschten: dass die Katharer, Peter von Bruis, Arnold von Brescia, die Henricianer u. a. m., die einen gewaltigen anhang in Italien und Südfrankreich hatten, die brotverwandlung leugneten: dass mehrfach der frivole spott über die priesterliche weihe der hostie, „dass der priester den leib Christi mache“ sich laut machte, und ähnlich: wenn wirklich der leib Christi gegessen werde, er längst müsse aufgezehrt sein, und wenn er so gross wie die alpen gewesen u. dgl.; dass die gelehrtesten scholastiker selbst über die art der verwandlung nicht einig waren, und die frage erörtert werden konte: was denn aus dem in der geweihten hostie enthaltenen leibe Christi werde, wenn die hostie eine maus fresse — während andrerseits bei der im volke herschenden wundersucht, die von kirchlicher seite möglichst rege erhalten wurde, durch die nicht selten sich widerholenden betrügerischen machinationen: dass das brot sich wirklich in einen kleinen knaben, in ein lamm oder in fleisch zu verwandeln schien, oder, wie noch öfter, in der geweihten hostie sich blutstropfen zeigten, die massiv sinlichste auffassung gelehrt wurde, welche Innocenz III auf dem vierten algemeinen Laterankoncil vom jahre 1215, cap. 1, also zu Kyots und Wolframs zeit, bestätigte: „*Christi corpus et sanguis in sacramento altaris sub speciebus panis et vini veraciter continentur, transsubstantiatis pane in corpus, et vino in sanguinem potestate divina*“; in folge dessen man nun auch anfieng, in dem geweihten brote und weine den gegenwärtigen Heiland anzubeten, wozu durch ein klingeln bei der abendmahlsfeier das zeichen gegeben wurde, bis 1264 das in Lüttich etwas früher aufgekommene *festum corporis Christi* durch Urban IV für die ganze Christenheit verordnet wurde. Wie ungeheuer zahlreich aber die anhänger dieser und anderer heterodoxer lehren in Frankreich verbreitet waren, zeigen die in den 1208 beginnenden Albigenserkriegen durch inquisition mit tortur, henkerschwert und scheiterhaufen und in den schlachten hingemordeten hunderttausende, nach deren hinopferung die herschsüchtige päbstliche kirchenpolitik sich gewaltsam zu neuen aggressionen bahn brach. — Es ist Wolfram zum verdienst angerechnet, dass in seinem gedicht er sich frei von einer polemik gegen kirche, ketzerei und heidentum hält, und wenn sie ja bei Kyot sich solte gezeigt haben, er sie getilgt hat: obwol anzunehmen, dass gleiches verdienst auch dem Kyot zuzuschreiben, da beiden dichtern es fern liegen muste, einen christlichen katechismus oder eine dogmatik in die form eines romans kleiden zu wollen. Wir müssen uns daher nur auf die betrachtung gewisser algemeiner lehren beschränken, deren auffassung einerseits von der kirchenlehre, andrerseits

von der im roman vorgeführten handlung erklärt wird, wodurch die differenz zu tage tritt. Es gilt dies insbesondre von der geschilderten verfassung des Gralreichs, und von der lehre der sündenvergebung, heiligung und erlösung, die ja das centrum unseres gedichtes bildet.

Mit recht bezeichnet Seeber den Trevrezent als den seelenhirten Parcivals, und Kahenis bezeichnet ihn ausdrücklich als

P. 448, 23 *ein heilec man, der gît iu rât,*
wandel für iwer missetât.
welt ir im riwe künden,
er scheidet iuch von sünden.

Da Crestien bei der katechisation Parcivals sich sehr kurz, Wolfram dagegen sich weit ausführlicher auslässt, dürfen wir wol annehmen, dass Wolfram hier seiner vorlage folgt, oder er sie doch so gestaltete, dass sie seiner idee von der heiligung nicht widerspricht. — In dem ganzen gedicht geht der gedanke durch, dass für das weltreich des Artus und seiner genossenschaft es zu ihrer religiösen befriedigung hinreicht, wenn den kirchlich vorgeschriebenen äusseren formen genügt wird, wodurch sie den von aussen an sie herantretenden teufel abwehren, oder nach Seebers ausdruck paralysieren können. Aber in keiner der figuren dieses kreises finden wir eine neigung oder ein bedürfnis, an ihrer eignen heiligung und inneren seelenläuterung, an der vertreibung des teufels in ihrem eignen herzen zu arbeiten, wodurch sie der segnungen des Grals würden teilhaftig werden, wie es in der person Parcivals und Sigunens geschieht. Wir finden daher in der lehre Trevrezents, der dem höheren Graldienst sich nicht mit vollem ernst gewidmet, sondern heimlich weltlichen abenteuern nachgieng,[1] auch getreu die kirchliche satzung mit all den formalien widergegeben, wie die kirche sie forderte; er hatte in seiner klause einen altar, der am karfreitag unbedeckt blieb, darauf ein reliquienkästchen, er fastete streng und lebte ascetisch in selbstgewisser seelensicherheit, zumal er, wenn zwar nur ein laie, aber doch ein der heiligen bücher kundiger gelehrter war:

1) P. 485, 5: *bî mîner werlichen zît*
ich was ein rîter als ir sît —
mîn leben ich dar ûf zierte,
daz mir genâde tæt ein wîp;
des hât vergezzen nu mîn lîp.

Desgl. P. 494, 15—499, 10, wo er seine ritterfahrten beschreibt.

P. 462, 11 *doch ich ein leie wære;*
der wâren buoche mære
kund ich lesen unde schrîben.

Darum fusst auch seine lehre von der reue und busse, von Parcivals gott trotzender gerechtigkeit, von seiner umkehr vom hochmut zur demut und zum glauben an die unendliche liebe gottes auf dem reinen evangelio und übt ihre wirkung auf den reumütigen zögling; daneben erhebt er aber auch den priesterstand als einen besonders geheiligten:

P. 502, 9 *sô reicht übr pfaffen gotes segen.*
der sol dîn dienst mit triwen pflegen.
13 *swaz dîn ouge ûf erden siht,*
daz glîchet sich dem priester niht.
Sîn munt die marter sprichet,
diu unser flust zebrichet:
ouch grîfet sîn gewîhtiu hant
an daz hôheste pfant,
daz ie für schult gesetzet wart, usw.

in gemässheit der kirchlichen doctrin, die sich aber in unserm gedicht nicht betätigt und bestätigt, und daher vom dichter, sei es Guiot oder Wolfram, als unzulänglich und als nicht massgebend bezeichnet wird. Demgemäss ist der könig des Grals nicht an die stelle des souveränen unfehlbaren, sich als herrgott auf erden gerierenden pabstes der Christenheit, auf dessen afterbild, den heidnischen Baruch mit seiner sündenvergebung und seinen heidnischen orden er in dieser parallele einen ironischen seitenblick wirft, getreten, sondern nur der verantwortliche, dennoch sündenfähige hüter des höchsten gottes. Nicht durch priestermund oder priestervermitlung werden die gebote gottes der brüderschaft des Grals kund, sondern der herr spricht unmittelbar durch die schrift am Gral zu seiner gemeinde. Nicht priester bedienen den Gral, sondern die durch tugend und reinheit auserwählten, während die priester nur als dienende brüder, z. b. beim taufact des Feirefiz verwendet werden, und bei der eigentlichen Gralfeier, dem nachbild des h. abendmahls, sich gar nicht erwähnt finden. Hier scheidet sich die ausführung im gedicht von der vorangestelten kirchensatzung Trevrezents, wie die herschende praxis von der theoretischen lehre. — Wie hätte auch ein Guiot, der nach dem inhalt seiner *Bible* in dem ganzen kirchenregiment von seiner obersten spitze herab durch alle jene orden hindurch nicht ein in gott verklärtes leben, sondern die hölle auf erden vor sich sah, und drastisch

schilderte, sich zu solchem preise eines standes erheben können, dessen sitliches und religiöses leben seiner lehre hohn sprach, wenngleich er bemerkt, dass er diesen stand nebst oberhaupt wol ehren möchte, wenn er nur nach gottes gebot in heiliger reinheit lebte und wirkte (*Bible*, v. 783, 946, 2278), womit auch Trevrezent übereinstimt; und ich finde in den zwei lezten zeilen des neunten buches schon eine absichtliche leise andeutung dieser divergenz,

P. 502, 29 *von einander schieden sie;*
ob ir welt, sô prüevet wie;

eine divergenz, die bei der lehre von der sündenvergebung noch eine grössere bedeutung gewint. — Denn bei dieser prüfung treten wir aus der heiligen kapelle des evangelii in die weite verweltlichte halle der hierarchischen politik und kirchendisciplin ein. Hat der eremit zur einleitung seiner katechese Parcivals seele wider zu gott hingewant, so komt er zum schluss auf seine ihm als sünde angerechneten taten, namentlich auf den verschuldeten tod Ithers von Gaheriez und der mutter. Da treten an uns die kirchlichen lehren heran von der unterscheidung der tod- von den lässlichen sünden, von verwandlung der ersteren in leztere, von der lossprechung der lezteren durch reue, busse und gute werke, vom unterschied und der erlösung von sündenschuld und sündenstrafe, von der wirkung der beichte und absolution vor laien, vor dem pfarrgeistlichen, den bischöfen und dem h. vater, von denen jeder sein ressortmässiges sündenregister hat, nach welchem er absolution ertheilen kann, von der kraft der fürbitten mit ihrem gefolge, der zurückdrängung des Heilandes durch die h. Maria, und der intervention der heiligen und mitwirkung der reliquien, vom fegefeuer, den seelenmessen usw. — alles lehren, höchst scharfsinnig erdacht, von den scholastikern nach vielem streit in ein system gebracht, von den concilien und den päbsten ex cathedra bestätigt, und ganz geeignet, schwachen und einfältigen gemütern zu hilfe zu kommen, sie durch den priester der gottheit persönlich näher zu führen, sie erst mit fegefeuer und höllenqual zu schrecken und dann durch busse und gute werke den weg zur gnade zu weisen, schliesslich die gewissen der gläubigen zu knechten und in zucht und gehorsam zu halten. Dazu kam der ablass, der zugleich zur reichsten finanzquelle für priestertum und kirche sich gestaltete und weidlich ausgenuzt ward, wodurch er sich vorzugsweise den hass und die verachtung des volks zuzog. Alle diese lehren bilden die doctrinäre theorie, und die kirche begnügte sich damit, wenn die beichtkinder sie nur nachsprachen und gehorsam befolgten; wobei auch die implicita fides vorausgesezt ward und genügte, i[illegible]n im kirchlichen leben rechtgläubigkeit das höchste, was gefordert

wurde, und die demut, mit welcher sich der gläubige der kirche unterwarf, dasjenige war, was am meisten vom glauben gerühmt wurde. Sonach gestand man zu, dass der wahre glaube auch ohne eigentlichen inhalt möglich, und die demütige unterwerfung unter die kirche das bedeutendste sitliche element des glaubens sei.[1] — Anders aber gestaltete ihre auffassung und anwendung sich im praktischen volksleben und im geist der ernster und tiefer denkenden der nation, deren stimmen wir auch aus deutschem munde vernahmen, und die in unserem gedichte vernehmlich widerklingen, während sie in Frankreich zur zeit Guiots noch viel lauter und algemeiner in öffentlichen verhandlungen und auf den gassen, wie in den versamlungen der Waldenser u. a. und auf den kathedern der universitäten sich vernehmen liessen, und wie wir bei Guiot hören

Bible, 674. Die Kardinäle bieten Gott und seine Mutter feil.
770. Rom verschlingt uns, saugt uns aus,
Rom mordet, plündert Land und Haus,
Kloake der Bosheit das ist Rom.
994. Die Pfründen werden verkauft, fromme Stiftungen falsch und schlecht verwendet.
2188. Der Platz doch macht die Kirche nicht.
Sie ist gegründet und gericht't
In frommer Leute frommen Seelen.

und ähnlich spricht unser Freidank, abschn. 45, von Rom, über das sündenleben der hohen und höchsten geistlichkeit dort:

149, 23. *daz der bâbest niht gesünden müge,*
swer des giht, daz ist ein lüge.
150, 20. *Sünde nieman mac vergebn,*
wan got al ein. dar sule wir strebn.
diu gnâde eime esel wol gezimt,
daz er dem ohsen sünde nimt.
der ablâz dunket tôren guot,
den ein gouch dem andern tuot.
151, 23. *der bâbest ist ein irdesch got*
und ist doch dicke der Rômær spot.
153, 19. *læge Rôm in tiuschen landen,*
die kristenheit würde ze schanden.

In ähnlichem geiste spricht mit vielen andern dichtern Wolframs zeitgenosse, Walther v. d. Vogelweide, ein erklärter gegner der priester-

1) Gieseler, Dogmengeschichte, von Redepenning. Bonn, Markus. 1855. S. 525.

herschaft und der eingriffe der kirche in die weltliche gewalt, und der verschwendung und habsucht des römischen hofes, aber dennoch von tief ernster religiöser gesinnung, inbrünstigen herzens in sehnsucht nach dem ewigen heile, und von heiliger ehrfurcht vor dem unendlichen durchdrungen. — „Wenn aber der h. vater nach rücksichten der staatsraison heute segnete und morgen verfluchte, wenn er zwietracht im reiche erweckte und nährte, wenn er eidschwüre nach gefallen löste, den ablass zu einer erwerbsquelle für wilkürliche verwendungen machte, wenn die geistlichkeit, statt zu singen und zu beten, sich in fehden tummelte oder weltlicher üppigkeit fröhnte, so muste solches ärgernis ihn und die gläubigen zeitgenossen aufs tiefste entrüsten,“ [1] und auch die kirchenlehre, als das heilige nur erheuchelnd, in zweifel und misachtung bringen. Auch Thomassin im „Wälschen Gast“ (v. 8428—33) fragt ausdrücklich: „Wie sollen wir genesen, oder wie soll es stehen um unser leben, wenn, die uns sollen arznei geben, selbst siech sind? Die uns sollen vortragen das licht, gern gehen in finsternis?“ und er zeigt deutlich, welche tiefe kluft zwischen dem volksbewustsein und der kirche ist. Denn nirgend finden wir bei den laien die spur von einer höheren wertschätzung der pfaffen wegen ihres ihnen von der kirche aufgedrückten supernaturalen karakters; und wie bei diesem gegensatze nach und nach alle achtung vor dem klerus schwinden muste, sieht sich von selbst ein.[2] — Das praktische „Ist,“ dem teoretischen „Soll“ gegenüber, haben wir aus den geschichtsbüchern zu lesen, die mit objectiver wahrheit die zustände schildern, und nicht durch schlaues verschweigen, arglistiges entstellen und verdrehen oder absprechendes bestreiten der unbequemen tatsachen den wahren sachverhalt zu verhehlen sich bemühen.

Seeber in seiner belehrung über die laienbeichte (bd. XII, s. 80 d. zeitschr.) sagt: „Nach der ganzen öconomie des gedichtes muste Parcival von Trevrezent bekehrt und gereinigt scheiden“ — und verstehe ich ihn recht, so meint er: Trevrezent absolvierte u. z. forma indicativa den Parcival nach funfzehntägigem fasten bei kräutern und wurzeln, womit er nach P. 499, 27 *buoz für missewende nimt*, und übernahm die sünden des Parcival an dessen statt selbst vor gott zu vertreten:

P. 502, 25. *er sprach: gip mir dîn sünde her,*
vor gote ich bin dîn wandels wer;

1) Uhland, Walther v. d. Vogelweide, s. 119.

2) S. die trefliche abhandlung von L. Diestel: „Der wälsche Gast und die Moral des 13. Jahrhunderts.“ in der Allgem. monatsschrift für wissenschaft und literatur. August. 1852.

und leist als ich dir hân gesagt:
belîp des willen unverzagt.

Da er ihm aber keine besonderen busswerke mehr zur ausführung aufgibt, kann dieses „*und leist* usw." sich nur auf den schluss des ersten kapitels seiner katechisation:

P. 467, 5. *welt ir nu gote füegen leit*
der ze bêden sîten ist bereit,
zer minne und gein dem zorne,
sô sît ir der verlorne.
nu kêret iwer gemüete
daz er iu danke güete.

beziehen. Trevrezents worte scheinen doch bestimt auszudrücken, dass er als beichtvater sich für befähigt hält, die volle absolution zu erteilen, und dieselbe eigenschaft spricht ihm auch der fromme Kahenis zu;

P. 448, 25. *welt ir im riwe künden,*
er scheidet iuch von sünden.

Nach ansicht der oben angeführten vertreter der freieren richtung wirkte aber die reue, und nicht die absolution, die vergebung der sündenschuld.

Friged. 37, 20. *nehein sünde wart sô grôz,*
sine habe mit riuwe widerstôz.
38, 11. *swâ sünde ist âne riuwe*
diu ist vor gote niuwe.
39, 24. *sünde nieman mac vergeben*
âne riuwe unt rehtes leben.
151, 8. *möhte er (der bâbest) sünde ân riuwe vergebn,*
sô solte man in steinen.

Und wie algemein ausgebreitet im volke die laienbeichte bei aufrichtiger reue als zulässig und genügend anerkant war und abgehalten wurde, und die priesterbeichte in abgang gekommen war, zeigt deutlich genug der beschluss des lateranischen koncils und die verordnung Innocens III von 1215, die dem entgegenarbeitete: dass bei strafe der excommunication jeder christ gehalten sei, wenigstens einmal im jahre um die osterzeit vor seinem pfarrgeistlichen zu beichten und zu kommunicieren, womit zugleich der beichte vor den vagierenden mönchen, die vielfach die wirksamkeit der pfarrgeistlichen paralysierten, gesteuert werden solte. — Ich lasse dahingestelt, ob nach der kirchenlehre streng genommen nicht Trevrezent noch den Parcival zu verpflichten hatte, bei nächster gelegenheit vor dem priester die beichte zu widerholen, und dessen absolution abzuwarten, wovon indes keine

rede ist. Es ist daher auch nicht nötig mit Seeber Trevrezents absolutionsrecht aus einer notbeichte zu rechtfertigen, die am wenigsten mit der beichte des Vivianz im „Willehalm“ gleichzustellen ist. Denn dieser lag im sterben auf dem schlachtfelde.

Eine andeutung, dass Trevrezent den tod der mutter und die tötung Ithers für todsünden erklärt (P. 499, 20: *du treist zwuo grôze sünden*) von denen zu absolvieren er sich nicht ermächtigt halte,[1] scheint besonders hinsichts der lezteren in P. 499, 14, in verbindung mit 475, 13—30 zu liegen:

dîn hant die sippe (mit Ithern) *hât verkorn:*
got hât ir niht vergezzen doch.
er kan si wol geprüefen noch.
wilt du gein got mit triwen lebn,
sô solte im wandel drumbe gebn.

Parcival bekent sich des *rêroup* in der beichte schuldig, fügt jedoch halb entschuldigend hinzu:

P. 475, 6. *sô was ich an den witzen toup.*

auch hatten ihm bereits die nahen verwanten Ithers, Artus und Ginevra auf dem Plimizöl volle vergebung und sühne erteilt (P. 308, 12; 310, 27). Dennoch hält sie ihm Trevrezent mit nachdruck widerholt vor; denn immer ist diese tat ein sündlicher ausbruch wilden jähzorns, während das verlassen der mutter durch die angeborne heldennatur des kindes, das in unnatürlichem druck gehalten wurde, eher entschuldigung finden mag. Dagegen geht Trevrezent über die unterlassene frage, obwol dieser fehl gerade Parcival sehr schwer auf dem herzen liegt, leichter hin, indem er bemerkt:

P. 501, 1. *dîn œheim gap dir ouch ein swert,*
dâ mit du sünden bist gewert,
sît daz dîn wol redender munt
dâ leider niht tet frâge kunt.
die sünde lâ bî dn andern stên:
wir suln ouch tâlanc ruowen gên.

Geht nun schliesslich Parcival genügend belehrt und bekehrt, gereinigt, ledig der sündenstrafe und der sündenschuld, volständig in allen punkten — oder in welchen nicht? — absolviert aus der schule des eremiten? Belehrt und bekehrt gewiss! Aber im übrigen werden die fragen einerseits von den scholastikern, und andrerseits vom denkenden volke des 13. jahrhunderts, sowie von den ortho- und heterodoxen

1) Auf grund I. Joh. c. 5, v. 16.

schriftgelehrten jener und heutiger zeit verschieden beantwortet werden, und es ermahnt daher der dichter nicht ohne weise absicht den leser, auf diese fragen gründlich einzugehen: der held schied

ob ir welt, sô prüevet wie!

Wenden wir uns zur seelenstimmung Parcivals nach seiner beichte und absolution, so heisst es zwar:

P. 501, 15. *Parzivâl die swære*
truoc durch süeziu mære,
wand in der wirt von sünden schiet,
unt im doch rîterlîchen riet.

Allein so völlig gereinigt von sündenschuld und frei von sündenstrafe, wenn auch erleichtert, da er den weg zur gnade gefunden, fühlte der held sich keineswegs. Signunens vorwürfe bei der zweiten begegnung mit ihr, wegen der unterlassenen frage haben die bitterste reue in ihm erweckt:

P. 256, 1. *daz er vrâgens was sô laz,*
do'r bî dem trûregen wîrte saz,
daz rou dô grœzlîche
den helt ellens rîche;

und diese reue bleibt stets lebendig in ihm. Nachdem er erfahren, dass die unterlassene frage ihn nicht blos um des paradieses wunsch gebracht, sondern auch das leiden des Amfortas verlängert habe, klagt er Sigunen:

P. 441, 5. *der grâl mir sorgen gît genuoc.*

Er *sent* sich, d. h. er schmachtet in tiefstem seelenschmerz nach der widervereinigung mit seinem weibe, doch P. 441, 5 und

441, 12. *mêr nâch dem hôhen zil,*
wie ich Munsalwæsche mege gesehn
und den grâl, und er bekent in der beichte

467, 26. *mîn hôhstiu nôt ist umben grâl.*

488, 14. *ir sult mit râtes triuwe*
klagen mîne tumpheit.
der ûf Munsalwæsche reit,
unt der den rehten kumber sach,
unt der deheine vrâge sprach,
daz bin ich unsælec barn.
sus hân ich, hêrre, missevarn.

Die mahnung Trevrezents, dass der Gral sich nicht erstreiten lasse, er daher vergeblich nach ihm ringe, bewegt ihn nicht, von seinem

ziele abzulenken, ebensowenig verlocken ihn die abenteuer der zauberburg und Orgelusens reize auf abwege, so dass, nachdem er zum könig des grals ernant ist, Trevrecent überrascht bekennen muss:

P. 798, 2. *grœzer wunder selten ie geschach,*
sît ir ab got erzürnet hât
daz sîn endelôsiu Trinitât
iwers willen werhaft worden ist.
gebt mir wandel für die sünde.

und selbst, mit beschämung fast, zugesteht, dass er die unterlassene frage zu leicht genommen, als er (501, 5) zu ihm sprach: „lasst die sünde bei den andern ruhen; wir wollen schlafen gehn:“

P. 798, 24. *ez was ie ungewonheit,*
daz den grâl ze keinen zîten
iemen möhte erstrîten:
ich het iuch gern dâ von genomn.
nu ist ez anders umb iuch komn:
sich hât gehœhet iwer gewin.
nu kêrt an diemuot iwern sin.

Dabei berichtigt er zugleich seine frühere meinung in betreff der ewigkeit der höllenstrafe der im kampf gottes mit Lucifer neutral gebliebnen engel. Sie müsten auf die erde zum Gral,

P. 471, 23. *ich enweiz op got ûf si verkôs,*
ode ob ers fürbaz verlôs.
was daz sîn reht, er nam se wider.

sagt später aber:

P. 798, 21. *êweclîch sint si verlorn:*
die vlust si selbe hânt erkorn.

Das ist eine theologische streitfrage, die für Guiot eine grössere bedeutung scheint gehabt zu haben, als für Wolfram, der sie zwar nicht übergieng, doch ohne einfluss auf die handlung in seinem gedicht sein lässt. Nicht minder erstaunt und überrascht ist der eremit, dass

P. 797, 20. — *Anfortas der tjost niht starp*
unt im diu vrâge ruowe erwarp.
dô sprach er: got vil tougen hât.
wer gesaz ie an sînen rât
ode wer weiz ende sîner kraft?
al die engel mit ir geselleschaft
bevindentz nimmer an den ort!

Das endurteil aber spricht in beziehung auf P. 462; 466; 489, 15—20 deutlich der dichter in den bemerkungen aus, mit denen er den kampf Parcivals mit Feirefiz begleitet:

P. 741, 26. *der getoufte wol getrûwet gote*
sît er von Trevrizende schiet,
der im sô herzenlîchen riet,
er solte helfe an den gern,
der in sorge freude kunde wern.

So besteht er den kampf als treuer diestmann des Grals und Kundwiramurs (P. 737, 27; 740, 19) und erringt auch schliesslich die lossprechung von der sünde des verwantenmordes:

P. 744, 14. *got des niht langer ruochte,*
daz Parzivâl daz rê nemen
in sîner hende solde zemen:

indem Ithers schwert zerbrach, wodurch zugleich in geistvolster weise der „kampf ohne tod" (P. 744, 22—24; 738, 18) geendet und zu herzlicher sühne geführt ward. Alsbald bringt auch Kundrie die heilsbotschaft des Grals, und Trevrezent gesteht:

P. 798, 28. *nu ist ez anders umb iuch komn.*

Somit scheinen ihm durch die erfüllung des beharlichen strebens Parcivals auch neue lichter zur erkentnis der ratschlüsse gottes aufgegangen zu sein.

Es ist ein arges misverstehen Seebers, wenn er s. 189 des Hist. Jahrb. des Görres-V. meint: ich hätte die gröste mühe und not Parcivals darin gesetzt, dass er mit einem verwanten kämpfen müsse. Aber nichts weniger als das: das wäre nur richtig, wenn Parcival gewusst hätte, dass sein gegner sein halbbruder, ein fleisch und blut mit ihm (P. 740, 3) sei, er aber durch höhere pflicht und gewalt dennoch zum kampf gezwungen wäre, wie im Nibelungenliede Rüdiger in solcher alternative in den kampf mit Gernot und seinem eidam Giselher gehen muste. Das schwergewicht und verhängnisvolle des kampfes, worin christ und heide so scharf markiert als gegner bezeichnet werden, „das härteste" desselben, wie Lachmann s. XXV sich ziemlich unklar ausdrückt, liegt nicht in dem kampfe selbst, wie er deren schon viele durchgemacht, sondern in den folgen seines ausgangs: denn wenn Parcival unterlag, war damit der sieg des heidentums über das gottesreich des Grals entschieden und Parcivals ringen danach ein vergebliches, und wenn er siegte, so lud er neue blutschuld auf sich, und ward der Graiskrone unwürdig, so oder so war er daher der verlierende. Darum fleht der dichter: O gott, scheide den kampf ohne tod!

Wie das gedicht sich von der legende und reliquie abwendet, die supernaturale heiligkeit des priesterstandes und dessen notwendige vermitlung zur seligkeit bei seite lässt, und den sündigen menschen in unmittelbare beziehung zu gott sezt, so finden wir darin auch die kirchliche lehre von den fürbitten, die beseligende wirkung frommer gebete und guter werke dritter zu gunsten des eigentlichen missetäters nicht in vollem umfange bestätigt, wenngleich anerkant wird, dass solche fromme teilnahme und beihülfe, zwar nicht dem sünder selbst, wol aber demjenigen selbst, der sie leistet, bei gott in gnaden zu gute kommen, und als ein seinem eignen seelenheil förderliches gutes werk gelten mag. So spricht Trevrezent, *der nâch hôher minne ranc, und etswenne sündebærn gedanc gein der kiusche parrierte,* (P. 458, 7), dass wegen der unheilvollen verwundung des Amfortas in folge seiner übertretung des gottesgebots

P. 480, 10. *mîne venje viel ich nider:*
dâ lobet ich der gotes kraft,
daz ich deheine rîterschaft
getæte nimmer mêre,
daz got durch sîn êre
mînem bruoder hulfe von der nôt.
ich verswuor ouch fleisch, wîn unde brôt,
unt dar nâch al daz trüege bluot,
daz ichs nimmer mêr gewünne muot.

In der rekapitulation seines gedichtes gibt ihm Wolfram das zeugnis:

P. 823, 19. *sîn swert unt rîterlîchez lebn*
hete Trevrizent ergebn
an die süezen gotes minne
unt nâch endelôsme gewinne,

einem gewinne, der doch nur ihm zu gute kommen kônte, denn das gedicht zeigt zugleich und fürt aus, dass seine gebete, sein fasten und kasteien keinen erfolg für Amfortas hatte, dass diesem all das gar nichts half. — Ebenso lehrt er

P. 468, 28. *die selben templeise,*
swâ si kumbr od prîs bejagent,
für ir sünde si daz tragent.

wogegen die erwählten, die treu im dienst verharren,

P. 471, 10. *vor sündebæren schanden*
sint si immer mêr behuot,
und wirt ir lôn ze himel guot.
swenne in erstirbt hie daz lebn,
sô wirt in dort der wunsch gegebn.

Sowenig sonach das bussleben Trevrezents dem Amfortas zur heilung oder zur erleichterung seines leidens verhilft, ebensowenig vermag das gebet der Templeisen ihm erlösung zu verschaffen. Sie scheinen anfangs die wunde als eine gewöhnliche, wie sie ja in kämpfen vorkomt, betrachtet und behandelt zu haben; als jedoch alle natürlichen und übernatürlichen heilmittel fehlschlugen, wanten sie ihr gebet zum gral (P. 483, 19); aber anstatt der erflehten abhilfe gab er die rätselhafte inschrift zurück, deren wahre bedeutung auch sie noch nicht erkanten. — Die evangelische lehre empfiehlt ja auch die fromme fürbitte, und erkent sie in ihrer heilswirkung an, aber doch nur unter der voraussetzung, dass auch der sünder selbst zum rechten glauben bekehrt, im herzen noch empfänglich für die gnadengabe gottes sei, und sie in wahrer reue demütig erhoffe (I. Tim. 2, 1—2. Joh. 17, 20. Luc. 22, 32 usw.). Hier kam es daher noch auf eine prüfung der seelenstimmung und glaubensstärke des Amfortas, und der rechten art seiner reue an, ob er der begnadigung und erlösung würdig sei. Amfortas erflehte von der gerechtigkeit gottes nur den tod, den er als wolverdiente strafe seiner versündigung hinnehme, ja, als sein recht durch das schliessen seiner augen fast erzwingen wolte. Allein

P. 480, 27. *dô der künec den grâl gesach,*
daz was sîn ander ungemach,
daz er niht sterben mohte,

und wie die Templeisen es auslegten: *wand im sterben dô niht dohte,* weil wegen Trevrezents schwertentsagung der Gral des schirmherrn entbehrt hätte, ein motiv, das nach Seebers und der Templeisen menschlicher auffassung wol gelten mag. Aber der wahre grund der fortdauer der schuld und des leidens des Amfortas lag darin, dass seine seele sich nur an gottes gerechtigkeit, nicht aber auch an seine gnadenreiche liebe wante. Er war noch unreif zur erlösung, wie Parcival seiner zeit zur verheissnen frage. Und dieser glaube daran ward durch die unterlassne frage erprobt. Amfortas war hier in einer ähnlichen situation, wie Parzival auf dem Plimizöl, als nach ehrenvolster aufnahme in die tafelrunde zu seiner schweren enttäuschung ihn der fluch Kundriens traf. Der Gral hatte, nach des Amfortas und der Templeisen verständnis eine bestimte tatsache, die seine erlösung zur folge haben solte, in aussicht gestelt. Der ritter erschien, doch die frage unterblieb. Konte nicht Amfortas hier ebenso, wie die Templeisen, Sigune und Trevrezent den Parcival des verrats, der gefühllosen verstocktheit bezichtigen und ihn verwünschen? Konte er nicht an der wahrhaftigkeit des nie irrenden Grals irre werden, wie Parcival dem *zwîvel* verfallen und gott absagen? Doch wir hören aus seinem

munde keine klage, keine auflehnung gegen gottes ratschluss, keinen zorn und keine verwünschung Parcivals. So scheint von nun an erst seine seele sich von der gerechtigkeit gottes zu dem evangelium des neuen bundes, zu dessen erbarmen und alumfassender liebe gewant zu haben, und von der wahren reue durchdrungen zu werden, welche die vorbedingung zur vergebung der sünden ist. So lange Parcivals bussfahrt dauerte, hatte Amfortas mit sich an dieser reue und erkentnis zu arbeiten, und war im stande, Parcival zum zweiten male ohne vorwurf, ohne tadel seines frühern betragens zu empfangen; denn die worte, welche auf seinen ersten besuch hindeuten:

P. 795, 4. *ir schiet nu jungest von mir sô,*
pflegt ir helflîcher triuwe,
man siht iuch drumbe in riuwe.

lassen wol eher auf völlige verzeihung des fehls Parcivals, als auf vorwurf schliessen. P. 795, 1 *Vrœlîche unt doch mit jâmers siten* sprach er Parcival an, und bat ihn in demütiger ergebung und reue, wie schon früher die Templeisen (787, 10): *pflægt ir triuwe, so erbarmet iuch mîn riuwe,* nur um den tod, nicht als sein verdientes recht, sondern als lezte gnadengabe gottes, der ihm deshalb jedoch eine höhere begnadigung vorbehalten hatte.

Bemerkenswert ist, dass bei den Franzosen der fischerkönig ohne alle verschuldung, in folge deren er leidet, dargestelt ist. Bei Boron ist er als alt und an vielen gebresten leidend aufgeführt. Bei Crestien erfährt Parcival nebenbei von Sigunen, dass er mit einem speer verwundet worden, ohne nähere angabe des anlasses. Bei Crestiens fortsetzer Manessier hat er sogar durch eigenes ungeschick mit einem schwerte sich selbst die gefährliche wunde beigebracht. Es ist, als ob sie dies leiden ihm nur beigelegt haben, um daran vom Gral ein wunder tun zu lassen: ähnlich, wie in der Vindicta Salvatoris und im Mors Pilati das körperleiden des Tiberius durch den glauben an Christi wunder und das schweisstuch der Veronica geheilt wird. Erst in der von Wolfram uns überlieferten version der sage erscheint er als mit schwerer schuld belastet, und dafür mit unsäglichen leiden büssend. Durch die vergebliche erprobung mit dem reis der Sibylle hatten die Templeisen erkant, dass der giftige speer des heiden nicht im höllischen feuer gelötet und geluppt war, und ebenso gefunden, dass die wasser der paradiesesströme ihren beistand versagten (P. 481, 19—30), dass daher eine strafe gottes über Amfortas verhängt sei, eine erkentnis, die sie endlich zum gebet trieb. — Der heide stamte aus Ethnise, dem grenzlande vor dem paradiese. Trevrezent sagt:

P. 479, 18. *der selbe heiden was gewis,*
sîn ellen solde den grâl behaben.
er suocht die verren ritterschaft,
niht wan durch des grâles kraft
streich er wazzer unde lant.

Er kam also in feindlicher absicht, den Gral zu gewinnen, als widersacher des höchsten, dennoch aber als werkzeug gottes führte *des grâles kraft* ihn durch wasser und land, um seine sendung zu erfüllen, nach deren erfüllung er abgetan wird, indem Amfortas ihn tötet. So ward der Gral geschüzt, und die strafe an Amfortas volstreckt. Schwerlich kann der ausdruck *grâles kraft* anders verstanden, und *kraft* etwa auf die herlichkeit des Grales als lockung für den heiden gedeutet werden. — .Nur so erhalten das leiden des Amfortas, die unterlassne frage und seine erlösung ihre tiefere ethische und religiöse bedeutung, und dem dichter, sei es Guiot oder Wolfram, welcher der sage diese wendung gegeben, gebührt das verdienst derselben. Bei allen andern französischen romanciers findet sich von all dem nichts.

Erkennen wir demnach in unserm gedicht die kirchliche lehre: dass die schuld des sündigen durch busse und fromme werke eines dritten gesühnt und durch priesterliche absolution abgetan werde (der weiteren konsequenzen derselben, thesaurus supererogationis, jubeljahre, seelenmessen usw. nicht zu gedenken), nicht anerkant, so tritt Seeber l. c. s. 184 dennoch dafür ein, indem er den satz hinstelt: „Des Amfortas sünde und der jammer beim Gral kann nur gottes gnade beseitigen“ (gewiss richtig), die den einfluss von Schastelmarveille paralysiert, indem sie die *untriuwe* des königs durch die *triuwe* seines nachfolgers sühnt.“ — Sehr mystisch gesprochen und schwer verständlich! Denn das verdienst, die zauber Klinschors in seiner burg gebrochen zu haben, kann doch nicht Parcivaln, sondern nur allein Gawan zugeschrieben werden, der dazu, sei es durch sein gewiss aufrichtiges gebet auf dem zauberbette (568, 1—14), gottes hilfe vertrauend und sie anrufend, oder durch seine hohe rittertugend befähigt ward. Amfortas sowol wie Parcival sind hierbei völlig unbeteiligt, und eine mitwirkung des Grals nur insoweit erkennbar, als er durch Kundrie zur befreiung der frauen am Plimizöl hatte auffordern lassen. Dieser mystische satz Seebers ist um so weniger verständlich, als er s. 192 selbst angibt, dass Parcival nicht nach den abenteuern der zauberburg fragt, wodurch er dem gefährlichen einfluss der Negromanzie entgeht.

Zu den drei prüfungen, die Parcival auf seiner bussfahrt zu bestehn hat, zählt Seeber (l. c.) erstens: „Er weist Orgelusen von

sich; damit hat er die sünden des Amfortas (mit Orgelusen) und den verderblichen einfluss derselben auf Munsalwäsche paralysiert. — Gewiss eine seltsame wirkung! *Ob ir welt, sô prüevet wie?* — Tatsächlich dauern die leiden des Amfortas, der in Orgelusens minnedienst die schwere wunde empfieng (P. 616, 23), und die traurigen zustände auf Munsalwäsche trotz der abweisung Orgelusens fort, bis der berufene erlöser komt; durch diese abweisung betätigt Parcival vielmehr seine heilige gattentreue, und entgeht dadurch allerdings, wie oben richtig bemerkt ward, den verführerischen und verderblichen schlingen der Orgeluse. Richtiger könte man sagen: Parcival paralysiert dadurch die sündliche rachsucht Orgelusens, und bereitet durch diese demütigung dies gefährliche weib zur bereuung ihres strebens und zu der beichte vor, die sie fussfällig demnächst dem Gawan tut, der sie nach erteilter kräftiger sittenpredigt — ein herliches seitenstück zu Trevrezents glaubenspredigt — zur anerkennung edlen rittersinns und rechter ritterlicher minne nach weiteren harten bussen (mit Parcival von einem teller zu essen, und diesem so wie dem verhassten Gramoflanz den sühnekuss zu geben) in die ehe einführt, P. 611—619.

Der zweiten prüfung, dem kampf Parcivals mit Gawan, kann als zutreffendes, wenn auch nicht vom dichter ausgesprochenes motiv untergelegt werden, dass er in dem kampf mit Gawan, als dem gerühmtesten tafelrunder, sich als der überlegne zeigen müsse, um des graltums auch von dieser seite würdig zu erscheinen.

Als dritte und lezte prüfung führt Seeber auch den kampf Parcivals mit Feirefiz auf: „Indem er diesen starken helden niederwarf, siegte er über die zauber und Sekundillens minne, und sühnte so die zweite sünde des Amfortas (mit der Sekundille)“ — oder vielmehr dessen erste sünde, denn Orgeluse nahm erst nach Sekundillen den Amfortas in dienst. — Auch in dieser mystischen beziehung fehlt der vernünftige zusammenhang zwischen ursach und wirkung; denn Amfortas ist in der ferne beim kampf völlig passiv, und Parcival denkt im entferntesten nicht an dessen liebesverhältnis mit Sekundillen, das Amfortas ohnehin längst aufgegeben hat. Dass durch diesen kampf der sieg des Gralreiches über das reich der finsternis ausgedrückt sein soll, ist klar; wenn aber einmal paralysiert werden soll, so geschieht es verständlicher durch die taufe und die vermählung des Feirefiz mit Urepanse, indem dieser seinen göttern und seinem weibe Sekundillen abschwört, die denn auch vor seiner ankunft in Tribalibot bereits verstirbt, und Feirefiz, bereits im besitz ihrer lande (P. 317, 3. 740, 11), dort das christentum durch schrift und belehrung einführt und verbreitet.

Wie Sct. Peter zu dem zauberer Simon sprach, als dieser die gabe des h. geistes für geld von ihm erkaufen wolte: „Dass du verdamt würdest mit deinem gelde, dass du meinst, gottes gabe werde durch geld erlanget“ (Apost.-Gesch. VIII, 20)! und Walther von der Vogelweide über den ablass sich äussert:

sô saget (ir bischöfe und ir edeln pfaffen)
war umbe er (der bâbest) sîne lêre von den buochen schabe,
daz man gotes gâbe iht koufe oder verkoufe?
daz wart uns verboten bî der toufe! (W. s. 33, 1—10.)

so wird auch der spruch des psalmisten: „Kann doch ein bruder niemand erlösen, noch gott jemand versöhnen“ (Ps. 49, 8), von den evangelisten bestätigt: „Was kann der mensch geben, damit er seine seele wider löse?“ (Matth. 16, 26. Marc. 8, 37.)

Ob ir welt, sô prüevet wie.

MAGDEBURG. SAN-MARTE (A. SCHULZ).

LANTZT = LANDSKNECHT.

In dem kürzlich von mir neu herausgegebenen spiel Barth. Krügers von den bäurischen richtern und dem landsknecht aus dem jahre 1580 lautet v. 309:

Ihr wist wie euch die Lantzt betriegn.

Die wortform *Lantzt* fehlt im Deutschen wörterbuch, und Milchsack hat deshalb im Literaturblatt f. german. u. roman. phil. 1884 (8) 313 vorgeschlagen, die lezten beiden worte in *Lantzknecht btriegn* zu ändern. Ich vermag jedoch jezt einige stellen nachzuweisen, welche jene verkürzung für das 16. jahrhundert völlig sicher stellen. Ambrosius Pape sagt in seinem (prosaischen) Bettel- und Gartteufel (Theatrum diabolorum. Frankfurt a. M. 1587 2. 175ᵃ 2. zuerst Magdeburg 1586 erschienen): *Er pflegt ja armen Lantzten gern mitzutheilen.* In der Comoedia Von Dauid vnd Goliath des Nürnbergers Georg Mauricius des älteren. Leipzig bey Abraham Lamberg 1606 bl. Dvija heisst es:

Abr sih dort fellt der Lantzt zur Erdn, und etwas später:
Abr seht das wir den Lantzt bekommen;

und dieselbe form begegnet in der bearbeitung der plautinischen Aulularia, die Heinrich Zenckfrey unter dem titel Euclio 1607 zu Frankfurt a. O. drucken liess, bl. Dviijb (act 3, sc. 5):

Der gute Landtzs kriegt sein bescheidt.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

GERMANISTISCHE MISCELLANEEN AUS ÖSTERREICHISCHEN KLOSTERBIBLIOTHEKEN.

1ª. Die Zwettler aufzeichnung des liedes vom heil. rocke zu Trier vom jahre 1519.

Der papiercodex nr. 185 der bibliothek des Cisterciensserstiftes Zwettl in Niederösterreich,[1] eine Summa Canonum enthaltend, hat auf den lezten vier blättern, die gleich den andern 0·295 ᵐ hoch und 0·203 ᵐ breit sind, eine aufzeichnung eines liedes vom h. rocke zu Trier von der hand eines am schlusse als schreiber genanten Johannes Zeidlhaimer aus dem jahre 1519. Dieselbe ergibt sich nach der widerholt geänderten wortstellung und dem fehlen der schlussverszeile 5, 6, sowie zusätzen in 12, 4 und 13, 5 und mit der ansprache (2, 1 und 27, 1) des 25, 6 ausdrücklich mit namen erwähnten kaisers als eine niederschrift des liedes, das sich auf einem angeblich von 1512 stammenden fliegenden blatte erhalten hat,[2] aus dem gedächtnisse des erwähnten klosterangehörigen, dessen stellung durch das frater unzweideutig sicher gestelt erscheint. Die schrift ist deutlich und gut lesbar; die zeilen erstrecken sich über die ganze breite des blattes. Die sprachlichen und orthographischen eigentümlichkeiten der aufzeichnung finden in dem orte lezterer ihre erklärung.

fol. 268ᵇ. Das ist das Lied von dem Rock vnseres lieben herren Jesu Christi.

Wnnd wolt[3] Ir Hoeren zw diser frist,
was zẘ Trier geschehen ist,
Das mogt Ir gern hören,[4]
von dem rockh vnnsers Herrn Jesu Christ,
der zw trier erfunden ist,
In grosser Zucht vnnd eer.[5]

Du edler kayser hochgeboren,[6]
got hat dir soliche[7] eer erkoren,
er riytt[8] aus dem niderlande,

1) Für das liebenswürdigste entgegenkommen fühlt verf. sich zu besonderem danke verpflichtet dem hochwürdigen herrn bibliothekar und stiftsprior P. Julius Zelenka.

2) E. Weller, Ein Lied vom heiligen Rocke, Germania XVII. band, s. 445—449.

3) wölt 4) Das mügt jr hören gern 5 ere 6) Der edle Keyser 7) im solche 8) reyt

glaubt mit fünfhundert mann,
row [1] vnnd laydt gieng In an,
der heiligen drey kunig begeren. [2]

Er kam gen colen In den thum, [3]
da gieng In gotlicher row [4] an,
sein hoffgesindt das that werden [5]
gen die herberg also behandt, [6]
der edle fuerst lobesam,
tracht nach got dem herrn schon. [7]

Er sprach woll zum custer zwar,
schleusz mir auff thure vnnd thar,
In gottes namen gerne,
die heiligen drey kunig zů sehen an,
sein hertz Im vor freyden brann,
dem edlen kaiser werde.

Er tratt woll in die grufft hinab,
Da die heiligen drey kunig in ligenn, [8]
Caspar war der erste,
Walthasar ligt in mitte,
Melchior ist furbar [9] der dritte. [10]

Der kaiser kniedt auff seine knie,
er pat zů gott den herren hie,
ein Chunig bin ich auch gewesen, [11]
zů einem kayser bin ich yetz erwelt, [12]
solich ere hab ich doch gott nie erzellt,
Als die heiligen drey kunig auff erdt.

fol. 269 d. In dem do taucht den kayser zwar,
der engl precht die potschafft an die schar,
In gottes namen geren,
er sprach du edler kayser werdt,
merkh was gott an dich begertt,
die ding werden [13] geschehen.

Den rockh den maria selber gespunnen hat
Irem kindt Iesu crist dem hőchsten goett, [14]

1) rew 2) begerende 3) Gen Cölen in den Thum̄ er kam 4) götliche rew 5) keren 6) also schon 7) der tracht nach got dem herren. 8) Zu der heyligen drey künig grab 9) fur war 10) *Die hier fehlende sechste zeile lautet:* zu nidergang der Sunne 11) auch geerdt 12) Vn̄d zu eynem Kayser erwelt 13) mussen 14) christ höchsten hort

den muostu zẘ Trier erheben,
der ligt bey vnnser Lieben frawenn
In Irem altar Wirstu Im anschawen [1]
khayser es musz geschehen.

Verkhundt dem pabst behendigklich,
er schickht dir die weill ganntz vnd reich,
Vergebung peynn vnnd schulde,
Vier cardinal ziehen [2] auch hie [3] mit,
kayser erwurb vnns gottes fridt,
Im hymel vnd auff erden.

In dem erwacht der kayser zwar,[4]
frewntlich er an die ding gedacht,
sein hertz das thet Im fliessenn,
die zåher Im vber die wang abfallen,[5]
die potschafft Im von dem engl gefiell [6]
Von Jesus rockh auff erden.

Er schraib ein brieff mit aygner handt,
Er that dem pabst die ding bekhandt,
aus engels mundt auff erden.
Er sprach heiliger vatter werdt,
merkh was gott an vnns begertt,
hilff mir seine ere zẘ meren.

fol. 269ᵇ: Alspald [7] der pabst die [8] brieff ansach
mit freiden In vom hertzen lass,[9]
kaynem kayser ist vor myr geschehenn,
er sprach [10] herr [11] ewiger milter gott,
hast gelitten fůr vnns grossen spott,
durch vnsern willenn auff erdenn.

Der pabst greiff guettlich in die schas,[12]
was ein Irdischer gott vermag
schickht er [13] vergebung peynn vnnd schulde,
schickht er dem edlen khayser werdt,
Als wie [14] der engl hat begertt,
Vnd erwůrb vns gottes hulde.

1) jn anschawen 2) Cardinell ziehent 3) her 4) Indem der Keyser erwacht 5) ab vielen 6) gefiele 7) Als bald 8) den 9) sprach 10) *fehlt im druck.* 11) O herr 12) Der Babst sich gar gütlich bedacht 13) *fehlt im druck.* 14) als sein

Sie zogen gen colen auff der fart,
den kayser die potschaft[1] mit eren wardt,
die sechs churfursten mit freyden,[2]
Vill Ritter vnd graffen In hohen eren,
Lobtenn die khunigin hymels vnd erden,
vnd den frumen khayser werde.

Sie zugen gen trier zẘ vnnser frawen,
thettens[3] die altar an schawen,
ein grosses zaichen da geschach,[4]
funfzehen kertzen liecht man prennen sach,[5]
nymants west von wan si khůmen war,[6]
fuerbar[7] es ist geschehen.

Der pischoff von Colen der thet prechen an,
Ein egkstain er aus dem altar gewan,
das gewelb das was erhoben,
er fandt mer truechen das ist war,[8]
In den[9] ains pessers heilthum lag,[10]
geschriben darauff mit eren.[11]

Sie funden den Rockh des herren Jesu Christ,
der mit pluet vmbrunnen[12] ist,
Als wies[13] newlich geschehen,[14]
Sie waynntten all aus hertzen grundt,
fol. 270d. dankten[15] gott des reichen fundt,
die fuersten vnd der kayser werde.

Sie funden die wurffl auch darmit,
da die Juden spilten nach Irem sit,
vmb Jesus rockh auff erden,
daran mit pluet vmbsprenget ist,
sie dancktten dem layden Jesu Christ,
der kunigin hymel[16] vnd erden.

Man gab den rockh dem kayser an seinenn[17] arm,
In thet gotts Leiden ser erbarm,
Er waynntt aus[18] hertzenn grundt.[19]

1) der kayser der potschaft 2) freude 3) da thetens 4) zeychen wardt gesehen 5) sach man prinnen 6) sie warn kummen. 7) fur war 8) truhen darinnen zwar 9) in der 10) heyltumb war 11) darauff mit eren geschrieben. 12) plut vberrunnen 13) Als es 14) geschehen were 15) Vnd danken 16) der Kunigin hymels 17) sein 18) waynet von 19) grundt sere

Er sprach[1] herr Jesu schöpffer werdt,
seyt dẘ mein darzẘ hast begertt,
hilff mir dein ere zẘ meren.[2]

Der kayser fandt ein puech zẘ stundt,
Das sein kain fuerst nit lesen kundt,
dan der frumme kayser werde,
er pflag sein an dem[3] dritten tag,
gottliche ding er vor Im sach,
er behielt es[4] mit grossen eren.[5]

Do man das Sanctus hueb an,[6]
ein grosz mirackl solt Ir verstann,
Maria hemmet zẘ dem Rockh ausprach,
ein guldenne zettl man daran sach,[7]
darin Jesus Christ empfangen wardt,[8]
Am weinachttag geporenn.[9]

Das schickht man gen Ach zẘ vnser frawen,
da werden es schwester vnnd prueder an schawen,
In dem namen vnser Lieben
fol. 270[b]. frawen,
die priesterschafft mit grossen eren,
Lobtenn den kunig himels vnnd erden,
vnd vnsere liebe frawenn.

Die vonn Trier huebenn zẘ pitten an,
hetten den kayser fur ein heiligenn mann,
er solt den rockh da lassenn,
Weill sie lebten auff dieser erdt,
das dannkh wir gott vnd seiner martter werdt,[10]
dem frummen khayser mit eren.

Der kayser gibt[11] anntwortt aus seinem mundt,
den rockh ich euch In eren vergundt,
Ich lass In hie zẘ lonne,
Wen ich sein zẘ der welt bedarff,
er hatt vonn gott grosse khrafft,
behalten[12] mir In schonne.

1) Vnd sprach 2) hilff mir meren dein ere. 3) sein bisz an den 4) behielts 5) grosser ere 6) Sanctus thet heben an 7) zettl dar an ware 8) warde 9) geboren an der weynacht nacht 10) dank wir got seiner marter werd 11) gab 12) behaltent

Es ist geschehen das ist war,[1]
des achten nach gotts leichnamstag,[2]
Ist worden der Rockh erhoben,
Ist gelegen Lenger dan vierzehenhundert[3] Jar,
das sein kain man nye hat genumen war,
Wan der frume khayser Maximilian.[4]

Wan ein pischoff war es vor verkundt,
der hette von gott kain rechten grundt,
der heilige geist mit eren
hats dem kayser do erstatt,[5]
Zẘ Collen von den heiligen drey khunigen[6] betracht,
sie thettenns grosse lob[7] vnnd eren.

Dẘ edler khayser hochgeborenn,
gott hatt dir soliche[8]
fol. 271ᵃ. er erkoren,
du erwirbst vnns gottes hulde,
die freydt der ewigen seligkeit,
das wir tailhaftig werdenn Jesus klaydt,
sprecht Amen das geschech.[9]

Scripsi frater Johannes Zeidlhaimer sub Anno domini 1519.

Iᵇ. Zwettler Marienlied vom jahre 1519.

Derselbe cod. nr. 185 der Zwettler stiftsbibliothek enthält von der hand des schreibers, der das lied vom h. rocke aufgezeichnet hat, ein Marienlied, dessen vierundzwanzig strophen von fol. 141ᵇ — 142ᵇ reichen; dem texte der ersten strophe ist die notation für die stimme des ersten tenors übergeschrieben. Die sprachlichen und orthographischen eigentümlichkeiten dieses stückes finden in dem orte der aufzeichnung und der zeit, in welcher leztere geschah, ihre volständige erklärung. Die schlussstrophe scheint eine zugabe Zeidlhaimers zu sein, der in diesem liede das produkt eines zeitgenossen niederschrieb; dass lezterer um 1519 noch gelebt haben muss, beweisen die beiden schlusszeilen, die nur in der beziehung auf einen lebenden berechtigung und sinn haben.

fol. 141ᵇ. 1. O muetter gots voll aller gnaden,
mein ellendt vnd nott thue ich dir klagen,
nit wendt von mir zẘ dieser zeit,
So dan mein sell von hynnen schait.

1) geschehen am achten tag. 2) nach vnsers herren fronleichnamstag 3) bey vierzehenhundert 4) Dann der frum Keyser hochgeboren 5) do er spat 6) Künig 7) gross loben 8) solich 9) geschehe.

2. Was schmertzens wirdt ich dan empfinden,
So mir mein vernufft wirdt zůrynnen,
Ach werde edle trosterin,
Erwirb mir dan guet keist vnd sin.

3. So sich der geist vom leib thuet schaiden,
die lieb ist zwischen In paiden,
macht manigen mann sein hertz so krannkh,
das er zẘ gott hat khain gedankh.

4. Ach gott wie soll mir dan geschehen,
So ich das laydt muess ansehen,
Recht aller stundt wirt ich vermandt,
der hellisch hundt ist da zẘ handt.

5. So sich die augen thuen prechen,
er fleist sich wie er sich well rechen,
Vil manigs stuckh helt er mir fuer,
das er mich pracht in hellisch thuer.

6. Mein er vnnd guett muess ich vermeidenn,
Ach werder gott wie soll ich leiden,
Vmb das ich lang gearbeit han,
Im augenblickh gets als hin dan.

fol. 142^a. 7. Recht also bin ich dan verlassen,
Von allen meinen mitgenossen,
die ich dan hie geliebet han,
Es sey woll frawen oder mann.

8. Woll dann thuen si mir hilff versagen,
Zẘ den ich grose lieb han getragen,
Wan auch vnnd sie gewartten sein,
der gleichen oder schwerer peynn.

9. Wo thue ich yetz nuer hin gedennken,
das ich mein sell offt thue verstenken,
furbar furbar ich muess hinan,
Thue ich der sundt nit widerstan.

10. So mich das alles hat vmbgeben,
In angst vnnd nott ist mein sell schweben,
Nit wunder wer mein hertz zerprech,
So ich allain das recht bedecht.

11. Als pald sich die seel hebt zẘ scheiden,
Von Irem leib mit grossen Leiden,

Ach gott so sprichts mit hertzenpeinn,
Wo wirt mein erste herberig sein?

12. Die welt wirt sich gnedt zu vermeyden
Als silber vnnd goldt vnd auch die seyden,
damit sie sich gezieret hat,
Ich besorg die puess werdt Ir zw spatt.

13. Necht weytter hat si sich besorgen,
Wann will Ir veindt seindt da verporgen,
dem sie dan hie hat woll geuolgt,
darumb gab sie all welt vnd goldt.

14. Vill angst vnnd not thuet sie versenken,
der zeit thuet sie gar offt gedenkhen,
die sy dan hie verloren hat,
der welt gedient woll fruo vnd spatt.

15. Der welt freydt thuot sy vergessen,
die lust im trinken vnd im essen,
Ach got sie fertt recht In ein Landt,
das Ir laider ist vnbekanndt.

16. Zůr weytter will ich dir verkinden,
vil schmertzen thuet die seel entpfinden,
So dan zerprochen ist das hertz,
Glaub mir das erst war nur ein schertz.

fol. 142ᵇ. 17. Woll dann wirt so schnell bezwungen
fur got den richter eyllendt khumen,
Von allem dem rechnung geben,
Wie si hi hat gefurt ein leben.

18. Alle wortt vnnd werkh sein verborgen,
Ach mutter gots solt ich nicht sorgen,
So all gedankhen muessen herfür,
Weltlicher gewalt mag nit darfür.

19. Erst dan geet Ir recht seer zẘ hertzen,
Mit ainem verwundetem schmertzen,
das sy hie nit geuolget hat,
der gottes lere fruo vnnd spatt.

20. Ach gott was soll ich weitter sagen,
Ir ellendt mag sy nyemant klagen,
In ach vnnd wee ist sy dan steen,
O mensch lass dies zẘ hertzen geen.

21. Darumb thue ich hie nicht bemerkhen,
Wilt dẘ dort dein sell nit versterkhen,
Wan alle freydt zẘgenklich ist,
In disser welt mit khurtzer frist.
22. O gerechter gott laszs durchs erparmen,
Umfach vnns hie mit deinen armen,
die an das khrewtz gehefftet sein,
Erloss vnns von der helle peyn.
23. Gotts muetter dein bleib nit vergessen,
Zu dir thue ich mich hie vermessen,
Kum mir zw hilff zw diser stundt,
So sich dann schaydt mein seel vom mundt.
24. Der vnns das liedle hat gesungen,
Woll in der geschrift hat ers gefunden,
Wolt gott das ers zẘ hertzen nem,
Vnnd Im die welt wer wnderzem.

Scriptum est per manus fratris Johannis Zeidlhaimer sub anno domini 1519.

2. Das Seitenstettener fragment des Marienlebens bruder Philipps des Carthäusers.

Die bibliothek des Benedictinerstiftes Seitenstetten besizt einen vor nicht langer zeit erworbenen papiercodex, welcher dem ende des 15. jahrhunderts angehört und 73 blätter von 0·208 m höhe und 0·142 m breite zählt. Derselbe enthält eine stellenweise lückenhafte deutsche apostelgeschichte, bei deren abschnitten, wie fol. 5b, 8b, 10b, 11b, 14b, 23b, 25b, 29a, 33a, 33b, 37b, 45b, 56b, 58b, 65b, mit der feder nicht ohne geschick gezeichnete, aber in wasserfarben ziemlich roh ausgeführte darstellungen eingeschoben sind; fol. 1a specificiert den inhalt mit den worten: *Dye heilig driuualtikaït vnd die heylig Junkchfraw Maria Die mueter des almechtigen gotes vnd aller Engel Vnd die heyligen zwelffpotten vnd als himelisch her, die helffenn vns vor den vbeln sel vnd leibs. Der anvang des puechs ist von den heyligen zwelffpoten, die Ir leben Nach dem willen vnsers herrn Jesu kristi wie sy gelebt haben Nach der Auffart vnsers herren vncz an Ir ennd mit kurczen warten begriffen.* Von fol. 71b bis 73b ist eine metrische bearbeitung vom tode der Maria angefügt, die sich als jene aus dem Marienleben des bruders Philipp des Carthäusers (vv. 9196—9348)[1]

1) Heinrich Rückert, bruder Philipps des Carthäusers Marienleben, 34. band der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur, Quedlinburg-Leipzig, 1853, s. 249—253.

darstelt, ursprünglich aber unzweifelhaft umfänglicher gewesen sein muss, da die lezte verszeile mitten in einem satze abbricht. Fol. 71ᵇ und fol. 72 haben auf jeder seite 31, fol. 73ᵃ nur 30 und fol. 73ᵇ bloss 29 verszeilen, in welchen die grossen buchstaben durch einen eingelegten miniumstrich hervorgehoben sind; nur das *M* und *D* am anfange von vv. 9302 und 9340 sind ganz in rot ausgeführt, weil sie neue abschnitte beginnen. Die schrift ist deutlich, gut lesbar, von derbem federzuge und ohne zusammenziehungen; der buchstabentypus deutet auf das ende des 15. und den beginn des 16. jahrhunderts. Die consequente durchführung des abfalles des tonlosen *e* im auslaute weist darauf hin, dass dem schreiber eine handschrift der redaction P vorlag, von welch lezterer aber das Seitenstettener bruchstück rücksichtlich der wortstellung in vv. 9239, 9245, 9282, 9286, 9291, 9293, 9301, 9302, 9315, 9326, 9327, 9337, 9339, 9341, 9342 abweicht, während v. 9213 *hie*, 9270 *do*, 9299 *der Edeln*, 9313 *mir*, 9321 *Dy*, 9322 *sy*, 9334 *Vil*, 9342 *Wizz* als zusätze erscheinen. Leztere stören teilweise, z. b. in *ich* v. 9225, *den* 9295, sowie die änderung des *dich* in *Ich* v. 9337; dies wie das fehlen des v̇. 9266 kenzeichnet die flüchtigkeit des schreibers, dessen orthographie schon ziemlich viel unregelmässigkeiten verrät. Der lautstand deutet wie bei P auf Baiern hin. *o* wird gesenkt zu *u* in *fur* v. 9296, neben welchem v. 9248, 9256 *vor* erscheint.

Die gunierung des *î* ist fast überall durchgeführt; nur in der bildungssilbe *rîch* der worte *himelrich* vv. 9198, 9211, 9231, 9238, 9335 und *erdrich* v. 9199, sowie in *schidung* v. 9292 wurde der ursprüngliche laut bewahrt. *ai* statt *ei* erscheint v. 9224 *schaiden*, 9225 *paiten*, 9236 *zaichen*, 9237, 9247, 9257, 9285, 9312, 9322, 9328, 9334 *raine*, 9245 und 9310 *zaigt* und *zaig*, 9246, 9248, 9249, 9298 *wainen*, 9249 *paid*, 9250 *geschaiden*, 9301 *waisen*, 9313 *gemain*, 9324 *erschain*. *û* wird zu *aw* beziehungsweise *au* in 9256, 9262, 9284, 9324 *haws*, 9199, 9219, 9251, 9259, 9286, 9301 *auf*, schwankt aber in der aussprache zwischen *u* und *au*, da vv. 9262 : 9263 und 9318 : 9319 *haws : Jesus*, 9270 : 9271 *heraus : haws* auf einander gebunden sich zeigen. Für gleichen charakter spricht das vorwalten des *p* in v. 9202 *pracht*, 9216 *pegierd*, 9221, 9239 *potschaft*, 9225, 9279 *paiten*, 9237 *pist*, 9329, 9332, 9348 *pin*, 9249 *paid*, 9265 *pruederlich*, 9275 *Prueder*, 9286, 9314 *pett*, 9308 *pitt*, 9310 *parmherczikeit*, 9339 *gepietterin*; die vorsilbe *be* schwankt, da v. 9293 *begrebnus*, v. 9348 *berait* neben 9216 *pegierd*, 9293 *pegen*, 9294 *pewaren*, 9297 *pegunden* erscheint.

fol. 71b. Do die zeit komen solt [1]
Das Jesus sein [2] mueter wolt [3]
Emphahen In das himelrich [4]
Vnd sey nymer lassen auf erdrich [5]
Der ewig got zu Ir sannt [6]
Ein [7] Engel von seines vater lannt.[8]
Der pracht Ir ein palm gruen [9]
Vnd ein gewant weisz vnd schün [10]
In dem paradeis genomen
Was der palm,[11] so was auch komen
Von himel das weissz [12] gewannt
Gemacht [13] mit der Engel hannt.
Der zu vnser frawen do [14]
Vnd zu Ir sprach also [15]
Fraw [16] maria Ich grüezz [17] dich
Von deinem Sun aus dem [18] himelrich
Fraw du [19] solt wesen fro,
Wann du hie [20] hast gelebt also
Das alle [21] die da ze himel [22] sind,
Got selb [23] vnd auch dein kind [24]
Mit grozzer pegierd [25] warten [26] dein,
Das du künigin solt sein,[27]
Der Engel freud [28] vnd [29] der heiligen kron,[30]
Vnd solt sitzen auff dem Tron [31]
Vber alle [32] Engelkchöre.
Dar vmb [33] mein [34] potschaft höre:
Von deinem Sun Ich dir das sag [35]
Das du an dem dritten tag [36]
Solt von diser [37] welt schaiden.
Nicht lenger wil ich [38] dich lazzen paiten
Jesus krist, dein lieber Sun,
fol. 72a. Von dem ich dir kund tuen [39]
Das er kumbt [40] zu dir her

1) wolde 2) sîne 3) solde 4) in das himelrîche enphân 5) und sî niht langer wolde lân 6) ûf erden belîben, zir er sande 7) einn 8) lande 9) grüene 10) schoene 11) palme und ouch was komen 12) *fehlt.* 13) gemachet 14) der engel zuo Marîen dô 15) kom und sprach die rede ir zuo 16) vrouwe 17) grüeze 18) *fehlt.* 19) daz du, vrowe 20) *fehlt.* 21) al 22) himelrîch 23) selbe 24) Jêsus, dîn kint 25) girde 26) wartent 27) solt küneginne sîn 28) vrouwe 29) *fehlt.* 30) krone 31) trône 32) aller 33) umbe 34) mîne 35) sage 36) tage 37) dirre 38) *fehlt singemäss.* 39) von dem, vrowe, ich kunt dir tuon 40) kumt dan

Mit allem himelischen[1] her
Vnd wil fraw[2] nemen dich
Vnd fueren In das himelrich.
Ze einem warczehen[3] das gewant
Hat er fraw[4] dir gesannt.
An dir[5] soltu das haben,
Als man dich fraw sol[6] begraben
Der palm auch[7] ein zaichen ist
Das du raine magt pist
Der Engel fur ze himelrich
Die fraw der potschaft frewt sich.[8]

Do das geschehen was, do kom[9]
Gegen Ir sannd Johan.[10]
Maria sagt Im all die red[11]
Die der Engel zu Ir tet,[12]
Den Palm[13] vnd das gewant
Zaigt Im Maria mit der hannt.[14]
Johannes wainen do begund[15]
Die Raine maria nicht entchund[16]
Vor wainen enthalten[17] sich
Sy wainten paid hertzenlich[18]
Das[19] sy geschaiden solten werden
Von einander auf der erden.

In der zeit die Junger sannte
Der heilig geist aus manigen[20] lande
Ze Jerusalem zesamen,
Do sy zu einander komen[21]
Vor den[22] haws da Inn[23] was
Maria, das rain[24] gotes vas.
fol. 72^{b}. Gotes krafft von himel schueff[25]
Das der heilig geist auff hueb[26]
Die Junger da sy In dem lannd[27]
Zesamen[28] alle sanndt[29]

1) engelischem 2) sol, vrouwe. 3) zeim warzeichen 4) vrouwe 5) dir, vrouwe 6) dich sol, vrouwe 7) ouch der palme 8) der botschaft vreut Mariâ sich 9) kom sân 10) în gegangen sand Johan 11) rede 12) tete 13) im die palm 14) zeigt Mariâ mit ir hant 15) begunde 16) enkunde 17) ouch enthaben 18) beide tougenlich 19) wand 20) mangem 21) kâmen 22) dem 23) dâ inne 24) reine 25) schuof 26) hueb 27) den landen 28) wâren, ze samen 29) sande

Das sy komen fur[1] das haws
Dar Inn was die mueter Jesus.[2]
Do an einander sachen sich
Die Junger vnd sich pruederlich[3]
Vnd daucht sy all[3] wunderlich
Das sy all so schir[5] waren
Von veren landen dar gefaren.

In der weil[6] do[7] gieng heraus
Sannd Johanns von dem haws.
Do er die Junger all ersach[8]
Er emphieng scy vnd[9] sprach
Got muzzt[10] all wilkomen sein
Prueder vnd[11] heren mein.
Got der hat vns alle sambt
Zu[12] seiner mueter her gesannt.
Die sol von der welt[13] schaiden
Darumb[14] sull wir all[15] paiten.
Ir sun Jesus unser herr
Zu Ir kümbt von himel her.
Gen himel wil er fueren sey[16]
Da sull wir alle wesen pey.[17]
In das haws sy[18] alle gemain[19]
Giengen vnd die maget rain[20]
Da auff Irem pett lag.[21]
Do sie die Jungern[22] alle sach[23]
Froleich empfieng sy die[24] vnd sprach
Das ist mir ein lieber tag
fol. 73ᵃ. Das Ir[25] komen seyt
Zu mir an der letzten zeit.[26]
Mein schidung[27] sullt Ir all[28] sehen
Vnd mein begrebnus sehn[28] pegen.
Den leichnam sullt Ir den[30] auch pewaren[31]
Alz Ich sol von hinnen varen.[32]

1) kaemen vür 2) da inne die muoter was Jêsus 3) enphiengen und kusten sich *fehlt hier.* 4) dûhtes alle 5) schiere 6) wîle 7) *fehlt.* 8) alle sach 9) unde 10) müezt; *das folgende* ir *fehlt.* 11) unde 12) ze 13) werlde 14) dar umbe 15) alle 16) ze himelrîche vüert er sî 17) bî 18) do 19) gemeine 20) magt reine 21) siech uf irme bette lac 22) junger 23) gesach 24) vroelich sis enphienc 25) *Das folgende* alle *fehlt.* 26) ze mines libes lester zît. 27) scheiden 28) alle 29) mîn bevilde schône 30) *fehlt.* 31) bewarn 32) varn

Die Junger fur die magt her [1]
Vielen vnd pegunden ser [2]
Wainen klagen vnd [3] schreyen
Das sy solten der Edeln mareien, [4]
Gotes mueter, an [5] werden
Vnd wie waisen beleiben [6] auf erden.
Maria vnser mueter suezzer mund [7]
Trösten sy alle begund. [8]
Er [9] sprach vil lieben heren mein,
Lazt ewr grosz klagen sein
Vmb mein vart vnd vmb mein [10] tod.
Es [11] sol euch all [12] wesen not, [13]
Wan ich pitt [14] meinen sun,
Das er süll [15] genad [16] tuen
Vnd zaig [17] sein parmherczikait
Vber all [18] kristenheit.
Wittiben [19] vnd magt rain [20]
Die mit mir [21] mareien staete gemain [22]
Waren umb das pett [23] da lagen
Vnd vnser frawen dinst [24] phlagen.

In [25] der mitternacht geschach
Ein Ton als [26] ein donnerslag.
Hernider gotes sun Jesus
Kam [27] In seiner mueter haws.
fol. 73[b]. Engel auch ein michl [28] schar
Dy [29] mit Im komen vom [30] himel dar,
Der rainen magt sy [31] ze lob sungen
Vnd mit suezzer stymm [32] klungen.
In dem haws ein liecht erschain
Grozzer den [33] der Sunen [34] schein.
Jesus zu seiner mueter sprach do [35]
Mit suezzer senfter red also [36]
Vrewe dich, raine mueter mein,
Ich pin [37] Jesus, der Sun dein,

1) hêre 2) sêre 3) unde 4) solden nu Marien 5) âne 6) verweiset blîben 7) Mariâ mit ir süezem munde 8) alle si begunde 9) si 10) minen 11) der 12) allen 13) guot 14) bite 15) welle 16) genade 17) zeigen 18) al die 19) witweu 20) megde reine 21) *fehlt* 22) gemeine 23) bette 24) und Marien dienstes phlâgen 25) an 26) sam 27) kom 28) michel 29) *fehlt* 30) kom von 31) *fehlt* 32) stimme 33) danne 34) sunne 35) Jêsus sine muoter dô 36) sprach mit süezzer rede zuo 37) bin ez

Den du magt hast getragen
In deinem leib:[1] Ich wil dir sagen,
Ich pin komen nu zu dir,
Das ich von diser werlt mit mir
Vil raine mueter wil fueren dich[2]
In das ewig[3] himelrich.
Da soltu mein frewd[4] schawen
Vnd solt Ich[5] ymer frewen[6]
Vnd[7] solt werden künigin[8]
Vnd des himelriches gepietterin.[9]

Do Iren[10] Sun Maria sach[11]
Ant frewden sy zu Im sprach[12]
Wizz willikomen herr vnd Sun mein[13]
Zu der armen mueter dein.
Wilkomen sun, mein vielliebes[14] kind,
All mein synn[15] erfrewt[16] sind,
Das Ich dich nu han gesehen,
Liebers[17] mocht mir nicht geschehen.
Herr vnd Sun[18] Ich pin berait.

3. Wilheringer „Salve regina,“ Wundermittel und sprichwörter.

Der aus fünfzehn schriften verschiedenen inhaltes bestehende papiercodex nr. 69 der bibliothek des Cistercienserstiftes Wilhering in Oberösterreich enthält auf fol. 129^b eine freie verdeutschung des „Salve regina,“ auf fol. 268^b ein wundermittel und auf fol. 280^a deutsche sprichwörter. Die zeilen erstrecken sich durchaus über die ganze, 0·145 ^{m} messende breite der 0·218 ^{m} hohen blätter und verraten in der zwar deutlichen, aber nicht schönen schrift durchaus dieselbe hand, welche auch die am schlusse des codex enthaltene, die handschrift einigermassen bestimmende notiz: „Frater Joannes Kirchmair dedit beate marie virgini in Wilhering hunc librum 1511“ beigefügt hat. Orthographie und spracheigentümlichkeiten, wie das vorwalten des *ai* für *ei*, des *p* statt *b* und besonders des *b* für *w*, machen die aufzeichnung am aufbewahrungsorte selbst wahrscheinlich.

1) leibe 2) wil, reiniu muoter, vüeren dich 3) êwege 4) vreude 5) dich *singemäss* 6) immer mit mir vröuwen 7) du 8) küneginne 9) des himels und gebietaerinne 10) ir 11) gesach 12) mit grôzer vreude zim sî sprach 13) wilkomen, sun und hêrre min *mit fehlenden des* wizz 14) sun und liebez kint 15) mine sinne 16) erniuwet 17) lieber 18) hêrre sun.

Einen anderen schreiber verrät die kurze einzeichnung in dem Wilheringer codex nr. 120 fol. 2ᵇ, die auf den frommen Hiob bezug nimt und nach dem sonstigen handschriftencharakter am ende des 15. jahrhunderts erfolgt sein mag.

Cod. 69, fol. 129ᵇ. Gegruest seystu rayne maid chunigin
Der parmherczikait ain suesse myn
Vnd ein ewiges leben.
Got hat dich vns zy aynen trost gegeben
Mit dem grucz rueff wir dich an
Aus dem ellend frawen vnd man
Wir euen chinder jung vnd alt
Czu deinen gnaden seuft wir halt
Mit Jamer vnd mit waynen
Czu dir cheusch vnd raynen
Hye in disem Jamer tall
Wan dein gnad ist an hal
Eya darumb maget rayne
Nu erhor vns all gemaine
Naig czu vns dy augen dein
Dye so parmhertzig sein
Vnd Jesum Christum die heilige frucht
Deins leybs vnd deiner zucht
Rayne maid den scholt du vns zaigen
Wan wir aus disem ellend schaiden
O gutige o milde o suezze iunchfraw
Vnd mutter Marie Amen.

II.

Cod. 69, fol. 268ᵇ. Balsamus vnd bachs chlare vnd rayne
Der heilig kresen damit gemaine
Ein geheiligtz Agnus Dei machent
Durch krafft der wort darüber gesprochen.
Der pabst es selber gebeichet hat
Zu einer grossen gab er dir das geben hat
Vor dem yachen todt thuet es dich bebaren
Es lasset nyemandt zu zweifflung varen
Wer es lobet mit grossen eren
Den mag chainer seiner veindt verseren
Sunder hat es vil geistleicher heilikait
Das sey in warhait gesayt
Auch das vngehewr wetter macht es fliehen
Alles ybell thuet es von Im ziechen

Den Swangeren frawn gibt es senftung vnd troost
Die kind werden mit hail erlost
Die sündt ringert es vnt vertůtz
Als vnsers herren Jesu Christi pluet
Es gibt dy gaben des heiligen geistes all siben
Des fewrs krafft wirt Im vertriben
Wer es raynikleich pey Im ist tragen
Der bedarff in kaynem wasser verzagen
Der aller myndest taill hat als vil tugent guet
Als es ganz vnd vngetailt thuet
O lemblein gotz erparm dich vber vns all
Wan du ain auffenthaltung vnd mynderung pist aller quall.

III.

Cod. 69, fol. 280ᵃ. Was du gewinst mit arbeit
das verczer mit beschaydenhait.
Gepurt dir icht zu leyden
yedoch soltu vngedult vermeiden.
Er gůt vnd weyshayt
hat nyemant an arbayt.
Es ist kain pesser hausrat
dan wer ein frumes weib hat.
Hilff got du ewigs wort
dem leyb hye vnd der selle dort.
Hab lieb gott
vnd hald sein gepott.
Es ist heut ein tag:
das ich nit porgen mag
wildu trinken auf porgen,
so chum albeg morgen.
Stach ain ayt als ein dorn,
Ir wären so wil nicht gesworn. (Vrîd. 122, 21.)
Der phening macht den strengen lind.
Vnd macht der weysen augen plind.
In diser werlt zu aller frist
der phening der grosst herre ist.

Cod. 120, fol. 2ᵇ. Job lage in dem mist.
Vnd rief ze dem hailigem christ.
czu bitten herre got.
daz die wurm alle ligen tot.

PRAG. JOSEPH NEUWIRTH.

RÜCKERTSTUDIEN.

Fr. Rückert hat seine anforderungen an übertragungen aus dem Orientalischen in den jahrbüchern für wissenschaftliche kritik und in den zeitschriften für orientalische philologie vielfach zerstreut niedergelegt. So verrät sich der tiefe Brahmane bei gelegenheit einer recension der Hirzelschen bearbeitung der Sakuntala durch einen reichen schatz unumstösslicher wahrheiten über die indische poesie. „Der sanskritdichter liebt es den faden zu einem knaul aufzuwickeln, in dessen mitte der anfang verborgen ist, dann diesen knaul vor unseren augen gemach in worten abzuwickeln und von uns zu fordern, dem abrollenden faden mit aufmerksamkeit zu folgen, bis am ende der anfang zum vorschein komt, oder mit andern worten, er fasst den ganzen gedanken seines gedichtes in einem einzigen vielverzweigten satze zusammen, der wie ein baum oder wie ein epigramm in eine spitze aufsteigt. Die ganze, dicht verwobene laubmasse einer solchen indischen vegetation nach unserer art in einzelne stückchen und blüten aufzulösen, zerstört den eigentlichen zauber jener poesie; man kann einen solchen satz nicht in sätzchen zerschneiden, ohne ihm die sonne des lebens entzweizuschneiden." Allerdings sezt der siegesbewuste jünger der Saraswati, der indischen beredsamkeit, das stolze wort hinzu: „selbst wenn wir unseren ehemaligen reichskammerperiodenbau zu hilfe rufen müsten." Der gewaltige sprachbeherscher hat es aber diesmal gar nicht so schlimm gemeint. In wahrheit mässigt sich gerade die Sakuntala ausserordentlich geschmackvoll in der nachahmung jener spinnenden perioden. Gegen schluss des ersten actes wird die wut des zerstampfenden elefanten beschrieben.

Wild herangestürzt, den einen Zahn am gegenstehenden Baumstamm brechend,
In jung üppig angespannter Ranken Spangumschlingung selbst sich fesselnd,
Als leibhafter Geist der Störung, unsere Gasellenheerden sprengend,
Trümmert den geweihten Hain der Elefant, erschreckt vom Wagen-Anblick.

In seiner Laien-Sakuntala sezte Rückert ebenso plastisch dafür:

An dem vom scharfen Anprall umgerannten Stamme
Mit einem Zahne haftend,
Und in Schlingpflanzenstrickgeflecht,
Das er an Füssen mit sich schleppt, verwickelt,
Betritt, als der Lustübungen
Leibhafter Störer, die Gazellenheerden
Zersprengend, dort der Elefant
Den Hain, vom Wagenanblick scheu geworden.

Hirzel zerreisst dagegen im antisanskritschen geiste den zusammenhängenden faden in nicht weniger als vierzehn stücke.

Zerbrochen den einen Zahn
Am Baumesstamme,
Der ihm zum Damme,
Da grimmig er stürzt heran!
Die Wratati-Pflanze drauf
Umstrickt ihn fest im Lauf,
Die auszureissen bemühet
Vor Wuth er glühet!
Wie toll er die Andacht entweihet!
Die feindlichen Herden zerstreuet!
Dort der Elefant,
Scheu und unbekannt
Noch mit den Wagen, die jetzt er erblickt,
Weh, wie den heiligen Wald er zerknickt! —

Wie streng gegen sich selbst der weise Brahmane von Erlangen und Neuses in seinem west-östlichen Diwan verfährt, documentiert sich auch in den versuchen die hindostanischen gigantischen wortfügungen bei uns zu naturalisieren. Er spricht es selbst aus, „er trage sich mit dem gedanken, die bisherigen pole umzudrehen, man müsse bei den färbungen der rede, die uns ungewöhnlich sind, empfinden, dass sie eben in der fremden sprache gewöhnlich und umgekehrt das uns gewöhnliche das dort ungewöhnliche sei.“ Mir will nur scheinen, als habe die hohe begeisterung für seine aufgabe den meister in seinem Nal und Damajanti zu weit nach vorwärts gedrängt. Die indische grammatik betont überall die bequemlichkeit, Rückert sezte aber durch seine theorie für den natürlichen lakonismus des ostens eine westliche langatmigkeit und trübte so die durchsichtigkeit. Noch bedeutungsvoller für einen einblick in das geistige atelier Rückerts, in seine art zu componieren sind zwei specielle stellen seines Nal. Der böse drachenfürst liegt in einem feurigen busche auf einem glühenden steine und wartet auf entzauberung. Der originaltext deutet den grund dieser höllenqual nur an, der geistreiche übersetzer hat die lücke durch eine prächtige interpolation im achtzehnten gesange ausgefült. Die erzählung, die der eigene mund des schlangenkönigs von seinem sturze geben muss, ist eine wahre verschönerung des epos geworden, ähnlich wie die Makamen des Hariri in der Rückertschen bearbeitung den arabischen humanisten gleichfals oft überbieten. Ebensowenig wird bisher das gewählte wortspiel beachtet sein, mit dem Nal nach der erwachten reue den dämon in das freie trägt. Die schlange beisst den könig,

sobald dieser den zehnten schritt zählt, zehn bedeutet im sanskrit zugleich beissen.[1] Der übersetzer fürchtet sich vor dieser aufgabe nicht. Sein angeborener witz, mit dem er überhaupt stets gern spielt, hilft ihm leicht aus. Nal muss die zähne des drachen zählen, „ob keiner ihm fehle, der ihm gesprengt sei oder gekappt, als er damit in der glut geklappt.“ Zwischen der sieben und neun vergisst er die acht, „und mit dem unbeachteten achten zahne biss er den unbedachten.“

Dergleichen forschungen, so mühselig sie sind, belohnen durch eine weite einsicht in die produktionskraft eines grossen mannes, dem alle musen der welt ihren besuch abstatteten. Über die verwendung des heroischen doppelverses der Inder im Deutschen hat sich Rückert gleichfals ausserordentlich glücklich geäussert.

„Gewöhnlich wird ein ganzer gedanke in eine strophe von zwei sechzehn oder mehrsilbigen zeilen zusammengedrängt, die für uns wider ihrer länge wegen in vier zerfallen. Ich rate dazu, für den Çloka kecklich metra zu substituieren, die weder geläufig deutsch, noch sanskrit sind, nämlich einfach jambisch oder trochäisch, auch wol einmal daktylisch oder anapästisch fortgehende zeilen von einer dem original ungefähr entsprechenden ausdehnung und silbenzahl, von den zeilen selbst aber nach dem sanskritprincip je zwei gleiche, oder wenn man unterteilt, je vier gleiche oder fast gleiche zu einer strophe zusammenzustellen. Das gewebe der rede ist in der Sakuntala durchaus prosa, die verse bilden den einschlag; selbst das gefühl und der affekt spricht sich unmittelbar nur in prosa aus. Diese verse sind hervortretende blüten der einbildungskraft, eine samlung der reflexion über die zustände und gemütsbewegungen, nicht der ausbruch dieser lezteren selber, daher lauter kunstreiche bilder für sich, lauter kleinere geschlossene gemälde, wie eingelegt, meist auch eingeleitet durch einige prosaische worte, und unter sich verknüpft durch solche, insofern mehrere strophen aufeinander folgen. Sie stellen, gleichsam wie ein zerstückelter chor, den jede person in sich selbst mitträgt, das algemeine im besonderen dar. Die masse wechseln sehr häufig, sie sticken den teppich mit blumen. Der übersetzer hat also auf eine kunstreiche fassung zu halten, denn diese gibt ihnen, da sie oft nur gemeinplätze enthalten, ihre schönheit und bedeutung.“

Bei unserer durchforschung der wissenschaftlichen journale nach publikationen Rückerts sind wir ferner auf eine reihe reizender indisch-erotischer lieder gestossen. Dem sinnigen Sanskritamor, einer der nied-

1) Bopp bemerkt in seiner ausgabe des Nal: quando dasa Nalus dixit, serpens eum momordit. Dasa in Sanscrito decem et morde significat.

lichsten schöpfungen orientalischer phantasie, hat der dichter des „Liebesfrühling“ viel häufiger geopfert, als seine gesamtwerke ahnen lassen. Gott Kama singt nicht blos mit schuldlosen Madonnen, auch mit schaumgeborenen Aphroditen. Aus dem zauberischen lotusbusche ertönt im milden lichte der nächtlichen silberschale sein süsses, genusssüchtiges und geistreiches gekos mit einem ganzen summenden bienenschwarm von mädchen, die wie Lianen ihn umranken. Die hübsche gallerie dieser leichten und gefälligen lyrischen genrestücke aus dem frauenleben Indiens kann wenig besucht werden, weil ein katalog für sie fehlt. Der ausgezeichnete litterarhistoriker, Rückerts leider zu früh verstorbener sohn Heinrich in Breslau, hat es verschuldet, dass bei der lezten revision den kleinen schelmenstücken aus den hundert liedern des Amaru kein eigenes kabinet gewidmet wurde. Auch das idyll Gowinda, wie es in der zeitschrift für die kunde des morgenlandes erschien, enthält die gefühlvolsten lieder. Wie Apollo einst thessalische herden weidete, verkörperte sich Wischnu zu einem hirten. Er nante sich Gowinda oder Hari. Seine geliebte Radha verfolgt den lockeren buben mit unendlichen eifersüchteleien.

Doch sie, zu schwach zu gehen,
Voll Liebeswehen lag im Rankenhaus.
Die Freundin, um Gowinden
Dies zu verkünden, kam zu ihm:
Überall schaut sie, wohin sie nur schauet,
Dich, dem die Lippe von Honig thauet,
Hari, o Hort!
Radha liegt in der Laube dort.
Hebt, dir entgegenzugehn, sie die Glieder,
Sinkt sie nach wenigen Schritten darnieder,
Hari usw.
Blüthen und Blätter zu Ketten verwebend,
Schwört sie, von deiner Erinnrung nur lebend,
Hari usw.
Sich im geberdenden Spiele betrachtend,
Bin ich nicht Hari?[1] so rufet sie schmachtend,
Hari usw.
Warum zum Ort der Bestimmung nicht eilt er?
Fragt sie beständig, o Freundin, wo weilt er?
Hari usw.

1) Nach den satzungen der indischen liebeslehrbücher besteht ein verliebtes geberdenspiel darin, dass die einsame, sehnsüchtige die geberden des abwesenden liebhabers nachmacht und glaubt er selbst zu sein.

Küssend umarmt sie der nächtliche Schatten,
Wolkengebild, das sie hält für den Gatten.
Hari usw.
Während du säumst, erliegt sie dem Drange,
Jammert und harret bereit zum Empfange,
Hari usw.
Bis zum Ohrläppchen schaudernd, seufzerschwellend,
Mit stockender, erstickter Stimme stammelnd,
Auf dich, Treuloser, richtend tiefe Sehnsucht,
Denkt, lustversenkt, nur dich die Rehgeaugte.
Oft legt sie ihren Gliedern an den Putz und, rührt ein Blatt sich,
So wähnt sie dich gekommen, breitet auf das Bett und sinnet.
Wiewohl sie so mit Wohnungsschmuck, mit Wonnewahn und Argwohn
Sich unterhält, doch ohne dich durchlebet sie die Nacht nicht.

NEUSES. A. KOCH.

BIBELSTELLEN IN DER ALTNORDISCHEN LITTERATUR.

Ich hatte mir vor einigen jahren in dieser zeitschrift (IX, 487—488) darauf hinzuweisen erlaubt, wie wünschenswert es sei, die in der norrœnen litteratur zerstreuten bibelstellen zu sammeln. Da übersendet mir in diesen tagen ein norwegischer gelehrter, herr Joh. Belsheim in Christiania, der bekante und hochverdiente herausgeber des Stockholmer codex aureus und andrer lateinischer übersetzungen des Neuen Testaments, eine von seinem sohne Gissur († 1882) begonnene, von dem vater vollendete schrift u. d. t.: „Af Bibelen paa norsk-islandsk (norröna) i Middelalderen. Udgiv. af J. B. Christiania, Malling 1884,“ 192 ss.; sie ist ein abdruck aus „Theologisk Tidsskrift for den evangelisk-lutherske Kirke i Norge“ (bd. ?). Die schrift enthält nach kurzem vorwort (Übersicht der quellen u. a.) s. 1—13 alle die bibelstellen (alt. Test. s. 14—35, neues Test. s. 36—189), die sich in fünfzehn zu diesem zweck durchsuchten norrœnen werken finden; leztere sind: 1. Homil. isl. (ed. Th. Wisén), 2. Homil. norw. (ed. C. Unger), 3. Leifar usw. (ed. Þorv. Bjarnarson), 4. Mariu saga (ed. C. Unger), 5. und 6. Postula- und Heilagra manna-sǫgur (ed. C. Unger), 7. Thomas s. (ed. C. Unger), 8. Barlaam ok Josaphat (ed. R. Keyser und C. Unger), 9. Speculum regale (Kra 1848), 10. Anecdoton (1815 und 1848), 11. Sverris s. (Kra 1873), 12. Sturlunga saga (Oxf. 1879), 13. Gíslasons Prøver, 14. Physiologus (Anall. norr.[2]), 15. Elucidarius (ed. K. Gíslason); Stjórn (Chra 1862), eine aus andern (lat.) schriften vielfach ergänzte freie paraphrase von Moses I. II, 1—18 und Josua

(bis 2. Kön., 25) ist wegen ihres umfangs unbenuzt geblieben. Die betreffenden excerpte sind normalisiert und, nach umständen, mit parallelstellen und varianten begleitet, dagegen die beifügung des originals (Vulgata) aus raumrücksichten unterlassen. Die lexicalische verwertung, bez. die herstellung eines altnord.-latein. glossars aus diesen texten — und darauf käme es ja vor allem an — steht allerdings noch aus und würde einem philologen zufallen. Jedesfals verdient aber der verehrte herr herausgeber für die schäzbare vorarbeit allen dank.

KIEL, 3. DEC. 1884. TH. MÖBIUS.

LAMPRECHTS ALEXANDER UND DIE HILDE-KUDRUN-DICHTUNG.

Bekantlich veranschaulichen zwei bearbeitungen von Lamprechts Alexander die gewalt des kampfes am Euphrat zwischen Alexander und Darius durch vergleich mit kämpfen aus der Hildensage und dann noch aus dem trojanischen kriege. Die stelle, die sich auf jene bezieht, lautet nach der Vorauer handschrift (Diemer s. 220, Kinzel 1317 fgg.):

alsô vil lâgen (hs. *lager*) *dâ reslagen,*
das iu unsallîch wâre ze sagen(*e*),
Persen unde Kriechen
ân wunden unde ân siechen.
man sagêt von dem sturm, der ûf Wolfenwerde gescach
(*dâ Hilten vater tôt gelach*)
zewisken Hagenen unde Waten:
sô nemohter hêrzô nieht katen.
iedoch nemohte nehain sîn,
noch Herewîch noch Wolfwîn,
der der ie gevaht volcwîch
dem chunige Alexander gelîch.

Diesen versen entsprechen in der Strassburger handschrift (Massmann = Kinzel 1825 fgg. Weismann 1670 fgg.):

unsallîch wâre uns ze sagen
umbe di, da lagen irslagen,
Persen unde Criechen,
sunder gewunten unde siechen.
dâ was weinen unde chlagen.
von einem volcwîge hôre wir sagen,
der ûf Wulpinwerde gescach

(dâr Hilten vater tôt lach)
inzwischen Hagenen unde Waten:
der ne mohte sich hî zô niht gegaten.
Herewîch unde Wolfram (lies: *Wolfwîn*)
ne mohten ime niwit gelîch sîn;
noch nehein man ander:
alsô freislîch was Alexander.

In der Baseler — hier sehr lückenhaften — handschrift steht nur (Werner 1506 fgg.):

1506 *als vil wurden da erslagen;*
— — — — — —
1508 *was ich von strîtten ie vernam,*
da was alles niuttes an
10 *gegen disem hertten strît grôs.*

In dieser bearbeitung fehlen alle einzelnen namen; sie komt also für unsere frage nicht in betracht.

In der Vorauer handschrift scheint der bis auf 6 oder 7 hebungen angeschwollene vers 1321 mit dem reimworte *gescah* aus einer kürzeren fassung überarbeitet zu sein,[1] vgl. Kinzel in dieser zeitschr. X, 50 fgg. Aber schon der schreiber der Strassburger hs. hat einen ähnlichen vers in seiner vorlage gehabt; diesen hat er mit benutzung des später gebrauchten wortes *volcwîch* in zwei verse zerlegt und auf den ersten derselben nicht ungeschickt einen neu eingeschobenen flickvers gereimt.

In beiden texten aber sind die sätze meines erachtens so zu verbinden, wie ich es durch meine interpunktion — im wesentlichen übereinstimmend mit Schade, Lesebuch s. 106, aber abweichend von allen herausgebern der Kudrun — angedeutet habe; d. h. die präpositionsbestimmung mit *zwischen* gehört nicht zu dem satze mit *lac*, der vielmehr ganz für sich abzusondern ist, sondern zu dem vorhergehenden satze, so dass der hauptgedanke ist: *es geschah ein kampf .. zwischen Hagene und Wate.* Zum ausdrucke vgl. Iwein 6028 *sô ist ein kampf gesprochen zwischen in beiden.*

Welche gestaltung der Hildesage wird durch diese gelegentliche erwähnung Lamprechts bezeugt?

Man hat gewöhnlich versucht, die einzelnen von Lamprecht erwähnten züge und personen zu dem bilde einer einzigen schlacht zu

1) Als ursprüngliche fassung lässt sich vermuten:
ein sturm ûf Wolfenwerde gescah
(da Hilten vater tôt lach)
enzwischen Hagenen unde Waten:
der ne mohte sich hie zuo niht gegaten.

verbinden. Dieses wird kein einheitliches und widerspruchsloses, nach meiner interpunktion ebenso wenig, wie nach der anderen. Solte nämlich dann *Hilten vater* identisch mit dem gleich darauf genanten *Hagene* sein, so wäre diese verschiedene bezeichnung derselben person sehr auffallend, und der ausgang von dem im ersten teile unserer Kudrundichtung überlieferten ganz abweichend. Solte aber *Hilten vater* dem *Hetele* unserer Kudrundichtung entsprechen, so wäre das verhältnis desselben zu *Hagene* schwer begreiflich. Die stellung des später genanten *Herewîch* und seines genossen bliebe in beiden fällen rätselhaft.

Wenn man dagegen annimt, dass die von Lamprecht erwähnten ereignisse in der erzählung, welche ihm bekant geworden war, an verschiedenen stellen vorkamen — wie auch die von ihm gleich darauf erwähnten helden des trojanischen krieges: Achilles, Hector; Ajax, Nestor schwerlich in irgend einer erzählung zugleich kämpfend dargestelt waren —, so hat diese erzählung enthalten:

1) einen gewaltigen kampf zwischen Hagene und Wate. Ein solcher wird in unserer Kudrun str. 517—19 geschildert. Dort freilich findet er statt am strande vor der burg des Hagene; Lamprecht verlegt ihn (aus ungenauer erinnerung?) auf den Wolfenwert.

2) eine gewaltige schlacht auf dem Wolfenwerde (nicht identisch mit jener, vielleicht später geschlagen), in welcher der vater einer (entführten) tochter fiel. Eine solche schlacht ist bekantlich erzählt Kudr. 848 fgg. 880 fgg. Dort freilich ist es Hetele, der vater der Kudrun, welcher von Ludewig erschlagen wird; Lamprecht spricht vom vater der Hilde, entweder weil in seiner quelle die königstochter, um die auf die auf dem Wolfenwerde gestritten wurde, wirklich so hiess, oder weil er sie mit einer anderen (um welche vielleicht Hagene gegen Wate focht) verwechselte.

3) Berichte von Herwîch und Wolfwîn als hervorragenden helden. Setzen wir den zweiten gleich dem Ortwîn der Kudrundichtung, so passt aus dieser zu Lamprechts citat ganz vorzüglich die darstellung des entscheidungskampfes in Ormanîe, wo Ortwîn mit Hartmuot, Herwîc mit Ludewîc zusammentrift (Kudr. 1407. 1431).

Diese annahme scheint mir weniger schwierigkeiten zu bieten als jene. Danach kann zu Lamprechts zeit bereits eine dichtung vorhanden gewesen sein, welche den wesentlichen kern unserer Kudrun, d. h. zwei entführungen und eine reihe von kämpfen, die durch dieselben hervorgerufen waren, erzählte. Lamprecht hat dann bedeutende kämpfe und kämpfer aus derselben zur vergleichung mit denen seiner Alexanderschlacht passend herangezogen, die nebenumstände der verschiedenen ereignisse, welche er bei dieser gelegentlichen erwähnung berührte

aber ungenau berichtet oder zusammengeworfen. Vielleicht ist auch diese ungenauigkeit oder verwirrung erst durch bearbeitung in Lamprechts verse hineingekommen.

Dass ich in der interpunction von v. 1321 fg. mit Kinzels ausgabe (die ich erst bei der correctur einsehen konte) übereinstimme, freut mich. Die früheren vermutungen über das verhältnis der stelle zur Kudrundichtung bespricht Kinzel s. 459.

KÖNIGSBERG. OSKAR ERDMANN.

ZUR KUDRUN.

Kudr. 649, 1 *Kûdrûn diu schœne diu sach und hôrte den schal.*
2 *gelücke daz ist sinwel dicke alsam ein bal.*

Auf diese beiden von Ziemann überzeugend hergestelten verse folgt in der handschrift nach v. d. Hagen (ohne widerspruch Gärtners Germ. IV, 106 fg.):

3 *da es die schône fraw anders nicht mocht geschaiden*
4 *ir vater und dem gaste sy wunschte des sy gedachten in baiden.*

Martin hat v. 4 in der handschrift gelesen: *gedachte*; diese lesung bestätigt mir dr. Seemüller nach neuer einsicht derselben.

Von den zur herstellung und interpunktion der beiden lezten verse gemachten vorschlägen befriedigt mich keiner volständig; ich gehe daher die einzelnen der besserung oder umstellung bedürftig erscheinenden worte nochmals durch.

3ª *schœne* kann gerettet werden, wenn man (mit Ettmüller und Müllenhoff) die worte so ordnet: *do ez diu schœne frouwe niht anders mohte scheiden* (Vollmer behält: *gescheiden*); doch scheint mir das adj. ein matter zusatz aus v. 1ª zu sein und daher zu tilgen. Dann ist eine andere umstellung nötig; ich stelle das verbum *mohte* lieber (mit C. Hofmann, Symons) vor *niht* als vor *anders* (so Bartsch, Martin). Dan komt *anders* in die cäsur, *gescheiden* kann ohne anstoss stehen bleiben; dass das verbum *mac* den inf. mit *ge-* liebt, betonte schon Grimm Gramm. II, 847.

Die dative in 4ª aber verbinde ich nicht, wie alle herausgeber, mit *wunschte*, sondern mit *gescheiden*. Bei diesem verbum nämlich konte schon in ältester zeit im dativ das par angegeben werden, dem ein dritter scheidend gegenübertritt: so erklärt sich die konstruktion der gotischen bibelstelle Mc. 10, 9 als eine sehr wol überlegte und passende: *þatei nu guþ gavaþ, manna þamma ni skaidai.* Wenn nun mhd. *scheiden* oder *gescheiden* einen solchen per-

sönlichen dat. pl. neben sächlichem acc. *ez* (Gramm. IV, 333; meine Otfridsyntax II, § 106 fg.) bei sich hat, so heisst es: *es* (d. h. *den streit*) *zwischen zwei personen scheiden* (*entscheiden*, *schlichten*); vgl. Iw. 7275 *möhten siz in beiden nâch êren hân gescheiden*. Singenberk. MSH. 1, 289. Dann ist 4^b nachsatz, wie er in gleicher wortstellung im lezten halbverse auch sonst steht: Kudr. 36, 4^b. 175, 4^b. 265, 4^b. 452, 4^b? 998, 4^b. 1000, 4^b.

4^b ist die verbalform der handschrift nach Martins lesung *gedachte*, die er (wie früher Müllenhoff) auch in den text sezt; der plural *gedâhten*, den Ziemann, Vollmer, Bartsch geben, ist also nur conjectur, aber meines erachtens eine notwendige. Der sg. *gedâhte* mit Kudrun als subject ergibt nämlich eine für mich unerträgliche tautologie, ob nun *gedenken* im gewöhnlichen sinne stünde: *sie wünschte das, was sie für sie beide in gedanken bewegte*, oder ob es (wie Barl. 23, 38. Reinmar von Zweter. MSH. 2, 220, 240.) das aussprechen eines gedankens bedeuten solte: *sie wünschte das, was sie auch gegen sie beide aussprach* (so Martin). Unnötig und alzu künstlich aber erscheint mir C. Hofmanns von Symons aufgenommene änderung: *daz si ir gedæhten.* Vielmehr bleibe ich beim ind. plur. *gedâhten* und stelle nur noch *in* (dat. pl. reflexiv, wie bei demselben verbum neben gen. der sache auch Kudr. 1317, 4) vor das verbum. — Die überlieferte dativform *baiden* wäre nicht ganz unmöglich, doch ist sie wahrscheinlich nur des genaueren reimes wegen statt des nom. *beide* eingesezt.

Danach schreibe und interpungiere ich die verse also:

3 *do ez diu frouwe anders mohte niht gescheiden*
4 *ir vater und dem gaste: si wunschte, des si in gedâhten beide*

= *als die jungfrau es nicht anders schlichten konte zwischen ihrem vater und dem fremdling, da wünschte sie das, woran sie beide für sich (auch schon) dachten*, d. h. natürlich: *da wünschte sie den kühnen und stolzen Herwig nicht als feind ihres vaters, sondern als freund und bräutigam betrachten zu dürfen.* Dass dieser gedanke dem Hetele während des kampfes gekommen war, ist in strophe 648 (die ich mit Martin für echt halte) soeben gesagt; dass er in Herwig durch den kampf nicht erloschen war, ist selbstverständlich; dass er in Kudrun plötzlich als wunsch erwacht, ist vom dichter nach seiner art (Scherer Litgsch. s. 140) nur in feiner umschreibung, aber verständlich genug angedeutet.

KÖNIGSBERG. OSKAR ERDMANN.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

LEXIKOGRAPHISCHES.

Bairisch.

Der grundstock folgender wörter ist einem handschriftlich. medizinischen buche, wie deren im 15. jahrhundert viele aufschossen, entnommen. Mit dem sprachschatze von JHaupts arzneibüchern stimt es, nicht aber mit den Pfeifferschen. Die sprache ist bairisch mit schwäbischen und hie und da alemannischen wahrzeichen. Da vieles neue sich bietet, hielt ich die auszüge für gerechtfertigt. Die umfangreiche papierhandschrift, einst Hasslers in Ulm eigentum, gross 8, dürfte wol noch im besitze HKillingers sein. Die citate mit einfachen seitenzahlen bezeichnen sie. Die übrigen quellen sind jedesmal angegeben. Ein vergleich mit Schmeller wird auch diese stellen rechtfertigen.

Ab, darab bei „trinken" von oben ab, wenn unten der ansatz ist: Man sol nemen Bethonien vnz vnd 1 seytl warms wasser vnd ee in das fiebar begreiffen, so sol er darab trinkchen; in wasser syeden vnd darab trinkchen; so trinkch darab; man sol ruten in wein syeden vnd darab nuechter trinkchen; papellen in wein syeden vnd sol darab trinkchen; man sol Ysopp in wein syeden vnd darab trinkchen; wermutt in wein syeden vnd darab trinkchen; ab den rutten trinkchen; die (frau mit totem kind im Leib) trinkch ab dem peybos, so wirt sy ledig. Dieser gebrauch ist bairischen und alem. arzneibüchern geläufig gewesen, heute noch spurenweise alemannisch. Schmeller I², 11 (oben) hat nur ein beispiel. In Kuhns ztschr. 20, 389 habe ich viele belege mitgeteilt.

Abschratten: Der sol nemen ein scharlach tuech, ein Abschratten oder zwo vnd pulvers 118. Wahrscheinlich zu schroten, abschrot, abfall, abschnitt, stück tuch. Schmeller I², 613.

Adelei, natura: Siehstu nicht wie maisterleich die Adelei der Natur die Rosen verzimmert vnd verfridt mit scharfen dorn. cgm. 257 fg. 16ᵃ. Schmeller I², 34 fehlt diese bildung.

Afel, Wunde, geschüzte wunde: das man (in frisch. wunden) leg ain pulver für die schuss vnd das vngnad oder den afel 159. für afel oder das vngenad vnd für alle geschwulst 162. Schmeller I², 40. Ungnad, unglück, am leib, haus und hof, am vieh, getreide a. a. o. I², 724. Meyer, Augsb. Stdtr. 200, 28: ungenade von vihesterben.

Aist: wem aist oder vnlustig ist. 34. Aistlich, aistiglich adj. schrecklich, furchtbar, ängstlich. Schmeller I², 168.

Anweigen, Anbeigen, Anweigung, Anweiger m. bekämpfen, kampf, anfechtung, anfechten: dy (veindt) yn vast anweigten cgm. 164. 13ᵇ. Sy kcham in ain grosse anweygung des leibplichen wollust der vnkchewsch f 48ᵃ. Anweigung der svnden 67ᵃ. Dy posen anbeigen mich, hilf mir cgm. 114 f. 32ᵃ. Ich faricht gericht vnd gerechtikait, nicht gib mich mein anbeigern 35ᵃ. Nicht anbeigen mich dy hochvertigen 35ᵃ. Lös mich von der menschen anbeig 37ᵃ. Genahent haben mein anbeiger 38ᵇ. Dy fursten habent mich angebeigt 39ᵇ. Bekantes wort, hier nur zahlreicher belegt, weil es im 15. jhd. eigentlich schon veraltet erscheint.

Assech, Assach n. hölzernes gefäss: vnd was dem wein ist oder emprist, schlach des weins in ainem assech mit ainem spannte behalt er den gest lang 244.

So giest den wein darab schon in schönes assach vnd behalt in mit fleiss 427. Schmeller I², 156 zahlreich belegt. Weistümer III, 705. 706 (österreich.), wahrscheinlich zu Asch, das aus eschenholz gedrehte geschirr. DW. I, 578. 587.

Auffaren, sich zeigen, von einer krankheit: von erst wenn ain zaichen auffert zwischen den schultern, der sol lassen mit zwain chopflen vnter den Schultern; item wem sy vntter dem tenkchen arm auffert, der sol lassen die milz; item wem sy auffert an dem herzen der sol lassen 413. Zaichen wahrscheinlich hautflecken oder lokale zuckungen?

Aufklauben, auflesen: aufklaube den Samb von der habernessl zw zeitten des schnitz ynd sol den mit vleis behalten 37. Algemeines wort.

Augsweg: Rosenwasser gut zu hayssem hawpt vnd zu dem hayssen augsweg 100. Augwê bei Schmeller s. v. wô.

Ausmerkchikaytt, magerkeit: Pilssenwasser verpirgt auch die A. und macht das antliz schön 103.

Ausplodern swv. ausgurgeln: wem der Schlingkitz we tue, der sol ain honigsam hais machen — lass in dem mundt und lass es lauffen in die roren und ploders herwider aus vnd tue das zwir oder dreystund. 116. Fehlt bei Schmeller I², 457. Schlingkitz, brustschleim, katarrh? husten.

Ausspalieren: sein bett und schlafzimmer mit denen schönsten, holdseligsten, Mariae Bildern aussspaliret, geben selbsten zeugnuss usw. Leichenrede von P. Auckendobler in Passau 1705: Lob- und Ehrenkranz.

Austunerisch adj. Ach, es ist der leydige, sonst ausslöschende, aussthunerische Todt! Siehe „bealmusern".

Auswerfen, einen auswurf haben: wenn ain Mensch nit ausgewerffen mag 128.

Baselmann: Er wird ein Baselmann oder Reverenz machen. Winterholler I, 650.

Bealmusern: die Zahl der armen Studenten, so Sie, damits zum priesterlichen Stand möchten gelangen, öfftern vnd woll bealmusert, kan treulich vermehren. Leich- und Lobpredigt auf die Herzog. Maria Anna v. Bayern, gehalten zu Straubung v. P. Michael a SS Angelis, Carm. O. c. 1730.

Begehen, sich, sich beschäftigen, (Abel) vnd begieng sich mit viche und mit schaffen cgm. 208 s. 24ª. Schmeller I², 359, alem. ebenso.

Behaltnüss gelass, wohnung: darumb fürsecht ewer kamer vnd behaltnüss das sy sein an hohen steten bei porgen, da kein griess noch kein sand 152. Fehlt bei Schmeller I², 1101.

Blank adj.: halben füll den toph mit plankchem wein cgm. 317 s. 22ª. nim wermut, geuss si in plankchen wein 221. Zu Schmeller I², 328, wo diese bedeutung fehlt.

Bochezen, Bogatzen swv. zujubeln über die täler hinüber von sennerinnen gebraucht. Zu Schmeller I², 218:

> Also am wolkenumsäumten Watsmann die Sennerinnen wenn sie
> Neben den weidenden Kühen gelagert auf grünende Matten
> Traulich selbander bogatzen.

Morgenstern in Wielands N. Merk. 1801. III, 84. Anmerk. dazu: Durch gesänge wissen die sennerinnen jener gegend sich in grosser entfernung von einem berge zum andern zu unterhalten. Dies singen heisst dort bogatzen. — Schmeller gibt keinen beleg und keine erklärung. Der verweis auf die Fromm. zeitschrift III, 267 passt nicht.

Dama, ehrentitel in leichenreden, aristokratisch: Also hat diese Tugend-Dama die ewige Ruhe — verdient. — Durch kindliche Forcht Gottes strebende Dama. —

Weit mehr als Solomon Cap. 31 von Ihresgleichen lobwürdigisten **Damen vnd** Weibsbild schreibet — sie hier zeitlich und dort ewig **als ein Tugendvolle, als** ein Gott aufs zartist förchtende Dama gelobt werden solle. — **O, es ist ainmal** ein heilige Dama gewesen. — Seine Dama Valeria usw. Groll, **Leichenpredigt** auf eine v. Stauffenberg. Regensb. 1701. In gelegenheitsgedichten 3. ranges:

Hör jetzt aufmerksam zu, wenn unsre alte Damen
Mit ihrem rothen Aug und anderthalben Zahn
Erzählen ämsig dann, was schon der Alb gethan!

Wenz, Gedichte. Frankental 1800 s. 38. Dass Damens selbst das Schwerd erwählt s. 57. (Kreuzzüge.)

Degen: wildu wissen ob das weyb trag ainen degen oder ain dirnlein 270. Uralt und bekant, wie knecht, knechtlin für knabe, lob- und kosenwort für brave knäbchen: du bist mein kneacht! (Wurmlingen).

Degenkind, Knäblein: Man sol papelln pletter mit raynem harm stossen von ainem jungen degenkind. 16.

Duchet f. Der Leib wird zum Unterbett den Schaben, zum Duchet die Würm haben. Groll, Leichenrede auf e. v. Stauffenberg-Amringen. Regensb. 1701. Fehlt bei Schmeller I², 582 fgg.

Einsprengen swv. Da gar kein Zweiffel eingesprengt werden kann, es habe die Mutter der schönen Lieb unser Churfürstin auch geliebt usw. (siehe bealmusern). Doch mit was eingesprengten Wörtern von ihrem Sterben usw. Ebenda.

Englschär: Ein wasser heissen wir dy englschär; nembt die jungen swalben von dem nest vnd tut mir die federn davon chotig darin, das stosst vil chlain. 174. Fehlt bei Schmeller.

Entziklich, einzeln: wasch die zende entziklich mit dem wasser. 137.

Erpraitten: und sein gelider erpraitten. 401.

Erzhirt, Erzhiert für Christus wird in kath. predigten des 16. jahrhunderts oft gefunden. Diese 4 erzelte stück sagt Christus der guot Erzhirt von jm selber usw. Von dem rechten Erzhierten Jesu Christo usw. heisst es einmal. DWb. III, 1090.

Fasche, f. breites band: legt ein pleg uber die wunden und pint es mit einer faschen die von ainem tuech etwas fast usw. 165. Schmeller I², 779 Fatsche.

Fischblaich adj. Ist der harm dünne und vischplaich so hat der mensch unndetz (unverdautes) in im. 67. Fehlt in unsern wörterbüchern.

Fruchtig adj. fruchtbar, ergibig: verschlecht es mit einem hagendornen in dem loch, der wirt fruchtig. 199. vnfruchtig 227. Schmeller I², 806. Siehe „fürben".

Fuem msc. schaum: Man sol Celidoniam mit safft also grüene mit honig sieden pey ainem klaynem fewr vnzt das der fuem gar ab kumbt vnd dann mit dem obresten des honigs die augen bestreichen. 4.

Fuemen swv. Item lasst das gar wol syeden vnd lasst es gar schön fuemen, das es rain sey. 180. Item den stain und das mel muess man schon durcheinander fuemen, ebenda. Bairischer aussprache nachgeschrieben, faim bei Schmeller I², 718 fgg.

Fürben, reinigen, ausfegen: vnd ist gut trankch zu nemen oder mit wein du den pauch gefürben macht. 288. Wer sein pawm fürbet von dem vnflat vnd von der reuch die daran wagsent so werdent sy gar fruchtig. 202. Alt; heute noch alem. üblich. Vgl. das epische irfurban, arfurban.

Gachling adj. adv.: und manigs kachling daran (wurm) stirbt. 140. Ahd. gâhhî, gâhhilingen.

Garren, magenkurren: vertreybt den grimen im pauch und das garren. 53. Zu Schmeller I², 929.

Gass (gazza ital.): vnd das ist dem geleich ainer gass suess wasser in ain trester potigen. 239.

Gäumen swv. sorge tragen: so gäwm weliches tail des pawm gestanden sey gegen der sunnen. 202. Secz ain iglichen ast an sein stat vil gewisser sein das man gäwmat. 216. Schmeller I², 912 fgg. Got. gaumjan, alem., allgäuisch und schweizerisch heute noch; bairisch ausgestorben.

Geissbone, gaiss-, ziegenkot, wesentlich alem.: nembt gaiss-pönlein vnd syed die in esseich. 156. Sol syeden geisspönlein in esseich. 166. DWb. IV, 1, 2803. Murner, Schelmenzunft 17, 21. Strassb. Stud. II, 168.

Gemalich adj. adv., langsam, zu gemächlich: prenn das gemalich und stoss es in wein. 73.

Geploder: für die geswulst des gemachts, für das geploder des gedärms. 324. Fehlt diese bedeutung bei Schmeller I², 456; fränk. = rauschen, rasseln.

Geschött: das (Alantblätter in wein) hilfft besunderlichen was dem geschött an leit vnd den macht frölichen 22. Geschöd und plater. 28. Gehört wol zu schote, obsc. geschlechtsteile des weibes „Scheafe" sonst schwäb. Ursprünglich erbsen-, linsen-, bohnenhülse.

Geseren schmerzen, wundenleiden, schon mhd.: seind in dem harm stückche vnd ist doch schwarz farib, so mag der mensch geseren, zu geleich weis ist des harms lüzl & swarz so ist dor mensch vaig. 68. Also sich durchschlagen oder dem tode geweiht sein.

Gespunn, muttermilch: welche fraw iere gespunn verlewst. 11.

Gilb, reife: Waytz, wann der stet in der gilb vnd ee das er zeitig wierdt. 253.

Graussen: wegrich vertreybt das übrig wüllen vnd graussen. 106.

Greyssat: ist der harm greyssat vnd das fleckchschimeln darinne, so lewt der harmstein in der lankchen. 68. Siehe kraiss.

Gügl: hineinspritzen oder blasen under das Gügl (genital.). 167.

Gutzen swv. Indeme der Todt hinder dem Cabineth durch die Cortin gutzet, die Sensen wetzet, den Pfeil spitzet, den Bogen spanet. Siehe „Bealmusern" zu Schmeller I², 669. 670.

Habernessl, die, urtica urens, schon ahd. habernezzila: von der habernessl vnd irer tugent: man sol habernessl safft. 35. habernessl kraut. 35. DWb. IV, 85, wilde nessel; schwäb. alem.

Handröhrlein, kleines geschütz, pistole. Das ist ein hübsches Faustbüchslein und feines Handröhrlein. Messis Evangelica v. P. Winterholler. Augsb. 1717 I, s. 573.

Häntig: wer sy dann zu einem schimpf häntig pelzen wolt der nem wermuet und stiess das. 204. Schmeller I², 1127.

Haushab: wie sie (bei dem vielen Almosen) es bey so grossen Hausshaben und schweren Ausgaben habe thun können. Groll, Leichenrede 1701.

Hefn, m. hafen, topf: dürchel ein hefn das nicht ze clain sey vnd zeuch einen ast dadurch vnd zwpech den ast mit ainem messer als verr er in dem hefm stat vnd schütt erdrich in das hefm. 200. Schmeller I², 1057. Diese form ist bairisch-oberpfälzisch; hafen ist alem. und schwäbisch.

Heschitz, schluchzer, magenaufstosser: Minzen mit wein gesotten vertreibt den heschitz. 43ª. Für das vergicht in der hüf vnd für den heschitz. 97. Für die wüerm, für das vergicht in der hüf vnd für den heschitz. 97. Münzenwasser ist guet für den heschitz. 100. Der den heschitz hat, der sol galgant sieden. 118.

Hofmantelkleid: Der Leichnam Leopolds I in einem schwartz seydenen mit Spitzen bebrämten Hof-Mantel-Klayd mit einer Pruquen und Hut usw. Widmann SJ Kurze Lebensbeschreibung Leopoldi I. Constanz 1709. 83.

Holdschaft f. Dass er sein Herz und Gemüth gleichsam nimmer bei sich selber hat, sondern seiner Buel- oder Holdschaft geschenkt. Messis Evangelica v. P. Winterholler. Augsb. 1717, I s. 587. Heute alem. noch = sinliche liebe. Tuttlinger gegend.

Hutz-Teufel: Man sagt bey vnss: der Hutz-Teuffel sey zu Nürnberg. Hans Lamprecht auss Königsberg über A. Osianders Tod gen Nürnberg. hs. Schmeller I², 1196 (einen anrennen, hetzen = hutzen.

Irich, wildfell: streicht d. salbe (für eiter) auff ain news tuech oder auf ain new irich also warms. 166.

Käsluppen n.: du solt nemen chäsluppen das vngepidert sey vnd saiff vnd zemüll die in ainen hülczen vass. 268.

Kennmark: zeichen der schwachheit — zugleich aber auch ein augenscheinliches Kennmark der ewigen göttlichen liebe. — Das leiden dieser welt — ein sicheres Kennmark der göttlichen liebe. Salzb. leichenrede auf den grafen Thurn und Walsasina c. 1730.

Kernstal: schneyd die chütten von den chernstal vnd wierf das hin. 225. Chütten schneyd in ein viertail vnd schneyd den chernstal davon. 226.

Kluft, riss, spalte; Schrunde alem. schwäbisch: gesoten wags mit pawmöl hailt die klufft in henden und fuessen. 74. In der rossarzneisprache die hornkluft, bekant.

Knocken nicht algemein oberdeutsch, sondern bairisch. Hildebrand im DW. V, 1462 sagt: „es ist wesentlich oberdeutsch." Die alemannischen und schwäbischen gegenden kennen es ebensowenig als deren ältere schriftwerke. Die quellen im DW. gehören Baiern oder dem anstossenden ostfränkischen lande an. Ich füge aus Albertinus der Welt Schaw- vnd Tummelplatz s. 331 an: sie rennen (die weiber) und gehen dann hie, dann dort zu den Gunckeln, Hangärdten (Heimgärten), Spielplätzen vnd guten Müthlein vnd der Mann muss Narr im Hauss seyn, anheims knocken. S. 464: Freunde vndt Verwandte so im Stand der Armuth verwickelt — oder in den Klöstern stecken vnd knocken. — Der gebrauch bei Grimmelshausen deutet auf Hans Sachs, nicht aber auf Alemannien hin.

Knollot: ruert es woll, das es nit knollot werd. 162. Diese volle endung ist nicht bairisch, wol aber echt altschwäbisch; es ist knolloht, knollaht urspr.

Knospen, schenkel? Im Wider geboren: langez antlücz, grosse augen, ein chlaine nasn, chlain zentt, chlain schultern, lang knospen vnd chlain füess. 292. Fehlt bei Schmeller.

Kranzmaeszig adj. Oder wie ein Mader auf dem Feld dass schöne vnd krantzmässige Blumenvolk samt dem verwerflichen Grass über die Schärffe seiner Sensen jaget. Staudachers Leichenrede auf Ferdinand III. Insprugg 1658.

Kreis: Ist das der Harn ain dickhen Kraiss hat all umb in dem Glass dumpft sich; ist der Harm lautter und der Kraiss rot so ist des pluetz zu vil. 65. Von

den kreisen der von dem harn get. 66. Zu Schmeller I², 1380. Siehe oben unter G.

Lab: reyb den safft (v. venum grecum) vnd trinchk den laben, so wirt dir die chell lautter. 132. 136.

Letbary, Latwerg: Wildu guet letbary machen zu herzen und der prust. 75.

Liebseifer, ein apocalyptischer. Altomünsterisch. Leichenpredigt. Tegernsee 1755.

Liebsvoll, in dem liebbrennenden herzen. Salzb. Leichenrede c. 1730 auf e. Grafen Thurn und Valsasina.

Lindlich, gelinde, langsam: so seych es lindlich durch. 63.

Mar, Mor: wer sich mit dürren Aich- oder Lauböpffeln wascht, wirt schwarz als ein Mar. 179.

Maulberen: Der Predikant auff dem Schloss hat viel Maulberens wider die andern vnd verweist ihnen gar hoch usw. Prager Extrakt 2. Jan. 1620.

Mörner, marnaere, schiffer: zu dem gestate, wo der mörner das ruder mit chreftiger hand heldet. cgm. 257 f. 14ᵇ. Schmeller I², 1654.

Mosteln swv. Auff ein guett dretschaff volles mit ganzen weinpern die swarcz seind vnd das ander tretschaff mit swarzen weinpern die gemostelt vnd getreten seind. 234. Gar woll vnd schuttent die ganzen weinpern vnd die gemostelten in ein 24 emerigs vass. Wann ain metzmässige multer volle darnach die selben wirff in ain vass vnd geuss woll gesigen most daran, vnd ein multer voll woll gemostelte weinper. 253. Schmeller I², 1684, dürftig. JHaupt, Arzneibb. 108: mosten.

Mucken: wird man hernach vornehmen dess Churfürsten von Sachsen so starcke Werbung, macht viel Mucken, man veracht vnd verspott ihn hie auffs eusserst. Extrakt-Schreiben v. Prag 2. Jan. 1620. (Ueberlingen.)

Murren: schneelähnen (Tirol) heissen grundlähnen an den tiefen, breiten graben erkenbar, in Tirol nent man sie Murren und im Salzburgergebirge Brüche. Baader Reisen Augsb. 1795 I, 183. Vgl. Schmeller I², 1642.

Mund- und Muttersprach. P. Staudachers Leichenrede auf Ferdinand III 1658.

Niffeln swv. zu Schmeller I², 1731: Es ist des Zanckens und Greinens, des Kifflens und Nifflens kein End. Winterholler I, 180.

Pakschiren: die Schmeichler singen, blärren, weinen, liegen vnd packschirten. Albertinus der Welt Schaw- und Tummelplatz s. 357. Gehört zu „Beigeschirer" Zeitschr. f. d. philol. XVI, 68.

Peil n. Spundloch: vnd sol dann auff dem vass von dem pewl ainer spann weit ein loch gepart sein 194. Darinne ein trachter vnd die temperatur darein gegossen vnd dacz dem pewl ein der wein ainer dawmellen tewf mit ain ruerscheint beschaidenlich hinter sich und für sich geruert a. a. o. Vermach das peil. 224. Por pey dem peil in das vass mit ainem zapfennabiger ein loch. 234.

Pelger, balg, hülse: und durch ein dickchs sib oder tuech zeseichen und zetreiben, das der pelger icht darein kom. 194. Fehlt bei Schmeller.

Pelzstock sol man nochat bey der erden abschneiden. 203. JHaupt, Arzneibb. 115ᶜ.

Peren, netz: Also betreügt auch ain schon geverbter treibschilt alle die rephüenner, die er nach ihm zeucht vnd in den peren getriben werden. cgm. 257. 16ᵇ. Also hier auch für vögel gebraucht, sonst nur fischwerkzeug.

Pesmolten, melde, gartenmelde, artiplex hortensis: ist ain mueter der burzen vnd ist guet zw dem wein. 15. Pesmolten mit most stossen, ebenda. Schmeller I², 1593: pesenmalten. 1595 molten.

Pfnast, m., luft, gischt vom treibenden wein: so hach den sakch mit dem Saluay in den wein zu dem peyl, das kain pfnast heraus mage weder von wein noch von salvay. 254. Schmeller I², 452.

Plaring: so zehannt prinnit das öll vnd wirtt vast plärìng. 239. Fehlt bei Schmeller.

Porg: so ist er des siechtumbs an sorg des sey Got vnd Maria porg. 367.

Pretzen: nym zwifalhaupt vnd nym ain tail aus dem zwifal — und prat das vnd wann du das gepretzt, so schell die oberhaut usw. 112. Gebraetest? zum alem. brätschen, ausbrätschen, die hülse abtun gehört es wol nicht.

Pros f. sprosse, knospe: vnd ist das der wipfl bekumbt vnd pros auswirfft. 213. Schmeller I², 365.

Prüchig: Welicher pawm verhakcht vnd prüchig wirtt. 198. Vgl. das subst. bruch: wer den pruch damit bestreicht.

Prued: wann der maulperbaum bei den wurczen est und laub austrib, das man das prued auszüg, wann das prued väset vnd gewint wurczen als die vngrisch apholter tut vnd der daselbig pruet seczat. 216. Fehlt bei Schmeller.

Rabenvieh, rohe schelte, fluch: Hirt; ei du Rabenvieh, so lauf hin dass dich der Donner erschlag, dass dich der Wolf fresse! Winterholler.

Ragsen swv. speien, auswerfen: das ist der da pluett ragsent der sol pfarensafft trinken; (farrensamen ebend.) 42. Wer dy sucht das haist conorosis das ist der da pluett ragsent, der sol pfarensafft trinken. 42ᵇ. 54ᵇ. Subst. das pluetragsn. 56.

Rippienstimm in einer leichenrede des Admonter paters Alanus Pfeiffer in Salzburg wird von einer nonne gesagt: „sie wolte doch auch das Ihrige zum Lob Gottes beytragen, mit Singung einer Rippienstimm zufriden." Heyse Fr. Wb.

Raumen: er (müssiggang) rawmet der zungen. cgm. 254. 12ᵃ.

Röpitz, ructus: für den vergifften lufft und für den röpitz. 96. Vgl. ropheзen bei Schmeller II, 131.

Rozt, rotz? Küttenwasser verzert daz rozt in dem kalten magen. 96. Zu Schmeller II², 196.

Ruhisen: freylich ja ruhisen vnd wuisslen die getreue Unterthanen umb so gütige Regentin die arme Bettler usw. Groll, Leichenrede auf eine v. Stauffenberg. Regensb. 1701. Zu Schmeller II², 21. 85.

Sat, sod, magensäuere: zw dem satt: man sol pignell in essich sieden vnd darab trinkchen, das hilfft wider den sat. 24. In schwäb. hss. Saut.

Schachen für schochen, anhäufen, aufhäufen: nim huntperkraut — haiss in ain wann, und sicz darinn und schoch das kraut umb daz gelid. 131. Bei Schmeller etwa unter „schocken" zu suchen.

Scharpen: Im wasser-mon (man): schöne augen, ein schön part, schiter zendt, ain schön leyb, ain weiss har, süesse wartt vnd scharapt sich gan. 288. (?)

Scheiblig, scheibling, rund: So soltu nemen alant vnd schneyd die scheyblig. 114. Nembt die scheybling holwurz vnd langen pfeffer und zeitlosswurz. 176.

Scheissen: wem der pauch wetut vnd hilfft dem, der die scheissen hat. 34. Die schwäbische bildung — ede.

Scherben in **Reibscherben**: sol man — in eim reibscherben mit eim reibkolben vast reiben. 194.

Schir, schnell: wildu die milben schir tötten. 70. Sonst ist altes ie (io) gewahrt.

Schlipfig adj.: mit ainer schlipfigen speis die waich sey als mit faist vleisch. 402.

Schnalle, bildlich: wann ein Unglück auff das Ander, Elend und Verdruss einander die Schnallen in die Hand gaben, ja trungen auf L. ein usw. Widmann, Kurze Lebensbeschreibung Leopoldi I. Costanz 1709. 101.

Schnappbissen m.: mittit crystallum suum sicut buccellas: Er sändet herunter das klare Crystall gleich einem Schn'app-Büssen, siehe „Rippienstimme". Fehlt bei Schmeller II², 577.

Schuss: Betonienbletter mit dem weissen des Ayr stossen als ain ungent, das selb legt die schüss der augen. 81. Die bair. form air im sing. ist hier ganz dem volksmund gemäss: 'n oar, ein ei, müste einem alten sing. *aigis entsprechen, dem sich ein *kalbis, *rindis, *laubis, *wihtis zur seite stellen könte.

Schwarte in der Redensart: Der Unterthan muss ins Stock- und Blockhaus; da straft man ihn noch darzu, dass ihm möchten die Schwarten krachen. — Die Scythen, welche Hunger und Durst leiden, dass ihnen die Schwarten krachten. Winterholler I, 304. 791.

Schwarzbaissung f.: Gott gebe, was ich immer solle ausszustehen haben: dessen Schwarzbaissung ihre von Kindheit angebohrne Demuth — dessen Goldfassung ihr heroische, christenliche Gedult usw. Groll, Leichenrede 1701.

Seren, pustulae? huett dich das nicht serenne (an den augen) daraus komen so wirstu gesunt 72.

Siemann, Siemanl, Weibermann, bairisch-ostfränkisch, so bei H. Sachs. Es muss diese ehliche Lieb kein knechtische Siemannslieb sein. — Weibersklaven Siemannlen. Winterholler I, 149. Zu Schmeller II², 204.

Sirei, f. pustulae: der die Syrey under dem antliz hab. 118. Von der Syrey. 119. Aber für die Syrey. 119. Schmeller II², 322 fgg.

Smielen: da das der leb horte, da smyelt er gar sitleich cgm. 254 f. 13[b].

Spierzen, spucken: und das die hasen die pelczer nicht benagen, so spierz auf dein hendt, und mit dem gespaichen bestreich die pelzer. 206. Schmell. II², 686.

Sprekl sonst Sprack (Schmeller) flecken der haut: wer ain rainen antlicz well haben; man sol liligen stingl woll syeden in wasser vnd damit twachen das vertreybt die runtzen vnd sprekchl. 13.

Spule, Holderspule: von dem gulden wasser eingiessen, spritzen: mit einem holerspuellen oder mit einer spritzen. 166. Sol man im das guldin wasser mit der schprützn oder mit dem spuel vor hinein spritzen. 167.

Stillieren: vnd sigeln im woll vnd stilliert das wasser; als man andere wasser stilliert. 174.

Stör, Störung: Wie ungleiche Ochsen man Wohl in ein Joch spanen kann: Da der ein hin, dieser herschiebent, machen grosse Ster. Groll, Leichenrede auf eine v. Stauffenberg. Regensb. 1701. Zu Schmeller II², 779.

Strendlingweis: die hayper sol man prechen vnd all ze trukchen und den zwirm strendlengweiss darin legen. 181. Zu strähne ahd. streno, mhd. strene. Unsere form fehlt bei Schmeller I², 815.

Strebein bair. für Strowein: der wein haist puntwein oder Strobein. 253 (aus Echer puntlein in der lufft, nachher ins Vass) zu Puntwein. JHaupt, Arzneibb. 108, 55.

Stuhl, Stuhlen: man sol habernessl kraut kochen als ein ander kraut zu stuellen — das macht den pauch waich vnd bringt stüell. 36.

Tadel, der: man sol Celidoniaplued durch ain rain tuech twingen vnd den selben safft auff dye mail oder tadl legen. 5. Schwäb. untädele, Mackel, Flecken usw.

Torrespügsen, Tarrasbuchsen, böhmisch.: vnd (Türken) liessen allen zeug hinderm grossen vnd klaynen XI gross pügsen vnd XXXVIII hauffnutz vnd viertail pügsen vnd VIII morser III torrespügsen. 142.

Trüschübl: legt den rechten fuess den voderen von ainem schern vnder das trüschübl aines marstals und stüenden denn tausendt pferdt im stall und was ir über das trischübl get, die hinkchent alle. Mich hats der Pilacher gelernt. 180.

Umreinen: Was feste Städte und Plätze sind nicht auch Ihrer Majestet zu Gehorsam gestanden? welche der vmreinenden Länderen ein Zuflucht vnd Sicherheit usw. Staudachers Leichenrede auf Ferdinand III 1658.

Vechtenrindten, Fichtenrinden. 132.

Vegsen, offenbar uechsen, Achsel: so sendet es (herz) das selbig plutt zw seiner fürbung vnder das vegsen; ist dan, das dasselbig pluett nicht aus mag vnder den vegsen, so get es zw der leber. 362.

Verbaintung f thesaurizas tibi iram (Röm. 2, 5) nach der Verbaintung deines Herzens samblest dir den Zorn. Groll. Leichenrede auf eine v. Stauffenberg. Regensburg 1701. Fehlt bei Schmeller.

Verballen, überwuchern und dadurch schädigen: darnach über ain jar wan der felber gar verbalt das päwml. 205.

Verhailen: der pruch (am Baum) verschwilt vnd verhailt genczlich. 199.

Verkochen, bildlich: eine Maultasch von Mütterlicher Hand verkochen wo mit gebote wenigist antrohete. Groll. Leichenrede auf eine v. Stauffenberg. Regensburg 1701.

Verschoppen: in ayn kamer die vberall woll verschobt vnd vermacht sey. 331.

Vertig, adj. [illegible] das [illegible] dem magen vnd macht in vertig zw dewn. 8. Das [illegible] macht den menschen im leyb vertig. 17. Vgl. unvertig, adj.: das [illegible] der [illegible] ob sy unvertig ist vnd [illegible] wenn der bauch [illegible].

Vertimpern swv. Ach, so ist dann die Rosen- vnd Lilienfarb dess Österreichischen Schildes [illegible] mit schwartzer Farb widerumb vermenget und vertimperet worden! Betrachtung dess [illegible] Hinscheides Ihrer Majestät Ferdinand dess Dritten, Römischen Kaisers, durch P. Mich. Staudacher. Insprugg 1658. 4°.

Vieg: [illegible] ist als des [illegible]

Vippern [illegible] alle [illegible] Leichenrede auf eine v. Stauffenberg. Regensb. [illegible]

Vögelein: [illegible] mit heller Stimm [illegible]

Vergeeren: [illegible] 58. Im alten Augsburg [illegible]

Wald m. [illegible] Schmeller [illegible]

Wadwaden: [illegible] wai- [illegible]

Wahen, [illegible]

Weinmeinden [illegible] ausge- [illegible]

Wessen: [illegible]

Windig adj. wasserscheu; Wer von windigen hunden gelaidigt ist. 1. Schmell. II², 929 (winnig).

Winzig: der aller (Schmalzarten) ains also vil als des andern und winzig mai schmalz paumöls, wags usw. 163.

Yschprot, der sol nemen einen kalten prun und den woll salzen vnd prockcht dayn yschprot. 60. aschbrot?

Zers, penis: Die obrist ader auff der mitt des edlen zers, die ist gut ze lassen. 324. So dem menschen der zers we tue. 63. So dem menschen der zers we tue, der nim pfeffer usw. 63.

Zwickl: ist das sich die pfersich rimpfent vnd abfallent, so soltu die grossisten wurzen in dem pfersichpawm klieben vnd treib darinn vasst zweckch oder zwigkl, die gemacht sein aus chien. 217.

Zwislig, adj., gabelförmig geteilt, gebildet: ain klains haupt, scheiblig augen, ain schön part, zwislig zend. 289.

Beiselwagen in Wien: An sonn- und feiertagen fahren gemeine leute auf den sog. beiselwagen, wo sitz an sitz gemacht wird, nach Schönbrunn. H. Sander Reisen II, 551. Schmeller I², 291 bringt aus Castelli Wb., „Beisl" für Kneipe?

Fastengeld n. in Wien: Wer im hause isst, z. b. hausknecht, köchin usw., verlangt nicht nur alle mahlzeiten, suppe usw., sondern man muss ihnen noch ausserdem das sog. fastengeld geben, d. h. statt des bratens gibt man dem einen alle wochen an baarem geld 20 kreuzer usw. H. Sander, Reisen II, 477.

Höllgöttin: Geschwind muss der ander (genennet w.) einen Ehenbrecher, einen Dieb — die andere ein allgemeine Metz, ein Hex, ein Höllgöttin sich tauffen lassen. Griesskirchen, Pred. I, 117. 17. Jhd. Salzburg.

Nervling m. Ich bemerkte hier (Mühlen am Inn) rote fische aus Ungarn, man nante sie Nervling, die aber mehr zum sehen als zum essen sind. H. Sanders Reisen (siehe Pollet) II, 438. Fehlt Schmell. u. DWb. [Cyprinus Idus. Nemnich 2, 1363.]

Paizzelbaum in den bair. rezepten in Bartschs Germania XXIX, 338 ist der Baisselbeerbaum bei Schmeller I², 287 berberis vulgaris. Jeitteles bemerkung mit fragezeichen und „fehlt in den wörterbüchern" ist demnach hinfällig. Das s. 340 ebenda mit fragezeichen versehene sneblliez erinnert an den beinamen des gyrinus, der kaulquabbe: Schneeblitz? Nemnich II, 97.

Pollet n. Da ward der koffer aufgesiegelt (grenzstation) und wider überall visitiert; man bekomt dann ein Pollet und ist hernach frei. H. Sanders Reisetagebuch durch Tyrol, Österreich usw. 1782. Reisen, Leipzig 1784 II, s. 435. Zu Schmeller I², 386 fgg.

Schachtricht f. Erst wird der salzstock in der höhe, da wo sich eine halde am besten anbringen lässt, angestochen, dann wird ein schacht, hier (Hall) sagt man: eine Schachtricht in gerade aufsteigender linie so weit hineingetrieben, bis man den salzstock erreicht. H. Sanders Reisen II, 454. Fehlt in Schöpfs Tirol. Idiotikon. Hauptschachrichten, ebenda 455.

Suhr f. In Hall, Tirol in der saline: Die sohle, die man hier Suhr nent, wird durch röhren vom berge herabgeleitet und fliesst von selbst in die pfannen. H. Sander II, 448. Tirol. Idiot. von Schöpf-Hofer 731.

Trutsche f. Wir begegneten leuten mit der Trutsche oder schubkarren, die noch mit salz durchdrungenes gestein in die sohle führten. Hall, Tirol. H. Sanders Reisen II, 455. Fehlt bei Schöpf, Tirol. Idiot.

Werksätze oder wie sie v. Born in den Prager Abhandlungen III, 172 nent, **Wöhre** sind unterirdische, in den salzstock ausgehauene sehr grosse weitungen. H. Sander, Reisen II, 454. (Hall, Tirol.) Fehlt Schöpf, Idiot.

BONN. BIRLINGER.

Karl Kinzel, Zwei recensionen der Vita Alexandri Magni interprete Leone archipresbytero Neapolitano. Programm des Berlinischen gymnasiums zum grauen kloster. Berlin, R. Gärtner. 1884. Progr. n. 51. 33 s. 4°.

Längst ist eine kritische ausgabe der lateinischen um die mitte des 10. jahrhunderts durch den archipresbyter Leo in Campanien nach dem griechischen Pseudokallisthenes bearbeiteten *Vita Alexandri Magni*, welche den meisten abendländischen bearbeitungen der Alexandersage zu grunde liegt, von allen forschern auf diesem gebiete als ein dringendes bedürfnis empfunden und bezeichnet worden. Auch haben sich seit Zachers mahnung (Pseudokallisthenes, 1867 s. 111): *so lange ein reiner und echter text der Historia de preliis gebricht, sieht die forschung sich auf tritt und schritt behindert, bleibt höchst mühselig und kann doch nur zu mehr oder minder unzulänglichen ergebnissen führen*, eine reihe von gelehrten mit dieser aufgabe beschäftigt, ohne bisher zu einer lösung derselben zu gelangen. Der hauptsächlichste grund dieser verzögerung liegt wol in dem grossen umfange der abweichungen, zusätze, auslassungen und umstellungen, welche die zahlreichen handschriften aus jüngerer zeit aufweisen, und in der schwierigkeit, das verwantschaftsverhältnis derselben zu ermitteln und die älteste fassung der *Historia de preliis*, wie diese Vita später gewöhnlich genant wird, festzustellen. Kinzel, welcher durch seine langvorbereitete und jezt erschienene ausgabe von Lamprechts Alexander auch zur beschäftigung mit der Historia als Lamprechts mittelbarer quelle geführt wurde, will diesem mangel wenigstens vorbereitend abhelfen. Den lateinischen text der Historia, soweit er eine vergleichung mit dem deutschen gedichte zulässt, hat er in seiner ausgabe in den anmerkungen abdrucken lassen; im vorliegenden schulprogramm bietet er uns als vorläufigen ersatz eines volständigen kritisch behandelten textes eine ausführliche deutsche inhaltsgabe der Historia und eine eingehende vergleichung zweier hauptrecensionen sogar mit wörtlicher angabe wichtigerer varianten, welche den künftigen herausgebern gewiss nicht minder wilkommen sein wird als demjenigen, welcher sich ein klares bild von dem leben der Alexandersage im mittelalter und ihrer reicheren ausgestaltung auf der grundlage dieser übersetzung des Pseudokallisthenes verschaffen will. Gerade dadurch, dass nur wesentlichste varianten herausgehoben wurden, liess sich eine deutlichere übersicht über das verhältnis der beiden hier vorgeführten bearbeitungen erzielen als durch einen umfänglichen kritischen apparat, dessen anordnung unter dem texte in dieser hinsicht schwierigkeiten hat. Ein weiteres verdienst der arbeit ist, dass der verfasser ein weit reicheres material als seine vorgänger zusammengebracht hat. Er scheidet die von ihm benutzten handschriften und drucke in drei klassen. An der spitze der ersten steht die Bamberger handschrift, die älteste bisher bekante, im 11. jahrhundert in Unter-Italien geschrieben. Kinzel betrachtet sie, den darlegungen Ausfelds folgend (vgl. diese zschr. 16, 118), als die dem texte Leos am nächsten stehende recension, und setzt ihr den aus ihr abgeleiteten cod. Monacensis 23489 saec. XII/XIII zur seite. Eine zweite gruppe bilden drei von Wendelin Förster verglichene Pariser handschriften aus dem 12.—14. jahrhundert, die hier

aber nicht näher besprochen werden; im wortlaute stimmen sie weit mehr zu gleich zu erwähnenden drucken als zum Bambergensis, weichen aber in der anordnung des stoffes beträchtlich ab. Die dritte klasse endlich enthält die zahlreich vertretene jüngere vulgata, in welcher namentlich der zug Alexanders gegen die Juden umfassende interpolationen erlitten hat; benuzt sind eine Berliner handschrift aus dem 15. jahrhundert, drei Strassburger (1486, 1489 und 1494) und drei Utrechter drucke (ohne jahr). Natürlich ist damit die zahl der handschriften nicht erschöpft. Kinzel gibt s. 7 selber noch 8 andere an, welche wahrscheinlich dieselbe textrecension repräsentieren,[1] und noch mehre liessen sich aus den gedruckten bibliothekskatalogen sowie aus den in Pertz archiv veröffentlichten handschriftenverzeichnissen anführen. Es wäre sehr wünschenswert, wie auch Kinzel am schlusse seiner arbeit betont, dass dieselben, namentlich die älteren in grösserem umfange untersucht würden; denn die bisherigen angaben über die *Vitae Alexandri* reichen in den meisten fällen nicht aus, um zu erkennen, welcher familie die handschrift zugehört, ja nicht einmal, um zu entscheiden, ob sie überhaupt das werk des Leo enthält. Oft nämlich verbirgt sich unter dem titel *Vita Alexandri*, *Historia Al.* oder *Gesta Al.* die bearbeitung der Historia Leos, welche der abt Eckehard von Urach im anfange des 12. jahrhunderts seiner weltchronik einverleibte. Waitz, der dieselbe in den Monumenta Germ. hist. Script. 6, 61—75 herausgegeben hat, nahm an, was erst neuerdings von O. Zingerle (Anz. f. d. altert. 10, 322) bestritten worden ist, dass sie auf die erhaltene Bamberger handschrift zurückgehe, somit für die rekonstruktion des ältesten textes der Historia keinen wert besitze. Auf einer ferienreise, bei der ich die Alexanderhandschriften einiger bibliotheken flüchtig mustern konte, fand ich vor kurzem folgende handschriften des Ekkehardus Uraugiensis,[2] welche sich durch den wortlaut des anfanges sogleich kentlich machen:

1) Wiener hofbibliothek n. 395. mbr. fol. s. XII—XIII. Bl. 87a prolog: *Alexander magnus philippi ut putabatur et olimphiadis filius* ... 88a *Excerptum de uita Alexandri MAGNI. Egyptiorum Gentem in mathematica Magicaque arte fuisse ualentem littere tradunt* .... bricht bl. 109b in der erzählung der diadochenkämpfe ab, das folgende nicht numerierte blatt ist ausgeschnitten, auf bl. 110a b ist der besuch Alexanders in Jerusalem berichtet.

2) Wien n. 480. mbr. fol. min. s. XIII. Bl. 1a: *Incipit vita alexandri regis scripta per manus Nicolai d'*. Prolog und text bis 13a: ... *seque ipsos inuicem irritantes in rixam prede emulatione consumpserunt.* Bl. 228a—231b von jüngerer hand: *Epistola Alexandri magni ad Aristotilem de mirabilibus mundi que passus est et oculis conspexit. Semper memor tui* ...

1) Unter diesen ist n. 1 (Stuttgart Hist. fol. 411) näher beschrieben in Pertz Archiv f. ältere deutsche geschichtskunde 7, 504, n. 2 (Brüssel) ebenda 7, 539, n. 6 (München, Emmeran) ebenda 7, 493 und in dem neuen gedruckten handschriftenkataloge der Münchener bibliothek als cod. lat. 14796. N. 7 (München 7843) begint, wie mir Kinzel eben nachträglich mitteilt, auf bl. 123: *Sapientissimi namque egipci scientes mensuram terre* und schliesst: *obiit IIII kal. aprilis et fabricavit civitates XII. que actenus inhabitantur.* — Ein exemplar des von Kinzel s. 5 anm. 2 erwähnten, aber nicht eingesehenen druckes von 1490 befindet sich in der Breslauer universitätsbibliothek, welche auch die drei Strassburger drucke von 1486, 1489 und 1494 besizt.

2) Waitz a. a. o. 6, 16 erwähnt nur eine Münchener, Hannoveraner, Weimarer und Jenaer handschrift dieses abschnittes aus dem Chronicon universale.

3) Wien n. 545. mbr. 4°. s. XIV. Bl. 48a—78a: *Incipit alexander magnus de macedonia.* Prolog und text (hier *gesta Alexandri* genant) stimt ganz mit n. 2 überein.

4) Dresden F 174c. chart. 4°. i. j. 1480 geschrieben. Bl. 1a: *Incipit prologus allexandri magni.* Bl. 26a schliesst mit der aufzählung der 12 städte Alexandria, dem testamente Alexanders und den äusserungen von acht weisen über den toten: *Spiritualiter karissimi quilibet potens ac dives potest dici allexander.*

5) Breslau, universitätsbibliothek IV fol. 42. chart. fol. s. XV. Aus der bibliothek der augustiner-chorherren zu Sagan. Bl. 190a—191b: *Allexander rex macedonum xxiiij philippi ut putabatur et olympiadis filius regnauit* ... unvolständig.

Sehr verbreitet ist ferner eine andre übersetzung des griechischen Pseudokallisthenes oder vielmehr ein auszug aus einer solchen, die 1867 von Zacher zum ersten male herausgegebene Epitome des Julius Valerius; auch sie wird in den katalogen meist nur als Vita Alexandri bezeichnet. Zu den von Zacher benuzten handschriften füge ich noch einige hinzu, deren beschreibung an dieser stelle vielleicht einem oder dem andern forscher eine mühe erspart:

1) Wien n. 311. mbr. 4° min. Der band vereinigt mehrere stücke aus dem 10.—13. jahrhundert. Auf bl. 13b begint, von einer hand des 11. jahrhunderts geschrieben, ohne titel die Epitome: *Ægypti sapientes sati genere diuino primi feruntur* ... Bl. 14 ist fast ganz ausgerissen. Der text bricht auf bl. 34b mitten auf der seite in der schilderung des kampfes mit Porus ab: *atque ita suis receptis datur utrinque spatium* (= s. 54, 2 ed. Zacher). Der schreiber hat seine vorlage oft ohne verständnis bloss nachgemalt.

2) Wien n. 150. mbr. fol. min. saec. XIII. gibt einen volständigen und lesbareren text als n. 1. Bl. 122b begint: *EGYPTI Sapientes facti diuino genere fuisse. primi feruntur.* Bl. 137a schliesst: *extinctus occvbrit. Explicit actus Alexandri Magni Macedonis.*

3) Wien n. 2432. mbr. 4°. saec. XIV. Bl. 85b: *Ad aristotelem magistrum suum de itinere et de situ Indie.* [86a *S*]*emper memor tui* ... Bl. 96b: *Liber belli magni allexandri hic incipit. egiptii sapientes ..ati genere diuino Primum feruntur permensi quod sunt terram* ... Bl. 112a schliesst mitten in der schilderung der ankunft des Candeules bei Alexander: *Cumque Candeules causam sui aduentus ptholomeo indicaret peteretque auxilium* (= s. 57, 10 ed. Zacher). Der vorlage des schreibers scheinen also am schlusse mehrere blätter gefehlt zu haben, ebenso wie mehrere lücken und misverständnisse am anfange darauf hinweisen, dass die vorlage hier schwer leserlich war.

4) Montpellier n. 31. [fol.?] saec. XIII—XIV. Bl. 1a: *Incipit ortus vita et obitus Alexandri magni regis Macedonum. Egyptii sapientes fati genere divino primi feruntur* ... Bl. 9 der brief an Aristoteles. Pertz Archiv 7, 196.

5) Montpellier n. 384. 8° min. saec. XIII. Gesta Alexandri Magni Inc.: *Egipti sapientes.* Pertz Archiv 7, 205.

6) London, College of arms. Arundel I [fol.?] mbr. saec. XIV. Bl. 194: Alexandri M. epistola ad Aristotelem de situ Indiae, et binae ad Dindimum magistrum Bragmanorum cum eiusdem responsionibus. Bl. 200: *Ortus et vita et obitus Alexandri. Egipti sapientes* ... Bl. 206: *Epithoma de ortu vita et obitu Alexandri. Quoniam non est humane* ... Pertz Archiv 9. 497.

7. 8) London, Brit. mus. Cotton. Nero D VIII fol. 160 und Galba E XI fol. 111. Ebenda angeführt.

9) **Middlehill**, bei baronet sir Thomas Philipps. saec. XIV. Gesta Alexandri Magni: *Egyptii sapientes* ... Pertz Archiv 9, 502 n. 9293.

Doch ich wende mich zurück zu den handschriften der Historia de preliis. Hier reicht die angabe der anfangsworte nur aus, um zu erkennen, ob die handschrift dem Bambergensis folgt oder den jüngeren klassen zugehört. Jener begint nämlich: *Sapientissimi namque Egiptiorum scientes mensuram*, während die jüngeren handschriften anfangen: *Sapientissimi* [auch *S. namque* oder *quippe*] *Egiptii scientes*. Es kann also erst eine weitere untersuchung des textes, namentlich der anordnung der abenteuer in Indien, das verwantschaftsverhältnis feststellen. Ausserdem hat der cod. Bambergensis und der aus ihm abgeschriebene Monacensis 23489 einen prolog, in dem Leo die veranlassung zur abfassung seines werkes erzählt. Er ist zum grösten teil in Pertz Archiv 9, 692 gedruckt und begint: *Certamina vel victorias excellentium virorum infidelium.* Dieser prolog fehlt in sämtlichen jüngeren handschriften; Eckehard hat ihn, wie oben bemerkt, durch einen eigenen ersezt, ebenso hat die Berliner handschrift eine neue vorrede über den nutzen der kentnis alter geschichten aus heidnischer zeit: *Quoniam tam philosophorum quam poetarum dogmata pronuntiant* ... (Kinzel s. 4). Die von mir eingesehenen handschriften stammen sämtlich aus jüngerer zeit:

a) **Wien** n. 3412. chart. fol. Geschrieben i. j. 1395. Bl. 157a: *Incipit liber de gestis allexandri Regis. Sapientissimi namque egiptij scientes mensuram terre et maris vndis dominantes et ordinem celi cognoscentes id est stellarum cursus co[m]putantes* ... Bl. 185a schliesst: *fabricauitque ciuitates xij in diuersis regnis atque provincijs, que inhabitantur vsque in hodiernum diem. Expliciunt gesta allexandri Regis. Anno dominj m° ccc°. lxxxxv° die xvij mensis februarij* ꝛc. Kapitelüberschriften in roter farbe sind hinzugefügt.

b) **Wien** n. 3097. chart. fol. Geschrieben i. j. 1404. Zweispaltig. Bl. 158a: *Incipit liber de natiuitate vita et morte omnium gestorum Allexandri. Sapientissimi quippe egitij scientes mensuram terre vndasque maris et celestium ordinem agnoscentes* ... Bl. 192a 1 schliesst mit der aufzählung der 12 städte Alexandria. Dann allerlei auf Alexander bezügliche sentenzen und verse. Bl. 193a 1: *Forma epistole quam* ***mardocheus*** *princeps Judeorum misit Alexandro eum a cultura ydolorum cupiens reuocare* (vgl. Kinzel s. 5 oben). Über den schreiber geben zwei notizen auf bl. 157b 2 und 194b 2 auskunft: *sub anno domini m° cccc° quarto Et est finitus liber iste In die Sancti Thome de aquino et dum eram in Busskowytz apud dominum Nicolaum plebanum. tunc scripsi* ..... *qui hunc librum scribebat Johannes nomen habebat.* Vgl. Endlicher, Catal. codicum mscr. bibliothecae palatinae Vindobonensis 1, 294 n. CDXVIII (1836).

c) **Zwickau**, ratsschulbibliothek n. X. chart. 4°. Geschrieben i. j. 1434. Bl. 1a: *Sapientissimi quippe Egiptij scientes mensuram terre vndasque maris et celestium ordinem cognoscentes et stellarum cursum motumque firmamenti* ... Auf bl. 50a folgt hinter der aufzählung der zwölf städte Alexandria: *Explicit liber gestorum Alexandri magni finitus in uigilia mathei apostoli Anno domini 1. 4. 3. 4. Laudetur deus marie filius.* Bl. 50b: *Epitaphium Alexandri magni editum a Juuenali poeta Laureato. En ego qui totum mundum certamine vici* ... Vgl. auch Pertz archiv 8, 707.

d) **Breslau**, stadtbibliothek. Rehdig. 59. chart. 4°. Geschrieben i. j. 1473. Auf Caesars Bellum Gallicum folgt: *Historia regis Alexandri magni domini dominancium. de alexandro magno. SAPIENTISSIMI egiptij scientes mensuram terre*

atque vnde maris dominantes. Schluss: *Finitum est hoc anno domini m iiij^c lxxiij quarta Junij.* Dann folgt: *Vita et facta Karoli magni.*

e) Breslau, universitätsbibliothek. IV fol. 34. chart. fol. saec. XV. Aus der bibliothek der Dominicaner in Breslau. Bl. 97a begint: *mirificam thabulam et eneam et eburneam mixtam auro et argento continentem in se circulos terre. Primus continebat xij animalia;* das erste blatt ist verloren gegangen, ebenso fehlen hinten mehrere blätter, der schluss von 115b lautet: *quia non habeo gladium. Regina* (d. h. Candace) *ait: Quidnam facere velles Alexander? Qui respondit: pro eo quod traditus sum per meam voluntatem in manus tuas, primum interficerem te, postea me ipsum.* Der band enthält ausserdem vor der Vita Alexandri eine gleichfals am anfange verstümmelte *Daretis Phrygii historia de destructione Troiae.*

f) Bern n. 247. chart. fol. saec. XV. Bl. 132a: *Historia Alexandri magni. Quippe egipcii scientes mensuram terre ...* Bl. 170: ein tractat *de sepultura Alexandri.* H. Hagen, Catal. cod. Bernensium (1875) s. 284.

g. h. i) Eine Seitenstettener, Grazer und Innsbrucker handschrift, über die wir hoffentlich bald näheres hören werden, erwähnt Zingerle im Anz. f. d. alt. 10, 323 fg.[1]

Es ist freilich ein mühsames geschäft, die zahlreichen jüngeren handschriften mit einander zu vergleichen; in vielen fällen wird die variantenlese keinen gewinn bringen, aber hie und da ergeben vielleicht auch jüngere codices eine textberichtigung. So ist Kinzel s. 26 noch zweifelhaft, ob die antwort der indischen sonnenbäume an Alexander (in cap. 112), welche er nach der Berliner handschrift und den drucken mitteilt, ursprünglich in hexametern abgefasst sei. Der cod. Vindob. 3097 aber bietet einen bis auf den anfang fehlerfreien text:

O dominator (*domine?*) *mundi, dominus simul et pater extas,*
sed patrium regnum per tempora nulla videbis,
anno completo vives et mensibus octo,
de quo confidis, tibi mortis pocula dabit.

Ebenso ist die zweite antwort in versen gegeben: *Tunc cepit Alexander in mente sua dicere: Dic michi, sanctissima arbor, quis me debet occidere? Tunc arbor respondit:*

Si tibi pandetur vir qui tua fata resoluit (*resoluet?*)
Illum confringes et sic mea carmina fallent.

dagegen ist in cap. 30 das orakel des Apollo an die Thebaner prosaisch, während die übersetzung des Julius Valerius hier hexameter hat, die allerdings auch dem sinne nach von der erzählung der Historia de preliis abweichen.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

Klopstocks Werke. I—IV. Teil, herausgegeben von Dr. **R. Hamel** (Kürschners Deutsche Nationalliteratur band 46, 1. 2. 47. 48.) Berlin und Stuttgart, W. Spemann [1883]. 10 m.

Als begeisterten verehrer und gründlichen kenner Klopstocks erweist sich Hamel, wie schon früher in seinen „Klopstockstudien“ (Rostock 1879. 80), so auch

1) [Fals, wie ich vermute, die unter d) angeführte handschrift aus Corvey stamt, wäre sie doch beachtenswert. Als ich vor langen jahren nach ihr fragte, konte sie nicht aufgefunden werden. Beachtenswert scheint auch eine hs. der Leipziger ratsbibliothek. Untergeordneten wertes scheint eine andere zu Fürstenstein in Schlesien. J. Z.]

jezt in der vorliegenden ausgabe, welche, wenn auch volständigkeit durch den plan der samlung leider ausgeschlossen war, doch das bedeutendste von Klopstocks dichtungen in vorzüglicher ausstattung gibt und durch einleitungen und knappe, aber reichhaltige anmerkungen das genaue verständnis wesentlich erleichtert.

Den ersten (doppel-) band eröfnet als „einleitung" (136 seiten, mit 4 portraits von Klopstock und einem von Meta) eine aus den quellen geschöpfte biographie Klopstocks, verbunden mit urteilen über sein wirken, die stets anregen, wenn auch an manchen stellen (z. b. IX. XCI. CXXVI fg., wo das verhältnis zu Goethe und Schiller berührt wird) vielleicht zum widerspruch.

Den einzelnen werken gehn besondere einleitungen voraus; besonders genau (wie zu erwarten war) orientiert Hamel auf fast 100 seiten über vorläufer, entstehung, ausgaben und wirkungen des Messias. Der text desselben wird gegeben in genauem abdruck der ausgabe von 1799 (mit widergabe von vier Fügerschen kupfern); für die ersten drei gesänge ist der älteste text der ersten ausgabe von 1748 seite für seite zu bequemer vergleichung danebengestelt. Aus den zwischen diesen beiden liegenden ausgaben (1751—1755 fg.—1780) sind für alle in betracht kommenden gesänge viele wichtige abweichungen in den anmerkungen angegeben, namentlich wo ganze verse zugesezt oder ausgelassen sind. Wenn also auch nicht — wie es früher Hamels wunsch war — jede der zahllosen, aber für Klopstocks sprach- und dichtkunst sehr lehrreichen einzelheiten der textgeschichte in der ausgabe verfolgt werden kann, so sind doch die wichtigsten momente derselben jedem so klar und bequem vorgelegt, wie es noch in keiner ausgabe der fall war. In den anmerkungen sind ausserdem besonders wertvoll zahlreiche nachweise von beziehungen zur zeitgenössischen litteratur, sowie namentlich auch zu Klopstocks eigenen schriften und briefen, die Hamel bei einzelnen stellen aus reicher belesenheit mitteilt.

In ähnlicher weise, wie der Messias, sind in band II die oden und epigramme behandelt. Zwar sind sie nicht ganz volständig abgedruckt, doch wird dieser mangel einigermassen ersezt durch die genauen und volständigen bibliographischen nachweise für beide gruppen von dichtungen s. XXV. 235 fgg. Auch hier knapper, aber sorgfältiger kommentar unter dem texte.

Ausgeschlossen blieben alle prosaschriften Klopstocks. Es scheint dies im plane der samlung zu liegen, den ich in dieser beziehung nicht billigen kann; vielmehr würde ich in diesem, wie in anderen bänden der „Deutschen Nationallitteratur" eine ausgedehntere berücksichtigung der prosa, namentlich solcher werke, die als selbstbekentnisse des autors oder als documente der litteraturentwicklung wichtig sind, wünschen — selbst um den preis einer verminderung der verse. Als ein solches werk betrachte ich aber Klopstocks Gelehrtenrepublik, über deren bedeutsamkeit Hamel sich sehr treffend äussert I, CXVII. III, 273. IV, 41. Jezt enthält die ausgabe nur einige der in ihr mitgeteilten epigramme und kleineren prosastücke. Wenigstens eine bibliographische übersicht und kurze erörterung auch der übrigen prosaschriften wünschte ich der einleitung noch eingefügt.

Der lezte band enthält von Klopstocks dramen nur „Hermanns Schlacht"; die einleitung verfolgt den plan dieses werkes bis auf die nach Hamel durch Wielands fragment (herausgegeben von Muncker, Deutsche Litdkm. VI. Heilbronn 1882) erhaltene anregung und erörtert die mit der veröffentlichung zusammenhängenden Wiener pläne Klopstocks, auch nach ihrer verwantschaft mit der idee der „Gelehrtenrepublik." An Klopstocks Bardiet aber schliessen sich als proben des „Bardenwesens des 18. Jahrhunderts" werke von Denis, Gerstenberg (auch der

Ugolino; aber es ist nicht abgedruckt der interessante aufsatz „über Shakespeares Werke und Genie!“), Kretschmann — eine etwas bunte geselschaft. Hamels einleitungen orientieren mit geschick über ihre bedeutung und ihren zusammenhang.

Eine dankenswerte zugabe ist das am schlusse des lezten teiles stehende verzeichnis auffallender wörter aus den in der ausgabe enthaltenen werken.

KÖNIGSBERG. OSKAR ERDMANN.

Gottlieb Krause, Friedrich der Grosse und die deutsche Poesie. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1884. IV, 120 s. 2 m.[1]

Verfasser unternimt es in seiner monographie den impuls, welchen das deutsche volk in seinem dichterischen schaffen durch Friedrich II empfieng, einmal nach allen seiten darzustellen; er will indessen bei dieser zusammenfassenden schilderung nicht jede seite gleichmässig behandeln, es kam ihm vielmehr darauf an, „möglichst neues material zu bieten, aus dem sich für diese oft erwogene und so verschieden beurteilte frage auch neue gesichtspunkte entnehmen liessen.“ Prüfen wir, inwieweit er geleistet hat, was er verspricht.

Im ersten abschnitt gibt Krause einen dankenswerten, wenn auch nicht volständigen litteraturnachweis; besonders wilkommen ist die zusammenhängende orientierung über die ausgaben der historischen lieder des siebenjährigen krieges.

Der zweite abschnitt behandelt Friedrichs persönliche stellung zur deutschen litteratur und zu den deutschen dichtern. Wesentlich neues bringt er nicht bei. — Verf. sucht die gründe auf, welche Friedrichs ablehnende haltung, wie sie namentlich in dem sendschreiben De la littérature allemande hervortritt, bedingten. Bei der charakteristik der lezteren schrift (s. 22 fg.) war auch darauf hinzuweisen, dass Friedrich hier den versuch macht, die entwicklung der litteratur seines landes durch die analogie der litterarischen entwicklung anderer völker zu begreifen. Ferner war hervorzuheben, wie er nicht bloss für die politesse eines Canitz (vgl. auch das urteil Krauses s. 17), sondern ebenso auch für die aus dem unmittelbaren leben gegriffene komik eines Ayrenhoff sinn hatte. Es waren die charakteristischen worte[2] anzuführen: „Je ne vous parle pas du théâtre allemand. Melpomène n'a été courtisée que par des amants bourrus ... et qui tous, rebelles à ses lois, ne sachant ni intéresser ni toucher, ont éte rejetés de ses autels. Les amants de Thalie ont éte plus fortunés: ils nous ont fourni du moins une vraie comédie originale; c'est le Postzug dont je parle. Ce sont nos moeurs, ce sont nos ridicules que le poëte expose sur le théâtre; la pièce est bien faite. Si Molière avait travaillé sur le même sujet, il n'aurait pas mieux réussi.“

Das lob, welches der könig s. 108 einem anonyme wegen seiner melodischen, nach antikem princip gebauten verse spendet, wird s. 23 bei anführung der schrift Wolfs „Über ein Wort Friedrichs II von deutscher Verskunst“ beiläufig erwähnt. Dabei versteht verfasser unter dem gedichte dieses anonyme noch immer die Mäd-

1) Auch nach und neben der früheren, oben s. 127 fg. gedruckten besprechung, wird diese später zugesante nicht überflüssig erscheinen, zumal sie auch schätzbare berichtigungen und zusätze bietet. Red.

2) Oeuvres de Frédéric le Grand VII, 109 (ich citiere nach der prachtausgabe in folio). Krause berührt nur beiläufig und in anderem zusammenhang die erwähnung Ayrenhoffs s. 29.

cheninsel von J. N. Goetz. Ph. Kohlmanns nachweis,[1] dass vielmehr Derschaus „Ode auf die zu Emden 1751 errichtete Handelscompagnie“ darunter zu suchen sei, scheint ihm gänzlich unbekant geblieben zu sein. Die erstere annahme stüzt sich nur auf Knebels angabe, die schon ihrer ganzen form nach wenig beweist und viel gegen sich hat.

Wenn verf. meint, der brief Gottscheds an Flottwell, den er s. 24—27 bespricht und im anhang s. 87—96 abdruckt und commentiert, sei litterarisch noch nicht verwertet, so irt er; er ist bereits in dem doch gerade nicht schwer zugänglichen werke seines speciellen landsmanns Julian Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessings Tod II, 167—141 in extenso herangezogen.

Was verf. über die aufnahme sagt, die Friedrichs urteil über die deutsche poesie bei den deutschen dichtern fand, ist ebenfals zum grossen teil bekant. — Wilkommen ist die zusammenstellung der wichtigsten äusserungen Goethes über jenes urteil, das ja ihn besonders hart traf. Dabei hätte verf. auch das schattenspiel „Midas' Urtel,“ welches im Goethekreise 1781 entstand, erwähnen sollen.

Der dritte abschnitt sucht die wirkungen des siebenjährigen krieges auf die dichtung zu schildern. Das 1. kapitel gibt einige kurze bemerkungen über die bedeutung desselben für die nationale und dichterische entwicklung unseres volkes. Bei der lektüre des zweiten kapitels „über die kunstdichter des siebenjährigen krieges“ habe ich mich vergebens gefragt, welche gesichtspunkte eigentlich den verfasser geleitet haben mögen. Er nent zu anfang die namen von Gleim, Uz, Ramler, Willamow, der Karschin, Kleist und Lessing,[2] schildert dann kurz die

1) Ein wort Friedrichs des Grossen über einen anonymen deutschen dichter, in Schnorrs Archiv für Litgesch. XI, 353—366, vgl. besonders 363.

2) Ich bemerke bei dieser gelegenheit, dass das epigramm Lessings

Auf, Brüder, lasst uns trinken,
Bis wir zu Boden sinken;
Doch bittet Gott den Herren,
Dass Könige nicht trinken!

Denn da sie unberauscht
Die halbe welt zerstören,
Was würden sie nicht thun,
Wenn sie betrunken wären?

(vgl. Hempelsche ausg. XIX, 638. 640), in welchem A. Schoene in Schnorrs Archiv VI, 337 eine „unverkenbare beziehung auf Friedrich den Grossen“ findet, nicht auf diesen, sondern unzweifelhaft auf Karl XII geht. Zu grunde liegt zwar, wie Boxberger dort nachweist, Sp. Sal. 31, 4. 5, der bibelspruch erhält aber hier seine spitze durch die anwendung auf den schwedischen eroberer, von dem Lessing bei Voltaire lesen konte: Il résolut de s'abstenir de vin tout le reste de sa vie. Les uns m'ont dit qu'il n'avait pris ce parti que pour dompter en tout la nature, et pour ajouter une nouvelle vertu à son héroïsme; mais le plus grand nombre m'a assuré qu'il voulut par là se punir d'un excès qu'il avait commis ... Si cela est ainsi, cette condamnation de soi-même et cette privation qu'il s'imposa toute sa vie, sont une espèce d'héroisme non moins admirable. (Histoire de Charles XII l. II. ed. Brochard-Dauteuille, Paris 1878 s. 46). Wie A. Schoene in jenen versen einen hinweis auf die „albekante mässigkeit“ Friedrichs finden mag, verstehe ich nicht, da es vielmehr „albekant“ ist, dass der

wirkung von Kleists tod, namentlich durch hinweis auf die bekanten stellen bei Abbt, und führt endlich noch einige stellen aus Schubarts hymnus auf Friedrich an. Wem ist hiermit gedient? Scheute sich verf. bekantes noch einmal zu behandeln — nun, so hätte er auch Kleist und Schubart übergehen müssen. Liess er sich einmal darauf ein, die dichter des siebenjährigen krieges aufzuzählen — nun so musste die aufzählung wenigstens einigermassen nach volständigkeit streben; es waren auch dichter wie Kretschman, J. H. Smid, Dusch u. a. zu nennen, es durfte namentlich der Österreicher Denis nicht vergessen werden. — Sodann aber muste hauptsächlich die art der darstellung genauer analysiert werden: nur so liess sich ein bild von dem eindruck, den Friedrich der Grosse hervorrief, gewinnen. Nur bei Schubarts hymnus nimt verf. einen anlauf zu einer solchen charakteristik. Freilich reichte es nicht aus, zu sagen (s. 43): „die sprache ist markig und energisch und von packendem pathos, der dichter zeigt für die dämonische grösse seines helden ein besseres verständnis als die anderen." Derartige geschmacksurteile sind natürlich ganz subjektiv; ich meinerseits finde, dass A. Sauer[1] mit grösserem rechte urteilt „In der hymne an Friedrich kann die glühende begeisterung und die höhe der patriotischen gesinnung über das teilweise gemachte nicht hinwegtäuschen," und ich möchte zum beweise dieses urteils darauf hinweisen, dass der hymnus in aufbau und ausputz ganz und gar das übliche schema und die stereotypen formen der Bardengedichte zeigt,[2] dass er in der rhetorisch ausgeführten lebensgeschichte des helden selbst den Antimacchiavell und die sorge für volksbildung nicht vergisst u. dgl. mehr. — Ich meine, wenn dieser abschnitt seinen zweck erfüllen solte, so kam es darauf an, einmal eingehend und zusammenhängend zu schildern, was die damaligen dichter empfinden und wie sie empfinden. Für Gleim ist schon vor jahren von E. Niemeyer ein ansprechender versuch[3] dieser art gemacht.

Bei dem Schubartschen gedichte ist es interessant zu sehen, wie hier die werke Friedrichs des Grossen, auf deren rasche und weite verbreitung schon Preuss hinwies,[4] ihren nachhall finden, z. b. in den versen

Du schwurst im Drange der grössten Gefahr
Als König zu denken, zu leben, zu sterben!

die worte des königs an Voltaire

Pour moi je dois en affrontant l'orage
Penser, vivre et mourir en roi!

Es wäre lohnend gewesen, diesen direktesten einwirkungen Friedrichs auf die deutsche litteratur nachzugehn und dabei auch die oft sehr selbständigen und geschmackvollen nachbildungen seiner gedichte ins auge zu fassen. Wie hoch die zeitgenossen von den gedichten des königs dachten, zeigt uns u. a. ein brief Kretschmans an Gleim und Mendelssohns recension in den Litteraturbriefen. Leztere z. b. bewun-

könig die tafelfreuden liebte und auch kein weinverächter war. Auf Karl XII findet auch der ausdruck „die halbe welt zerstören" erst seine rechte anwendung.

1) Stürmer und Dränger (Kürschners Biblioth.) III, 303. Ebenso schon Weber in der ausgabe von Schs. Ged. von 1829, III, 262.

2) Vgl. H. F. Knothe, Carl Friedrich Kretschmann, (der Barde Rhingulf), Ein Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens. Zittau 1858, s. 19.

3) Herrigs Archiv XXI, s. 121—152. Vgl. auch Sauer. Kleists WW. LI.

4) Friedrich der Grosse als Schriftsteller. Berlin 1837, s. 130.

dert gerade das, was wir heute — indem wir mit naiver einseitigkeit unsere veränderte weise zu empfinden für die richtige, echte halten — vermissen, „die reine sprache des herzens, welche sich nie verleugnet und nie durch die kunst nachahmen lässt.“ Über Herder vgl. jezt Naumann in d. Akad. Bl. I, 334 fg.

Bis hierher — und wir haben etwa die hälfte der schrift besprochen — haben wir weder neues material noch wesentlich neue gesichtspunkte wahrgenommen. Wertvoller ist die zweite hälfte, ja man möchte fast glauben, dass die studien des verfassers wesentlich in dem hier behandelten gebiete wurzeln, und er das vorhergehende nur hinzugefügt habe, um seiner schrift einen gewissen systematischen abschluss zu geben.

Zunächst bringt der schluss des zweiten kapitels eine sorgfältige schilderung der jugendjahre und der kriegspoesien J. G. Scheffners. Sodann gibt verf. im dritten kapitel eine kurze, aber alles wesentliche berührende orientierung über die flugschriften jener zeit. Das vierte kapitel teilt charakteristische proben aus der bürgerlich-politischen dichtung mit (doch ist dieselbe nicht klar von den im vorigen kapitel behandelten schriften unterschieden!); zu loben ist, dass verf. diese äusserungen der volksstimmung bis zu den illuminationsdevisen verfolgt. Das fünfte kapitel führt uns die soldatenpoesie des siebenjährigen krieges an einzelnen meist nach Ditfurth mitgeteilten liedern vor; einige hat verfasser selbst beigesteuert. Leider ist die anordnung dieses kapitels eine wenig durchsichtige, vor allem aber wünschte man auch hier, dass verf. mehr auf die formen der betreffenden lieder eingegangen wäre. Es genügte meiner meinung nach nicht sie nach der ungefähren verwantschaft des inhalts zusammenzustellen, es war z. b. darauf hinzuweisen, wie der soldatenhumor damals die ereignisse noch unter denselben bildern und vergleichen anschaute, wie es mehr als hundert jahre vorher in den volksliedern und flugblättern des dreissigjährigen krieges geschehen war.

Seit dem erscheinen von Krauses buche ist noch eine neue sehr eigentümliche erwähnung Friedrichs des Grossen in der gleichzeitigen poesie bekant geworden durch die veröffentlichung von graf Fr. L. Stolbergs „Zukunft“ (aus den jahren 1779—1781) durch Otto Hartwig in dem neuesten heft von Schnorrs Archiv XIII, 82—115. In betracht kommen aus dem zweiten gesang v. 750—753. 797—815. Die aufzählung der völkerschaften, die gegen Friedrich stritten, besonders die betonung der „Söhne des Eisgestades“ findet sich auch sonst bei damaligen dichtern, ebenso trift man bei ihnen nicht gerade selten die schon altklassische figur der zwietracht mit den schlangenhaaren — Friedrich selbst schildert sie öfter so, z. b. im zweiten gesange des Art de guerre, in dem gedicht La guerre présente usw.; unmittelbares vorbild war wol Voltaire — neu und lebendig empfunden und im höchsten grade charakteristisch für Stolberg ist aber der schluss Der dichter hat die friedliche beendigung des Baierschen erbfolgekrieges durch Friedrich erwähnt und knüpft daran das gebet, dass einst

> Wenn die ernste Stunde, vor welchen Königen grauet,
> Ihn umschwebet, ihm mit kaltem Schweisse die Stirne
> Netzet, wenn sie ihm vor bangen Ohren des Schlachtfelds
> Flüche wiederholt, und tiefe Seufzer des Landes ...

dass dann gott ihm diese friedenstat gedenken und all die segenswünsche des von ihm beglückten landes erhören möge.

Ist es möglich, so lass, eh in dem sinkenden Haupte
Seine augen brechen, ihn noch die Wahrheit erkennen!
Lass im Staube vor Dir in heissen Thränen ihn büssen,
Tausende falten die Hände für ihn, o sieh und höre!

Man wird nicht umhin können, diese empfindung engherzig und pharisäisch zu nennen. Und doch ragen diese verse, weil sie doch wenigstens eine individuelle und in kräftigen, sinlich anschaulichen bildern entwickelte empfindung enthalten, weit empor über die obligaten apotheosen am schlusse der gewöhnlichen oden auf Friedrich den Grossen. Freilich entnahm auch er die anregung hierzu anderswoher: Klopstock[1] hatte schon mehrfach mit deutlicher nebenbeziehung den eroberer und

1) Die darstellung Stolbergs zeigt auch sonst zahlreiche anklänge namentlich an biblische und Klopstocksche wendungen, die indessen meist so unbestimt sind, dass es schwer ist, sie im einzelnen nachzuweisen. Von direkten anspielungen auf antike klassiker habe ich mir bei flüchtiger lektüre folgende notiert.

Zu II, 543 Wie im leichtgesinnten Pöbel ein wütender Aufruhr
Schnell sich verbreitet . . .
. . . es reden umsonst die Edlen, es winken
Selbst umsonst die silbernen Greise, wildes Getümmel
Steigt gen Himmel empor, die Wütenden waffnet die Wut schnell,
Steine fliegen umher, es lodern Fackeln . . .

vgl. Verg. Aen. I, 148 Ac veluti magno in populo cum saepe coorta est
Seditio saevitque animis ignobile volgus;
Jamque faces et saxa volant, furor arma ministrat;
Tum pietate gravem ac meritis si forte virum quem
Conspexere . . . .

Zu II, 646 Es enteilt in tauenden Stunden der Jäger
Seinem Lager, verlässt das süsse Weiblein . . .

vgl. Hor. Od. I, 1, 26 Manet sub Jove frigido
Venator tenerae coniugis immemor.

Zu II, 699 Welcher Wahnsinn hat euch ergriffen, Christen . . . .
Unglückseelige!

vgl. Verg. Aen. II, 42 O miseri, quae tanta insania, cives?

Eine beziehung auf ein eignes gedicht (vom jahre 1777) liegt vor in

II, 214 Blinder Greis, ich höre deine göttliche Leyer.
Unter wehenden Schatten sangst du am lauten Gestade,
Riefst Gestalten; feurig und schön wie die Jugend des Himmels
Schwebten sie, ewig zu leben, empor, aus Ilions Asche.

vgl. Stolbergs WW. I, 174 Der blinde Sänger stand am Meer;
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odüssee
Entstiegen mit Gesang der See.

den friedefürsten gegenübergestelt und die todesstunde beider ausgemalt. Vgl. die oden Friedrich V, Für den König, Rothschilds Gräber (in der Ausg. der WW. von 1823 in 16° bd. I, 73. 118. 204).

SCHULPFORTE, OKTOBER 1884. GUSTAV KETTNER.

Die gotische bibel des Vulfila nebst der Skeireins, dem kalender und den urkunden herausgegeben von Ernst Bernhardt. Textabdruck mit angabe der handschriftlichen lesarten nebst glossar. Halle a. S., verlag der buchhandlung des waisenhauses. 1884. A. u. d. t. Sammlung germanistischer hilfsmittel für den praktischen studienzweck III. VI (II) 334 s. kl. 8. n. 3 m.

Seiner verdienstlichen grossen ausgabe des Vulfila, welche ich vor 9 jahren in dieser zeitschrift (VII, 103—113) besprochen habe, hat Bernhardt nun einen handlichen textabdruck nebst angehängtem glossar folgen lassen. Das erscheinen desselben ist gewiss von allen denen mit freude begrüsst worden, die mit mir der ansicht sind, dass das bekante werk von Stamm und Heyne, aus dem seit einem menschenalter die jungen germanisten ihre ersten kentnisse geschöpft haben, weil es längst nicht mehr auf der höhe der wissenschaft steht, in den händen von anfängern mehr schaden als nutzen stiftet, und dass eine chrestomathie, wie sie der anhang der treflichen grammatik von Braune uns bietet, namentlich für seminaristische übungen nicht ausreicht. Leider wird die freude dadurch getrübt dass bei eingehender prüfung des neuen buches nicht unerhebliche mängel sich herausstellen.

Am texte selbst ist allerdings nur wenig auszusetzen: es ist im wesentlichen derselbe wie in der grossen ausgabe[1] — einige stellen abgerechnet, welche in der

Zum schluss bemerke ich noch, dass I, 9

Der in eine Hütte von Erde die Seele des Menschen
Einschloss

Hartwig mit recht die conjektur von Ross Hülle verworfen hat. Für Hütte spricht ausser der handschrift das vorbild Klopstocks, z. b. in der ode Dem Erlöser (I, 86)

Der Seele Schatten, Hütte von Erd' erbaut.

1) Die Braunische neuerung, *w* statt *v* und *ƕ* (warum nicht *ƕw*?) statt *hv* zu schreiben, ist nicht adoptiert — und ich wünschte, dass auch Braune sie wider aufgäbe. Soll das *v* als bezeichnung des halbvokals verbant werden, so muss man es consequenter weise auch in den nordischen texten durch *w* ersetzen: dadurch aber käme man in widerspruch mit dem gebrauche der hss., die das *w* nur sehr selten anwenden. Man lasse also dem ostgermanischen sein *v*: der grammatik bleibt es in keinem falle erspart, über den lautwert des zeichens aufzuklären. — Ebensowenig ist die neuerdings verteidigte genetivform *guþis* oder *gudis* eingeführt, vielmehr ist nach alter weise *guþs* geschrieben. Dass dies „sicher falsch“ ist, wie Braune meint, kann ich nicht zugeben. Da die abkürzung *g̅þ̅s* geschrieben wird, hat man nur die wahl zwischen *guþis* und *guþs*: die erstere form wäre aber dem plur. *guda* gegenüber höchst auffallend. Ich glaube daher, dass *guþs* das richtige ist und werde hierin durch die beobachtung bestärkt, dass in den abgekürzten nominalformen der vokal der casusendung in der regel nicht ausgelassen wird, vgl. *Iu̅i̅s*, *Iu̅a̅*, *f̅i̅n̅s*, *f̅i̅n̅* (warum nicht *f̅n̅s*, *f̅n̅*?).

vorrede (s. V) nicht volständig aufgeführt werden.[1] Es ist dort z. b. nicht angegeben, dass die normalisierung des textes weitere fortschritte gemacht hat. Die vocative der *u*-declination auf *au*, welche 1875 noch beibehalten wurden, sind jezt sämtlich entfernt (*sunau* Mt. 8, 29. Lc. 8, 28. 18, 39. Mc. 5, 7. 10, 47. 48 ist durch *sunu*, *magau* L. 2, 48 durch *magu* ersezt); als acc. sg. masc. von *ainshun* ist jezt die form *ainnohun*, wofür in den hss. öfter *ainohun* geschrieben wird, consequent durchgeführt (übersehen ist nur Lc. 8, 51); an stelle des früher bevorzugten *friaþva* ist jezt, wo die hss. auseinandergiengen, durchweg *frijaþva* geschrieben, welches in der grossen ausgabe nur I. Tim. 6, 11 in den text recipiert worden war — offenbar in folge der erwägung, dass das *ij* hier wie in *frijôn* nicht erst (wie in den formen *sijais*, *sijai* usw.) innerhalb des germanischen sich entwickelt hatte. Einigemale ist Bernhardt zu der lesung der codices zurückgekehrt:[2] er schreibt Lc. 19, 46 mit der hs. *filegrja* st. *filigrja*; Mc. 7, 19 *gahraineiþ* st. (*jah*) *gahraineiþ* (dass die ergänzung unnötig sei, hatte ich bereits ztschr. VII, 109 zu begründen versucht); Esra 2, 32 *Eeiramis* st. *Eiramis*, 2, 35 *Ainnaïns* st. *Sainnaïns* (beide überlieferte namensformen durch die untersuchungen von Ohrloff, ztschr. VII, 192—193, als richtig erwiesen). Auch früher gemachte conjecturen haben zweimal eine änderung erfahren: Mt. 11, 16 liest Bernhardt jezt mit Löbe *anþar anþaris* st. *anþar anþarana* (vgl. meine bemerkung zu dieser stelle ztschr. VII, 110), und Skeir. IIIb wird statt *svaei* jezt *ei* conjiciert. Unerfindlich ist es mir, warum II. Tim. 4, 10 das *Xreskus* der hs. in *Kreskus* verändert ist.

Die ergänzung lückenhaft überlieferter verse ist (wie schon in der grossen ausgabe) nicht consequent durchgeführt. Während z. b. Mt. 11, 15 fgg., Joh. 10, 18, II. Th. 2, 2 ganze wörter und sätze, die in den hss. erloschen oder ausgelassen sind, eingefügt wurden, ist an anderen stellen sogar mitten in einem worte abgebrochen worden. Gewöhnlich, aber nicht immer, ist in diesem falle der fehlende rest in den noten zu finden, vgl. z. b. Jh. 3, 23. 11, 47. 12, 49. I. Kor. 10, 15. I. Tim. 6, 16 usw. Es muste aber entweder nur das gegeben werden, was in den hss. steht, oder es musten alle verstümmelten verse geheilt werden, wobei dann natürlich das ergänzte durchweg in derselben weise zu bezeichnen war, nicht einmal (wie Mt. 11, 15 fgg) durch cursiven druck, das andere mal (wie Jh. 10, 18) durch anwendung von klammern.

In den noten sind die lesarten der hss., auch einzelne besserungsvorschläge der herausgeber angeführt. Einzelnes, was in der grossen ausgabe übersehen war, ist jezt nachgetragen (vgl. die anmm. zu Lc. 3, 1. 4, 18. Mc. 9, 28. Eph. 6, 10); dafür fehlen aber auch mehrere angaben, welche dort sich finden. Jh. 6, 13 fehlt die lesart der Skeireins: *at þaim matjandam*; Lc. 17, 6 ist hinzuzufügen: *qiþeiþ* CA; Mc. 10, 29: *attin* CA; I. Kor. 7, 16 *kannt* doppelt Ambr. A; II. Kor. 8, 16: *faúr izvis* fehlt Ambr. B. Zur unterschrift des Epheserbriefes ist zu bemerken,

1) *invisandin dagis* (z. 6 der vorrede) ist ein lapsus calami st. *invisandin daga*, den aber ein sorgfältiger corrector nicht übersehen hätte.

2) Auch Lc. 6, 1 wird die handschriftliche lesung *bnauandans*, die von Scherer zGDS[2] 278 mit recht in schutz genommen wird, widerherzustellen sein, denn der anlaut *bn*, den ich zs. VII, 108 für „unmöglich“ erklärte, ist durch das altn. *bnúa*, (*siþan bnere hann of andlit honom moldardustino* HMS I, 227[38]) gesichert, vgl. Ad. Noreen, altn. gramm. § 421, anm. 2. Gegen die änderung von *usstagg* in *usstigg* (Mt. 5, 29) erklärt sich Leo Meyer, GGA 1875, s. 1385; gegen die conjectur *vigns* (Lc. 14, 31) Joh. Schmidt, anz. f. d. alt. VI, 127.

dass nach den facsimiles im Specimen und bei Gabelentz-Löbe, auf welche Uppström verweist, weder *Pavlus*, wie die kleine, noch *Pavlaus*, wie die grosse ausgabe angibt, in Ambr. A geschrieben steht, sondern *Pāvs*.

Im glossar ist die dankenswerte änderung getroffen, dass die eigennamen von den übrigen wörtern getrent und in einem anhange übersichtlich zusammengestelt sind. Da die schreibweise der hss. hier so überaus schwankend ist, sind sämtliche vorkommenden formen aufgeführt (doch ist s. v. *Justus* zu erwähnen vergessen, dass Ambr. A. *Iustus* liest; s. v. *Laudekaion* fehlt die angabe, dass in Cod. Ambr. B — und nach Massmanns lesung auch in A — einmal *Laudeikaion* geschrieben steht; und s. v. *Nymfas* findet sich die irtümliche behauptung, dass Kol. 4, 15 der nom. des namens erhalten sei, während daselbst der acc. *Nymfan* belegt ist). Ferner muss es rühmend anerkant werden, dass der verfasser der entwickelung der bedeutungen mehr sorgfalt zugewant hat als seine vorgänger, und dass zahlreiche bemerkungen von einem eingehenden studium des gotischen sprachgebrauches zeugnis ablegen, wie denn augenscheinlich auf syntaktischem gebiete Bernhardt am meisten sich heimisch fühlt. Hiermit ist aber das lob erschöpft. Mehrere wörter sind ausgelassen: *biûhti*, *dauþus*, *dumbs*, *frabaúhtabôka*, *andhugjan*, *nauþs*. Die anordnung ist äusserst unpraktisch und die columnentitel verwirren den suchenden anstatt ihm zu helfen. Über dem buchstaben *s* stehen z. b. überschriften wie *ufsliupan*, *gaspillon*, *þiuþspillon*, *usstandan!* Die alphabetische ordnung ist ohne genügenden grund verlassen. Dass der verfasser die zusammengesezten verba hinter das simplex stelte, liesse man sich allenfals gefallen (nur dürften die composita nicht in den columnentiteln prangen); entschieden vom übel aber ist die neuerung, dass er, fals das einfache verbum nicht überliefert war, sämtliche composita demjenigen compositum anreihte, „das alphabetisch die erste stelle einnahm.“ So muss man z. b. *gafulljan*, *ufarfulljan*, *usfulljan* unter *fulljan* suchen, *faúrbiudan* dagegen, weil das einfache *biudan* zufällig in den gotischen sprachresten nicht vorkomt, unter *anabiudan*. Hierdurch sind nun, um das auffinden der composita überhaupt möglich zu machen, eine unzahl von verweisungen nötig geworden, die das buch unnötig anschwellen und gänzlich erspart werden konten, wenn der verfasser das an sich richtige bestreben, nur belegte formen aufzuführen, nicht in pedantischer weise auf die spitze getrieben hätte. Sagte sich der verfasser nicht, dass das wörterbuch auch anderen zwecken dienen müsse, als ein hilfsmittel zum verständnis des textes zu sein? Wo sucht derjenige, dem es daran liegt zu erfahren, ob wörter wie *biudan*, *brannjan*, *vidan*, *vaknan* usw. in den gotischen quellen erhalten sind?

Dass die in den gotischen wörterbüchern angesezten lemmata in vielen fällen nur eine sehr geringe gewähr haben, ist namentlich durch die fleissigen zusammenstellungen von J. H. Gallée algemein bekant geworden. Infolgedessen hat auch Bernhardt den hypothetischen charakter zahlreicher wortformen nachdrücklich hervorgehoben: er sezt entweder zu dem lemma ein fragezeichen (*andavleizn*, n? *andstald*, n? *ans*, m? *astaþs*, f? *aúrkeis*, m? usw.), oder er lässt dem benutzer zwischen mehreren möglichkeiten die wahl (*aflets* oder *aflet? ams* oder *amsa? anahaimeis* oder *anahaims? andasets* oder *andaseteis? anno* oder *anna? aúrahi* oder *aúrahjo? auþeis* oder *auþs? bireikeis* oder *bireiks? unnuts* oder *unnutjis?*[1] usw.). Mitunter ist die skepsis wol etwas zu weit getrieben: *ans* wird mit Gallée (I, 27)

1) So ist natürlich statt *unnutis* (!) zu schreiben.

wegen des altn. *ǫss* als m. anzusetzen sein, ebenso *aúhns* wegen ahd. *ovan*, altn. *ofn*, *ogn* (wegen der verschiedenen formen vgl. Ad. Noreen, Paul-Braune VII, 433 fgg.); auch gegen *bloma*, m. *dulg*, n. *fodr*, n. u. a. wird sich schwerlich ein bedenken erheben lassen. Dass *andhruskan* nur als sw. verbum angesezt werden kann, ist klar. Dagegen wäre an anderen orten wol ein fragezeichen am platze gewesen, z. b. bei *fitan*, welches doch möglicherweise zur sw. conjugation gehört; bei *frius*, das ebensogut masc. sein könte; bei *faúrstasseis*, wofür man (nach analogie von *faúragaggja*) *faúrstassja* erwarten dürfte; bei *liugn*, wofür ein st. fem. *liugns* nicht unmöglich wäre usw. Als inf. zu *faiflokun* wird ohne fragezeichen *flekan* angesezt, obgleich die form *flokan* weit wahrscheinlicher ist: vgl. F. Kluge, QF. XXXII, 60 und Gallée, Noord en Zuid IV, 54 fg. (Braune, got. gramm.[2] § 179, anm. 4). Zu *faskjam* (Jh. 11, 44) wäre auch ein andrer nom. als *faskja* möglich (*faski? faskeis?*) — das lat. *fascia* entscheidet nichts, vgl. *lukarn* und *lucerna*.

Der verfasser hat im glossar die langen *a* und *u* durch einen circumflex kentlich gemaht und die monophthongischen *ai* und *au* von den diphthongischen durch den diakritischen acut unterschieden. Auch hier sind einzelne fehler untergelaufen. Statt *fidûr* ist *fidur* zu schreiben, vgl. F. Kluge, Paul-Braune VI, 394 und Joh. Schmidt, Kuhns ztschr. XXV, 44; statt *hnuto* vielmehr *hnûþo* und statt *biuhts biûhts* (Ad. Noreen, Nord. revy april 1883); *jainar, jains, jainþro* usw. haben, wie ahd. *jenêr, enêr*, altn. *enn* beweisen, kurzes *ai*; ebenso ist natürlich *laiktjo*, nicht *laiktjo* anzusetzen. *bisaúljan* hat wahrscheinlich monophthongisches *aú*, vgl. Grimms wb. I, 1661, Braune[2] § 24, anm. 1; ebenso *aúfto*, *kaúrus* (= griech. βαρύς, skr. *gurús*), *kaúrei*, *kaúriþa*, *kaúrjan* usw.

Das citat *af faírgunja* (s. v. *af*, 219[b]) stimt zu der handschriftlichen lesung, aber nicht zu Bernhardts text. 229[b] s. v. *aúhsa* gibt der verfasser an, dass *aúhsunns* für *aúhsans* verschrieben sei, vgl. aber Joh. Schmidt, anz. f. d. alt. VI, 120. — *ana þammei* (Jh. 6, 23) kann kaum temporal gefasst werden, wie 225[a] s. v. *ana* behauptet wird. — *drobnan* (237[b]) steht nicht in Bernhardts text (II. Th. 2, 2), sondern bei Heyne. — 239[b] oben ist zu lesen: für griechischen conjunctiv oder imperativ; ebenda ist zu berichtigen, dass Mc. 8, 15 nach *ei* nicht der optativ, sondern der imperativ folgt. — *fralusans* (243[b] s. v. *fraliusan*) bedeutet nicht blos „verloren," sondern auch „vergänglich" (Jh. 6, 27). — Die vergleichung von *hrot* (262[b]) mit nhd. *russ* ist sehr zweifelhaft, vgl. F. Kluge, etym. wb. s. v. — *Insailjan* (267[b]) bedeutet gewiss nicht „an seilen hineinlassen," sondern „an seile binden": in ersterem falle hätte Vulfila nicht nötig gehabt, das griech. χαλᾶσιν (Mc. 2, 4) durch zwei wörter (*insailidedun jah fralailotun*) widerzugeben. — Dass *maiþms* (274[b]), wie Jacob Grimm annahm, ursprünglich ross bedeutet habe, ist wegen der ags. formel *mearum and mâdmum* (Beów. 1048 u. ö.) sehr unwahrscheinlich. — 276[b] heisst es, dass *midjis* construiert werde wie μέσος, medius. Diese bemerkung ist, wenigstens so algemein ausgesprochen, nicht richtig und könte die meinung erwecken, dass die construction von *midjis* ein graecismus sei, was durchaus nicht der fall ist (gr. IV, 392): die sprache des neuen testaments kent die bekante construction von μέσος, welche Bernhardt im auge hat (ἐν μέσῃ ἀγορᾷ) nicht, sondern verwendet stets das neutrum mit abhängigem genetiv (Mc. 9, 36. Lc. 2, 46. 4, 35. 5, 19 usw.). Dass die got. construction idiomatisch ist, beweist der übereinstimmende gebrauch der übrigen germanischen sprachen, welcher auch noch im mhd. der allein herschende ist. — Eph. 4, 15 soll nach Bernhardts angabe (297[b] s. v. *tawjan*) *sunja tawjan* das griech. ἀληθεύειν widergeben: er selbst aber belehrt uns in seiner gros-

sen ausgabe, dass Vulfila mit FG *ἀλήθειαν ποιοῦντες* in seinem texte las! — Statt *ufvairs* (306[b]) muste *ufvair* geschrieben werden (317[a] steht richtig *var* statt des früher falsch angesezten *vars).*

Ein druckfehlerverzeichnis ist dem buche nicht angehängt. Natürlich schliesst man daraus, dass die correctur mit äusserster sorgfalt ausgeführt ist, um bei näherem zusehn bitter enttäuscht zu werden. Der text ist leidlich correct gedruckt, aber das glossar wimmelt von fehlern. Lc. 6, 7 lies: *fram-aldra* st. *fra-maldra;* Lc. 8, 45: *manageins* st. *mannageins;* Lc. 18, 7: *iþ* st. *id;* Lc. 18, 43: *ussahv* st. *ussaihv;* Mc. 15, 22: *attauhun* st. *atttauhun;* I. Kor. 8, 10: *anakumbjandan* st. *anakumbbjandam;* II. Kor. 5, 12 note: *A jan ni in hairtin* st. *jah ni;* II. Kor. 6, 8 note: *A jah þairh* st. *jaþ þairh;* II. Kor. 8, 18 note: *A þizai* st. *A þizei;* Eph. 3, 13 note ist B *in þizei* zu streichen. Phil. 3, 12 note: *B ik afargagga* st. *ik afargagga;* I. Tim. 5, 9: *qens* st. *quen;* II. Tim. 2, 15: *usdaudei* st. *ausdaudei;* Skeir. I[a]: *garaihtein* st. *gareihtein.* — Im glossar 225[b] s. v. *anafilh* lies: *boko* st. *bokos;* 229[a]: *athâhan, hâhan* st. *athahan, hahan;* 238[b] s. v. *ei: þishvah* st. *pishvah* (!); 252[b] s. v. *ganohjan: ganohjands* st. *ganohida*; 255[a] s. v. *gaþrafstjan: þrafstjan* st. *prafstjan* (!); s. v. *gaumjan: gaumjands* st. *gaumida;* 258[b] s. v. *gahaftjan: sumamma* st. *ainamma;* s. v. *hails: thu* st. *þu*; *Vafþrúđnir* st. *Vafþrudnir;* 268[a] s. v. *ius: vaiht* st. *vaihtai;* 268[b] s. v. *jaþþe: usdaudjam* st. *usdaudjau;* 274[a] s. v. *magan: ni magum* st. *ni mag;* 274[b] s. v. *managei: gasaihvandei* st. *gahausjandei; þaiei ni kunnun vitoþ* st. *þaiei kunnun ina;* 279[a] s. v. *ni: οὐδέ (μηδέ) st. οὐδέ;* 283[a] s. v. *qiþan: qiþis* st. *qiþiþ;* 285[b] s. v. *saei: ἓν st. εὐ;* 287[a] s. v. *sakan: miþ sis* st. *du sis;* 288[b] s. v. *miþsatjan: miþsatjau* st. *miþsatjan;* 290[b] s. v. *skaman: jah* st. *aiþþau; skaþuls* st. *skapuls* (!); 293[b] s. v. *gastandan: gastoþ* st. *gastoþ aftra;* 295[b] s. s. *sves: svesa* st. *svera;* 296[b]: *taihsvs* st. *taihvs;* 298[b] s. v. *gatrauan: þizaiei* st. *þizaei;* 304[b] s. v. *ufar: usstaig* st. *atstaig;* 313[a] s. v. *usviss: sunja* st. *sunjai;* 318[a] s. v. *gavaúrkjan: mikilana* st. *mikila;* 320[a] s. v. *visan: jere* st. *vintre* (sic!); 321[b] s. v. *viþra: vaúrkjam* st. *vaúrkjan;* 327[b] s. v. *Ioda: Iodins* st. *Iodinis;* 333[a] s. v. *seina: seina* st. *seinai.*

Mit der aufzählung der falschen citate will ich den leser verschonen. Der herr herausgeber hat die mühe gescheut, bei der druckrevision die stellen noch einmal nachzuschlagen, und so sind eine menge von unrichtigen zahlen (auf jeder seite durchschnittlich eine) stehen geblieben, darunter einzelne, die sich schon bei Heyne durch mehrere auflagen hindurchschleppen oder gar bis auf Schulze zurückgehen.

Von den gerügten mängeln hätten sich die meisten bei etwas grösserer sorgfalt leicht vermeiden lassen. Die brauchbarkeit will ich dem buche trotzdem nicht absprechen. Hoffentlich gibt eine zweite auflage dem herrn herausgeber bald die gelegenheit, die bessernde hand an sein werk anzulegen. Nach beseitigung der oben nachgewiesenen fehler wird dasselbe im verein mit Braunes grammatik den Ulfilas von Heyne sicher aus den händen der studierenden verdrängen — es sei denn, dass Heyne sich entschlösse, auf grund der neueren forschungen seine grammatik gänzlich umzugestalten.

HALLE, 31. DECBR. 1884. HUGO GERING.

Kurzgefasste gotische grammatik. Anhang zur gotischen bibel des Vulfila von **Ernst Bernhardt.** Halle a. S., verlag der buchhandlung des waisenhauses. 1885. A. u. d. t. Sammlung germanistischer hilfsmittel für den praktischen studienzweck IV. VIII, 120 s. kl. 8. n. m.

Nachdem die vorstehenden seiten bereits gesezt waren, gieng mir durch die güte des verfassers die eben erschienene „kurzgefasste grammatik" zu. Ich constatiere, dass mehrere von den oben nachgewiesenen irtümern (z. b. *unnutis, ufvairs, flekan*) in der vorrede berichtigt sind; anderes ist stehen geblieben, z. b. das falsche *fidûr*. Die laut- und formenlehre (s. 1—31), welche im wesentlichen als ein auszug aus Braunes grammatik[1] zu betrachten ist, wird zur ersten einführung in das studium des gotischen genügen, ist aber von einzelnen versehen nicht frei. Dass *g* vor gutturalen einen nasallaut bezeichnet (s. 5), ist bekantlich eine regel, die nicht für alle fälle giltigkeit hat (*triggvs* = altn. *tryggr*, *glaggvus* = altn. *gloggr* u. a., vgl. ztschr. f. d. a. XIX, 405); dass *p* im anlaut echt gotischer wörter selten ist (s. 4), ist unrichtig: es komt im anlaut germanischer wörter überhaupt nicht vor (auch *praggan* ist sicher ein lehnwort, wahrscheinlich aus dem slavischen). Dass got. *b* im inlaut dem französischen *v* in der aussprache gleich gewesen sei (ebda), behauptet auch Braune: wahrscheinlich aber war das got. *b* bilabial, während das französische *v* eine labiodentalis ist (Noreen, Nord. revy 1883, april). S. 15 wird der acc. fem. von **þreis* als nicht vorkommend bezeichnet: er steht aber Lc. 9, 33: *hleiþrôs þrins*. Dass das pron. possessivum der 3. person im nom. nicht belegt ist (s. 17), ist ein ausspruch, der irtümliche vorstellungen erwecken könte: nach einem bekanten gesetze der got. syntax, das Bernhardt selbst § 171 anführt, ist die existenz des nominativ unmöglich. Das altn. *reskva, rask*, das auf s. 23 figuriert, komt nirgends vor; bezeugt ist nur das part. praet. *roskenn*. Dass *þláihan* nicht zur 5. ablautsklasse gehören kann (s. 24), beweist ahd. *flêhan*.

Der abschnitt „wortbildung" (s. 32—72) enthält fleissige samlungen,[2] kann aber auf wissenschaftlichen wert keinen anspruch machen; eine wirklich wis-

1) Dieselbe wird seltsamerweise noch nach der ersten ausgabe citiert; daher finden sich einzelne fehler, die in der zweiten berichtigt sind (z. b. *káurus*) bei Bernhardt wider.

2) Dieselben sind aber leider nicht volständig. Es fehlt z. b. das seltsame wort *ibuks*, das, soviel ich weiss, noch nicht genügend aufgehelt ist. Leo Meyer (got. spr. 66. 564 u. ö.) vergleicht skr. *ápâka*, gr. ὀπίσσω (aus *ὀπίκjω), ohne das auffallende *k* des got. wortes zu erklären. Ahd. *abuh, abah*, alts. *aðuh, aðoh* „verkehrt, böse," altn. *ǫfugr* „rückwärts gekehrt, feindlich" lassen sich von *ibuks*, schon der übereinstimmenden bedeutung wegen, nicht trennen (gr. II, 316; vgl. aber I², 45), scheinen aber die schwierigkeit noch zu vermehren. Ohne auf das got. wort rücksicht zu nehmen, könte man auf ein german. **áfuzo-*, **aðúχo-* (*u* aus nasalis sonans?) schliessen und in dem altn. *ǫfugr* die veralgemeinerung der ersten, in ahd. *abuh*, alts. *aðuh* die der zweiten stamform erblicken. Um *ibuks* zu erklären, scheint mir dann nur éine möglichkeit vorzuliegen: die, dass got. *k* in diesem worte nicht die tenuis, sondern die affricata bezeichnet (auch griech. χ wird ja mehrfach durch *k* widergegeben), und dass das *i* (für älteres *e*) die normalstufe des *a* (*a*¹) vertritt. Die angesezte form **aðúχo-* (durch *abuh, aðuh* reflectiert) stünde also für älteres **eðúχo*, dessen *e* im westgermanischen nach der analogie derjenigen casus, die den ton auf der wurzelsilbe hatten, in *a* sich wandelte, während es im gotischen zu *i* erhöht ward. In mhd. *ebech, ebich, ebch* ist natürlich das *e* durch (unechten) *i*-umlaut zu erklären. Solten diese vermutungen das

senschaftliche wortbildungslehre, die ja bis jezt noch sehr im argen liegt, kann natürlich nur vom standpunkte der vergleichenden sprachforschung gegeben werden. Eine äusserung, wie die, dass *i* „zum teil aus *a* und *u*, auch aus *ja* entstanden sei" (s. 45), solte heute, wo der bekante ausspruch von Voltaire seine giltigkeit verloren hat, nicht mehr getan werden. — *faúrstasseis* (oder *faúrstassja?*) ist sicher von einem fem. **faúrstass* (stamm **faúrstassi-* aus **faúrstad-ti-*) abgeleitet (R. Kögel, Paul-Braune VII, 179[1]); in *gilstr* (s. 42) steckt natürlich nicht das suffix *-stra*, sondern *-tra* (vgl. Osthoff, Kuhns ztschr. XXIII, 315). Was s. 50 fgg. über die stambildung der schwachen verba gelehrt wird, ist längst veraltet (vgl. z. b. jezt die abhandlung von R. Kögel, Paul-Braune IX, 504 fgg.) u. a. m.

Wertvoll, weil auf selbständigen und sorgfältigen untersuchungen beruhend, ist dagegen die von Bernhardt gelieferte syntax (s. 71—118), die ich der beachtung der fachgenossen empfehle. Den schluss bilden kurze bemerkungen über die got. schrift, das leben des Vulfila und die got. handschriften. Zu den biographischen notizen ist zu bemerken, dass keine von unseren quellen berichtet, Vulfila sei durch Athanarich vertrieben worden: es ist dies vielmehr nur eine unsichere hypothese Bessells, vgl. jezt G. Kaufmann, ztschr. f. d. a. XXVII, s. 209 und 239.

HALLE, 24. JAN. 1885. HUGO GERING.

Max Rödiger. Kritische Bemerkungen zu den Nibelungen. Berlin. Weidm. 1884. VIII, 94 s. 8°. m. 2,40.

Der verfasser steht im algemeinen auf dem standpunkt Lachmanns sowol in bezug auf die liedertheorie als auf die interpolationen. In der liedereinteilung weicht er einigemale ab. Das vierzehnte lied lässt er mit 1530 statt mit 1567 schliessen (und stelt demgemäss *Pazzowe* 1567, 4 wider her); die Eckewart-episode ist eine alte fortsetzung. Als schluss des fünfzehnten liedes nimt er 1650 an; XV[b] ist von demselben dichter verfasst wie XV[a], bildet jedoch ein in sich abgeschlossenes ganzes. Zu einer bedeutenderen abweichung von Lachmann gelangt er bei der untersuchung über das verhältnis von XVI, XVII, XVIII; wo auch schon Rieger, Wilmanns, Busch und Henning die ansichten Lachmanns teilweise umgestaltet haben, und wo er sich wie diese besonders auf die Thidrekssaga stützt. Mit str. 1836 lässt er, wie auch Henning, ein stück beginnen, das ursprünglich der Thidrekssaga näher stehend die an Blödel gerichtete bitte Kriemhilds unerfült liess und mit 1856 auf den mord Ortliebs hinführte. Dieser an eine ältere fassung des anfangs von XVI[c] (—1695) sich anschliessende abschnitt wurde von dem verfasser des Dankwartsliedes teilweise umgearbeitet und ebenso wie die anderen stücke von XVI mit XVIII zu einem liederbuche verbunden. Das neunzehnte lied endigt mit 2015, möglicherweise gehört noch 2017 dazu.

In den athetesen geht der verfasser noch über Lachmann hinaus, in der ersten hälfte sind sie namentlich in II und VI vorgenommen, zahlreicher sind sie

richtige treffen, so wäre ein zusammenhang dieser wörter mit *af*, ἀπό (in denen nicht *a*, sondern *A* vorliegt) ausgeschlossen.

1) Ich bemerke bei dieser gelegenheit, dass ein zusammenhang von altn. *skass* mit *skaþjan*, den Kögel in seinem lehrreichen aufsatze vermutet, unmöglich ist, denn die ältere form des wortes ist *skars*.

im zweiten teile, am zahlreichsten und umfangreichsten in XX, also in dem liede, in welchem Lachmann am konservativsten verfahren war. — Innerhalb der interpolationen weicht der verfasser in der unterscheidung jüngerer und jüngster dichtung ein paar mal von Lachmann ab. — Einige von Lachmann athetierte strophen hat er widerhergestelt, so 691. 695. 1521 (hier sich stützend auf Atlamal 37). — Dazu kommen noch einzelne emendationen, z. b. *sît* 268, 3 statt *si* (doch ist ein derartiger absoluter gebrauch von *verklagen* zweifelhaft, und *si* in v. 4 kann sich auch ohne diese änderung auf die *ungesunden* beziehen); in 1678, 3. 4 weicht der verfasser von Lachmann zu gunsten der überlieferung ab.

Der ansicht des verfassers über 1836—1857 wird man im ganzen beipflichten können, doch bedarf das verhältnis zu den stücken von XVI noch weiterer klärung. Hinsichtlich der untersuchung über die interpolationen ist es anzuerkennen, dass der verfasser auf viel anstössiges aufmerksam gemacht und dieses zu erklären und zu beseitigen sich bemüht hat. Ob aber überhaupt mit einfachen athetesen — und solche sind es meist — den schwierigkeiten abgeholfen wird, ist sehr die frage. Auch ist bei der weitaus grösten zahl die beweisführung doch nicht recht zwingend. Mit technischen gründen, die vor allen anderen entscheidend sein musten, wird viel zu wenig operiert; mängel der form, sachliche unklarheiten und unebenheiten sind meistens die kriterien, deren sich der verfasser bedient; namentlich wird bei den athetesen im zwanzigsten liede von ästhetischen kriterien ein sehr starker gebrauch gemacht. Wenn man aber bedenkt, wie auch die originaldichter des Nibelungenliedes einen schon zugearbeiteten stoff behandelten, der selbstverständlich ihrem geschmack und ihrer kunst nicht immer in gleicher weise entsprach, so kann man sich nicht wundern, wenn derselbe dichter, je nachdem die vorlage ihm die arbeit erleichterte oder erschwerte, bald präziser und schöner darstelte, bald, namentlich wo er sich freier dem stoffe gegenüber verhielt, in unklarheiten, in formale und sachliche widerholungen, in breite und leere hineingeriet — und man darf an solchen minder gelungenen stellen nicht immer sogleich mit athetesen bei der hand sein. Namentlich ist man hierzu nicht berechtigt, wo im wesentlichen nur eine der bezeichneten erscheinungen in betracht komt. Athetiert ist z. b. 123. 124, weil 124, 4 sich auf 122, 2 beziehen muss, „denn wie feige müsten die Burgunden und vor allen Gernot gewesen sein.“ 271 ist unecht, weil die bemerkung über Gunther keinen fortschritt veranlasst und der könig die initiative doch nicht ergreift — übrigens ist der zusammenhang nur etwas unvolkommen ausgedrückt, sonst aber klar. 1101 ist unecht, weil die strophe „so ziemlich dasselbe wie 1100 berichtet.“ Zuweilen entstehen auch durch die athetesen nicht zu rechtfertigende lücken: so, wenn 165 gestrichen wird; beim wegfall von 676 würden die noch gar nicht anwesenden boten angeredet werden *ir recken* usw. Notwendig ist auch 736 nach 735: die königinnen mit ihren frauen nähern sich zu pferde und werden von den sätteln gehoben 735, dann gehen sie sich entgegen und begrüssen sich 736.

Wenn man auch bei den ausgeschiedenen stellen in der regel bedenken tragen muss der kritik des verfassers beizustimmen, so wird man doch gern zugestehen, dass ein derartiges aufsuchen und behandeln von schwierigkeiten nicht ohne nutzen für weitere forschung sein wird.

MÜHLHAUSEN. R. KETTNER.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

BRIEFWECHSEL ZWISCHEN JACOB GRIMM UND J. H. HALBERTSMA.

Vor längerer zeit überliess mir mein freund und college prof. T. J. Halbertsma, dem ich auch für die anmerkungen manches verdanke, nachstehende briefe Jacob Grimms an seinen vater zur veröffentlichung, fals sich dieselben dazu geeignet erweisen solten. Hervorragende bedeutung können sie zwar nicht beanspruchen. Dennoch meinte ich, würde ihre bekantmachung wilkommen sein, namentlich in diesen tagen, wo erneutes interesse für das leben und schaffen des einzigen mannes sich allenthalben regt. Manche einzelheiten werden zudem nicht algemein bekant heissen dürfen. Endlich verdient auch der empfänger dieser briefe beachtung. Auf meine bitte hatte herr dr. Eduard Ippel zu Berlin die güte, mir mit erlaubnis des herrn prof. H. Grimm 10 briefe Halbertsmas an J. Grimm zur litterarischen verwertung zu übersenden (nr. 1—9. 11), welche sich in dem bekanten Grimmschrank auf der königl. bibliothek daselbst befanden. Ein einziger brief Halbertsmas (nr. 10), der sich vermutlich bei übernahme des Grimmschen nachlasses in einem buche vorfand und jezt in der autographensamlung der genanten bibliothek aufbewahrt wird, ist mir von der verwaltung derselben freundlichst übersant worden.

Im folgenden sind die briefe Grimms von mir mit römischen, die Halbertsmas mit arabischen ziffern bezeichnet. Die correspondenz ist nicht volständig erhalten. Nachweislich fehlen zwei briefe Halbertsmas zwischen nr. VIII und IX, desgleichen einer oder mehrere zwischen IX und X. Ob auch briefe Grimms fehlen (etwa zwischen nr. X und 9?), lässt sich nicht mit bestimtheit ermitteln, ebensowenig, ob nach nr. 11 (vom 3. juli 1858) noch briefe gewechselt worden sind.

Einige orientierende worte über Halbertsma werden kaum überflüssig sein. Joost Hiddes Halbertsma wurde am 23. october 1789 zu Grouw in der provinz Friesland geboren, studierte in Amsterdam theologie und wirkte, erst (seit 1814) in Bolsward, seit 1822 in Deventer als prediger. Er versah sein amt in der zulezt genanten stadt bis

1856, in welchem jahre er es aufgab, um ausschliessli h der vollendung seines friesischen wörterbuchs leben zu können. Er starb den 27. februar 1869. Die Leidener universität ehrte 1836 seine wissenschaftlichen verdienste durch die verleihung des doctordiploms der philosophie. Halbertsmas hauptsächliche bedeutung liegt in seinen bestrebungen für die litterarische widerbelebung und wissenschaftliche bearbeitung der westfriesischen mundarten. Im verein mit seinem bruder, dem arzte dr. Eeltje Halbertsma (1797—1858) ist ihm ersteres in überraschender weise gelungen. Die verschiedenen samlungen friesischer erzählungen und gedichte, welche die brüder von 1822 bis 1854 herausgaben,[1] zeichnen sich aus durch geist und laune, fanden algemeinen anklang und weckten in Friesland den schlummernden sinn für die alte sprache und die alten sitten. Auch auf andrem wege suchte Halbertsma dieses ziel zu erreichen. Er sezte den fast vergessenen friesischen dichter Gysbert Jacobs, welchen er als die verkörperung des friesischen geistes betrachtete, wider in seine rechte ein, indem er viele einzelheiten in seinem leben actenmässig feststelte, einige von seinen dichtungen — leider nicht alle, wie er versprochen hatte — erklärte und den anstoss gab zur errichtung eines denkmals für den dichter. Die wissenschaftliche bearbeitung des westfriesischen war aber Halbertsmas eigentliches lebensziel. Das „Lexicon Frisicum" begleitet ihn nachweislich von 1829 an durch sein ganzes leben: als er vierzig jahre später starb, waren dennoch erst die fünf ersten buchstaben und ein teil des F vollendet. Jährlich verweilte er einige wochen in Friesland und belauschte die gespräche der bauern, und jedesmal kehrte er mit einem schatz neuer wendungen und wörter zurück. Besonders auf éinen punkt möchte ich die aufmerksamkeit lenken. Halbertsma war unter den ersten, welche sich mit praktischen phonetischen studien befassten. Ich kann mir nicht versagen die nachfolgende stelle zu citieren, an der er kurz vor seinem tode von seinen mundartlichen studien berichtet: „Om de spreekklanken juist te bepalen, ben ik alle dialecten en hunne schakeeringen op de plaatsen zelven nagegaan; terwijl ik overal oude mij onbekende woorden ten platten lande uit de ingewanden des volks ophaalde, heb ik tevens een aandachtig en naauwkeurig oor geleend aan de verschillende uitspraak von vocalen en consonanten. Eerst deed ik zulks bij massa's, bij den tongval van den zuidhoek, van den kleihoek en de zeven wouden; vervolgens bij enkele plaatsen, die zich door

1) Die bedeutendsten sind: „de Lapekoer fen Gabe Scroar" (1822, 1829, 1834), „Twîgen uwt ien âlde stamme" (1840) und „Leed in Wille, in de Flotgærzen" (1854). Mit andren stücken sind sie wider aufgenommen in die samlung „Rimen ind Teltsjes fen de Broárren Halbertsma" (1871).

oude bijzonderheden kenmerkten. Daarna ben ik overgestoken naar de Friesche eilanden en heb mijne nasporingen vervolgd op Marken. Later vertoefde ik op der Schelling en Ameland. Belangrijker was mij de taal van Schiermonnikoog, die in eens een onverwachten sprong neemt om de dialecten der noordelijke Friesche eilanden te naderen, waarna ik deze op de weegschaal heb gelegd. Bovendien heb ik verscheidene reizen in het buitenland gemaakt, eenmaal naar Italië en bij herhaling in Engeland, Duitschland en Frankrijk. Telkens heb ik overal de taalklanken der verschillende inwoners met alle aandacht beluisterd, ten einde er het wezen en den hoofdzetel van te bepalen. Doch mijne hoofdstudie in dezen bepaalde zich toch tot het Friesch.“ [1] Den altgermanischen sprachen wante Halbertsma früh seine aufmerksamkeit zu, vor allem angeregt durch Grimms grammatik. Er trieb eifrig Gotisch und Angelsächsisch. Er lieferte beiträge aus dem Friesischen zu Bosworths ags. wörterbuch (1838). Wir verdanken ihm die erste veröffentlichung des ersten, zweiten und der fünf ersten verse des dritten altnfrk. psalmes (1827) und eine bessere des achtzehnten (1837). Von seinen mnl. studien legt namentlich der starke band anmerkungen zu Maerlants „Spieghel Historiael“ (1851) zeugnis ab. Leider war und blieb das etymologisieren seine lust, und es lässt sich nicht leugnen, dass Halbertsma sich auf diesem schlüpfrigen boden nicht zur festen methode erhoben hat. Weit erfreulicheres und bleibenderes hätte von ihm geleistet werden können, wenn er mit seiner unerreichten kentnis der friesischen dialecte sich beschränkt hätte auf die alseitige grammatische und lexicalische durcharbeitung dieses sprachgebietes. Allein wie viele auch von den heutigen dialectforschern vermögen sich zu dieser selbstbeschränkung zu bequemen? Auch Halbertsmas reichhaltige abhandlungen zur mythologie, zur sitten- und altertumskunde der alten Germanen,[2] so viel wissenswertes und scharfsinniges sie enthalten, werden gar zu häufig durch das etymologische zöpfchen verunstaltet, das ihnen in den nacken schlägt.

Nach dem tode Hoekstras (s. die anm. zu nr. 2) und dem verstummen Bilderdijks galt Halbertsma eine zeitlang für den besten nie-

1) De Taalgids IX (1867) s. 11 fgg.

2) Sie erschienen besonders in dem „Overijsselsche almanak voor oudheid en letteren.“ Ich erwähne: „de Witte Wiven“ (1837), „Paascheijeren“ (1840), „Avoort“ (1841), „de frissche Lucht“ (1844), „de Ring van Epe“ (1849), „Ringmunten en Oorijzers“ (1853). In meinen anmerkungen ist über diejenigen schriften Halbertsmas, welche im briefwechsel berührt werden, das zum verständnis notwendige bemerkt. Näheres bietet die schrift von W. Eekhoff, Dr. Justus Hiddes Halbertsma, zijn leven en geschriften (overgedrukt uit „De vrije Fries“ deel XII [1869]).

derländischen sprachforscher, „De beste taalkundigen, die wij nu nog hebben," schreibt H. W. Tydeman am 26. dec. 1830 an J. Grimm (Anz. f. d. A. X, 185), „zullen zijn Halbertsma Predikant te Deventer en Lulofs, Professor te Groningen." Von einem verkehr Jacob Grimms mit Halbertsma waren bisher nur einzelne spuren bekant. Am 21. juli 1836 trägt Grimm dem stets reiselustigen Hoffmann von Fallersleben seinen gruss an Halbertsma nach Deventer auf (Germ. XI, 509). In der Gesch. der deutschen spr. 90 ([4]64) berichtet er, Halbertsma habe ihm die friesischen monatsnamen mitgeteilt (s. die anm. zu nr. 7). In dem berichte, den er an die Allgemeine Zeitung sante über die Frankfurter germanistenversamlung (Kl. Schr. VII, 580) gedenkt er auch der anwesenheit Halbertsmas und der nahen aussicht auf dessen „reichliches friesisches glossar."

In betreff der herausgabe des briefwechsels habe ich noch das folgende zu bemerken. Die briefe Grimms sind volständig abgedruckt, mit einziger ausnahme des eingangs von nr. VI, der rein persönlich und ohne interesse ist. Dagegen habe ich mich bei den briefen Halbertsmas auf auszüge beschränkt. Etymologische erörterungen konten wegbleiben und sind meistens nur durch punkte angedeutet; nur einmal als probe habe ich in nr. 7 etwas davon mitgeteilt. Auch sonst brauchte manches nur angedeutet zu werden: es ist dies geschehen durch cursivdruck und eckige klammern. Volständig aufgenommen habe ich die stellen, auf welche sich J. Grimm in seinen antworten bezieht, sowie alles um seiner selbst willen oder für die geschichte der germanischen philologie interessante. Dahin rechne ich die mitteilungen über friesische spracheigenheiten, über aberglauben, über Halbertsmas eigene schriften, über die herausgabe von Bilderdijks briefen und einiges andere. Auszuzeichnen sind die nachrichten über die Amsterdamer hs. des Reinaert in nr. 2 und 3, die eine, allerdings ungenügende, ergänzung zu dem briefwechsel J. Grimms mit Tydeman bilden.

Wie bereits Steinmeyer in seiner notiz über Reifferscheids ausgabe der briefe J. Grimms an Tydeman (Anz. f. d. A. IX, 227) bemerkt hat, ersieht man aus einigen worten in dem widmungsschreiben vor Reinhart Fuchs den grund, aus welchem die correspondenz zwischen den beiden gelehrten im jahre 1832 abgebrochen wurde. Tydeman hatte auf drei briefe J. Grimms (vom 23. april und 30. august 1831 und vom 15. sept. 1832) nicht geantwortet, und Grimm hatte einigen grund dieses stilschweigen in ungünstigem sinne zu deuten, namentlich nach dem schluss von Tydemans leztem briefe vom 26. decbr. 1830 (Anz. f. d. A. X, 185). Es scheint sich freilich jezt aus Halbertsmas

briefen zu ergeben, Tydeman sei wirklich „ausser aller schuld“ gewesen, dass Grimm nicht zu der Amsterdamer hs. des Reinaert gelangte. Berechtigt aber bleibt Grimms frage in nr. IV: „warum schrieb er mir aber kein wort auf meine dringende anfrage?“ Einige briefe von Tydeman an Halbertsma, die mir einzusehen vergönt war, erklären dieses hartnäckige schweigen nur ungenügend. Er entschuldigt sich mit dringenden arbeiten und unwolsein. Die bemerkung Grimms hat ihn tief gekränkt. Am 2. mai 1834 schreibt er an Halbertsma: „Ik zwoeg onder zijn [d. i. Bilderdijks] Geschied. des Vaderlands. Het 5e Deel is nu af; ofschoon nog niet verzonden; en reeds is er een blad van het 6e Deel in de proef. Dit, en een lange lastige verkoudheid in dit voorjaar heeft mij dan zelfs nog belet Vriend Grimm te elucideren nopens zijne voorbarige en onverdiende openbare beschuldiging nopens den echten Nederlandschen Reineke. Daarover nader ......,“ und am 27. juni desselben jahres: „Grimm heeft mij miskend en mishandeld: ik heb mij jegens hem niets te verwijten; dan, hem niet tijdig en wijdloopig geschreven te hebben, dat ik hem gaarne helpen wilde, maar niet kon. Doch het was my hard, dit te schrijven; en degouteerde my dit wijdloopig te schrijven: ook hoopte en poogde ik nog steeds, tot ik zijn werk, met die reprimande, van hem present kreeg! — ’t geen ik dan ook verdiend had door ’t fragment van v. Wijn met ongelooflijke moeite voor hem te kopyeeren (ik twijfel, of hij dat wel eens vermeldt —).[1] Nu moet ik dan tot mijn verdriet eene apologie schrijven in den LBode: waaraan ik nog niet heb kunnen toekomen.“

Trotz dieser briefstellen, muss ich gestehen, bleibt mir das stillschweigen Tydemans rätselhaft. Steht mit diesem schweigen die bemerkung Halbertsmas, Tydeman habe ihm nicht alle Reinaerdiana aus Hoekstras nachlass zugeschickt oder die andere, er kenne einen, der malo dolo eine abschrift nach der abschrift Groebes gemacht habe, in irgend welchem causalnexus? Ich kann die frage nur aufwerfen. Vielleicht gelingt es mir noch durch weitere benutzung der briefschaften Tydemans, wozu ich jezt ausser stande bin, sie zu lösen.

Die anmerkungen haben den zweck, alles was in dem briefwechsel der erklärung bedürftig schien genügend zu erläutern. In einigen fällen konte dies durch einfache verweisung auf früher veröffentlichte Grimmbriefe geschehen.

1) Dieser zweifel Tydemans ist merkwürdig, da J. Grimm in demselben satze des widmungsschreibens vor RF, in welchem er das nachlassen von Tydemans freundschaftlicher güte beklagt, ausdrücklich hervorhebt, dass er diesem „längst die abschrift des nunmehr erscheinenden van Wijnschen fragments verdanke.“

1.[1]

J. H. Halbertsma to Dr. Jacob Grimm.

In your German grammar, dear Sir, you granted some pages to the vowels and consonants of the old Frisick tongue. Now considering it possible that you should desire to know what to this day is remaining of this language in popular use, I thought it most convenient to send to you some pages written in the Frisick dialect as it is stil spoken by at least hundred thousand inhabitants of old Frisia between Groninger-land and the Zuiderzee. These pages are the beginning of a little work de Lapekoer fen Gabe Scrôar composed by me in order to move my countrymen, that they should learn to read their mothertongue, wich to this day was almost only spoken, and as the third edition is unther the press, I have been rather succesful.

The other pages in 8⁰ make part of the second tome of the Hulde aan Gysbert Jacobs, also of my composition. The raising of a bust to the honour of this immortal Frisian poet has given occasion to a speech on my part, and afterwards to some explanations and speciments of the various dialects of Hindelopen, Schiermonikoog, and of other parts of Frisia. The whole shall be fully treated of in the third tome, which is now preparing for the press. The speciments, which I have the honour to send to you, contain three psalms, which I found at Leiden, making part of the collection of Wachtendonk, out of which Lipsius excerpted his Glossaire. You shall not find them nor in Mylius nor even in the collection, which Mr Van Hagen very hazardous and without proof has deemed aus der Karolinerzeit. The second specimen in 8⁰ bl. 253 is wholy of Frisian origin. The singular custom prevails since centurys in Frisia, that no farmer trashes his own rapeseed; but a man called de terskbaes is engaged for this purpose, marching with a crowd of thirty or forty men from farmer to farmer and trashing their rapeseed upon a very large cloth in the open air. Now the compas of this cloth contains a republic upon his own governed by his own customs, laws and punishments, which you find in the old record discovered by one of my friends and printed for the first time by me. — My intention being, dear Sir, to send you the whole of the two works, if the matter can engage your attention, you will write it me by a letter, which given to Mr Budde will be duly forwarded, and otherwise to the post-

1) Die fehler des originals sind im abdrucke nicht berichtigt. Die gespert gedruckten wörter sind im original unterstrichen, zum teil, wie mir scheint, vom empfänger.

office. M[r] Tydeman professor at Leiden, my friend, who has lended me an exemplar of your German Grammar, will easily find out a way for my works towards Cassel.

Be there any thing concerning the litterature of Frisia which you are desirous to know, demand, Sir, and I shall be very glad to say you the little, that is within my power, and thus to mark you by proofs the feelings of high veneration, which animate

Dear Sir

Your most obedient servant

Deventer, 20 May 1830. J. Halbertsma.

[*Angeklebte adresse:* J. Halbertsma, Correspondent de l'Institut Royal des Pais-Bas, etc. Deventer. Overijsel, province des Pais-Bas.]

I.[1]

Monsieur

Votre lettre du 20 Mai m'a eté rendue par M[r] Budde ici à Gottingue où je me trouve depuis la fin de l'année passée, ayant echangé ma place de bibliothecaire de Cassel contre celle de professeur et de bibliothécaire de l'université de cette ville.

Vous avez eu la bonté de m'envoyer le commencement de votre ouvrage intitulé de Lapekoer fen Gabe Scrôar ainsi que plusieurs feuilles de votre Hulde aan Gysbert Jacobs. Je vous en remercie bien sincèrement.

Le dialecte frison m'interesse au plus haut degré et j'ai souvent desiré que non seulement les formes grammaticales dans lesquelles il est encore parlé aujourdhui fussent constatées et recueillies avec soin, mais que tous les monumens, qui nous restent de son epoque anterieure fussent enfin publiés.

Vous n'ignorez pas, Monsieur, que le savant Franciscus Junius se rendit en Frise vers l'an 1660 pour y rassembler tous les documens de la langue frisonne. Il parvint à se les procurer en assez grand nombre, mais ses collections restent encore ensevelies dans la bibliotheque d'Oxford. Vous les trouvez detaillées dans le catalogue de ses manuscrits composé par Thomas Tanner et imprimé dans le catalogus MSS. Angliae Oxoniae 1697. Ces papiers importans auraient dû être examinés et rendus au public il y a long tems.

L'on a même negligé de publier les loix frisonnes du moyen age, qui interessent également l'etude de la langue et du droit. L'edition des oude friesche wetten. Campen et Leeuwarden 1782 (dont il manque

1) Die accentfehler des originals sind nicht berichtigt.

encore le troisième cahier) et celles de l'Asegaboek et des literae Brocmannorum publiées par Wiarda ne peuvent pas suffire. Il serait à souhaiter que le genootschap subsistant à Groningue pro excolendo jure patrio, ou le provinciaal friesch genootschap ter beoefening der friesche geschied-, oudheid- en taalkunde s'occupassent de l'edition de toutes les loix, qui n'ont pas encore eté imprimées.

Quant au Tesklaow inseré page 253 de votre collection je prends la liberté de vous observer qu'il se trouve deja imprimé dans le geschied-en letterkundig mengelwerk van Jacobus Scheltema. Derde deel. Utrecht 1823 p. 50 ff. Votre texte diffère cependant en plusieurs endroits de la copie de M[r] Scheltema.

Je suis bien aise d'apprendre par vous, monsieur, que les papiers de Wachtendonk sont encore conservés à Leide. Si la version teutonique des psaumes, dont Lipsius a tiré ses glosses, est encore complette; elle meriterait d'être imprimée. Je suppose cependant qu'il n'en existe qu'une copie et que le parchemin original est perdu. La copie, à en juger par les fragmens, que vous donnez, doit avoir eté faite par un homme qui ne savait lire le manuscrit, ni ne connaissait l'idiome teutonique. Elle est toute fautive et il faudrait examiner tout ce qui nous en reste, pour pouvoir retablir la leçon originaire. Il me parait que cette version appartient au dixième siècle et tout au plus à la fin du neuvième. Votre page 267 ff. donne trois versions, c'est à dire dans la deuxième ligne le texte anglosaxon, dans la quatrième la version de Notker, qui se trouve imprimé chez Schilter. Le texte corrompu de la troisième ligne est donc celui qui attire le plus notre attention.

Vous m'obligerez beaucoup, Monsieur, de vouloir bien m'informer de tems à tems du succès de vos dignes efforts pour le maintien et le retablissement de la literature frisonne. J'ai l'honneur d'être avec une parfaite considération

votre très humble et très obeissant
serviteur

Gottingue 1 Juin 1830. Jacob Grimm.

II.

Göttingen 25 merz 1833.

Ew. Wolgeboren entschuldigen diese zuschrift. Es werden drei jahre sein, dass Sie die gewogenheit hatten, mir drei bogen einer sammlung friesischer aufsätze zu übersenden, die wahrscheinlich seit dieser zeit vollständig erschienen ist. Ich habe neulich diese blätter in sprachlicher hinsicht durchlesen und bin auf einige schwierigkeiten gestossen, welche ich bitte mir zu lösen. Warum wird von dem eigen-

namen Pibe daneben auch die form Pibom, dat. Pibomme gebraucht? und was bedeutet dieses suffix om? p. 48 steht Pibeman.

Heit ist sonst vater, auch in mehreren gegenden Deutschlands. Sie scheinen es jedoch allgemeiner zu setzen; p. 31. 35 für sohn, p. 42. 62 für freund; etwa wie das franz. mon ami.

p. 31 geschieht eines abergläubischen mittels erwähnung, das in dem nach oben zu (nei boppa ta?) abgeschälten bast des fliederbaums besteht. Können Sie mir über diesen aberglauben etwas näheres sagen?

Von meinem freunde Prof. Tydeman in Leiden höre ich lange nichts. er ist doch wohl auf? denn soviel ich vermuthe stehen Sie mit ihm in näherer bekanntschaft. Ich lasse gegenwärtig den Reinaert de vos berichtigt und erklärt abdrucken. Auch in Holland sollte längst eine vollständigere handschrift herausgegeben werden. die unruhige zeit wird es hintertrieben haben.

Ich habe mit wahrer hochachtung zu sein die ehre

Ew. Wolgeb. ergebenster diener Jac. Grimm

Prof. und Biblioth.

2.

Deventer den 28 Mei 1833.

[*Entschuldigung wegen verspäteter antwort.*]

Haite en heite was van oude tijden her in het tegenwoordig Friesland in gebruik; maar is (zonderling genoeg!) nergens in de oude Friesche wetten opgenomen .... Verder dient dat wij Friezen heite gebruiken, zo als het Barbaarsch Latijn pater en compater (zie du Cange en de supplem. van Carpentier) en de Hollanders vaartje, voor kameraad ..... Het tegenwoordig gebruik wil, dat heite voor kameraad, en heit voor vader geldt. De Friesche en de Engelsche vrouwen sprekende tot zuigelingen hebben ieder oogenblik zulke titelen van waardigheid in de mond, en het is alle oogenblikken, My king! My captain! My emperor! etc. etc..

In het Friesch is iem ... en omke voor oom. Een Friesch kind verwaardigt zijn stiefvader nooit met den titel heit, maar zegt iem of omke. Bovendien is het een titel van eerbied, waarby ieder grijsaard aangesproken wordt; in dat geval echter verandert omke in omme, en wordt den eigennaam aangehangen. Pibe-omme, contr. Pibom. Zoo ook moi, tante; Sask'e moi. Het is nodeloos U H. Gel. te herinneren, dat het plat Duitsch oemken in vertrouwelijken stijl goede vriend beduidt. Zie Brem. — Niederd. Lex.

Wanneer men de vuiligheden der ingewanden braken, dat is, naar boven uitwerpen wil, wordt de bast van de vlierboomtakken naar boven toe afgeschild; en indien door de sedes, dat is, naar onderen,

dan moet de bast naar onderen toe worden afgeschild. Ik moet echter U H. Gel. doen opmerken, dat dit niet in den regel van het Friesche bijgeloof is, waar alles tegen den draad in werkt. Wie van bruiloften droomt maakt staat op een spoedigen dood, en dromen van begravenissen beduiden aanstaande huwelijken.

De 3 vellen van de Lapekoer, die nog dit jaar het licht ziet, hoop ik U H. Gel. tot het volle exemplaar aan te vullen, wanneer U H. Gel. mij adres kan geven te Amsterdam of aan de Hahnische buchhandlung. Verwacht met één het facsimile van 4 bladz. uit den Spiegel Historiael van Maerlant, van beter alooi dan de uitgegevene. Dit oude Handschrift heb ik gevonden als een omslag van een oud rekenboek op het archief van Deventer.

Sedert jaren bezig om de merkwaardigste woorden, spreekwijzen en volksagen uit den mond der Friesche boeren op te tekenen, en dit verenigd met indices op alle oude Friesche wetten tot een Lexicon Frisicum samen te smelten, mis ik nog: 1° het idioticon van Outzen wegens het Friesch aan de stranden van Schleswig; 2° een index op de Harmonia Cottoniana of Heliand. Omtrent het eerste schreef mij mijn overleden Correspondent Rask niet veel goeds; evenwel in het laatst van 1830 was hij, hoewel tragelijk, aan het drukken. Weet U H. Gel. ook of dit Idioticon het licht ziet? Het twede moet de H[r] Schmeller bezorgen, en hieromtrent weet U H. Gel. mij zeker te onderrichten.

Als buitengewoon lid van het Friesche genootschap gelast raport uit te brengen wegens enige Handschriften van den Frieschen Apparatus Junianus, welke het genootschap te Oxford liet copieren en nu ter perse wil leggen, is my wonderlijk ter stade gekomen de uitgave der XXVI Hymni Theotisci, waardoor alle menschen van onze liefhebberij door U Hooggel. grotelijks verplicht zijn. Vooral had ik ze nodig op het punt der Hymni Frisici. Het is jammer dat uw afschrijver het origineel niet volgde, te meer daar ik in goede gelegenheid was dit te bezorgen. — [*folgen bemerkungen über regellose verwendung der accente in ags. handschriften.*]

Het bericht der uitgave van Reintje door U Hooggel. verheugt mij, en mijne weinige lettervrienden hier te lande, uitermate. — [*vermutungen über die quelle des Reinaert.*] — Van eene Hollandsche uitgave, die volgens U Hooggel[s]. schrijven ontworpen zou zijn, weet ik niets; of het moest die van Jacobus Scheltema zijn, in 1826 te Haarlem, zonder iets nieuws hoegenaamd te bevatten, uitgekomen. Mijn overleden vriend Hoekstra had den apparatus tot Reintje in gereedheid, waarvan de dood de uitgave belet heeft. Het koninglijk Instituut heeft

zijne papieren voor f 1000. gekocht en mij om raport ter hand gesteld; maar de H[r] Tiedeman van Leiden, die ze mij toezond, heeft het H. S. getiteld Historie van Reinard de Vos, en de voorrede wegens den oorsprong der fabelen in het algemeen en van dien van Reinard de Vos in het byzonder, teruggehouden, zonder dat ik wete tot wat einde. Onder mij heb ik slechts verklaring van enige min bekende woorden uit den Nederlandschen R. de Vos in Rijm en onrijm. 1475.

[*H. bittet Wilhelm G. mitzuteilen, dass prof. Reuvens ihm kürzlich eine runeninschrift im Utrechter dom gezeigt habe* (!)*: er könne dieselbe lesen. Anfragen über deutsche bücher, in betreff deren H. schlecht unterrichtet zu sein pflege.*]

Nog dringt mij mijne onwetendheid ene zeer onnozele vraag te doen. Wat beduiden de termen organisch en unorganisch, die zo dikwerf in U Hooggel. Duitsche Gramatik voorkomen? Is organisch al wat volgens de natuurwetten der spraakorganen materiellement in een woord gevormd wordt, zonder dat de willekeur der ziel er op in vloeit; of is het iets anders? Indien U Hooggel. op een en ander gelieft te antwoorden, zal ik U Hooggel. wederkerig alle mij mogelijke diensten in Holland en Engeland bewijzen, en tonen dat ik met de schuldige gevoelens van hoogachting ben U Hooggel.

onderd. Dienaar en Vriend

J. H. Halbertsma.

III.

Göttingen 10 sept. 1833.

Verehrter Herr,

für Ihren gütigen brief vom 28 mai danke ich erst heute. ein todesfall in unserer familie und darauf schwere krankheiten hatten seitdem alle meine arbeiten und correspondenzen unterbrochen. Auch heute werde ich mich, da dieser brief durch gelegenheit abgeht, kurz fassen müssen.

Vorerst bin ich Ihnen für die auskunft wegen des Reinaert verbunden. mein buch wird, ohne auf die amsterdamer handschrift zu warten, fortgedruckt, und in einigen monaten erscheinen.

Ihre ansicht wegen der angelsächs. accente kann ich nicht teilen. es ist durchaus nöthig, die langen vocale zu bezeichnen. thun es die handschriften ungenau, so müssen wir nach analogie der übrigen dialecte verfahren.

Für meine ausg. der hymnen habe ich die schweren worte in Oxford nach dem original vergleichen lassen, und meine lesarten sind bestätigt worden.

Wol aber möchte ich wissen, was an des Junius handschrift friesischer hymnen ist?

Organisch heisst in meiner grammatik was der natürlichen regel der sprache und ihrer innern consequenz gemäss ist, im gegensatz zu den störenden, unharmonischen abweichungen.

Ein paquet an mich kann an die Hahnische buchhandlung in Hannover oder in Leipzig adressiert werden. ich freue mich auf den mir gütig versprochnen schluss von Lapekoer.

Mit grösster hochachtung und ergebenheit

Jac. Grimm.

3.

Hooggeleerde Heer!

Uwe letteren van September 1833 zijn tot mij gekomen in September 1834; de reden waarom ik niet vroeger antwoorde. — [*bittet die briefe künftig direkt zu senden; berichtet das erscheinen des „Lapekoer.“*] — Ik heb thands in Friesland een advokaat Hettema in het werk gesteld om de monumenten van Friesche rechtkennis, die nog in M. S. liggen, uit te geven; het eerste deel der Jurisprudentia Frisica, dat heden het licht ziet, zal ik bij de Lapekoer insluiten. — [*H. hofft dann auch mit dem facsimile des „Spieghel Historiael“ (vgl. Br. 2) fertig zu sein.*]

De Friesche hymnen, naar welke U. H. G. gevraagd heeft, zijn er nooit geweest. De citatien van Junius uit de Theotiske Hymnen zijn dikwerf in zijne M. S. S. Lexica Hymni Fr. i. e. Francici; hetwelk Tanner en nog onlangs Bowring, blijkens zijne brieven aan mij, hebben aangezien voor Frisici. Dewijl het Friesch en Theotisk zich op de beide uiteinden onzer taalkundige lijn bevinden, kan U. H. G. hieruit een denkbeeld wegens de taalkennis dier Heren vormen.

[*H. hat vom grafen Castiglioni die ausgabe der briefe an die Römer und an die Epheser und des ersten briefes an die Korinther* [*Mediolani 1834*] *erhalten und verbreitet sich über dieselbe; zum schluss die frage*]: weet U H. Gel. ook een paralel woord op sautho in hvo sauþo[1] τίνι λόγῳ, hetwelk Castiglioni verkeerdelijk terug brengt tot sođ verum? Zie I Cor. XV. vs. 2.

Men heeft mij hier op mijn Pathmos verhaald, dat de Reineke het licht ziet met U H. G^des^ rechtmatig beklag, dat het Amsterdamsche M. S. U H Gel. geweigerd is. De geschiedenis van het laatste is deze. In 1825 kwam in Amsterdam een Engelschman, die hier te lande (men weet niet waar) had opgekocht een oud handschrift van de Reineke;

1) Im original mit gotischen buchstaben.

de Secretaris van het Koninglijk Instituut de Hr. Groebe verwierf van den Engelschman vrijheid om er een afschrift van te nemen, en de Engelschman met het origineel naar zijn eiland vertrokken zijnde gaf Groebe in 1826 in de Kunst en letterbode van zijne copij een ampel verslag met aanbod om het uit te geven als hij liefhebbers kon vinden, die de kosten der uitgave wilden helpen dragen. Van de toenmalige 6 millioen Nederlanders heeft niet één enkel man Groebe een woord op zijn aanbod terug gegeven; hetwelk zo veel verontwaardiging en aigreur bij hem verwekt heeft, dat hij gezworen heeft, dat nu, noch Nederlander, noch vreemdeling het onder de oogen krijgt. Ik heb hem gezegd dat ik te dom was om de wettigheid der conclusie te begrijpen, dat de Duitschers om de apathie der Hollanders moesten lijden. — Ik ken zeker iemand die malo dolo een copij van de copij van Groebe genomen heeft.

Met schuldige hoogachting U Hooggeleerdes heilwenschende dienaar
J. H. Halbertsma.

Deventer den 31 Oct. 1834.

4.

[*Deventer 19 nov. 1834. H. übersendet ein volständiges exemplar des „Lapekoer“ nebst einigen anderen schriften, vgl. nr. 3 und den folgenden brief von J. Grimm.*]

IV.

Verehrter freund,

durch eine schwere, schon drei monate währende, und noch nicht ganz gehobne krankheit meines bruders bin ich in allen meinen arbeiten zurückgeblieben, also auch verhindert worden Ihre gütigen, freundschaftlichen briefe vom 31 oct. und 19 nov. früher zu beantworten. Ja, ich muss selbst gegenwärtig um nachsicht bitten, wenn ich es weniger gesammelt und ruhig thun kann, als ich gerne möchte. Vorerst meinen herzlichen dank für die mitgetheilten nachrichten und die überraschende zusendung Ihres Lapekoer (der einmal eine seltenheit der bibliotheken werden wird) und der Hulde aan Japix. auch unsre bibliothek ist höchst verbunden für das übermachte exemplar der letzteren schrift. Nicht weniger willkommen war mir Hettemas jurispr. frisica, ich bin nur beschämt wegen Ihrer auslage und bitte mir zu sagen, wie viel ich Ihnen dafür, und demnächst für den zweiten band, den ich natürlich auch haben möchte, zu erstatten habe?

Alle diese bücher (und fast hätte ich Ihre friesche spelling unerwähnt gelassen, die mir sehr werth ist, schon wegen des darin geltend gemachten grundsatzes, dass die eigenheit keiner sprache durch die

schrift volständig erfasst werden kann), sie alle fachen meine alte neigung zum genaueren studium der friesischen sprache von neuem an. auch die nordfriesische mundart fängt an sich zu rühren; J. P. Hansen, ein küster in Keitum auf Silt, hat zu Sonderburg 1833 einen band von lauter in ihr abgefassten sachen erscheinen lassen, und von Bende Bendsen soll eine grammatik herauskommen.

Fehlt es nicht noch an einem werk über friesische sitten, gebräuche und überlieferungen, wie sie unter dem volke fortleben? Sie wären vor allen geschickt die lücke auszufüllen; manches einzelne ist schon in Lapekoer enthalten. ich habe das interessante buch noch nicht zu ende; es spant meine aufmerksamkeit durch inhalt und sprache.

Ärgerlich und doch lieb war mir zu hören, dass Reinaerts handschrift nach England verkauft worden, aber abschrift davon in Holland geblieben ist; desto eher kommt das werk vielleicht an tag. Ich bildete mir ein, Hoekstra habe jene hs. wenigstens in händen gehabt und nach seinem tod seien seine papiere dem amsterd. institut übergeben worden. Tydeman ist also wol ausser aller schuld dass ich nicht dazu gelangte? warum schrieb er mir aber kein wort auf meine dringende anfrage?

Über meinen Reinhart, und seine aufnahme in Holland höre ich gar nichts.

Ich gebe eine deutsche mythologie heraus, die schon halb gedruckt ist; sobald sie erscheint werde ich so frei sein Ihnen ein exemplar zu senden.

ïn hvô sauthô 1 Cor. 15, 2 ist allerdings seltsam, der wurzel nach. sauthô ist gen. plur. eines fem. sautha, ratio; fast möchte man lesen santha, und ein sanths (verus) liesse sich erst dem altn. sannr, ags. sôð vergleichen. Jetzt ist auch von Massmann zu München eine goth. auslegung des evang. Joh. erschienen.

Waren oder sind unter den Friesen osterfeuer (ignes paschales) im brauch? oder Johannisfeuer (in die S. Joh. baptistae)?

Mit aufrichtigster hochachtung und ergebenheit

der Ihrige

Gött. 31. dec. 1834. Jac. Grimm.

5.

Hooggeleerde Heer!

Op Uw Hooggel.ᵉ vraag of de Friezen ook paaschvuren kennen, moet ik antwoorden, dat het gezond verstand der Friezen reeds vroeg de ergste bijgeloovigheden verworpen heeft zoodat er zeker gene natie is, waar minder Märchen zijn dan bij hun. Wat er is wordt bedekt gehouden omdat men zich schaamt voor de meerderheid. Het is niet

mogelijk om U Hooggel. zulk ene prosaische natie in dit opzicht te verbeelden, of het moesten de bewoners van Old England zijn. Van Schotten, Ieren en Welschen spreek ik niet. By de Twenters (Tubantii) dezer provincie Overijsel zijn de Ignes paschales nog, terwijl ik er in Friesland nooit zelfs van heb horen spreken. Op bl. 19 van nevensgaand boekje zal U Hooggel. vinden, hoe het in Gelderland toegaat. Dit boekje heb ik stilletjes uit de kas van mijn' vrouw genomen om het aan U Hooggel. te geven. . . . . . .

De Skeireins von Prof. Massmann ligt thands voor mij. Is die gezeling, welke hij met telkens hoger opgeheven arm aan Majus geeft, overeen te brengen met de regelen der ware humaniteit?

die grammatici
Sind streitbare ziegenböcke.
Hagedorn.

[*es folgen erkundigungen H's nach recensionen von Grimm und Massmann*]. — By de naastvolgende verzoek ik dringend bericht wegens de gezondheid van Mijn Heer Uw Broeder. De Uwe.

Deventer den 7 April 1835. J. H. Halbertsma.

P. S. Prof. Tiedeman geeft wekelijks drie lessen aan den Kroonprins. Het schijnt dat het moeilijker valt zulke illustre hoofden wat aan het verstand te brengen dan de gemenen; want sedert dien tijd zie noch hoor ik iets van hem. Vale.

V.

Verehrter herr und freund,

Die lange zögerung des drucks ist schuld dass ich Ihnen erst heute meine deutsche mythologie überreichen kann und darin mag zugleich eine entschuldigung der verspäteten antwort liegen, die Sie längst schon auf Ihren letzten freundschaftlichen brief zu erwarten berechtigt waren. Ich wünsche, dass Ihnen einiges an meiner arbeit gefallen möge; ihr wesentlicher inhalt beruht auf zwei puncten,

1. die identität nordischer und deutscher mythologie,
2. den zusammenhang der ältesten zeugnisse vom Wuotancultus mit des Tacitus nachrichten darzulegen.

Meine recension des neusten specimens von Castiglione findet sich im band 70 der Wiener jahrbücher; ich besitze selbst keinen besondern abzug davon, sonst würde er zu dienste stehn. niuklahs habe ich wie Sie gedeutet.

Bei Ihrer frau gemahlin bitte ich, so gut es geht, zu entschuldigen, dass Sie ihr den gelderschen almanak für mich weggenommen haben. er interessierte mich in mehr als einer hinsicht; mein artikel über die osterfeuer war schon abgedruckt.

Verschaffen Sie mir doch näheren aufschluss über die benennungen woenspanne und woenlett, die mein buch s. 108 und 710 angibt. denn in Holland oder vielleicht in Belgien müssen diese ausdrücke zu haus gewesen sein. Es wird Ihnen gelegentlich noch manche andere berichtigung und ergänzung meiner nachrichten zu gebot stehen.

Mit aufrichtiger freundschaft und ergebenheit

Göttingen 7 Octob. 1835. Jac. Grimm.

6.

Hooggeleerde Heer, Waarde Vriend!

Mijn warmste dank voor het heerlijk exemplaar der Deutsche Mythologie, die dadelijk bij hare aankomst door mij is aangekondigd in de kunst en letterbode. Het onderwerp is onmetelijk, en kan door één geleerde dus niet dan éénzijdig behandeld worden. Want wie kent het levend bijgeloof aller natien, dan die den vertrouwelijksten omgang met de geringste burgerstanden onder alle natien gedurende jaren gehad heeft? Niemand onder de levenden was echter in staat om aan de meest mogelijke algemeenheid zo veel grondigheid te paren als de rijke pen van U Hooggeleerde. Jammer is het dat U Hooggel. uit den aard der zaak geen kennis heeft kunnen hebben, zo als wij, aan zeevarende menschen; de onverschrokkenste zeekapiteins en matrozen zijn meest de bijgelovigste, en terwijl uit de Friezen, die het land bewonen, alle bijgelovigheid zo goed als geweken is, bewaren mijne landgenoten, die op het onstuimig element geslingerd worden, nog trouw de sprookjes van het voorgeslacht. Zelfs in de binnenwateren van Vriesland zijn verscheidene plaatsen, waar zy om geen werelds goed met het schip leggen zullen uit vrees, dat alles door lucht of waterwezens in de brand zal gestoken worden. U Hooggeleerde zal er iets van vinden in de Treemter, die hier nevens gaat. Maar wat hier van het blad des ankers, dat in de klink van een kerkdeur vast zat, verhaald wordt, gelooft men in Friesland van een plaats in zee voor Stavoren, de mythologische hoofdstad van het Friesland der fabuleuse Kronijken.

[*es folgen etymologische auseinandersetzungen, u. a. in antwort auf G's anfrage in nr. V, die heute wertlos sind*]. — Van de weisse frauen, hier de witte wiven, zal ik U dit jaar nog hele dialogues leveren, welke zij met de boeren gehouden hebben. Dit is een doorgaande regel, dat overal waar de boeren het aan wezen van witte wiven geloven, op die zelfde plaats oud-Germaansche grafheuvels gevonden worden. Hoe vele eeuwen heeft zich dit bijgeloof, zonder zijn eigen grond en oorzaak te kennen, dan wel staande gehouden? — [*folgt ein*

weiterer nachtrag zur Myth., anfrage wegen einer eventuellen deutschen übersetzung von Bolhuis „over de invallen der Normannen in Nederland.“ H. übersendet fortsetzung und schluss von Hettemas „Jurisprudentia frisica,“ erkundigt sich nach dem volständigen titel von Hallagers Norw. lexicon und nach recensionen gotischer fragmente].

Der brief schliesst, nach einer anfrage persönlicher natur, mit den worten: Doch laat ik afbreken en U Hooggel. bedankende voor het geduld van mij te aanhoren eindigen met betuiging der zuivere hoogachting en ijver met welken ik ben

Hooggeleerde Heer!
Uwe toegenegen vriend en dienaar
Deventer, den 11 Junij 1836. J. H. Halbertsma.

VI.

Göttingen 15 aug. 1836.

Verehrter freund, [*entschuldigung wegen langen säumens und auskunft über kosten des studiums in Göttingen, wonach H. sich in nr. 6 erkundigt*].. — Sie haben mich wieder mit angenehmen geschenken erfreut, zumal lieb sind mir Ihre lebendigen auffassungen des fries. dialects; auch das oberisseler kleine wörterbuch. Hallager hat folg. titel: Norsk ordsamling eller prove af norske ord og talemaader, ved Laurents Hallager. Kjöbenh. 1802 b. Sebastian Popp. 197 s. 8^{0}. Molbechs dansk dialectlexicon. heft 1. 2. 3. Kb. 1833 — 35 b. Gyldendal ist vielleicht schon in Ihren händen.

Dass Sie über meine mythologie nicht misfällig urtheilen war mir sehr lieb, freilich ist noch vieles mangelhaft und anderes gewagt und unsicher; doch dachte ich, dass auch einiges durch das wagen gewonnen werde. hr. Bolhuis hat mir neulich geschrieben und dankenswerthe beiträge mitgetheilt, ich habe aber noch nicht zeit gewinnen können, ihm zu antworten. Ich stecke wieder in grammat. ausarbeitungen und lasse endlich meine syntax drucken, die mir viel zu schaffen gibt.

Das neuste mailänder specimen habe ich in den wiener jahrb. und in unsern hiesigen anzeigen n^{0} 92 h. a. recensiert. meinem vorhaben den ganzen Ulf. herauszugeben kommen zwei tüchtige leute von Gabelentz u. Löbe zuvor; doch verträgt ein solcher autor mehr als eine ausgabe, und wenn ihre arbeit nicht ganz besonders gut geräth, sollen sie mich nicht abhalten.

Was sagen Sie dazu, dass die amsterdamer hs. des Reinaert wieder ans licht gekommen ist? der Engländer der sie gekauft hatte war der bibliomane Heber; glücklicherweise starb er bald, und aus seiner bücherversteigerung hat sie die belgische regierung theuer erkauft und

Willems zu Gent ist eben im begriff sie herauszugeben. es freut mich; der Holländer der einen solchen schatz aus dem lande gab, hat seinen landsleuten das recht darauf verscherzt. Willems ist ein fleissiger mann, wir verdanken ihm eben auch eine splendide ausg. des Jean van Heelu. Brüssel 1836. 4. ich wollte, dass nun auch in Holland andere altniederl. quellen, im wetteifer, zu tage gefördert würden!

Hoffmann hat in den beiden letzten heften der horae belg. Elegast, und Floris e. Blancefloer drucken lassen und in der vorrede den absprechenden Witsen Geysbeek zurechtgewiesen. Ich sehe nicht ab, warum an der polnischen grenze nicht ebensogut altniederländ. gedichte gedruckt werden können als zu Leiden oder Amsterdam!

Mit herzlicher hochachtung

Ihr ergebenster freund und diener

Jac. Grimm.

Der reim von dem foelen Hessen interessierte mich; in Deutschland sagen wir: der blinde Hesse, und es gibt mancherlei auslegungen. hat man eine ausgemachte ableitung von Louwmaand u. Sprokkelmaand? und bestehen keine fries. volksbenennungen der monate?

7.

Deventer, den 11 Dec. 1836.

Hooggeleerde Heer!

[*Persönliches.*] — Hiernevens ontfangt U Hooggel. ene dissertatio de terminis Frisiae, waar ik de hand in gehad heb, tegelijk met den Overijselschen Almanak 1837, waarin 2 stukken van mij, het eene de weefschool te Goor, waarover het oordeel aan de Heeren der Oeconomia Politica te Halle gebleven is, en het ander over de witte wiven, waarin ik enige afleidingen van de oude namen dezer dames gewaagd heb.

U Hooggel. vraagt mij naar uitgemaakte afleidingen van Louwmaand en Sprokkelmaand. Hier zijn zo veel sprongen op gewaagd, dat het al miraculeus zou zijn, wanneer de een of ander het niet getroffen had. Ik ken geen uitgemaakte afleiding dezer woorden; maar ik kan zeggen, wat bij mij uitgemaakt is.

Het is onnodig aan U Hooggel. te herinneren, dat Januarij hier te lande en in het Noorden aan allerlei vreugde bedrijven gewijd was, noch wat Ihre op het Art. Jul deswege gezegd heeft. Lauwen nu betekent otiose vagari, genio indulgere en Lauwe was in het Vlaamsch nog lusus, recreatio. Lauw-maand is dus de maand, waarin men vacantie hield, lui omslenterde en allerhande pretjes hield. Ik heb dat leventje als kind in Friesland nog bijgewoond ....

Wat Februarij betreft, het is een oud regt der armen in Nederlanden, dat zij de dode takken, na voorafgaande permissie gevraagd te hebben, opzoeken, in bosschen binden, en het brandhout thuis brengen. Dit werk noemt de Nederlander sprokkelen, van sprokkel en sporkel, ramentum, dode tak, die gevallen is; en dit sprokkelen geschiedt altijd in Februarij. Het prentje boven deze maand in de oude almanakken stelt ook altoos een oud man voor, die met een bosch sprokkels op het schouder huiswaarts keert. Haltaus noemt deze afleiding quisquiliæ; maar hij was met de Nederl. gebruiken niet bekend. [*folgen etymologische bemerkungen über sporkel.*]

Ik geloof dat geen uitgever in Europa zijne zaken in het uitgeven van Ulphilas zo goed kan doen, dat hij tot U Hooggel. kan zeggen, manum de tabula. Zie dus, wat de Heren Gabelentz cum soc. doen en ga daarna veilig uwen gang. Ik heb dadelijk bij het ontfangen der stukken van Castiglioni enen commentarius in het Latijn gemaakt; maar Gabelentz heeft al mijn huisraad niet geplaatst, ik laat staan van het Uwe.

Ik zou haast vergeten op de 2[de] vraag uwer Hooggel. wegens de Friesche namen der maanden te antwoorden, dat de Friesche wetten, mijns wetens, die namen niet hebben, omdat zij meest den Heilige noemen, op wiens dag de zaak bepaald wordt. De latere namen, welke wij gebruiken zijn U Hooggel. nergens nut toe. Januarius, Foarmoãnne. Februarius, Selle. Martius, Foãrjier-moãnne. Aprilis, Gærs-moãnne. Maius, Blomme-moãnne. Junius, Simmer-moãnne. Julius, Haei-moãnne. Augustus, Risp-moãnne. September, Héarst-moãnne. October, Wyn-moãnne. Novembris, Slacht-moãnne. Decembris, Winter-moãnne. Wij kunnen alle deze namen met ons climaat over één brengen, behalven misschien wyn-moãnne; of wyn moest doelen op druiven. Wat heeft Hornung ..... toch met Febr. gemeen? Kan het ook vor hurnung zijn om tautophonie te vermijden? Van onherroepelijke tijden verhuren wij Friezen de landerijen om in Februarij te aanvaarden. —. Kent U Hooggel. ook het gedicht van den Ridder Gawan in Duitsch? Daar heb ik een fragment van op twee perkamente bladen in 8 colommen, met gouden voorletters.

Met ongeveinsde hoogachting U Hooggel.[s] dienstvaardige vriend

J. H. Halbertsma.

VII.

Göttingen 4 Nov. 1837.

Verehrter freund,

ich habe Ihren letzten brief, weil er von altem datum ist, verlegt, und kann nicht herausbringen, wer von uns beiden zuletzt geschrie-

ben hat; so viel ist ausgemacht, dass unser verkehr seit langer zeit unterbrochen liegt. Schon den sommer über wollte ich ein lebenszeichen von mir geben, gab aber dem natürlichen gedanken nach, bis zu erscheinung des vierten theils meiner grammatik abzuwarten, welchen ich nun, im drange des jubelfestes, ohne alle begleitung durch buchhändlergelegenheit Ihnen zufertigen liess. Ich weiss nicht, ob das weitläufige und doch nicht fertige buch Ihnen gefallen kann? eins und das andere vielleicht ist Ihrer aufmerksamkeit werht. Zu dem s. 944 zu s. 90 nachgetragnen weten wünsche ich mir noch mehr beispiele.

Aus Holland und über den dortigen betrieb der altniederländ. literatur vernehme ich fast gar nichts. Meijers Leven van Jezus ist eine schöne, fleissige arbeit, etwas zu breit und nicht ohne misgriffe erklärt. dass das hervorgehobne laidingridense aus dem altfranz. laidengier entspringt, war mir keinen augenblick unklar. wahrscheinlich schoben auch altfranz. dialecte ein r ein, laidengrier, und aus diesem inf. muste der Niederländer ein prät. laidengride bilden.

Neulich wollte jemand wissen, man habe dort briefe von Bilderdijk drucken lassen, worunter auch mehrere an mich, vor langer zeit gewechselte. hätte man mich vorher befragt (da empfangene briefe eigenthum des empfängers sind, wenn auch concepte zurückbleiben), so wäre mein rath vielleicht gegen die bekanntmachung ausgefallen. Man kennt Bilderdijks scharfsinn genug, aber auch die verkehrte anwendung, die er oft davon machte.

Es fällt mir schwer aufs herz, dass ich für Ihre letzte reichhaltige zusendung noch nicht einmal meine gedankt zu haben. auch unsre bibliothek ist Ihnen höchst verbunden für das beigefügte zweite exemplar der Doorninckschen commentatio. Richthofen wird seiner nun bald fertigen, durch unerwartete hemmungen verzögerten ausgabe der altfries. gesetze geographische untersuchungen beifügen. Mit Ledeburs ansichten ist er wenig zufrieden.

Mich zog vor allem Ihr oberisselscher almanach an, und darin besonders Ihre untersuchung über de witte wiven, aus welcher ich mir mancherlei zu nutze machen kann. solche historische jahrbücher sind werthvoller als die bei uns jährlich erscheinenden taschenbücher mit bildern und novellen.

Ich denke diesen winter, wenn mich gott gesund lässt (in der letzten zeit hatte ich einige besorgliche anfälle von krankheit) meine sammlung von dorfweisthümern und ausserdem einige lateinische dichtungen des mittelalters herauszugeben.
wäre die gramm. 4, 295. 955 geschilderte nordische sitte des scheltens mit dem possessiv statt des persönl. pronomens irgend und je bei Frie-

sen möglich? ich habe sie aus Nordfriesland nachgewiesen, wo sie aber purer danismus scheint.

Massmann hat sich so eingeübt ins Gothische, dass er ziemlich fliessende alliterierende gedichte in des Ulfilas sprache dichtet, leider nicht ohne ein paar ärgerliche fehler. Sind Sie begierig nach einem exemplar seines goth. gedichts auf unser jubiläum, so kann ich damit aufwarten, auch noch einige andere interessante abhandlungen beifügen.

Mit der bitte um Ihre fernere freundschaftliche gewogenheit verharre ich hochachtungsvoll

der Ihrige

Jacob Grimm.

es ist neulich Hoffmann aus Breslau gelungen zu Valenciennes die längst verlorne handschrift des Ludwigliedes aufzuspüren.

8.

Deventer den 20 Nov. 1837.

Waardste Vriend,

Vivit memor nostri! riep ik bij het openen van Uwen brief. Dank, duizendmaal dank voor Uwe lieve letteren! Dat de genius der wetenschap u daarvoor zegene; uwe krachten sterke; de ziekten van Uw dierbaar hoofd neme, en U nog lang voor mij en voor de Duitsche spraakkunst, die gij als 't ware geschapen hebt, spare in langheid van dagen. — [*H. hat den vierten band der grammatik noch nicht erhalten und sieht verlangend nach demselben aus. Auch eine sendung von Massmann ist nicht eingetroffen. Alles das Göttinger jubiläum betreffende wird ihm wilkommen sein.*]

Uwe aanmerking, dat brieven het eigendom blijven dergenen, aan wie zij gezonden waren, is volkomen juist. Men heeft al de brieven aan U uitgegeven, en ik gevoelde jeukte om Uw oordeel over deze onkieschheid publiek te maken, zo ik daartoe verlof van U gekregen had. Overigens is de gehele uitgave een scandaal. De boekverkoper Messchert, de uitgever, een bewonderaar der orthodoxie en vroomheid (?) van Bilderdijk, wetende, dat ik ook vele brieven had, nodigde mij, om die uit te geven, zullende ieder betaald worden naar het getal der bladen of vellen, welke hij geleverd had. Volgens die calcul hebt Gij ook nog aandeel aan de voordelen, en het zoude wezenlijk curieus zijn dat Prof. Grimm uit Göttingen, om de Hollandsche industrie te persiffleren, daarop ene reclame bouwde bij den boekverkoper Messchert te Rotterdam. Summa, ik heb hem geantwoord, dat ik weder het ongeluk had om in mening te verschillen van de industrielle eeuw, waarin ik leefde; want dat ik het niet over mijn hart konde

krijgen, om zaken, die in allerlei vlagen van leidenschaft in den boezem eens vriends uitgestort waren, te exploiteren om geld te winnen door ze aan het gansche publiek bekend te maken, maar dat ik hem om niet een paar paginas fragmenten zond, die ik om niet van Bilderdijk ontfangen had. Deze zijn geplaatst in de vijf delen; ik zegge, vijf delen brieven, die over allerlei gewigtige en ongewigtige zaken geschreven, mal en wijs, vroom en godloos, valsch scherpzinnig en verstandig, zo als zij uit de pen vloeiden, aan das publikum medegedeeld zijn. Aller-liebst! Als ik in aanmerking neem, dat de intiemste vrienden van B. een geheel deel tot deze onderneming leverden; dat twee geestelijke zonen van B., ... da Costa, en de Secretaris der handelmaatschappij W. de Clercq .... de redacteurs der entreprise zijn; dat Bilderdijk het belangelooste schepsel was, hetwelk ik ooit kende, dat hij alles vergeefsch deed, zich argeloos bedriegen en bestelen liet en zijn gansche leven door met armoede en geldgebrek gesukkeld heeft, dan ken ik geen groter scandaal dan de propositie van den boekverkoper Messchert . . . .

[*H. bittet um Gs. bild.*] — De gansche wereld staat hier verbaasd over den stap van Koning Ernest. Niemand begrijpt dit in een vorst, die onder Engelands constitutie opgroeide, en ieder vreest, dat zodanige stappen het smeulend vuur der twee hoofdpartijen van Europa in lichte laaie vlammen ter eniger tijd zullen doen opslaan.

Altoos onveranderlijk de Uwe

J. H. Halbertsma.

P. S. Uwe literarische berigten zijn mij op dit Pathmos altijd ten hoogste welkom. Ik lees geen journalen.

VIII.

Mein verehrter freund,

Wie lange haben Sie keinen brief von mir empfangen! Sie wissen warum, mein gestörtes unstetes leben macht mich zu ruhigen arbeiten und mittheilungen ungeschickt. Ich weiss noch nicht, wann es sich bessern wird, will aber mindestens einmal ein lebenszeichen von mir geben, um in Ihren augen nicht vollends undankbar zu erscheinen. Die mir vorigen winter gesandte abhandlung über den altniederl. text des ps. XIX habe ich mit vergnügen durchlesen. einen Ypeij zu berichtigen konnte Ihnen nicht schwer werden, Sie haben viel eigenthümliches und scharfsinniges hinzugethan, einiges mir zu gewagte z. b. über faihuthraihns. unbemillan 23. 38 ist sicher verlesen für unbeuullan = unbewollan und dinicero 48 für ewicero (𐌰𐌹𐍅) Der vierte band meiner gramm. muss Ihnen nun längst zu handen sein, er war im sept. oder

oct. über Emden durch beischluss an einen buchhändler Rakebrand abgegangen. Auch einige programme habe ich einem reisenden für Sie mitgegeben.

Wer ist verfasser der in Utrecht gedruckten bogen, welche sich unser, freilich ohne weiteren erfolg, annehmen? Man sagte mir Groen van Prinsterer. Unser schicksal ist noch völlig dunkel. ein paar bogen, die ich über die sache noch ziemlich warm geschrieben, musten sich an den fuss der alpen flüchten, eh sie erscheinen konnten. Vielleicht verlieren sich auch nach Holland einige exemplare und tragen zur aufklärung der dinge bei. Ihnen aber, werthester freund, der Sie nicht an mir zweifelten, wird selbst eine solche erklärung überflüssig sein.

Ich verbleibe mit beständiger ergebenheit und freundschaft

Ihr

Jacob Grimm.

eine samlung lat. gedichte des zehnten jahrh., deren druck noch in Göttingen begonnen hatte, ist von mir erschienen. möchte sich in handschrift noch mehr dergl. auffinden, es fällt licht dadurch auf die deutsche poesie des alterthums mehr als man denken sollte.

Cassel 23 mai 1838.

IX.

Verehrter herr und freund,

Nach langer zwischenzeit war es mir sehr erfreulich Ihre beiden zuschriften bald nach einander zu empfangen, und noch mehr, die persönliche bekanntschaft Ihres herrn sohnes zu machen, dem leider unser haus wenig ehre anthun konnte, da es diesen ganzen winter durch schwere krankheiten heimgesucht wurde. Mein bruder Wilhelm lag vier monate lebensgefährlich danieder, jetzt ist er genesen, aber noch nicht bei kräften. Ich selbst bin mit einigen wochen davon gekommen. Aber die arbeiten erlitten wesentliche störung und nur einzelnes wurde von vielem beabsichtigtem ausgerichtet.

In der beifolgenden academischen vorlesung habe ich einige altdeutsche götter entdeckt. Phol, der merkwürdigste darunter, bestätigt sich seitdem noch auf andere weise; das ist seltsam genug für eine so lange verschollene sache. In Haupts zeitschrift für deutsches alterthum (band 2. heft 2) finden Sie näheres. Sein cultus scheint hauptsächlich in Thüringen und Baiern geherscht zu haben. Ich zweifle daran, dass sich spuren davon bei Sachsen oder Friesen darbieten werden.

Für die gütige zusendung des ersten stücks Ihrer interessanten und lehrreichen naôgst danke ich verbundenst; auf das zweite bin ich begierig, zumal auf das verheissene bruchstück aus Parzival; Lachmann

hat bereits einen so guten text, dass sich schwerlich viel daran berichtigen lässt, auch sind einige seiner hss. beinahe gleichzeitig.

Ihrem urtheil über Richthofens werk vermag ich nicht völlig beizupflichten. Es sind darin noch viel dunkle unverstandne wörter, aber kaum lassen sie sich alle aus genauer bekanntschaft mit der heutigen fries. volkssprache aufhellen, deren abstand von der alten form der gesetze sehr bedeutend ist.

Die fragen über tsyone und open kann ich nur ungenügend beantworten. tsione wäre den buchstaben nach leicht kione, kioene, wofür sich aber sonst der begriff des zaubers nicht darbietet. Die Schweden brauchen kjusa für zaubern. In zaubern, tovern scheint das r wesentlich, das heisst erst aus dem subst. zauber, tover ist das verbum abgeleitet. Open für küssen ist sonst unerhört und ich weiss nicht, ob das altn. op os dazu gehören kann, da kein nord. dialect opa osculari zeigt. op os scheint dem opinn apertus, offen verwandt und der partikel op, upp, auf. Beim küssen macht man aber den mund eher zu als auf.

An den deutschen hünengräbern hat man, so viel ich weiss, keine thüren gegen norden wahrgenommen. Desto anziehender ist Ihre untersuchung.

Unser deutsches wörterbuch hat sich eine so weitläuftige unterlage vorgesetzt, dass es nur langsam vorschreiten kann, weil wir von der mithülfe anderer abhängen, die uns oft im stich lässt. Es werden noch ein paar jahre verstreichen, bevor der druck anhebt, dann aber soll es unaufhaltsam gehn, wenn Gott leben und gesundheit schenkt.

Mit gewohnter hochachtung und freundschaft

Ihr

Berlin 28 apr. 1842. Jacob Grimm.

X.[1]

Verehrter freund, ich dachte Ihnen schon längst zu antworten, wollte aber die beifolgende einladung mitschicken, deren druck aufgehalten worden ist. Vielen und mir insbesondere würde es erwünscht sein, wenn Sie sich zur kurzen herbstreise nach Frankfurt entschlössen, und persönliche bekanntschaft mit männern machen wollten, deren namen Ihnen längst bekannt sind.

Ihre gütigen und willkommenen geschenke sind mir richtig eingehändigt worden, durch Firmenich und hernach Ihren herrn sohn.

1) Dieser brief ist geschrieben auf einem exemplar der „Einladung an die Germanisten zu einer Gelehrten-Versammlung in Frankfurt a. M.“

Auch habe ich nicht gesäumt das exemplar Ihrer essais für unsern könig in das Cabinet gelangen zu lassen, und ich zweifle kaum, dass Ihnen von daher bereits geantwortet sein wird.

Alle Ihre arbeiten sind lehrreich und anregend, wenn man über einzelnes auch andrer meinung ist.

Ein paar academische vorlesungen werde ich Ihrem herrn sohn zur beförderung einhändigen. Jetzt bin ich mit einem grösseren werk beschäftigt, das die ursprünge und verzweigungen unsrer sprache zum gegenstand hat.

Buddinghs verhandeling over het westland genügt mir wenig; er hat weder stof genug noch weiss er ihn zu behandeln.

Mit wahrer hochachtung und freundschaft

Ihr

Berlin 15 mai 1846. Jacob Grimm.

9.

[*Von diesem briefe Halbertsmas ist nur der schluss erhalten, welcher sich mit familiennachrichten beschäftigt. Ein datum fehlt (poststempel 16/5 ohne jahr): aus dem inhalt ergibt sich jedoch, dass der brief aus d. j. 1854 stamt, sodass nr. XI Grimms antwort enthält.*]

XI.

Mein verehrter freund,

Was werden Sie denken, dasz antwort und dank von mir so lange ausbleiben? Sie wissen aber, ich stecke in der unablässigen ausarbeitung des deutschen wörterbuchs, das mir fast den athem benimmt, so dasz ich alle andern studien an den nagel hängen musz und auch mein briefwechsel stockt ganz.

Ich habe mit rührung und leidwesen die ausführlichen nachrichten gelesen, die Sie mir von Ihren familienereignissen geben und fühle Ihren schmerz um den geliebten sohn, der uns hier persönlich bekannt geworden war und den wir hochschätzten.

Das hat Sie doch nicht gehindert literarisch thätig zu bleiben und in langgewohnten geschäften trost zu suchen. der vierte theil des Maerlant und der reichhaltige band aanteekeningen dazu waren mir ein willkommnes und werthes geschenk, das ich oft gebrauchen werde. Ihre bemerkungen dringen und stellen erwünscht zusammen, wenn ich auch oft abweichender ansicht bin. Die menschensprache ist so schwer und tief, dasz man sich ihr auf verschiednen wegen nähern kann und musz. Vor einigen jahren schrieb ich eine abhandlung über den ursprung der sprache, die ich wahrscheinlich versäumt habe Ihnen zuzusenden.

da sie aber in drei aufeinander folgenden ausgaben verbreitet worden ist, hat sie vielleicht doch den weg zu Ihnen gefunden, und in diesem fall bitte ich um Ihre meinung über manchen darin angeregten schweren knoten.

Das wörterbuch zwingt mich, überall anzugreifen und nichts vorbeizulassen. ich dringe darum in den gehalt der wurzeln besser ein, als es mir früher gelungen war.

Eine gewisse unordnung in der hochdeutschen lautreihe ist daher entsprungen, dasz sich die alte strenge allmälich milderte; dafür haben wir manche ecken bewahrt, die sich im niederländischen abstieszen oder stumpften, so z. b. ists ein empfindlicher mangel, dasz der unterschied zwischen D und TH verloren gieng. Sie erweisen dem Graff zu viel ehre, dasz Sie seine verworrene einfälle meinem grammatischen system entgegenstellen; er war blosz ein wortforscher, kein grammatiker.

Mein bruder und die schwägerin sind ziemlich gesund, doch altern wir alle jährlich, ich habe in einigen monat das gesetzte masz der siebzige heraus. Die kinder sind brav und machen uns freude. die arbeit selbst strengt an und stärkt zugleich, das werden Sie ebenso gut an sich erfahren haben.

Gott erhalte Sie, und bleiben Sie immer gut

Ihrem

Berlin 10 Sept. 1854. Jacob Grimm.

10.

Deventer 26 Julij 1855.

Zeer Geeerde Vriend,

Hiernevens ontfangt Gij 3 exemplaren van een Friesch werkje van mij en mijnen broeder Eelco. In it hexers hol heb ik ene menigte bijgelovigheden opgenomen, welke ik in het meest nationaal geblevene deel van Friesland heb aangetroffen. Het zal hier en daar het grote artikel uwer Mythologie kunnen aanvullen, namelijk Aberglaube.

Mag ik u wel de moeite vergen om het ene exemplaar in de bibliotheek Zijner Majesteit en het andere in die der Berlijnsche Academie te laten bezorgen?

Ik heb met grote vreugde vernomen dat Gij voor het lidmaatschap der opgelapte Koninglijke Academie alhier bedankt hebt.

God geve U lust en kracht om het grote monument van Uw Lexicon ten einde te brengen. Nu ik aan het maken van mijn Friesch Lexicon ben, begrijp ik dat mijne begrippen van de waarde der woor-

den min of meer zwevende waren, en dat ik nu eerst tot het juiste inzicht koom van de nuances der betekenissen.

Met oude en hoge Friesche achting de Uwe

J. H. Halbertsma.

XII.

Verehrter freund, Berlin 28 juni 1856.

die holländischen buchhändler bestellen sehr langsam und fahrlässig, Ihre sendung vom 26 juli 1855 ist mir erst den 17 juni 1856 zugelangt, hat also eilf monate gebraucht. ich bin dadurch sehr erfreut worden, und habe die einlagen an die akademie und bibliothek abgegeben.

Es ist zu bewundern, wie thätig Sie für den friesischen dialect gewesen sind und Ihre landsleute wären undankbar, wenn sie nicht Ihr andenken getreu bewahren. rührend ist, wie die beiden brüder Eeltsje und Joost Hiddes ihre lieder und erzählungen zusammen mischen, leid und freude und das vlotgras. man kann jedoch, wie wenn zwei wasser in einander laufen, die schreib und sinnesart eines jeden erzählers unterscheiden.

Die eingestreuten züge des aberglaubens fasse ich für meine sammlungen gern auf.

Der Friese verräth allenthalben feste anhänglichkeit an sein herkommen und stellt sich, mit einer leisen ader von stolz und spott, über die fremden. das alles ist ihm herzlich zu gönnen.

Mitunter wären, wo nicht für Holländer, doch für uns Deutsche grammatische (nicht etymologische) anmerkungen willkommen gewesen, z. b. über das suffix bei den eigennamen Goarrelt-ju, Goarrelt-om, Gysbert-om, Gysbert-omme, Foak-omme.

In der traulichen rede, wie sie der dialog mehr als die dichtung entfalten kann, kommen spracheigenheiten zum vorschein, deren man sonst gar nicht gewahrt. so enthält auch bei uns in Deutschland die volkssprache dinge, wonach man in der büchersprache vergeblich sucht. Wenn nicht schreiben und antworten so mühsam wäre, würde ich allerhand fragen thun.

Ich habe das Amsterdamer diplom zurückgewiesen, weil ich mich nicht noch einmal der gefahr aussetzen wolte abgesetzt zu werden. man musz mit den ehrenbezeugungen unter gelehrten nicht willkürlich umgehn, sonst verlieren sie allen werth, da sie an sich schon geringen haben können.

Ist denn eins Ihrer kinder der friesischen sprache auch so mächtig, dasz es in ihr dichten kann, oder musz man fürchten dasz mit den alten die schöne gabe stirbt?

Die fortsetzung und gar vollendung des allzu spät begonnenen wörterbuchs bleibt um so ungewisser, als die neigung zu ablenkenden andern arbeiten nicht getilgt ist.

Mit herzlichem dank für Ihre fortwährende freundschaft stets der Ihrige Jacob Grimm.

11.

Deventer den 3 Julij 1858.

Hoog Geachte Vriend,

Hiernevens enige exemplaren mijner vertaling van Mattheus in het tegenwoordige Landfriesch. Daar ik er één paket van moest maken zult Gij wel zo goed zijn, om ze aan hun adres te laten bezorgen.

Professor de Vries van Leiden, die aan het hoofd van de bewerking van het Hollandsche Lexicon staat, wil daar gene andere woorden toelaten dan die in de fatsoenlijke wereld geijkt zijn. Zo zullen wij dan de taal der salons krijgen, en louter onnatuur. Het zal zeker even mooi zijn als de crinoline; maar een spiegel van het volksleven zal het niet zijn.

Tot mijn groot genoegen zie ik dat Gij ook de obscoene woorden in Uw Lexicon opneemt; zij zijn gewoonlijk de oudste in de taal. En bovendien wat hier onfatsoenlijk is, hoort men aan het andere einde des lands uit den mond der precieuste dames. Verneuken, decipere, is hier uiterst gemeen; in Braband zegt de kuischste dame tot U, Gij verneukt mij!

Het verwondert mij, dat Gij zegt, dat wij het woord kaltebauern niet in het Hollandsch hebben. Voor kalt zeggen wij kaal Hd. kahl, nudus, depilis, tenuis, strigosus. Een kale boer slaan, actu referre rusticum tenuem et tenacem, qui ut mercedis meretriciae compendium faciat sese ipsum manustuprat. Gij leidt het af van het Gothische gabaur κῶμος, baurjaba en baurjothus ἡδονή, en ik moet erkennen, dat vele phrases, die op de res venerea betrekking hebben aan eten en drinken ontleend zijn. Sine Cerere et vino friget Venus. Daar wij eene zeevarende natie zijn en de zeelieden op de grote reizen de langeweile verdrijven door eeuwige keuvelarijen over hunne meisjes en vrouwen zijn wij onuitputtelijk rijk in de phraseologie, die op de res venerea betrekking hebben. Wij zeggen ook met een verbum kaleboeren voor een kale boer slaan. Het woord kalt Nl. koud kennen wij bij de mannen niet dan voor het crimen nefandum, dat hier de hoogste abominatie is die het volk zich denken kan. . . . . . Van de vrouwen gebruiken wij koud voor de manustupratie; b. v. zij houdt een eigen koude keuken . . . . . . zij manustupreert zich. Zo ook wegens de coitus en bezwangering buiten het huwelijk: zij

heeft zich gebrand aan de koude karnemelk . . . . . . het meisje is zwanger. De koude-karnemelks-potten van Amsterdam meretrices urbis Amstelodami. — . . . .

Nu de heer Prof[r] de Vries dit soort van woorden wil ignoreren, heb ik twee zeer bekwame jonge menschen overgehaald, om een woordenboek van de Nederlandsche voces obscoenae te maken. — [*es folgt eine etymologische erörterung über* deixel, *anknüpfend an DWB 2, 915: auch fries. heisse es* di deksel!].

Ik zend dezen brief per post; en het pakje franco over Amsterdam naar Leipzig. De Exemplaren, die er in zitten, zijn 5 in getal, 1 voor U, 1 voor Freiherr von Richthofen, 1 voor de Kon. Pruisische Academie van Wetenschappen, 1 voor het Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache, en 1 voor de Société Royale des Antiquaires du Nord, voor welke laatste ik van hier uit geen adres weet te vinden.

Vale, virorum optime, et quam suscepisti bene rege provinciam.

D[r] J. H. Halbertsma.

Anmerkungen.

1. De Lapekoer fen Gabe Scroar, eine samlung von gedichten und erzählungen im friesischen dialect von den brüdern J. H. und E. Halbertsma, erschien in erster auflage Dimter (Deventer) 1822. Eine zweite, sehr vermehrte, erschien 1829, eine dritte, abermals vermehrte, in veränderter orthographie, 1834. Die schrift wurde später aufgenommen in die gesammelten „Rimen ind Teltsjes" (Dimter 1871). Eine deutsche übersetzung des grössten teils der dritten ausgabe wurde von K. J. Clement besorgt („Der Lappenkorb von Gabe Schneider aus Westfrisland, mit Zuthaten aus Nordfrisland," Leipzig 1846).

the second tome of the Hulde aan Gysbert Jacobs] Der volständige titel ist: „Hulde aan Gysbert Japiks bewezen, in de Sint Martini Kerk te Bolsward, op den 7 Julij 1823. Met de daarbij behoorende stukken, ten voordeele der Commissie van Weldadigheid, uitgegeven door de commissie, met de oprigting van een gedenkstuk voor Gysbert Japiks belast geweest. Eerste Stuk, Bolsward 1824. Tweede Stuk, Leeuwarden 1827." Das erste heft (68 ss.) enthält den bericht über die errichtung des denkmals für den friesischen dichter Gysbert Jacobs (1603—1666) zu Bolsward, die von H. gehaltene festrede und verschiedene festlieder. Das zweite heft (409 ss.) ist von sehr mannigfaltigem inhalt: es finden sich darin u. a. auch die stücke, auf welche H. in diesem briefe hinweist. Das versprochene dritte heft ist nie erschienen.

three psalms, which I found at Leiden usw.] S. 264—274 a. a. o. veröffentlichte H. zum ersten male die altniederfrk. interlinearversion des ersten, zweiten und der fünf ersten verse des dritten psalmes. Vgl. Heyne, Kl. and. denkm.[2] s. 1 fg. — Mylius bezieht sich auf das buch von Abraham van der Myle, Lingua Belgica etc., Lugd. Bat. MDCXII (Heyne a. a. o. s. 5); M[r] Van Hagen (sic!) auf „Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit. Zum erstenmal herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen, Breslau 1816" (Heyne s. 7).

The second specimen in 8° bl. 253] ein dreschgesetz „Da Tescklaow," das jedoch, wie Grimm in nr. I bemerkt, bereits 1823 von Scheltema publiciert war.

M[r] Budde] vermutlich ein kaufmann aus Deventer, welcher in geschäftlichen angelegenheiten nach Deutschland kam.

M[r] Tydeman, professor at Leiden] über H. W. Tydeman vgl. Reifferscheid, Briefe von Jakob Grimm an Hendrik Willem Tydeman (Heilbronn 1883) s. 121 und Martin im Anz. f. d. A. X, 160 fgg.

I. celles de l'Asegaboek et des literae Brocmannorum publiées par Wiarda] „Asega-Buch, ein alt-friesisches gesetzbuch der Rüstringer. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von T. D. Wiarda, Berlin und Stettin 1805" und „Willküren der Brockmänner, eines freyen friesischen volkes. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Dr. Tileman Dothias Wiarda, Berlin 1820."

II. Die fragen in diesem briefe, welche H. in nr. 2 beantwortet, beziehen sich auf die dritte ausgabe des „Lapekoer," welche erst 1834 volständig erschien.

Von meinem freunde Prof. Tydeman in Leiden höre ich lange nichts.] Der lezte brief von Tydeman an J. Grimm (A. f. d. A. X, 184 fg.) ist vom 26. dec. 1830, vgl. oben s. 260.

2. Verwacht met één het facsimile van 4 bladz. uit den Spiegel Historiael van Maerlant] dieses facsimile ist nicht erschienen; die blätter sind abgedruckt im zweiten teile von Hs. „'Letterkundige Naoogst" (Deventer 1845) s. 303—323.

Van eene Hollandsche uitgave .... weet ik niets usw.] Es scheint, dass H. die äusserung J. Grimms in nr. II „auch in Holland sollte längst eine vollständige handschrift herausgegeben werden" misverstanden hat. Auch verwirt H. den Reinaert und den nd. Reinke: die ausgabe von Scheltema, Haarlem 1826, hat den titel: „Reintje de Vos, van Hendrik van Alkmaar, naar den Lubekschen druk van 1498. Vertaald en uitgegeven door M[r] Jacobus Scheltema." Sie bietet in der tat nichts neues (vgl. J. Grimm an Tydeman s. 85. RF. CLXXVIII).

Mijn overleden vriend Hoekstra] Albert ten Broecke Hoekstra (1765 — 1828) war kurze zeit professor des Niederländischen zu Leuven, nahm jedoch bald seine entlassung und liess sich in Amsterdam nieder. Er hatte ein warmes interesse für die germanischen sprachen, wie sich u. a. ergibt aus seiner schrift „Nuttigheid van de Taalkennis der Middeleeuwen, alsmede die der Oude Vriezen, Amsterdam 1800." In seinen lezten lebensjahren übertrug ihm die regierung die herausgabe noch unedierter mnl. denkmäler: er starb jedoch, ohne dass irgend etwas von seinen arbeiten erschienen wäre. Auf Hoekstras tätigkeit wird in den älteren briefen J. Grimms mehrfach hingedeutet: Jugendbriefe s. 436 (vgl. die briefe Wilhelms s. 423. 431), an Tydeman s. 83. 85. 86, an Hoffmann v. F. Germ. XI, 500. 502. Die bemerkung Hs. über Hoekstras litterarischen nachlass ergänzt die anmerkung von Reifferscheid, Briefe an Tydeman s. 147.

III. ein todesfall in unserer familie und darauf schwere krankheiten] vgl. die auszüge aus den briefen J. Grimms an Lachmann vom 13. und 20. juni 1833 bei Wendeler, Briefwechsel des Frhrn. K. H. G. v. Meusebach mit J. und W. Grimm s. 385 fg., sowie Freundesbriefe herausgegeben von Reifferscheid s. 137.

3. het eerste deel der Jurisprudentia Frisica] „Jurisprudentia Frisica, of Friesche Regtkennis, een handschrift uit de vijftiende eeuw. Door Jonkh. M[r] Montanus Hettema. Eerste Stuk, Leeuwarden 1834." Das zweite und dritte heft (vgl. nr. 6) erschienen 1835.

nog onlangs Bowring] John Bowring, ein englischer gelehrter, der 1828 in den Niederlanden reiste und später ziemlich oberflächliche bemerkungen über nl. zustände und nl. litteratur in englischen zeitschriften veröffentlichte.

IV. durch eine schwere .... krankheit meines bruders] Über diese ernste krankheit Wilhelms im novbr. und decbr. 1834 vgl. die briefe J. Grimms an Hoffmann v. F. vom 18. jan. 1835 (Germ. XI, 506) und an Lachmann vom 12. dec. 1834 (Wendeler a. a. o. s. 395 fg.).

und fast hätte ich Ihre friesche spelling unerwähnt gelassen] H. hatte in dem „Friesch Jierboeckjen, trog it Friesch Genoatschip" 1834, s. 1—76 einen aufsatz über friesische orthographie veröffentlicht.

5. Op bl. 19 van nevensgaand boekje] Gemeint ist der „Geldersche volksalmanak voor 1835," den Grimm in den späteren ausgaben der Mythologie citiert (Myth.[4] 512 anm. 1). Es wird an der betreffenden stelle von osterfeuern in Gelderland gehandelt. Übrigens ist Hs. behauptung, dass osterfeuer in Friesland gänzlich unbekant seien, nicht zutreffend: in der provinz Groningen, und zwar auf altfries. gebiete, sind osterfeuer noch heutzutage üblich, sie können dort allerdings ihre einführung sächsischem einflusse zu verdanken haben.

V. Verschaffen Sie mir doch näheren aufschluss über die benennungen woenspanne und woenlett] Eine ähnliche anfrage richtet G. am 5. oct. 1835 an Hoffmann v. F. (Germ. XI, 508): „was ist das für ein buch, die nomenclatura Henrici Zireberti, die ich s. 710 beibringe? und wissen Sie umständlicheres über Wuotanspanne und Wuotanglied?"

6. H. zeigte die Mythologie an in „Konst-en Letterbode" 1835 nr. 53.

U Hooggeleerde zal er iets van vinden in de Treemter, die hier nevens gaat] „De Treemter fen it Sint Anthoni Gasthuws," eine fries. erzählung von E. H., mit anmerkungen von J. H. H., erschien 1836 (wider abgedruckt in den gesammelten „Rimen ind Teltsjes" der brüder, s. 128 fgg.). „Treemter" heisst der conversationssaal für die männer in der S. Antonius stiftung zu Leeuwarden. Die Hsche erzählung ist eine art lügenmärchen, in welches viele züge von seemannsaberglauben eingestreut sind.

VI. auch das oberisseler kleine wörterbuch] „Woordenboekje van het Overijselsch. Proeve van J. H. Halbertsma" in: „Overijsselsche Almanak voor oudheid en letteren. 1836."

hr. Bolhuis] J. H. van Bolhuis (1805—1844), historiker. Seine hauptarbeit ist: „De Noormannen in Nederland, Utrecht 1834."

Das neuste mailänder specimen] die im jahre 1835 erschienenen fragmente der briefe an die Galater, an die Philipper, an die Kolosser und des ersten briefes an die Thessalonicher. Die erwähnten recensionen Grimms sind jetzt wider abgedruckt in den Kl. Schr. V, 223—230. 245—248. — Die in nr. V angeführte recension steht Kl. Schr. V, 203—223. Die deutung von *niuklahs* a. a. o. s. 214 entspricht der erklärung dieses wortes durch Halbertsma in seiner anzeige von Castigliones specimen von 1834 in der ztschr. „Vaderlandsche Letteroefeningen" 1835.

Hoffmann .... den absprechenden Witsen Geysbeek zurechtgewiesen] s. Horae Belgicae. Studio atque opera Henrici Hoffmann Fallerslebensis III (Lipsiae 1836) p. VII fg. — Über Willems ausgaben des Jean van Heelu und des Reinaert vgl. die recensionen J. Grimms Kl. Schr. V, 262—268.

der reim von dem foelen Hessen] ich kann diesen reim nicht nachweisen. Über „blinder Hesse" vgl. GDS.[4] 393 *fgg.* und dagegen Heyne in DWB. IV[2], 1268.

7. ene dissertatie de terminis Frisiae] es ist dieselbe schrift, welche G. in nr. VII die "Doornincksche commentatio" nent, nämlich eine von der philosophischen facultät der universität Groningen gekrönte preisschrift: „Iani van Doorninck ...... Commentatio, qua respondetur ad quaestionem ..... ‚Quinam fuerunt Frisiae termini pro diversis aetatibus diversi; in quas partes fuit divisa? et quae regiones illis fuerunt comprehensae?'" (Annales Academiae Groninganae 1833/34). — Von den beiden im folgenden erwähnten aufsätzen aus dem „Overijsselsche Almanak" auf 1837 beschäftigt sich der erstgenante „Weefschool te Goor" (s. 81—121) mit der entwickelung der baumwollenindustrie in Twente seit 1830, während der zweite „De Witte Wiven" (217—252) interessante nachrichten bietet über den glauben an weisse frauen, namentlich in Twente (vgl. Myth.[4] 808).

de Friesche namen der maanden] J. Grimm hat sie GDS.[4] 64, mit berufung auf H., angeführt, allein mit einigen fehlern, welche sich durch verlesen erklären.

Kent U Hooggel. ook het gedicht van den Ridder Gawan in Duitsch] gemeint ist ein fragment des Parzival, s. zu nr. IX.

VII. Meijers Leven van Jezus] „Het leven van Jezus. Een nederlandsch handschrift, uit de dertiende eeuw ..... uitgegeven door G. J. Meijer, Groningen 1835." S. XXII der vorrede wird *laidin gridense* in cap. 170 hervorgehoben, während s. 353 *fgg.* ausführlich über die stelle gehandelt wird. In seiner „Nalezing" (1838) s. 19 schlägt der herausgeber mit recht vor zu lesen *laidingirdense:* ein mnl. *laidengieren* steht auf derselben stufe mit *losengieren* Rein. I, 3071 aus afrz. *losengier*.

Man kennt Bilderdijks scharfsinn genug usw.] ganz ähnlich äusserte sich G. über Bilderdijk in früheren jahren: Germ. XI, 388. Briefe an Tydeman s. 78. 83 (Reifferscheid s. 142).

Über Massmanns got. gedicht vgl. die recension J. Grimms Kl. Schr. V, 268—273.

8. Die von H. vielleicht zu scharf verurteilte samlung von Bilderdijks briefen erschien in fünf bänden zu Amsterdam 1836—1837. Die briefe Bs. an J. Grimm sind III, 196—258 abgedruckt, aber nicht alle, wie H. meint, sondern nur sechs, welche er als sekretär der zweiten klasse des kgl. instituts in den jahren 1812—1815 an Grimm geschrieben hatte, nach abschriften im besitz des instituts (vgl. Reifferscheid, Briefe an Tydeman s. 129. 137 *fgg.*) Die fragmente aus Bs. briefen an H. finden sich V, 314 *fgg.* gedruckt. Es mag hier der für H. bezeichnende zug hervorgehoben werden, welcher auch sein scharfes urteil in vorliegendem briefe erklärt, dass er niemals honorarium für seine arbeiten nehmen wolte.

VIII. Die mir vorigen winter gesandte abhandlung über den altniederl. text des ps. XIX] „De oudste vertaling der psalmen in het Nederlandsch" (Overijsselsche Almanak 1838, s. 274—321), vgl. Heyne, Kl. and. denkm[2]. s. 1. 5. — Von den beiden besserungen, welche G. vorschlägt, ist *unbeuullan* Ps. XVIII, 8. 14 auch von Heyne aufgenommen; statt des überlieferten *dinicero* v. 15 liest Heyne richtiger *emiceio*, wie die Glossae Lipsianae 255 (nicht 233) bieten.

einen Ypeij zu berichtigen konnte Ihnen nicht schwer werden] A. Ypeij (1760—1837), theol. professor zu Groningen, hatte 1833 und 1835 die

psalmen 53—61 höchst mangelhaft herausgegeben. Grimm denkt aber jedenfals an eine frühere schrift Ypeijs, die „Beknopte geschiedenis der Nederlandsche tale“ (1812), über welche er sich auch Gramm. I[1], LXXVI in ungünstigem sinne äussert. Vgl. auch Briefe an Tydeman s. 48. 62. Anz. f. d. A. X, 175.

Wer ist verfasser der in Utrecht gedruckten bogen usw.] Offenbar meint G. die im jahre 1837 zu Utrecht anonym erschienene schrift „Iets over Jacob en Wilhelm Grimm, gewezen Hoogleeraren te Göttingen. Een woord gerigt aan Heeren Curatoren der Nederlandsche Hoogescholen.“ Der verfasser derselben war nicht, wie G. vermutet, Groen van Prinsterer, sondern der im jahre 1880 als professor des staatsrechts an der universität Utrecht verstorbene G. W. Vreede, damals rechtsanwalt zu Gorinchem (s. Levensschets van G. W. Vreede, Leiden 1883, s. 227).

musten sich an den fuss der alpen flüchten] Bekantlich erschien die schrift „Über meine Entlassung“ (Kl. Schr. I, 25 fgg.) 1838 zu Basel. Über die schicksale von Grimms verteidigungsschrift s. A. Duncker, Die brüder Grimm (Kassel 1884), s. 83. [vgl. jezt: Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Dahlmann und Gervinus I, 79 fgg.].

eine samlung lat. gedichte des zehnten jahrh.] „Lateinische Gedichte des X. und XI. Jh. herausgegeben von Jac. Grimm und Andr. Schmeller, Göttingen 1838.“

XI. die persönliche bekanntschaft Ihres herrn sohnes] Hs. ältester sohn Petrus H., † 1853 als gymnasialdirektor zu Elburg. — In betreff der krankheiten, die im winter 1841/42 das Grimmsche haus heimsuchten, vgl. die briefe J. Grimms an Hoffmann v. F. vom 11. febr. 1842 (Germ. XI, 510), an K. A. Hahn vom 14. märz 1842 (Germ. XII, 117); an A. Schott schreibt Wilhelm im mai 1842: „ich selbst bin seit anfang December durch eine schwere krankheit, die mich fast ein volles vierteljahr auf das lager fesselte, von aller arbeit abgehalten worden, und erst seit einigen wochen darf ich die feder in die hand nehmen.“ (Germ. XII, 378). Dazu noch die briefe Wilhelms an Frommann vom 24. jan. 1844 (Germ. XII, 371) und Meusebachs an Jacob vom 7. febr. 1842 (Wendeler s. 247).

In der beifolgenden academischen vorlesung] „Über zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums“ (Kl. Schr. II, 1—29). Das „nähere“ findet sich in dem aufsatze „Schon mehr über Phol“ (Haupts Zs. II, 252—257. Kl. Schr. VII, 101—106).

Für die gütige zusendung des ersten stücks Ihrer interessanten und lehrreichen naôgst] „Letterkundige Naoogst,“ 1e Stuk, Deventer 1840, eine samlung von abhandlungen philologischen und litterarhistorischen inhalts: am bedeutendsten darin ein commentar zu zwei dichtungen Gysberts Japix (s. 96—283).

das verheissene bruchstück aus Parzival] Dieses bruchstück, offenbar dasselbe welches von H. in nr. 7 als fragment eines gedichts „van den Ridder Gawan in Duitsch“ bezeichnet wird, ist abgedruckt im tweede stuk der „Letterkundige Naoogst“ (Deventer 1845), s. 531—540: dazu deutsche bemerkungen s. 541—563. Das bruchstück scheint in Deutschland unbekant geblieben zu sein: weder Pfeiffer in seinem „Quellenmaterial zu altd. dicht. II“ noch Bötticher Wolfram-Literatur s. 6 fg. oder Goedeke Grundrisz[2] s. 96 fg. kennen es. Nach Hs. angaben waren es zwei blätter, pergament, die als deckblätter verwant worden sind „für die inneren seiten des einbandes eines alten folianten, welcher einmal das eigentum der bibliothek einer niederländischen universität war.“ Leider teilt er über die

provenienz der hs. nichts mit, und auch seine weiteren angaben sind undeutlich. Es ist mir bis jezt nicht gelungen, über den jetzigen verbleib der blätter etwas in erfahrung zu bringen.

Die blätter enthalten Lachmann 520, 13—525, 2 und 553, 5—557, 24. Zu Hs. text habe ich kein zutrauen. Doch scheinen die bruchstücke zur klasse D zu gehören und den von Lichtenstein in der Zs. f. d. A. XXII, 366 fgg. veröffentlichten nahe zu stehen. In Hs. abdruck zeigen sie entschiedene spuren des niederdeutschen. Ich setze meine bemühungen, den blättern auf die spur zu kommen, fort und hoffe demnächst näher über dieselben berichten zu können.

An den deutschen hünengräbern hat man ..... keine thüren gegen norden wahrgenommen. Desto anziehender ist Ihre untersuchung] Ich habe nicht ermitteln können, welche untersuchung Hs. hier gemeint ist. Vielleicht deutet G. nur auf eine in aussicht gestelte abhandlung, von der in einem verlorenen briefe Hs. die rede war, die aber nicht zur ausführung gekommen ist.

X. H. leistete der einladung folge und besuchte die germanistenversamlung zu Frankfurt a. M. 1846.

Buddinghs verhandeling over het westland] „Verhandeling over het Westland, ter opheldering der Loo-en, Woerden en Hoven, benevens de natuurdienst der Friesen en Batavieren .... door D. Buddingh, Leyden 1844.

XI. der vierte theil des Maerlant und der reichhaltige band aanteekeningen dazu] Der vierte teil von Maerlants „Spieghel Historiael" war 1849 auf veranstaltung des kgl. instituts herausgegeben worden. Dazu erschienen zwei jahre später Hs. anmerkungen: „Aanteekeningen op het vierde deel van den Spiegel Historiael van Jacop van Maerlant. Door J. H. Halbertsma. Uitgegeven door de tweede klasse van het Koninklyk-Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en Schoone Kunsten. Deventer 1851."

Sie erweisen dem Graff zu viel ehre usw.] Diese äusserung scheint sich zu beziehen auf den nachstehenden satz Hs. (s. 72 fg. des oben citierten buches): „Ik denk niet, dat iemand de vermetelheid zal bekruipen om in dezen consonantischen chaos (des hochdeutschen) vaste regels te vinden, sints de geleerdste, ijverigste en scherpzinnigste taalkenners van geheel Duitschland, die in dit onderwerp als 't ware ademden en leefden, ik bedoele Grimm en Graff, over den regel een openlijken twist gevoerd hebben, die tot op den huidigen dag niet is bijgelegd."

10. 3 exemplaren van een Friesch werkje van mij en mijnen broeder] die samlung „Leed in Wille fen E. Halbertsma. Ind de Flotgærzen fen J. H. Halbertsma, Dimter 1854." Sie enthält etwa vierzig erzählungen und gedichte im fries. dialecte, welche wider aufgenommen wurden in die gesammelten „Rimen ind Teltsjes" s. 209—351. Unter ihnen ist auch die erwähnte erzählung „It Hexershol."

Nu ik aan het maken van mijn Friesch lexicon ben] Das friesische wörterbuch, sein lebenswerk, nahm H. seit 1854 ernstlich in angriff. Er gab 1856 seine predigerstelle auf, um sich ganz dieser arbeit widmen zu können. Als ihn im jahre 1869 der tod überraschte, waren tausend spalten abgedruckt, die von seinem sohne herausgegeben wurden unter dem titel: „Lexicon Frisicum. A—Feer. Post auctoris mortem edidit et indices adjecit Tjal. Halbertsma, Justi filius." — Die herausgabe des materials aus Hs. nachlass in kürzerer form wird schon lange geplant.

XII. leid und freude und das vlotgras] bezieht sich auf den titel der zu nr. 10 angeführten friesischen samlung.

Ich habe das Amsterdamer diplom zurückgewiesen usw.] J. Grimm wurde 1812 zum correspondierenden mitgliede der zweiten klasse des kgl. holl. instituts ernant (Briefe an Tydeman s. 32), seit 1816 gehörte er ihr an als membre associé. Mit schluss des jahres 1851 hörte das kgl. institut auf. Als er dann 1855 zum auswärtigen mitglied der zweiten klasse der neugegründeten kgl. akademie der wissenschaften ernant wurde, lehnte er die ehre ab. [S. den anhang.]

11. Hiernevens enige exemplaren mijner vertaling van Mattheus in het tegenwoordige Landfriesch] H. erhielt 1857 vom prinzen Louis Lucien Bonaparte die aufforderung, das Matthäusevangelium ins Friesische zu übersetzen. Die übersetzung wurde unter dem titel „Het Evangelie van Mattheus vertaald in het Land-Friesch door J. H. Halbertsma. London 1858" in 250 exemplaren „impensis Ludovici Luciani Bonaparte" gedruckt. Einen rechenschaftsbericht über seine übersetzung gab H. 1863 in der ztschr. „De vrije Fries" X, 1—78.

Professor de Vries van Leiden usw.] Ich habe die stelle nicht unterdrückt, da sie für H. kenzeichnend, ohne persönliche spitze und nur als eine etwas scharfe fassung einer rein sachlichen meinungsverschiedenheit zu betrachten ist. Ich für meine person stehe nicht an, mich in dieser frage den ansichten Hs. anzuschliessen, die ja im grossen und ganzen auch diejenigen J. Grimms sind (vgl. DWB. I, XXXII fgg.). Aber auch De Vries hat in betreff der aufnahme anstössiger wörter ins wörterbuch seine älteren ansichten aufgegeben (s. Wdb. der Nl. taal I, XLV fgg.) und zwar haben, wie er ausdrücklich hervorhebt (a. a. o. s. XLV anm. 1), besprechungen mit J. und W. Grimm sehr wesentlich mitgewirkt zu dieser meinungsänderung.

Het verwondert my, dat Gij zegt, dat wij het woord kaltebauern niet in het Hollandsch hebben] vgl. DWB. I, 1176: „Der ausdruck [kalte bauer] herscht, vielleicht mit ausnahme nördlicher, niederdeutscher landstriche (namentlich soll er in Holland unbekant sein) in ganz Deutschland usw."

Anhang [zu nr. XII].

Der grossen güte des secretärs der zweiten klasse der königlichen akademie der wissenschaften zu Amsterdam, herrn prof. J. C. G. Boot, verdanke ich eine abschrift des briefes, in welchem Jacob Grimm die ernennung zum auswärtigen mitgliede der akademie ablehnte. Derselbe lautet:

Berlin 3 Mai 1855.

Monsieur!

J'ai eu l'honneur d'apprendre par votre lettre du 20 Avril, que l'Académie royale des sciences vient de m'admettre au nombre de ses membres.

Vous n'ignorez point, Monsieur, que pendant une longue série d'années j'avais appartenu à l'Institut royal des Pais-Bas supprimé par ordre de S. M. le Roi en 1851.

Eloigné de porter un jugement sur les motifs de cette mesure, je dois cependant dire, qu'elle a fait la plus vive sensation. La Hollande est de tout temps regardée comme un pais rendant de grands services aux lettres et accoutumée à maintenir leur indépendance.

Sous ce point de vue je me sens empêché d'accepter la place que l'Académie royale daigne m'offrir.

Agréez, Monsieur, l'assurance de ma parfaite considération.

Jacob Grimm.

Monsieur Ab^m des Amorie van der Hoeven,
Chargé des fonctions de Secrétaire de
l'Académie royale des sciences à Amsterdam.

GRONINGEN, AN JACOB GRIMMS HUNDERTJÄHRIGEM GEBURTSTAGE. B. SYMONS.

ZÎTELÔSE.

Meine in der kleinen schrift: Diu zîtelôse (Innsbruck 1884) niedergelegte ansicht, dass mit Zîtlôse primula officinalis oder elatior gemeint sei, finde ich in: Die deutschen Volksnamen der Pflanzen von Dr. G. Pritzel und Dr. G. Jessen bestätigt, s. 309 unter Primula elatior 1, acaulis 2, officinalis 3.

Zetterlose, 1: Appenzell bei Mittelland.
Zitterlosa, 1: Appenzell bei Kurzenberg.
Zitterrösli, 2: St. Gallen bei Gaster.

Es steht demnach Zetterlose, Zitterlosa hier für Primula elatior belegt.[1]

INNSBRUCK. J. ZINGERLE.

1) Nemnich, Polyglotten-lexicon der naturgeschichte. Hamburg 1793. 4°. 1, 589: Bellis perennis, Maslieben, Gänseblümchen, wilde Marienblümchen, im Westerich: Zeitlose. 3, 703: Narcissus pseudonarcissus, die gelbe Narcisse, Osterlilie, Zeitlose, Zitterrose. Holländisch: Geele Narcis, Geele Tijdeloozen. Über die bedeutung der Primula veris, Schlüsselblume, Himmelsschlüssel, schwed. Jungfru Mariä nyklas, in der volksüberlieferung vgl. von Perger, Deutsche Pflanzensagen. Stuttg. 1864 s. 174 fg. Ad. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 2. bearb. Berlin 1869. § 31. 133.

J. Z.

DAS ZWEITE LIEDERBUCH DES COD. REG. DER EDDALIEDER.

(Hǫvamǫl.)

Nach dem Müllenhoffschen reconstructionsversuch der ursprünglichen lieder.

Anm.: Ich habe im folgenden, um das verständnis der Müllenhoffschen ansichten über die ursprünglichen Hǫ́vamǫ́l zu erleichtern, einen text herzustellen versucht, wie er ihn selbst Altertumskunde V s. 279 angedeutet hat. Die später hinzugekommenen strophen sind eingerückt. Wo interpolationsschichten vorlagen, ist die interpolation nach der reihenfolge des griech. alphabets erfolgt. Unsinnige schreiberzusätze sind in eckige klammern eingeschlossen. Bei vorgenommenen umstellungen ist die strophenzahl des reg. in ( ) beigefügt. Verbindende übergangsstrophen der einzelnen gedichte sind angedeutet durch I = II u. ähnl.

I.

Spruchgedicht.

A. 1. Gatter allar, áþr gange fram,
umb skoþask skyle,
umb skygnask skyle;
þvíat óvist es at vita, hvar óviner sitia
á flete fyrer

2. Gefendr heiler! Gestr es inn komenn;
hvar skal sitia siá?
miǫk es bráþr sá 's á brǫndom skal
síns umb freista frama.

3. Elds es þǫrf þeim's inn es komenn
ok á kné kalenn;
matar ok váþa es manne þǫrf
þeim's hefer umb fiall faret.

4. Vats es þǫrf þeim's til verþar kømr,
þerro ok þióþlaþar;
góþs umb œþes, ef sér geta mætte,
orþs ok endrþǫgo.

5. Vits es þǫrf þeim's víþa ratar,
dælt es heima hvat;
at augabragþe verþr sá's etke kann
ok meþ snotrom sitr.

6. At hyggiande sinne skylet maþr hrœsenn vesa,
heldr gætenn at geþe,
þá's horskr ok þǫgoll kømr heimesgarþa til;
sialdan verþr víte vǫrom.
[þvíat óbrigþra vin fær maþr aldrege
an manvit miket.]

7. Enn vare gestr, es til verþar kømr,
þunno hlióþe þeger,
eyrom hlýþer, en augom skoþar:
svá nýsesk fróþra hverr fyrer.

δ. 8. Hinn es sæll, es sér umb getr
lof ok líknstafe;
ódælla es viþ þat, es maþr eiga skal
annars brióstom í.

δ. 9. Sá es sæll, es siálfr umb á
lof ok vit meþan lifer,
þvíat ill ráþ hefer maþr opt þeget
annars brióstom ór.

β. 10. Byrþe betre berrat maþr brauto at,
an sé manvit miket,
auþe betra þykker þat í ókunnom staþ;
slíkt es válaþs vesa.

γ. 11. Byrþe betre berrat maþr brauto at,
an sé manvit miket.
vegnest verra vegra hann velle at,
an sé ofdrykkia ǫls.

γ. 12. Esa svá gótt, sem gótt kveþa,
ǫll alda suna,
þvíat færa veit, es fleira drekr,
síns til geþs gume.

γ. 13. Óminnes hegre heiter sá's yfer ǫlþrom þrumer,
hann stelr geþe guma;
þess fogls fiǫþrom ek fiǫtraþr vask
í garþe Gunnlaþar.

γ. 14. Ǫlr ek varþ, varþ ofrǫlvi
at ens fróþa Fialars;
því es ǫlþr bazt, at aptr umb heimter
hverr sitt geþ gume.

α. 15. Þagalt ok hugalt skyle þioþans barn
ok vígdiarft vesa;
glaþr ok reifr skyle gumna hverr
unz sínn bíþr bana.

α. 16. Ósniallr maþr hygsk mono ey lifa,
ef hann viþ víg varask,
er elli gefr hǫnom enge friþ,
þótt hǫnom geirar gefe.

17. Kóper afglape, es til kynnes kømr,
þylsk hann umb eþa þrumer,
alt es senn, ef hann sylg umb getr,
uppe es þá geþ guma.

18. Sá einn veit, es víþa ratar
ok hefer fiǫlþ umb faret,
hverio geþe stýrer gumna hverr,
sá 's vitande es vits.

19. Haldet maþr á kere, drekke þó at hófe miǫþ,
mæle þarft eþa þege;
ókynnes þess vár þik enge maþr,
at þú ganger snemma at sofa.

20. Grǫþogr halr, nema geþs vite,
etr sér aldrtrega;
opt fær hlœges, es meþ horskom kømr,
manne heimskom mage.

*21. Hiarþer þat vito, nær þær heim skolo
ok ganga þá af grase,
en ósviþr maþr kann ævage
síns umb mál maga.

*22. Vesall maþr ok illa skape
hlær at hvévetna;
hitke hann veit, es vita þyrfte,
at hann esa vamma vanr.

23. Ósviþr maþr vaker umb allar nætr
ok hyggr at hvévetna;
þá 's móþr es at morne kømr;
alt es víl sem vas.

24. Ósnotr maþr hyggr sér alla vesa
viþhlæiendr vine,
hitke hann fiþr, þótt þeir umb hann fár lese,
ef hann meþ snotrom sitr.

25. Ósnotr maþr hyggr sér alla vesa
viþhlæiendr vine,
þá þat finnr, es at þinge kømr,
at hann á formælendr fá.

26. Ósnotr maþr þykkesk alt vita,
ef hann á sér í vrǫ́ vero,
hitke hann veit hvat skal viþ kveþa,
ef hans freista firar.

27. Ósnotr maþr, es meþ alder kømr,
þat's bazt at hann þege,
enge þat veit, at hann etke kann,
nema hann mæle til mart.
(veita maþr hinn 's vætke veit,
þótt hann mæle til mart.)

28. Fróþr sá þykkesk, es fregna kann
ok segia et sama,
eyvito leyna mego ýta syner
því 's gengr umb guma.

29. Œrna mæler sá's æva þeger
staþlauso stafe;
hraþmælt tunga, nema haldendr eige,
opt sér ógótt umb gelr.

30. At augabragþe skala maþr annan hafa,
þótt til kynnes kome,
margr þá fróþr þykkesk, ef hann fregenn esat,
ok náe hann þurrfiallr þruma.

31. Fróþr þykkesk sá's flótta tekr
gestr at gest hæþenn:
veita gorla sá's umb verþe glisser,
þótt hann meþ grǫmom glame.

32. Gumnar marger erosk gagnholler,
en at virþe vrekask:
aldar róg þat mon æ vesa,
órer gestr viþ gest.

33. Árlega verþar skyle maþr opt fá,
nema til kynnes kome:
sitr ok snóper, lætr sem sólgenn sé,
ok kann fregna at fǫ́.

34. Afhvarf miket es til ils vinar,
þótt á brauto búe,
en til góþs vinar liggia gagnveger,
þótt hann sé firr farenn.

35. Ganga skal, skala gestr vesa
ey í einom staþ,
liúfr verþr leiþr, ef lenge sitr
annars fletiom á.

36. Bú es betra, þótt lítet sé,
halr es heima hverr;
þótt tvær geitr eige ok taugreptan sal,
þat es þó betra an bœn.

A = B. 37. Bú es betra, þótt lítet sé,
halr es heima hverr;
blóþogt es hiarta þeim's biþia skal
sér í mál hvert matar.

38. Vǫ́pnom sínom skala maþr velle á
fete ganga framarr,
þvíat óvist es at vita nær verþr á vegom úte
geirs umb þǫrf guma.

39 (40). Fiár síns, es fenget hefer,
skylet maþr þǫrf þola,
opt sparer leiþom þats hefer liúfom hugat,
mart gengr verr an varer.

40 (39). Fanka 'k mildan mann eþa svá matar góþan,
at ei være þiggia þeget,
eþa síns fiársvá gi[ǫflan], [1]
at leiþ sé laun ef þæge.

B. 41. Vǫ́pnom ok vǫ́þom skolo viner gleþiask
þat es á siǫ́lfom sýnst;
viþrgefendr ok endrgefendr erosk lengst viner
ef þat bíþr at verþa vel.

42. Vin sínom skal maþr vinr vesa
ok gialda giǫf viþ giǫf,
hlátr viþ hlátre skyle hǫlþar taka,
en lausong viþ lyge.

1) *Fehlt im cod.*

43. Vin sínom skal maþr vinr vesa,
 þeim ok þess vin,
en óvinar síns skyle enge maþr
 vinar vinr vesa.

44. Veiztu, ef þú vin átt þann's þú vel trúer,
 ok vill þú af hǫ́nom gótt geta,
geþe skalto viþ þann blanda ok giǫfom skipta,
 fara at finna opt.

45. Ef þú ått annan þann's þú illa trúer,
 vildo af hǫ́nom þó gótt geta:
fagrt skalto viþ þann mæla, ef flátt hyggia,
 ok gialda lausong viþ lyge.

46. Þat es enn of þann, es þú illa trúer,
 ok þér es grunr at hans geþe:
hlæia skalto viþ þeim ok umb hug mæla,
 glík skolo giǫld giǫfom.

β. 47. Ungr vask forþom, fór ek einn saman,
 þá varþ ek villr vega,
auþogr þóttomk es ek annan fann,
 maþr es manz gaman.

δ. 48. Milder frækner menn bazt lifa,
 sialdan sút ala,
en ósniallr maþr ugger hotvetna,
 sýter æ gløggr viþ giǫfom.

γ. 49. Váþer mínar gaf ek velle at
 tveim trémǫnnom;
rekkar þat þóttosk, es þeir ript hǫfþo;
 neiss es nøkkviþr halr.

β. 50. Hrǫrnar þǫll sú's stendr þorpe á,
 hlýrat henne bǫrkr né barr;
svá es maþr sá 's mange ann,
 hvat skal hann lenge lifa?

α. 51. Elde heitare brennr meþ illom vinom
 friþr fimm daga,
en þá sloknar, es enn sétte kømr
 ok versnar allr vinskapr.

52. Míket eitt skala manne gefa,
 opt kauper sér í lítlo lof;
meþ hǫ́lfom hleife ok meþ hǫ́llo kere
 fekk ek mér félaga.

53. Litella sanda, lítella sæva,
lítel es geþ guma,
þvíat aller menn urþot iafnspaker,
hǫ́lf es ǫld hvar.

54. Meþalsnotr skyle manna hverr,
æva til snotr sé,
þeim 's fyrþa fegrst at lifa,
es vel mart vito.

55. Meþalsnotr skyle manna hverr,
æva til snotr sé,
þvíat snotrs manz hiarta verþr sialdan glatt,
ef sá es alsnotr, es á.

56. Meþalsnotr skyle manna hverr,
æva til snotr sé,
ørlǫg sín vite enge fyr,
þeims sorgalausastr sefe.

57. Brandr af brande brenn unz brunnenn es,
fune kvøkesk af funa;
maþr manne verþr af mále kuþr,
en til dœlskr af dul.

58. Ár skal rísa sá's annars vill
fé eþa fiǫr hafa;
sialdan liggiande úlfr lær umb getr
né sofande maþr sigr.

59. Ár skal rísa, sá 's á yrkendr fá,
ok ganga síns verka á vit,
mart umb dvelr þann's umb morgen sefr
hálfr es auþr und hvǫtom.

60. þurra skíþa ok þakenna næfra,
þess kann maþr miǫt,
þess viþar es vinnask mege
mǫ́l ok missere.

61. þvegenn ok metr ríþe maþr þinge at
þótt hann sét vædr til vel;
skúa ok bróka skammesk enge maþr
né hests en heldr.
[þótt hann hafet góþan.]

62. Snaper ok gnaper, es til sævar kømr.
 ǫrn á aldenn mar;
svá es maþr, es meþ mǫrgom kømr
 ok á formælandr fá.

63. Fregna ok segia skal fróþra hverr.
 sá's vill heitenn horskr;
einn vita, né annarr skal,
 þióþ veit, ef þrír 'ro.

64. Ríke sítt skyle ráþsnotra hverr
 í hófe hafa;
þá hann þat finnr es meþ frœknom kømr,
 at enge es einna hvatastr.

65. [*Gætenn ok geymenn skyle gumna hverr
 ok varr at vintrauste;*]
orþa þeira, es maþr ǫþrom seger,
 opt hann giǫld umb getr.

66. Mikelste snemma kom ek í marga staþe
 en til síþ í suma,
ǫl vas drukket, sumt vas ólagat;
 sialdan hitter leiþr í líþ.

67. Hér ok hvar munde mér heim of boþet,
 ef þyrftak at mǫ́longe mat,
eþa tvau lær henge at ens tryggva vinar,
 þar's ek hafþa eitt etit.

C 68. Eldr es baztr meþ ýta sunom
 ok sólar sýn,
heilynde sítt ef maþr hafa náer,
 ón viþ lǫst at lifa.

69. Esat maþr alz vesall þótt hann sé illa heill;
 sumr es af sunom sæll,
sumr af frændom, sumr af fé œrno,
 sumr af verkom vel.

70. Betra es lifþom an sé ólifþom;
 ey getr kvikr kú;
Eld sá 'k upp brenna auþgom manne fyrer,
 en úte vas dauþr fyr durom.

71. Halt ríþr hrosse, hiǫrþ rekr handarvanr,
 daufr vegr ok duger,
blindr es betre an brendr sé,
 nýtr mange nás.

72. Sunr er betre, þótt sé síþ of alenn
epter gengenn guma,
sialdan bautarsteinar standa brauto nær,
nema reise niþr at niþ.

73. Tveir 'ro eins heriar; tunga es hǫfoþs bane;
es mér í heþen hvern handar væne.

74. Nótt verþr fengenn sá's neste trúer;
skammar 'ro skips rár;
hverf es haustgríma,
fiǫlþ umb viþrer á fimm dǫgom,
en meira á mánàþe.

75. Veita hinn es vætke veit,
margr verþr af ǫþrom api;
maþr es auþogr annarr óauþogr,
skylet þann vítka vá.

76. (78.) Fullar grinder sá 'k fyr Fitiongs sunom,
nú bera þeir vánarvǫl;
svá es auþr sem augabragþ
hann es valtastr vina.

77. (76.) Deyr fé, deyia frændr,
deyr siálfr et sama,
en orþstírr deyr aldrege
hveim's sér góþan getr.

78. (77.) Deyr fé, deyia frændr,
deyr siálfr et sama;
ek veit einn at aldre deyr:
dómr umb dauþan hvern.

79. (80.) Þat es þá reynt es þú at rúnom spyrr
enom regenkunnom,
þeim's gørþo ginnregen ok fáþe fimbulþulr,
þá hefer hann bazt, ef hann þeger.

I = II. 80. (79.) *α.* Ósnotr maþr ef eignask getr
fé eþa flióþs munoþ,
metnaþr hǫnom þróask, en manvit aldrege
fram gengr hann driúgt í dul.

ββ. 81. Á kvelde skal dag leyfa, kono es brend es,
mæke es reyndr es, mey es gefen es,
ís es yfer kømr, ǫl es drukket es.

βϑ. 82. Í vinde skal viþ hǫggva, veþre á sió róa,
myrkre viþ man spialla, mǫrg 'ro dags augo,
á skip skal skriþar orka, en á skiǫld til hlífar,
mæke hǫggs, en mey til kossa.

βγ. 83. Viþ eld skal ǫl drekka, en á íse skríþa,
magran már kaupa, en mæke saurgan,
heima hest feita, en hund á búe.

II.

1. Oþinsbeispiel.

84. Meyiar orþom skyle mange trúa,
ne því es kveþr kona;
þvíat á hverfanda hvéle vǫ́ro þeim hiǫrto skǫþoþ
ok brigþ í brióst umb lageþ.

85. Brestanda boga, brennanda loga,
γ. gínanda úlfe, galande krǫ́ko,
rýtanda svíne, rótlausom viþe,
vaxanda váge, vellanda katle,
(86.) fliúganda fleine, fallande bǫ́ro.
íse einnættom, orme hringlegnom,
brúþar beþmǫ́lom eþa brotno sverþe,
biarnar leike eþa barne konongs,
(87.) siúkom kalfe, siálfráþa þræle,
vǫlo vilmæle, val nýfeldom, —

88. Akre ársǫ́nom trúa enge maþr,
δ. né til snemma syne:
veþr ræþr akre, en vit syne,
hætt es þeira hvárt. —

(89.) bróþurbana sínom þótt á brauto mœte,
húse hálfbrunno, heste alskióto m.
þá es iór ónýtr, ef einn fótr brotnar,
verþet maþr svá tryggr at þesso trúe ǫllo.

90. Svá es friþr kvenna þeira es flátt hyggia,
ϑ. sem ake ió óbryddom á íse hǫ́lom.
[teitom, tvévetrom, ok sé tamr illa].

eþa í byr óþom beite stiórnlauso,
eþa skyle haltr henda hrein í þá fialle.

91. Bert ek nú mæle, þvíat ek bæþe veit,
αα. brigþr es karla hugr konom;
þá vér fegrst mælom, es vér flást hyggiom,
þat tæler horska huge.

92. Fagrt skal mæla ok fé bióþa
αβ. sá 's vill fliópþs ǫst fá,
líke leyfa ens lióssa mans;
sá fær es friár.

93. Ástar firna skyle enge maþr
αβ. annan aldrege,
opt fá á horskan, es á heimskan né fá,
lostfagrer liter.

94. Eyvitar firna es maþr annan skal
αβ. þess es umb margan gengr guma;
heimska ór horskom gører hǫlþa suno
sá enn mátke munr.

95. Hugr einn þat veit, es býr hiarta nær,
αβ. einn es hann sér umb sefa;
øng es sótt verre hveim snotrom manne
en sér øngo at una.

96. Þat ek þá reynda, es ek í reyre sat
ok vættak míns munar,
hold ok hiarta vas mér en horska mær,
þeyge ek hana at heldr hefek.

97. Billings mey ek fann beþiom á
sólhvíta sofa;
iarls ynþe þótte mér etke vesa,
nema viþ þat lík at lifa.

98. „Auk nær aptne skalto, Óþenn, koma,
ef þú vilt þér mæla man,
alt 'ro óskǫp nema einer vite
slíkan lǫst saman.“

99. Aptr ek hvarf ok unna þóttomk,
vísom vilia frá;
hitt ek hugþa, at ek hafa mynda
geþ hennar alt ok gaman.

100. Svá kvam ek næst, at en nýta vas
vígdrótt ǫll umb vaken;
meþ brennandom liósom ok bornom viþe,
svá vas mér vílstigr of vitaþr.

101. Ok nær morne, es ek vas enn umb komenn,
þá vas saldrótt umb sofen;
grey eitt ek þá fann ennar góþo kono
bundet beþiom á.

102. Mǫrg es góþ mær, ef gørva kannar,
hugbrigþ viþ hale:
þá ek þat reynda es et ráþspaka
teygþak á flærþer flioþ;
hǫþongar hverrar leitaþe mér et horska man,
ok hafþak þess vætke vífs.

III.

2. Óþinsbeispiel.

103. Heima glaþr gume ok viþ geste reifr,
sviþr skal umb sik vesa,[1]
minnogr ok mǫlogr, ef hann vill margfróþr vesa
opt skal góþs geta.
. . . .
. . . .
Fimbulfambe heiter sá's fátt kann segia.
þat es ósnotrs aþal.

104. Enn aldna iǫton ek sótta, nú em ek aptr umb komenn,
fátt gat ek þegiande þar;
mǫrgom orþom mælta 'k i minn frama
i Suttongs sǫlom.

105. Gunnlǫþ gǫfomk gollnom stóle á
drykk ens dýra miaþar.
ill iþgiǫld lét ek hana epter hafa
sins ens heila hugar.
sins ens svára sefa.

1) *Die erste hälfte möchte Müllenhoff s. [illegible] folgendermassen verändern:*
Skal glaþr gume ok viþ geste reifr.
sviþr umb sik vesa.
Ich sehe den grund hiervon nicht ein, meine vielmehr, dass gerade das heima *als* [illegible] *zu* glaþr *notwendig ist.*

106. Rata munn létomk rúms umb fá
ok umb griót gnaga,
yfer ok under stóþomk iǫtna veger,
svá hætta 'k hǫfþe til.
107. Vel keypts litar hefe 'k vel noteþ;
fás es fróþom vant;
þvíat Óþrerir es nú upp komenn
á alda vés iarþar.
108. Ife es mér á at ek væra enn komenn
iǫtna gǫrþom ór,
ef ek Gunnlaþar né nytak ennar góþo kono,
þeirar es lǫgþomk arm yfer.
109. Ens hindra dags gengo hrímþursar
(Hǫ́va ráþs at fregna)[1]
Hǫ́va hǫllo í;
at Bǫlverke þeir spurþo, ef hann meþ bǫndom komenn,
eþa hefþe hǫ́nom Suttongr of sóet.
110. Baugeiþ Óþenn hykk at unnet hafe,
hvat skal hans trygþom trúa?
Suttong svikenn hann lét sumble frá
ok grætta Gunnlǫþo.

IV.

Loddfáfnesmǫ́l.

111. Mál es at þylia þular stóle á.
Urþarbrunne at
sá 'k ok þagþak, sá 'k ok hugþak
hlýdda'k Hǫ́vamǫ́l.[2]
(of rúnar heyrþak dœma né umb rǫ́þom þǫgþo,
Hǫ́va hǫllo í heyrþak segia svá:)[3]

1) *Müllenhoff will auf alle fälle das* Hǫva ráþs *getrichen haben; er nimt dafür das* Hǫ́va hǫllo í *der folgenden halbzeile herauf und liest* at fregna Hǫ́va hǫllo í. *Ich meine, dass der ganze vers später hinzugekommen und deshalb einfach zu streichen ist.*

2) *Die handschrift hat* manna mál, *allein Müllenhoffs verbesserung ist zweifelsohne richtig.*

3) *Der cod. liest:* of rvnar heyrda ec dǫma,
ne vm rádom þaꝺgðo
Hava haꝺllo at,
Háva hollo i,
heyrda ec segia sva.

112. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer
niόta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
nótt þú rísat nema á niósn sér,
eþa þú leiter þér innan út staþar.

113. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þer mono góþ, ef þú getr:
fiǫlkunnegre kono skalatto í faþme sofa,
svá at hón lyke þik liþom.

114. Hón svá gører, at þú gáer eige
þings né þióþans máls,
mat þú villat né manzkes gaman,
ferr þú sorgafullr at sofa.

115. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
annars kono, teygþu þér aldrege
eyrarúno at.

116. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
á fialle eþa firþe ef þik fara tíþer,
fástu at virþe vel.

117. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
illan mann láttu aldrege
óhǫpp at þér vita,
þvíat af illom manne fær þú aldrege
giǫld ens góþa hugar.

118. Ofarla bíta ek sá einom hal
orþ illrar kono,
fláráþ tunga varþ hǫ́nom at fiǫrlage
ok þeyge umb sanna sǫk.

Ich glaube, dass die ganze halbstrophe später hinzugekommen ist, da sie ja auch von der übrigen strophe abweicht. Sicher ist das „Háva hællo at“ *interpoliert; durch das folgende* Háva hollo í *sind die worte hereingekommen. Müllenhoff äussert sich nicht über diese halbstrophe.*

119. Rǫþomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
niόta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
veiztu ef þú vin átt, þann's þú vel trúer,
farþu at finna opt,
þvíat hríse vex ok hǫvo grase
vegr es vætke trøþr.

120. Rǫþomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
góþan mann teygþu þér at gamanrúnom
ok nem líknargaldr, meþan þu lífer.

121. Rǫþomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
vin þínom ves þú aldrege
fyrre at flaumslitom;
sorg etr hiarta, ef þú segia nó náer
einhveriom allan hug.

122. Rǫþomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú getr:
þér mono góþ, ef þú getr;
órþom skipta þú skalt aldrege
viþ ósvinna apa;

123. þvíat af illom manne mondo aldrege
góþs laun umb geta,
en góþr maþr man þik gørva mega
líknfastan at lofe.

124. Sifiom es þá blandat hverr es segia ræþr
einom allan hug,
alt es betra, an sé brigþom at vera,
esa sá vinr ǫþrom es vilt eitt seger.

125. Rǫþomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
þrimr orþom senna skalatto þér viþ verra mann;
opt enn betre bilar,
þá 's enn verre vegr.

126. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
skósmiþr þú veser né skeptesmíþr,
nema þú siǫ́lfom þér sér;
skór es skapaþr illa eþa skapt sé rangt,
þá 's þér bǫls beþet.

127. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
hvars þú bǫl kant, kveþ þat bǫlve at,
ok gefat þínom fiǫ́ndom fríþ.

128. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
illo fegenn ves aldrege,
en lát þér at góþo getet!

129. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
upp líta skalatto í orrosto,
(gialte glíker verþa gumna syner)[1]
síþr þik umb heille haler!

130. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
α. nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
ef vilt þér góþa kono kveþia at gamanrúnom
ok fá fǫgnoþ af:
fǫgro skalto heita ok láta fast vesa
leiþesk mange gótt, ef getr.

131.
β. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þu nemr,
þér mono góþ, ef þu getr:
varan biþ ek þik vesa ok eige ofvaran;
ves viþ ǫl varastr ok viþ annars kono,
ok viþ þat et þriþia at þik þiófar né leike.

1) *Dieser vers, der gegen das metrum verstösst und an und für sich den stempel einer randbemerkung trägt, da er einen in sich abgeschlossenen gedanken enthält, ist meines erachtens interpoliert.*

132/3. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
niόta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
at háþe ne hlátre haf aldrege
gest né ganganda;

opt vito ógørla þeir 's sitia inní fyrer,
hvers þeir 'ro kyns es koma.
(esat maþr svá góþr at galle né fylge,
né svá illr, at einoge duge.)

134. (?) Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
at hǫ́rom þul hlæ aldrege
optes gótt þats gamler kveþa;
opt ór skǫrpom belg skilen orþ koma,
þeim 's hanger meþ hǫ́m,
ok skoller meþ skrǫ́m,
ok váfer meþ vílmǫgom.

135. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
gest þú né geyia né á grind hrǫkkver
get þá vóloþom vel.

136. Ramt es þat tré, es ríþa skal
ǫllom at upploke;
baug þú gef, eþa þat biþia mon
þér læs hvers á liþo.

137. Rǫ́þomk þér, Loddfáfner, en þú ráþ nemer!
nióta mondo, ef þú nemr,
þér mono góþ, ef þú getr:
hvars þú ǫl drekr kiós þér iarþarmegen
[— þvíat iǫrþ tekr viþ ǫldre, en eldr viþ sóttom,
eik víþ abbinde, ax viþ fiǫlkynge,
viþ haulve hýrogr, at heiptom skal mána kveþia
beite viþ bitsóttom, en viþ bǫlve rúnar —]
fold skal viþ floþe taka.

(164.) Nú 'ro Hǫ́va mǫ́l kveþen hǫllo í,
alþǫrf ýta sunom, óþǫrf iǫtna sunom;
heill sá 's kvaþ! heill sá 's kann
nióte sa 's nam! heiler þeirs hlýddo!

V.

Runatal.

1. fragment.

138. Veitk at ek hekk vindga meiþe á
nætr allar nío,
geire undaþr ok gefenn Óþne,
siálfr siǫ́lfom mér.
[á þeim meiþe, es mange veit,
hvers hann af rótom renn. Aus Fiǫlsvinnsm. 20.]

139. Viþ hleife mik seldo né viþ hornege;
nýsta ek niþr,
nam ek upp rúnar, œpande nam,
fell ek aptr þaþan.

140. Fimbullióþ nío nam ek af enom frægia syne
Bǫlþorns Bestlo fǫþor;
ok ek drykk of gat ens dýra miaþar
ausenn Óþrerer.

141. Þá nam ek frævask ok fróþr vesa
ok vaxa ok vel hafask;
orþ mér af orþe orþs leitaþe
verk mér af verke verks [leitaþe].

2. fragment.

142. Rúnar mont finna ok ráþna stafe,
miǫk stóra stafe,
miǫk stinna stafe,
er fáþe fimbulþulr ok gørþo ginnregen
ok reist hroptr røgna.

143. Óþenn meþ ǫ́som, en fyr ǫ́lfom Dáenn,
Dvalenn ok dvergom fyrer

Alviþr iǫtnom fyrer . . . .
ek reist siálfr sumar.[1]

3. fragment.

144. Veiztu hvé rísta skal? veiztu hvé ráþa skal?
veiztu hvé fá skal? veiztu hvé freista skal?
veiztu hvé biþia skal? veiztu hvé blóta skal?
veiztu hvé senda skal? veiztu hvé sóa skal?

145. Betra es óbeþet an sé ofblótet,
ey sér til gildes giǫf;
betra es ósent an sé ofsóet,
* * *
Svá þundr umb reist fyr þióþa rǫk,
þar hann upp umb reis, es hann aptr umb kom.

VI.

Lióþatal.

146. Lióþ ek þau kann, es kannat þioþans kona
ok manzkes mǫgr:
hiǫlp heiter eitt, en þat þér hiálpa mon
viþ [sǫkom ok] sorgom ok sútom gǫrvǫllom

147. Þat kann ek annat es þurfo ýta syner,
þeirs vilia læknar lifa,
* * *

148. Þat kann ek et þriþia, ef mér verþr þǫrf mikel
hapts viþ mína heiptmǫgo:
eggiar ek deyfe mínna andskota,
bítat þeim vǫpn né vóler.

1) *Sicher ist die strophe verderbt. Es unterliegt keinem zweifel, dass dieselbe auffallende ähnlichkeit mit den Alvíssmǫl hat. Sie knüpft unmittelbar mit* Óþenn meþ ǫ́som *an die vorhergehende strophe und will sagen, wer bei den verschiedenen geschöpfen runenkundig ist. Es fehlen dann zweifelsohne die menschen und dieses fehlt meines erachtens, ich meine aber, dass dieses der* þulr *ist, welcher Óþins erbschaft unter den menschen angetreten hat.* — Dáenn *ferner wird sonst nur als zwerg erwähnt;* ok *nach* Dvalenn *gibt keinen rechten sinn. Deshalb lese ich die strophe:*

Óþenn meþ ǫ́som; en fyr ǫ́lfom (* *)
Dvalenn ok Dáenn dvergom fyrer,
Alsviþr iǫtnom fyrer, (en ýtom fyrer?)
ek reist siálfr sumar.

149. Þat kann ek et fiórþa, ef mér fyrþar bera
bǫnd at boglimom:
svá ek gel, at ek ganga má,
spretr mér af fótom fiǫtorr,
en af hǫndom hapt.

150. Þat kann ek et fimta, ef ek sé af fáre skotenn
flein í folke vaþa:
flýgra hann svá stint, at ek stǫþvegak,
ef ek kann siónom of sék.

151. Þat kann ek et setta, ef mik særer þegn
á rótom rás viþar:
ok þann hal, es mik heipta kveþr,
þann eta mein heldr an mik.

152. Þat kann ek et siaunda, ef ek sé hóvan loga
sal umb sessmǫgom:
brennrat svá breitt at ek hónom biargegak,
þann kann ek galdr at gala.

153. Þat kann ek et átta, es ǫllom es
nytsamlekt at nema:
hvars hatr vex meþ hildings sunom,
þat má ek bœta brátt.

154. Þat kann ek et níonda, ef mik nauþr umb stendr,
at biarga fare míno á flote:
vind ek kyrre váge á.
ok svæfek allan sæ.

155. Þat kann ek et tíonda, ef ek sé túnriþor
leika lopte á:
ek svá vinnk, at þær villar fara
sínna heim hama.
sínna heim huga.

156. Þat kann ek et ellifta, ef ek skal til orrosto
leiþa langvine:
under rander ek gel, en þeir meþ rike fara
heiler hildar til.
heiler hilde frá.
koma þeir heiler hvaþan.

157. Þat kann ek et tólfta ef ek sé á tré uppe
váfa virgelná:
svá ek ríst ok í rúnom fák,
at sá gengr gume
ok mæler viþ mik.

158. þat kann ek et þrettánda, ef ek skal þegn ungan
verpa vatne á:
monat hann falla, þótt hann í folk kome,
hnígra sá halr fyr hiǫrom.

159. Þat kann ek et fiogrtánda, ef ek skal fyrþa liþe
telia tíva fyrer:
ása ok álfa ek kann allra skil,
fár kann ósnotr svá.

160. Þat kann ek et fimtánda, es gól þióþreyrer,
dvergr fyr Dellings durom:
afl gól hann ǫ́som, en ǫ́lfom frama,
hyggio Hroptatý.

161. Þat kann ek et sextánda, ef ek vil ens svinna manz
hafa geþ alt ok gaman:
huge ok hverfe hvítarmre kono
ok sný ek hennar ǫllom sefa.

162. Þat kann ek et siautiánda at mik mon seint firrask
et manonga man.
Lióþa þessa mondo, Loddfáfner!
lenge vanr vesa,
þótt sé þér góþ, ef þú getr, nyt, ef þú nemr,
þǫrf, ef þú þiggr.

163. Þat kann ek et áttiánda es ek æva kennek
mey né manz kono,
— alt es betra es einn umb kann,
þat fylger lióþa lokom, —
nema þeire einne, es mik arme verr,
eþa mín syster sé.[1]

1) *Str. 161—163 sind von demselben, welcher die Loddfafnismǫl mit dem Lióþatal verband; während er aber str. 162—163 zweifelsohne selbst hinzudichtete, fand er str. 161 bereits vor.*

LEIPZIG, SEPT. 1884. E. MOGK.

ÜBER LICHTWERS FABELN

MIT EINER VERGLEICHENDEN BETRACHTUNG DER FABELN GLEIMS UND PFEFFELS.

Die fabeldichtung des 18. jahrhunderts ist noch nicht in ihrem zusammenhange dargestelt und einer ausführlichen litterarhistorischen betrachtung unterworfen worden. Gervinus[1] hat eine charakteristik der bedeutendsten fabeldichter gegeben, aber er hat auf die entwicklung des fabelstiles, wie er durch Gellert seine vollendung erhielt, kein grosses gewicht gelegt und es ist doch grade wichtig, zu untersuchen, in welchem verhältnis die nachgellertschen fabeldichter des 18. jahrhunderts zu dem durch ihn ausgebildeten fabelton gestanden haben. Dieses verhältnis für Lichtwer und teilweise auch für Gleim und Pfeffel zu untersuchen, soll die hauptaufgabe der vorliegenden arbeit sein. Einen grossen teil der eigentümlichkeiten und entscheidenden merkmale des Gellertschen fabelstils hat Erich Schmidt[2] zusammengestelt und an diese zusammenstellung werden sich meine untersuchungen hauptsächlich anschliessen. Ein eigentliches vorbild für diesen stil vermochte Schmidt in der erwähnten abhandlung noch nicht zu bezeichnen; jezt hat Scherer[3] dasselbe in der übersetzung gefunden, welche Brockes im ersten bande seines „Irdischen Vergnügens in Gott" von einigen fabeln Lamottes im engen anschluss an das original gab. Hier finden wir schon eine den haupteigentümlichkeiten des Gellertschen fabeltons, den langen relativsatz am anfang, der so weit ausgedehnt und so sehr

1) Geschichte der deutschen Dichtung, 5. aufl., bd. IV s. 108 fgg.

2) Anzeiger f. deutsches Alterthum, II. s. 38—79. Ich will bei dieser gelegenheit einen irtum richtig stellen, welcher Erich Schmidt in der erwähnten abhandlung mit untergelaufen ist. Schmidt bemerkt: (a. a. o. s. 59), Gellerts fabel: Der Freyer ziehe die Quintessenz aus dessen Lustspiel: Die zärtlichen Schwestern. Dem ist aber ganz und gar nicht so. In der fabel handelt es sich um zwei mädchen, von denen das eine schön, aber herzlos, das andre weniger schön, aber engelsgut ist, weshalb der jüngling, der zwischen beiden die wahl hat, natürlich die leztere wählt. Von einem solchen gegensatz ist aber in dem lustspiel ganz und gar nichts zu finden, beide schwestern sind dort herzensgut, überbieten einander an edelmut und der gegensatz zwischen ihnen beruht nur darauf, dass einmal die ältere Lottchen etwas gesetzter ist als das jüngere Julchen und dass zum zweiten Lottchen liebt, während Julchen der stimme der liebe durchaus kein gehör schenken will.

3) Geschichte der deutschen Litteratur, s. 375. „Übersetzungen Lamottescher Fabeln, welche Brockes veröffentlichte, geben den ton an, den nachher Gellert so glücklich ausbildete."

aufgeschwelt wird, dass eine wideranknüpfung nötig ist. So in der fabel: Le Cameleon:

Deux de ces gens coureurs du monde,
Qui n'ont point assez d'yeux et qui voudroient tout voir,
Qui pour dire, j'ay vû, je le dois bien sçavoir,
Feroient vingt fois toute la terre la ronde:
Deux voyageurs, n'importe de leur nom,
Chemin faisant dans les Champs d'Arabie,
Raisonnoient du Cameleon.

In Brockes übersetzung:

Zween von den Leuten, die die Welt,
Als stete Wanderer durchtraben,
Und denen sonsten nichts gefält:
Die nimmer Augen gnug, noch gnug zu sehen haben
Die bloss, damit sie sagen können:
Das Ding hab' ich gesehn, glaubt unserem Bericht;
Die ganze Welt wol zwanzig mal durchrennen:
Zween Reisende, die Namen weiss ich nicht,
Als sie Arabiens beglücktes Lustrevier
Durchreisten, redeten von dem Cameleon.

Auf Gellert weist auch hin der häufige gebrauch der parenthese, die breite moral am schluss oder als eine art lehrgedicht am anfang, welche leztere form Gellert später so sehr begünstigte. Eine fernere übereinstimmung zeigt sich in dem überaus häufig angewendeten asyndeton; nur zuweilen erscheint das polysyndeton. Ferner: die direkte frage am schluss (so in der fabel: Les Grenouilles et les Enfans) und anderes mehr.

Einer der nächsten nachfolger Gellerts in der fabeldichtung war Magnus Gottfried Lichtwer (1719—1785). Seine fabeln erschienen 1748; mir liegt augenblicklich nur die, wol im wesentlichen unveränderte ausgabe von 1758 vor. Der von Ramler mit den Lichtwerschen fabeln vorgenommenen ungebührlichen umgestaltung werden wir weiter unten zu gedenken haben. Wir wollen unsre betrachtung mit der untersuchung beginnen, wie der Gellertsche fabelton auf Lichtwer eingewirkt hat.

Wie bei Gellert, so zeigt sich bei Lichtwer ein auffallender mangel an partikeln. Bei Gellert treffen wir häufig nur: und, doch und denn, selten schon: weil, aber, wie, wenn, als. Lichtwer verwendet häufig: „und, allein, wenn,“ seltner: „doch und denn“; selten: „weil, aber, wie, als.

Besonders häufig ist wie bei Gellert so auch bei Lichtwer das asyndeton und es ist ganz unmöglich alle beispiele dafür anzuführen.[1] Nur einige mögen hier stehen: I. Prolog: „Die Wölfe dürsteten nach feiger Lämmer Blut, der Hirsch lobt sein Gehörn, der Uhu seine Brut, der Panther drohete, der Stier sprach von dem Stalle, der Sperling plünderte, der Fuchs betrog sie alle.“ II. 16: „er schenkt, er giebt, erschöpfet sich.“ I. 2: „Ich kam vor wenig Zeit in eines Kaufmanns Haus, Ich liess ihn reich und edel werden, Es ward ein halber Graf daraus.“ I. 25: „er seufzt, er stöhnt, er quält sich nur.“ II. 4: „Der Becker geht dem Knecht zu Leibe, Er schäumt, er rasst; der Knecht erschrickt, Die Maus entwischt.“ III. 8: „Der Redner gehet heim, bestiehlt den Demosthen, Schlägt im Gesetze nach, wie Solon es beschrieben, Er sitzt, er sinnt, er schwitzt, er schmiert, Macht eine Rede von zwölf Seiten.“ I. 16: „Du schweigst: der Hausherr schweigt, man trägt dich drauf, o Jammer!“ Man erkent aus den angeführten beispielen, dass Lichtwer wie Gellert fast immer das pronomen: er, sie, beim asyndeton widerholt. Nur ganz vereinzelt finden sich bei Lichtwer ausnahmen, so in I. 24: „Die arme Maus entfärbet sich, Gähnt, hustet, stammelt, thut erschrocken.“

Wie bei Gellert, so steht auch bei Lichtwer zuweilen das polysyndeton:[2] III. 15: „Er liess sein warmes Federnest, Und kam unangemeldt zum Fest, Als wie ein Pferd hinzugeflogen, Und ehe sich's ein Frosch versah, So war der Prätendente da Und liess ihr Fleisch sich trefflich schmecken.“ II. 11: „Das Schwein .... ergrimmt und rüstet sich Und fordert seine Frau zum Kampf auf Hieb und Stich.“

Sehr häufig finden sich bei Gellert knappe zusammenfassungen mit: kurz und genug; ebenso bei Lichtwer mit: kurzum, genug, mit einem wort, kurz.[3] I. 22: „Glückselig ist, wer in der Ruh

1) Bei Gellert: „Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn. Sie reden heimlich vor der Thüre, der Schneider thut die grössten Schwüre und eilt die Sache zu vollziehn. Noch vor dem Abend kommt er wieder, Sulpitia liegt noch krank darnieder.“ — „Die Spröde lacht, der Schäfer geht, schleicht ungeküsst zu seinen Schafen.“ — „Sie merkt des Königs spröden Sinn. Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin, sie giebt ihm heimlich Gift, er stirbt zu ihren Füssen.“ Noch einige andre beispiele für das asyndeton bei Gellert gibt E. Schmidt a. a. o.

2) Polysyndeton bei Gellert. „Die Ente schwamm auf einer Pfütze, und sah am Rande Gänse gehn, und konnt aus angebornem Witze der Spötterey unmöglich widerstehn. Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut und sah um sich.“ — „Sie lief und schrie und bat ihn los“ usw.

3) Zusammenfassungen bei Gellert. „Kurz, man erstattete Bericht.“ — „Und kurz und gut, er sprang hinein.“ — „Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.“ „Kurz und gut, der Hund war nur so gross als alle Hunde sind.“ — Für die andren übereinstimmenden formen in Gellerts und Lichtwers fabelstil

Die Kräfte des Verstandes schärfet! Jedoch, genug hievon: hört zu." II. 24: „Ich dächte, sprach der Mann, ich dächte, rief sie nach; Ja, rief er, ja, rief sie; kurz wie ers auch versuchte usw." IV. 1: „Genug, wie kann man also sagen, Ich sey der Ursprung solcher Plagen?" III. 12: „Es schalt ein Herr bey einem Schmaus Auf seinen dummen Koch, dass er ein Nebenessen Nicht gut gemacht, das Salz daran vergessen, Mit einem Wort verhunzt." III. 19: „Mit einem Wort, die Noth ist schuld daran." [1]

Bei Gellerts Fabeln vermisst man oft einen satz mit sondern, aber, eine hypotaxe mit weil und obgleich. Derselbe mangel tritt uns auch bei Lichtwer entgegen. II. 21: „Kein Nebel macht ihn unsichtbar; Er zeigte diess mal, wer er war." I. 14: „Was um es stund, das ward verheert. Die Strafe folgt auf seinen Schmaus." I. 15: „Du siegst; ich habe hier verspielt, In Tunis hättest Du verloren."

Gellert bevorzugt besonders die Parenthese, welche in ihrer einfachsten form als einschachtelung von sätzchen wie „sprach er, sagte sie" in die direkte rede auftritt und besonders gern von Gellert nach interjektionen und vokativen angewant wird. Dieselbe beobachtung machen wir auch bei Lichtwer. I. 3: „Ach! sagte sie, du armes Thier." I. 9: „Ja Vetter, schrie er, lieber Vetter." I. 12: „Hört, sprach man im Vertrauen, hier könnt ihr von dem Tuch ein ächtes Stückchen schauen." I. 16: „Ihr Herren, rief der Wirth.", ebds.: „Ach Vater, rief der Sohn." I. 18: „Ach! schrie er, Wald und Wiese, Ihr Zeugen meiner Noth." I. 25: „Monarch der Eulen, sagte sie." III. 16: „O! sprach der Nelkenstock."

Weitere beispiele für die parenthese: I. 10: „Hier war, wenn ich nicht irrig bin, vor Zeiten eine Kaiserin." II. 8: „So lang ich in dem Hause bin, So hab ich, prüfe dein Gewissen, Von kalter Küche zehren müssen." III. 22: „Den Einen lieh er noch den Tag dem Fuchs, (der Fuchs bat eben Gäste)." III. 23: „Und rühmt, (man sollte fast erschrecken), Er pfleg' ihm honigsüss zu schmecken." — Das vor der parenthese stehende wort wird nach derselben häufig widerholt, so I. 16: „Man kriegt, ich hab es wo gelesen, Man kriegt den Stein von solchen Käsen."

Weit weniger häufig als bei Gellert erscheint bei Lichtwer die parenthese am anfang und wo sie erscheint, wird sie fast nie so weit ausgedehnt, dass der dichter, wie Gellert es tut, völlig aus der con-

beschränke ich mich, für Gellert hier auf die von E. Schmidt a. a. o. beigebrachten beispiele zu verweisen.

1) Vgl. auch III. 11. Genug, wer aus dem Brunnen trank, Der wurde wiederum zum Kinde.

struktion fält. II. 9: „Der Vogel Platna, nach Andern Pelikan. Nach andern Löffelgans. (das Thier hat viele Namen)." III. 14: „Der Affe kam zu einer Uhr. Auf was für Art, ist nicht zu sagen, Die Chroniken berichten nur, Dass er mit Petzen sich aufs Blut darum geschlagen." An das Gellertsche: „wie man mir erzählt" mahnt das „wie man spricht" (III. 22.) und „wie man glaubt" (I. 13.) bei Lichtwer.

Wie bei Gellert so ist auch bei Lichtwer der relativsatz am anfang sehr häufig, doch wird er (ebensowenig wie die parenthese) kaum einmal so weit ausgesponnen, dass eine wideraufnahme und wideranknüpfung nötig wäre, wie das bei Gellert so ungemein häufig vorkomt. II. 1: „Ein Knabe, der die Welt, und was darauf geschehn, Nur durch das Stubenfenster sahe." II. 2: „Ein Sonnenadler, den sein Flug Bis an die höchsten Wolken trug." III. 4: „Ein Mäuschen, das ein Stückchen Semmel In eines Beckers Laden frass." II. 6: „Ein Hänfling, den der erste Flug Aus seiner Aeltern Neste trug." IV. 17: „Ein Mann, in dessen Blute sich Die Mücken um die Wette tränkten, Und ihm des Nachts so manchen Stich, So manche dicke Beule schenkten." — Manchmal erscheint auch bei Lichtwer wie bei Gellert ein doppelter relativsatz zu anfang, so I. 19: „Ein Mensch, der sich die Welt nie überdrüssig sah, Der hinter Nubien, zu Londen und Surate . . . Brüder hatte."

Eine ähnliche art des fabelanfangs, wie sie Gellert häufig anwendet, wenn er mit: „Ich will singen v. a. usw." oder: „Ich will dichten v. a. usw." beginnt, finden wir bei Lichtwer nicht.

Ganz ähnlich aber wie Gellert sucht uns Lichtwer mitten in die handlung hineinzuführen. Gellert beginnt z. b. in der Fabel „Die Missgeburt" mit einer art von monolog, einer anrede; ebenso Lichtwer in der ersten fabel des dritten buches:

O! Frau lebe wohl, ich sterbe!
Mein Schatz ist dieses Zauberbuch.
Das ist mein Gut, du bist die Erbe.
Du liest es ohne Widerspruch.
Nimm es und lies. Die Welt wird zittern,
Der Abgrund beben, der Himmel wittern.
Sprach Pamphilus, der Zaubern,
Zu ihrer Magd und ihrem Sohn.

In einer andern fabel macht Gellert mit einem dialog den anfang: „Mit Recht" sprach die junge Henne" usw. In ähnlicher weise versucht uns auch Lichtwer durch eine wechselrede in die situation einzuführen. So III. 17: „Mein Kind, du wagest dich so kühnlich in den

Wald, als ob kein Tyger um uns wohne," und III. 23: „Pfui, rief einst eine Nachtigall Aus ihrem Käfig usw."

Wie Gellert so stelt auch Lichtwer oft eine sentenz als einleitung an die spitze der fabel. I. 5: „Ein jeder Weiser ist ein Held, Er lässet sich den Tod nicht schrecken." IV. 7: „Die Zeit zermalmet Stahl und Stein, Thron, Schönheit, Schwerdt und Buch zerstiebet Durch ihre Feile." Dagegen fehlt bei Lichtwer völlig die lehrhafte anrede, welche bei Gellert so häufig am anfang der fabel steht. Sehr häufig ist indessen auch bei Lichtwer die direkte anrede am schluss (in der moral), aber nur in der gestalt einer ermahnung und nicht auch in der form der frage, wie sie bei Gellert, wenn auch selten, anzutreffen ist. I. 9: „Wenn du einmal an Ehren steigst." I. 25: „Merkt, Freunde, was die Lerche spricht, Und kehrt euch an die Uhu's nicht." II. 2: „Ihr kleinen dichter merkt's, und wagt euch nicht zu viel!" II. 10: „Aeltern, hemmt der Kinder Triebe Nie in ihres Standes Wahl!" III. 3: „Ihr frommen Seelen, traut des Heuchlers Thränen nicht;" III. 15: „Drum merke, dass du bey der Lust Nicht allzu sicher jauchzen musst, Du möchtest deinen Feind aufwecken." IV. 12: „Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt, Dass ihr auf einmal nicht sie stark beschwert." IV. 14: „Mensch dieser Görge hier bist du."

Selten sezt Gellert eine einfache frage an den schluss; auch Lichtwer hat sie nur einmal am ende der fabel, nämlich IV. 3: „Was hilft Gesetz, was helfen Strafen, Wenn Obrigkeit und Fürsten schlafen?" — Bei Lichtwer steht auch der blosse ausruf am schluss. VI. 8: „O wer doch sein Verdienst erforschte, Eh' er durch Bettelstolz sich zum Gelächter machte." II. 20: O möchten Gross und Klein des Alten Lehre fassen!" Für diese form kann ich analogien aus Gellerts fabelstil nicht anführen.

Mit Gellert hat Lichtwer in seinem styl auch das gemein, dass er den fabelton der conversationssprache möglichst nahe bringen will, und zwar dies dadurch zu erreichen sucht, dass er den leser gewissermassen selbst fragen und einwürfe machen lässt, die der autor dann beantworten muss. Solche fragen und einwürfe kommen bei Gellert, wie bei Lichtwer sehr häufig vor. II. 21: „Dem Zevs fiel ein, einmal zu reisen, Wohin?" Antwort: „wohin, als in die Welt?" III. 11: „Man sagt, dass einst ein Quell entsprang, Wo? will ich sagen, wenn ichs finde." IV. 20: „Wer wollte solche freyn? Geduld! es wies sich bald." I. 10: „Was halfs? das allzuspröde Kind War taub, und liess sich nicht erbitten." — Mehr in Lessings art ist die behandlung des einwurfs in I. 6 und zwar so, dass der erzähler erst einen satz hinwirft, dieser satz dann vom leser aufgegriffen und in einer erstaunten

frage widerholt wird, worauf die widerlegung und beantwortung der frage seitens des dichters erfolgt. Die stelle lautet: „Es fand ein Fuchs ein Buch im Grase; Ein Buch im Grase? sagest du, Wie kam das Buch ins Gras? Mein Freund! lass mich in Ruh, Ich sag, er fand es da, trotz deiner spitzen Nase. So lautet, sag' ich, der Bericht. Und fand er es im Grase nicht, Wo hätt' er es denn sonst gefunden?“ Die ähnlichkeit mit Lessing springt in die augen, wenn man etwa mit der hier angeführten Lichtwerschen stelle den eingang der Lessingschen fabel: „der Wunsch zu sterben“ [1] vergleicht, ich glaube aber dennoch annehmen zu dürfen, dass weder eine einwirkung Lessings auf Lichtwers, noch umgekehrt Lichtwers auf Lessing in dieser beziehung statgefunden hat, sondern dass sie beide ungefähr in gleicher zeit unabhängig von einander diese form des Gellertschen fabelstils in ähnlicher weise ausgebildet haben.

Besonders gern verwendet Lichtwer die form des einfachen einwurfs in der moral. I. 3: „Sie (die Weisheit des Schicksal's) nährt den Dichter kümmerlich: Warum? da singen sie am besten.“ II. 18: „Sagt ihr, Saturnus Leibtrabanten! Urheber trockner Folianten, Ihr schreibet, schmieret, eselt hier. Bekleckt manch ehrlich Riess Papier, die Zahl der Bücher zu vermehren. Warum? Damit ein Schuppius, Thomas und Gundling mit Verdruss Die Kanker einst herunterkehren.“ II. 21: „Wer hat die Schuld? Patron! der Wind.“ III. 20: „Was wird daraus? ein blosser Wäscher, Ein Gift des Volks, ein Zungendräscher.“

In Lessings art ist die fabel: „Die seltsamen Menschen“ geschrieben. Es war Lessings art überhaupt und besonders auch in der fabel „alles auf das ende hin zuzuspitzen, unsre erwartungen anzuspannen und dann, nicht selten durch ein wort, eine unerwartete lösung zu geben.“ [2] In der angeführten Lichtwerschen fabel spizt nun der dichter auch alles auf die schlusspointe zu, versteht durch rede und gegenrede dramatische wirkung hervorzubringen und unsre erwartungen aufs höchste zu spannen, bis dann mit einem wort auch hier eine ganz unerwartete lösung gegeben wird. Ein von langen wanderungen zurückgekehrter Reisender erzählt seinen freunden, wie elfhundert meilen hinter den Huronen menschen existieren, die ihm seltsam erschienen sind, weil sie bis in die nacht zusammensitzen, durch nichts von ihren plätzen zu vertreiben sind und ihm an wut den furien, an ernst den höllenrichtern, an angst den missetätern gleich schienen. Er wird von allen

1) Lachmann, Lessings Werke I, 124.

2) Erich Schmidt a. a. o. s. 70. Siehe auch daselbst die belegstellen aus den Lessingschen fabeln.

seiten mit fragen bestürmt, welchen zweck die sonderbaren menschen, die er gesehen, mit ihrem merkwürdigen treiben verfolgen; ob sie vielleicht für das gemeinwol sorgen? nein! ob sie den stein der weisen suchen? nein! ob sie die quadratur des cirkels finden wollen? nein! ob sie denn alte sünden bereuen? nein! Nun, was tun sie denn? sie spielen. — Diese erzählung gehört in anlage und ausführung, durch die dramatische belebung des ausdrucks, mit zu dem besten, was Lichtwer gedichtet hat.

Von Gellert hat Lichtwer ebenso wie Lessing noch eine andre art der überraschung gelernt, nämlich die unterbrechung. Doch hat Lichtwer diese form nicht oft verwendet. II. 17: „Allein es träumte mir vorher, Als säh ich alle Kinder sterben, Und meinen Schatz den Vetter erben. Auf diese Hoffnung .... Ach wie schön! Fiel ihm der Landsmann in die Rede."

Ein echt gellertscher zug ist es, wenn sich Lichtwer in einer seiner fabeln ganz gemütlich mit dem publikum in breiter geschwätzigkeit unterhält. IV. 17: „Ein Mann, in dessen Blute sich die Mücken um die Wette tränkten .... Schlug in den Aerzten nach und fand zu seinem Troste, dass das Cypressenholz das Mückenvolk verjage. Ob es andem, ist nicht die Frage, Ich melde nur so viel, dass, weil der Mann erbost, Und von den Leuten war, die glauben, was sie lesen, Er also bald bereit gewesen, dies Mittel andern vorzuziehn."

Beispiele in Lichtwerschen fabeln für die erscheinung, dass die beiden hälften des Alexandriners im gegensatze zu einander stehn, anzuführen, erscheint unnötig, da diese erscheinung fast in allen französischen und deutschen gedichten so häufig vorkomt, dass dieselbe, wie E. Schmidt sehr richtig bemerkt hat, keineswegs eine besondre eigentümlichkeit des Gellertschen fabelstils ausmacht.

Nicht so häufig, als bei Gellert, wird bei Lichtwer anstatt der substituierung des pronomens das nomen widerholt. I. 3: „Wie freundlich dankte sie Damonten! Wer wünschte nicht Damont zu sein!" ebds.: „Es hiess: der Vogel leidet Noth, So oft sie ihm das Futter reichte. Der Vogel, dem dergleichen Fülle Nie vor den Schnabel kommen war" usw. I. 8: „Sie zerreisst von Süd in Norden, Und verschlingt den Boreas. Boreas erwacht mit Schrecken."

Wie bei Gellert, so wird auch bei Lichtwer von den interjektionen sehr häufig gebrauch gemacht. Es erscheinen bei Lichtwer: ey, ach, ja, nein, o, je, seltener: o weh! und wohlan.

Ebenso wie bei Gellert sind auch bei Lichtwer oft die epitheta und umschreibungen unglücklich: „Das schleyrichte Gesicht" (die Eule). Auch die zusätze sind oft sehr wenig glücklich gewählt; zuweilen war

es wol blos die reimnot, die den wenig erfinderischen Lichtwer zu solchen unpassenden zusätzen verleitete. I. 13 heisst es z. b. in der ersten ausgabe: „Die Kuh erschien zuerst und klagte Mit heissen Thränen wie man glaubt;“ auf das ungeschickte dieses zusatzes wies schon Mendelssohn in seiner kritik der Lichtwerschen fabeln[1] hin. Lichtwer hat es in der ausgabe von 1762 folgendermassen verbessert: „Die Kuh erschien zuerst und klagte Der Thiere strengem Oberhaupt.“ Dagegen ist der unpassende und wol auch durch die reimnot hervorgerufene zusatz: „Wie man saget“ in derselben fabel von Lichtwer auch in der ausgabe von 1762 festgehalten worden.

Es ist ganz in Gellerts art, wenn Lichtwer bei einem vergleich die wechselnden, ungleichen jambischen systeme, deren er sich bis dahin in der betreffenden fabel bedient, verlässt und plötzlich zum Alexandriner übergeht. Man vergleiche z. b. das bild von dem „welschen Hahn, dem man was Rothes zeigt“ in Gellerts Widersprecherinn[2] mit folgender stelle bei Lichtwer. III. 10:

... Des Mannes Ruf erscholl gar bald:
Ein alter Mandarin, der viel bey Hofe galt,
Liess sich ausdrücklich einst verlauten,
Dass seine Bücher ihn vor andern sehr erbauten.
So wie ein Schulfuchs jauchzt, wenn etwa seine Schrift
Ein gnädiger Bescheid der Journalisten trifft;
Ein Zug darinn er sich mit schwindelndem Gehirne
Den Ewigkeiten naht, versetzt ihn in's Gestirne; usw.

Die wendung in der moral, welche sich bei Gellert nur einmal vorfindet: „es ging dem Hute fast wie der Philosophie,“ hat Lichtwer mit grosser vorliebe verwendet. I. 12: „Und also gieng es diesen Tüchern Gerade wie verbotnen Büchern.“ II. 12: „Es gieng ihm, unter uns geredt, Als wie den jungen Advokaten.“ II. 16: „Es gieng dem guten Rhein, wie Ludewig, dem Frommen.“

Fassen wir das alles zusammen, so muss constatiert werden, dass tatsächlich Gellert, wie es ja auch nicht anders sein konte, einen bedeu-

1) Litteraturbriefe, XIV, s. 288.

2) Vgl. Gellert, Die Widersprecherinn:
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?
So, wie dem welschen Hahn, dem man was rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang auseinandertreibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln streibet, usw.

tenden einfluss auf Lichtwers fabelstil ausgeübt hat. Andrerseits aber ist es auch nicht zu bestreiten, dass Lichtwer sich teilweise von Gellerts fabelton entfernt und zwar dadurch, dass er die form vermeidet, durch welche Gellerts heitre und anmutige geschwätzigkeit zum grossen teil mit hervorgebracht wurde, den alzuausgedehnten relativsatz und die zu weit ausgedehnte parenthese am anfang. Lichtwer mochte fühlen, dass Gellerts grazie und anmut, die ihm abgieng, dazu gehörte, solches geschwätz erträglich zu machen. Ganz entschieden aber und mit bewustsein wendet sich Lichtwer in der ausgabe von 1762 von dem Gellertschen fabelton ab. So lässt er jenes von mir schon angeführte, einem bilde aus der fabel: die Widersprecherinn von Gellert nachgeahmte bild in dieser ausgabe aus; so reduciert er jenes ebenfals von mir schon besprochene echt Gellertsche geschwätz in der fabel: Mann und Frau von 8 auf 4 zeilen:

III. 17: Schlug in den Ärzten nach und fand,
Dass das Cypressenholz das Mückenvolk verjagte,
Ob es andem? ist nicht die Frage,
Genug! Der Alte nahm das Mittel gleich zur Hand.

Wenn auch in dieser ausgabe noch die einflüsse Gellerts ganz deutlich zu erkennen sind, so zeigt sich doch an den angeführten beispielen das bestreben, so viel als möglich den Gellertschen ton zu vermeiden und direkte reminiscenzen aus demselben los zu werden.[1]

Charakteristisch für Lichtwers stil ist zweierlei: 1) die voranstellung der apposition. 2) der häufige gebrauch der anaphora. Was das erste betrift, so sind die beispiele dafür so häufig, dass ich unmöglich alle anführen kann. I. 1: „Es zog die Göttin aller Dichter, die Fabel usw." I. 7: „Die Kinder des verworfnen Drachen, die Laster." III. 9: „Der Thiere Grosssultan, der Löwe." IV. 9: „Der Fährmann jener Unterwelt, Herr Charon." — Sehr häufig werden zwei appositionen vor das dazu gehörige substantiv gestellt. I. 11: „Die Kinder der Lüfte, das leichte Geschlechte, die Vögel?" III. 11: „Der Menschen Lust, der Vögel Zierde, die Nachtigall." IV. 16: „Zwo alte Klatsch- und Lügen-Schwestern, Sibyllen in der Kunst zu lästern, die Elster und die Kräh." — Auch die beispiele für die anaphora sind so zahlreich, dass ich sie unmöglich sämtlich beibringen kann. I. 5: „Es bring ihn Feuer, Wasser, Erde, Es bring ihn endlich Wind und Luft." I. 11: „Kaum wurden die Spitzen des Brockenbergs lichte, Kaum zeigte

1) Ähnlich hat auch Lessing später seine fabeln durch wegstreichen der parenthesen energischer und knapper zusammenzufassen gesucht, vgl. Lachmann I, 104 anm.

sich Phöbus mit heiterm Gesichte," ebds.: „Dann folgten die Uhu's mit Kranich und Pfauen, Dann liessen sich Geyer und Habichte schauen." II. 10: „Und durchwühlten manchen Käse, manchen Mehlsack, manches Korn. III. 1: „Es sey nun ein betrübt Geschicke, Es sey, dass dieses Schäfers Tücke In Fotis Buch vergessen war." III. 18: „Mancher ward ein Raub der Krähen, mancher liess den Balg zurück." Oft macht Lichtwer in verschiedenen fabeln von derselben anaphora gebrauch. II. 21: „Kein Schwanenkleid verbarg die Glieder, Kein güldner Thau fiel mit ihm nieder, Kein Nebel macht ihn unsichtbar." II. 25: „Kein frisches Gräschen war auf den versengten Auen, Kein Stengel, keine Frucht zu schauen." III. 2: „Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund nicht nass gemacht." — Oder: I. 11: „Wer wollte die mancherley Tausende kennen? Wer könnte die mancherley Tausende nennen?" III. 6: „Wer stielt wie ich? wer sieht so helle? wer läuft so schnell? Wer riecht so weit?" IV. 7: „Wer ward von dir geherzt, aus deiner Hand gespeist? Wer lag an deiner Brust? wer schlief in deinen Armen? Wer war dein Augentrost, und fand bey dir Erbarmen? Wer anders als dein Hund?"

Lichtwer begint häufig seine fabeln mit der dritten person des neutrums. I. 1: „Es zog die Göttinn aller Dichter." I. 2: „Es lag und schlummerte ... Das Glück." I. 3: „Es trug Damont ... Ein Thier." I. 6: „Es fand der Fuchs ein Buch im Grase." I. 16: „Es ward nunmehr die letzte Tracht ... hereingebracht" usw. Von Gellert kann Lichtwer diesen eingang nicht überkommen haben, da keine einzige fabel Gellerts einen ähnlichen anfang hat. Wol aber finden wir bei Hagedorn sehr häufig den nämlichen eingang. S. 12:[1] „Es ward ein Sulimann nur durch den Krieg ergetzt." S. 25: „Es kam die Fledermaus in einer Wiesel Loch." S. 93: „Es lebt ein Eremit." S. 121: „Es wird Aurel ... zum Mammonsknecht." S. 113: „Es wagte sich einst in den Rhein ein Bacalaureus." Wir haben also vielleicht hier Hagedorn als das unmittelbare Vorbild Lichtwers anzusehen.

Hatte bei Gellert die erzählung bei weitem das übergewicht über die tierfabel (in der ausgabe von 1748 haben wir 83 erzählungen und nur 22 tierfabeln), so überwiegt bei Lichtwer bereits wider die tierfabel; bei ihm haben wir 35 erzählungen und 65 fabeln. Bei Gleim wird dann wider die tierfabel fast alleinherschend, während dann später wider bei Pfeffel die erzählung mehr erscheint als die tierfabel.

Lichtwer liebt die strophischen fabeln. Auch dies im gegensatz zu Gellert. Denn wir können bei Gellert das bestreben beobachten,

1) Ich citiere nach dem „Versuch in poetischen Fabeln und Erzehlungen. 1738."

von dem strophischen gedicht in der fabel loszukommen und der freieren masse, in welchen Lafontaine und La Motte sich fast durchgängig bewegen, sich zu bedienen. So hat er eine reihe von gedichten, welche in den „Belustigungen“ noch strophische form haben, nachher in das freiere metrum umgewandelt, in welchem längere jambische zeilen mit kürzeren abwechseln. In der samlung der fabeln von 1748 sind nur 11 fabeln in strophen abgefasst, während bei Lichtwer nicht weniger als 33 gedichte in strophischer form erscheinen. Die angewanten metra bei Lichtwer sind verschieden, am liebsten wird der jambische dimeter in mannichfachen — meist längeren — strophen verwendet. Doch erscheinen auch z. b. daktylen (I. 11). Der siebensilbige trochäische vers, welchen auch Gellert in dem gedichte: „Phylax, der so manche Nacht,“ verwendet, erscheint bei Lichtwer fünfmal (I. 22. II. 10. III. 18. IV. 10. IV. 24.) und zwar viermal in fortlaufenden zeilen, einmal (in der berühmten fabel von den katzen und dem hausherrn) strophisch gegliedert. — Eine andre seiner metrischen formen geht entschieden auf Lafontaine zurück. Es sind dies zwei strophen in dreitaktigen trochäen mit folgendem schema: a. a. b. c. c. b. Beide strophen stehen so mit einander im zusammenhange, dass in der ersten strophe eine beliebige kurze tierfabel erzählt und in der zweiten die anwendung auf verhältnisse im menschlichen leben gemacht wird.[1] Ich

1) Lafontaine I, 20: Un jour un coq détourna
Une perle, qu'il donna
Au beau premier lapidaire.
Je la crois fine, dit-il;
Mais le moindre grain de mil
Seroit bien mieux mon affaire.

Un ignorant hérita
D'un manuscrit, qu'il porta
Chez son voisin le libraire.
Je crois, dit-il, qu'il est bon;
Mais le moindre ducaton
Seroit bien mieux mon affaire.

Lichtwer III, 21: Eine Drossel, die sich fieng,
Als sie nach den Beeren gieng,
Liess die Thorheit sich gereuen.
Wär ich, sprach sie, wieder frey,
So wollt' ich die Leckerey
Aerger, als den Geyer, scheuen.

Eine Jungfer, die sich flink
An die jungen Kerle hieng,
Die sie um das Kränzlein brachten,
Schrie in der Gewissenspein:

glaube, dass durch die nebeneinanderstellung beider gedichte in der anmerkung es völlig klar wird, dass Lichtwer hier mit bewusstsein nach dem vorbilde des Lafontaine gearbeitet hat. Übrigens ist die form der beiden strophen auch später von Pfeffel ergriffen worden, aber hier ist die form Lafontaines (nämlich, dass jede der beiden strophen für sich eine abgeschlossene erzählung darstelt, die aber dennoch erst durch die vergleichung mit der andern in die richtige beleuchtung gerückt wird) bereits verwischt und beide strophen bilden eine fortlaufende erzählung (s. Fabeln, der helvetischen Gesellschaft gewidmet von Pfeffel, 1783. S. 161).

Lichtwer legt besonderes gewicht auf die originalität seiner erfindung und die gravität, mit der er dies sein verdienst in das rechte licht zu setzen und besonders herauszustreichen sich bemüht, hat etwas höchst komisches. Der verbesserer seiner fabeln hat in der vorrede zu seiner verstümmelung der Lichtwerschen fabeln die worte gebraucht: „Will man dem deutschen Dichter auch noch dieses (vor La Fontaine) als ein Verdienst anrechnen, dass die Erfindung von ihm selbst herrührt, so sind wir sehr wohl damit zufrieden.“ Über diese äusserung braust Lichtwer in der vorrede zu der auflage von 1763 unwillig auf: „Vortrefflich! In des kurzsichtigen Herrn Verbesserers Augen ist die Erfindung bei einem Fabeldichter eine blosse Kleinigkeit, etwas Zufälliges, damit es nicht allzuviel zu bedeuten hat. Kenner aber wissen, dass darin das einzige Verdienst des Fabeldichters bestehe, und die poetische Verzierung ein blosses Nebenwerk und vielleicht ein fremder Putz sei.“ In der tat hat auch Lichtwer nur wenige stoffe direkt entlehnt. Dennoch hat er vielfach an seine vorgänger angeknüpft; zu einer sentenz Gellerts hat er sich bemüht, eine neue fabel zu erfinden und in der moral widerholt er fast wörtlich den ausspruch Gellerts.[1]

Möcht ich wieder Jungfer seyn,
Wollt' ich keinen Kerl mehr achten.

Ganz genau ist Lichtwer allerdings die nachbildung der Lafontaineschen form nicht geglückt, denn die vier lezten zeilen der zweiten strophe zeigen nicht dieselben reimendungen, wie die der ersten strophe. — Desselben metrums, aber nicht der Lafontainesch contrastirenden zweiteiligen form, hat sich Lichtwer auch in einer drei strophen umfassenden fabel bedient (IV, 15 der ausgabe von 1758); und auch hierin suchte Pfeffel ihm nachzuahmen. (Fabeln usw. 1783. Buch IV, s. 187.)

1) Gellerts Fabeln, teil II. Cotill.

Ein Thor findt allemal noch einen grössern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiss.

Lichtwer II, 14: Ein Narr trifft allemal noch einen Grössern an,
Der ihn nicht gnug bewundern kann.

Wie Gellert liebe und glück einführt (Fabeln, teil III. Das Glück und die Liebe.), sie im gespräche uns darstelt, so auch Lichtwer (I, 2.) Glück und Traum.

Den vergleich zwischen einem vogel und dem dichter, welchen Gellert in „Nachtigall und Lerche" ausgeführt hat, ahmte auch Lichtwer vielfach nach. — Lichtwers anlehnung an Lafontaine habe ich schon oben an einem ganz evidenten beispiele nachgewiesen. Hier sei nur noch auf eins aufmerksam gemacht. Lichtwer gebraucht oft das bild von der wahrheit, welche sich in den rock der lügen einhült und nun als die fabel sich uns darstelt. So erzählt er I. 1, wie die fabel von räubern geplündert und ihrer kleider, der lügen beraubt wird. Plötzlich aber, ehe sichs die räuber versehen, steht die wahrheit nackend da und da niemand die wahrheit nackend sehen kann, so geben die räuber ihr die kleider zurück. Ähnlich heisst es auch in dem prolog zum zweiten buch:

Die nackte Wahrheit gieng von einer Thür zur andern,
Und klopfte fruchtlos an, man hiess sie weiter wandern.
Das unverschämte Weib, rief einst, ich weis nicht wer,
Die Geilheit macht sie kühn, so frech tritt sie einher.
Fort du Verführerinn! Sie floh, mit nassen Wangen,
In eine Wüsteney und war nicht weit gegangen,
Als sie in einem Strauch den Rock der Lügen fand;
Die Wahrheit hüllte sich getrost in dies Gewand,
Blieb Wahrheit nach wie vor, und gieng nur wie die Lügen,
Die Menschen sahen sie und sahn sie mit Vergnügen,
Und wer sich bis anher an ihre Blösse stiess;
Der nahm die Wahrheit an, die itzo Fabel hiess.

Dieser vergleich der fabel mit der wahrheit, welche sich in das gewand der lüge hült, stamt aus Lafontaine und da ich keinen deutschen fabeldichter kenne, durch welchen dieser vergleich von Lafontaine zu Lichtwer gekommen sein kõnte, so glaube ich zu der annahme berechtigt zu sein, dsss Lichtwer ihn direkt aus Lafontaine geschöpft hat, die stelle in Lafontaines fabeln, welche ich im auge habe, steht in den einleitenden versen, welche er der ersten fabel des neunten buches vorausschickt:

Et même, qui mentiroit
Comme Ésope et comme Homère,
Un vrai menteur ne seroit:
Le doux charme de maint songe
Par leur bel art inventé,
Sous les habits du mensonge
Nous offre la vérité.
L'un et l'autre a fait un livre

Que je tiens digne de vivre
Sans fin, et plus, s'il se peut.[1]

Mit einer andern fabel: IV. 25, die Vater und Sohn betitelt ist, knüpft Lichtwer an einen stoff an, der schon von den deutschen dichtern des 16. jahrhunderts behandelt worden ist. Es ist das die erzählung von dem bauer, dessen sohn jurist ist; der sohn bringt ein reichlich mit glossen versehenes corpus juris mit nach haus, der vater schneidet die sämtlichen glossen ab. Diesen stoff hat auch Hans Sachs behandelt und wenn man seine bearbeitung, welche den titel trägt: „Der Müller mit dem Studenten" mit der Lichtwers vergleicht, so fält diese vergleichung durchweg zu gunsten des älteren dichters aus. Hans Sachs erzählt in behaglicher und ergötzlicher breite, wie der müller einen sohn besizt, der gute anlagen zeigt; er schickt ihn zur schule; der vetter pfarrer rät, ihn auf die universität zu schicken. Der vater befolgt den rat und der sohn wird nach Ingolstadt geschickt. Fortwährend schreibt er um geld, weil er bücher kaufen müsse; dem müller will dies wenig behagen, und als drei jahre herum sind, lässt er den sohn nach hause kommen, um zu sehen, was er denn gelernt. Der sohn zeigt ihm das corpus iuris, der alte wundert sich darüber, dass das buch zweierlei schrift enthalte und fragt bei dem jungen an, welche bewantnis es damit habe. Der sohn antwortet, die grosse schrift heisse man den text, die kleine aber die glosse. Der vater erwidert, er verstehe kein latein, der sohn solle ihm die sache deutsch erklären. Da bemerkt der sohn:

Der text ist die warheit,
Wie das haben vor langer zeyt
Die alten keyser gestellet wol,
Gerecht vnd aller weissheit vol,
Ihre stattuten vnd gesetz,
Nach den man in gericht zu letz
Soll vrtheiln nach gerechtigkeit.
Vnd darnach aber mit der zeyt
Haben die gelehrten drüber geschriben,
Wie jeglichen sein geist hat triben,
Wie man die warheit soll verstehn
Vnd mit dem rechten soll umbgehn
Doch einer anderst, denn der ander,
Fehln oft des rechten wegs allsander

1) Vgl. auch II, 1:
Je les consacrerois aux mensonges d'Ésope:
Le mensonge et les vers de tout temps sont amis.

Mit ihren commenten lang und gross.
Schaw, vatter, das nennt man die gloss.

Dem alten will das sehr wenig gefallen, aber er verschluckt seinen ärger und schickt seinen sohn zu dem vetter pfarrer, bei dem er zu mittag essen und der ihn über sein wissen examinieren soll. Als der sohn weggegangen, haut der vater mit dem beil die glossen herunter, so dass bloss noch der text stehen bleibt. Der zurückkommende sohn ist darüber im höchsten grade aufgebracht, der vater dagegen meint gleichmütig, er habe dem sohn einen dienst erwiesen, da dieser ja nun doch noch die wahrheit ganz besitze. Der sohn erwidert klagend, von der wahrheit könne er nicht leben, wenn er nicht zugleich der ränke und listen kundig wäre, um der partei, welche er vertritt, zum siege zu verhelfen. Da sagt der alte:

Solch kunst achten wir dorffleut nicht,
Besitzen wir doch vnser gericht
Vnter dem himmel bey der linden;
Offt kurzer zeyt ein vrtheil finden
Nach der waren gerechtigkeit,
Darmit jhr umbgeht lange zeyt,
Sucht darinn ewern gewinn vnd nutz,
Halt der gerechtigkeit wenig schutz.
So seyd warhaftig, jhr juristen
In stätten nit vast gute Christen.

und rät ihm ein bauer zu werden, sich ehrlich von seiner hände arbeit zu nähren und sein brot zu verdienen, da er keinen pfennig mehr auf ihn verwenden werde, „vnd lass dein juristerey faren,

Das dir nit endlich daraus wachs,
Deiner seel schad!“ So spricht Hans Sachs.

Die bearbeitung des Hans Sachs übertrift die des modernen dichters durchaus. Alles ist bei Hans Sachs besser motiviert, so z. b., wenn er erzählt, wie der junge fort und fort geld zum ankauf von büchern verlangt, so dass der alte höchst neugierig wird, was denn das wol für bücher sein möchten, um die er dem sohn so viel geld hat schicken müssen. Oder wenn Hans Sachs den vetter pfarrer schon zu anfang der erzählung als den erwähnt, der dazu geraten hat, den jüngling auf die universität zu schicken, so dass es wol motiviert erscheint, wenn der alte nachher, als er den jungen weghaben will, um seinen anschlag auf das corpus iuris ungestört ausführen zu können, ihn zum vetter pfarrer schickt, der ihn über sein wissen examinieren soll. Alle ähnlichen feineren züge fehlen bei Lichtwer. Dazu komt, dass grade in diese fabel der ausdruck zuweilen von einer unerträglichen steifheit ist. So z. b. folgende stelle:

Da gürtete daheim der Vater seine Lenden,
Fiel, ohne Scham und Scheu für den Justinian,
Mit einer Scheer, o Trotz! das Corpus Juris an,
Und schnitt mit einer Wuth, auf die ich selber fluche,
Die Glossen aus dem Ganzen Buche. —

Wendet sich Lichtwer[1] mit dieser fabel gegen die juristen und knüpft er somit an ein thema an, das grade damals von den sächsischen dichtern, von Gellert („Der Prozess"), von Rabener (Satyrische Briefe) vielfach variiert worden war, so wendet sich eine andre fabel gegen eine torheit, die damals ebenfals algemeiner gegenstand der satire war, gegen die reisesucht. Wir können die geisselung dieser mode durch die satire im 18. jahrhundert deutlich verfolgen. Sie geht aus von Holbergs Hans Franzen oder Jean de France, sie spielt mit hinein in die an dieses stück Holbergs anknüpfende Hausfranzösin der frau Gotsched. Auch Gellert wendet sich gegen die reisesucht und zwar ebenfals in einer dem Jean de France nachgebildeten gestalt,[2] dem französierten gecken, herrn Simon, in dem lustspiel: „Das Loos in der Lotterie;" ebenso hat Rabener (Samml. satyrischer Schriften I. 53.) diese modetorheit angegriffen. So schliesst sich denn Lichtwer einer, grade in den vierziger jahren herschenden, algemeinen litterarischen strömung an, wenn er in der fabel: „Die Mäuse" (IV. 6.) gegen die reisesucht opponiert. Eine maus ist von weiten reisen zurückgekommen und erzählt, dass sie auf manchen böden mäuse gesehen habe, welche sich von kopf bis zu fuss in lange braune mäntel einhülten und wie die vögel umherflögen. Man lacht sie aus: um das zu sehen, hätte sie nicht in fremde länder zu reisen brauchen, das seien fledermäuse, die sie hier täglich sehen könne. Der dichter schliesst mit der moral:

Und so verreisen Viel ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu sehn,
Das sie umsonst zu Hause fänden.

1) Eine andre fabel (III, 20) wendet sich gegen die winkeladvokaten und lässt sich noch besser als die ebengenante mit der stelle in Rabeners Satyrischen Briefen (Samml. satyr. Schriften, 1762, III, 397 fg.), in welcher ein advokat einem officier verschiedene vorschläge macht, wie er einen gläubiger um das geliehene geld betrügen könne, vergleichen. Die stelle in Lichtwers fabel: „Ein Meineid schafft für Alles Rath" erinnert an den eingang des satyrischen briefes bei Rabener: „Aus der Sache wollen wir bald kommen. Können Sie schwören? In einer Viertelstunde kann man zehn Wechsel abschwören?" — Doch soll aus dieser ähnlichkeit kein schluss auf beeinflussung Lichtwers durch Rabener, oder umgekehrt, gezogen werden.

2) Dass diese gestalt Gellerts wirklich dem Holbergischen Jean de France nachgebildet ist, werde ich an einem andren orte des weiteren nachzuweisen haben.

Andre fabeln wenden sich gegen die gelehrten und die pedanten, (II. 18. II. 22. III. 16.), ein thema der satire, das von den sächsischen dichtern, von Gellert (fabeln und im lustspiel: Die zärtlichen Schwestern) und bis zum überdruss von Rabener grade damals fort und fort behandelt wurde. Ein andrer gegenstand der satire, das lob, welches schlechten menschen in der grabrede oder nach dem tode überhaupt freigebig gespendet wird, — ein gegenstand, für den sich auch bei Rabener anknüpfungen finden, ist von Lichtwer behandelt in der fabel: Das Mäusebegräbniss (I. 24). Doch wollen wir die betrachtung dieses gedichtes uns aufsparen und es weiter unten mit einer fabel ähnlichen inhalts von Gleim vergleichen.

Die sächsischen dichter lebten in einem unfreien staate. Und wie etwa Grillparzer und Raimund im 19. jahrhundert, die ebenfals in einem unfreien und gedrückten staate leben, immer als das lezte und höchste ziel des menschlichen lebens den innern stillen frieden bezeichneten, welchen man sich dadurch erringt, dass man sich weder zu hoch hinauf noch zu tief hinunter wagt, — so bezeichneten auch die sächsischen dichter, besonders Gellert, als ihr lebensideal den mittelweg, die ruhe und den stillen frieden des bürgerlichen lebens. Und Lichtwer hat, wenngleich er nicht in dem gedrückten Sachsen, sondern in dem kräftig und sicher emporstrebenden Preussen lebte, sich doch in dieser beziehung den tendenzen der sächsischen dichter im wesentlichen angeschlossen. In der fabel: „Der Hänfling“ (II. 6.) verlangt er, dass man sich nicht zu hoch hinauf, aber auch nicht zu tief hinunter wage, und in einer andren erzählung (II. 20.) predigt er, dass man sich begnügen lassen solle.

Doch begnügt sich Lichtwer nicht damit, den „Mittelstand“ vor allem zu feiern, er polemisiert auch gegen den adel. „Was helfen,“ ruft er einmal aus, „dem Edelmann Helm und Paniere, Was nützen ihm Feder und Wappen und Geld, Wenn ihn seine Trägheit zum Pöbel gesellt?“

Recht gut gelingen Lichtwer die naturschilderungen; er malt besonders gern die hereinbrechende nacht. So sagt er in einer seiner fabeln: „Der junge Kater“ (II. 12.): „Die dunkle Nacht bezog das Land, der Thau wusch die bestaubten Fluren“ und in der fabel, welche das vierte buch eröfnet, schildert er schön die hereinbrechende nacht folgendermassen:

> Die Zeit verbarg des Tages Schein,
> Die Nacht schwang ihre feuchten Flügel
> Schon über die bethauten Hügel
> Und schlummerte den Erdkreis ein.

Ihr Schatten wich dem Sternenlichte,
Der Mond strich sein verhüllt Gesichte
Mit silberfarbnen Hörnern an.

Unwilkürlich gemahnt uns das: „Die Nacht schwang ihre feuchten Flügel“ an Goethe; und es erscheint wie ein vorklang der worte: „Die Winde schwangen leise Flügel“ in der herrlichen naturschilderung von „Willkommen und Abschied.“

Höchst unangenehm wirkt bei Lichtwer häufig die unerhörte trivialität des ausdrucks. So, wenn er die fabel: „Die Tulipane“ (I. 24.) folgendermassen beschliesst:

Des schön und dummen Liessgen's Tod
Macht Mopsen's Augen täglich roth,
Es will sich Mops erhenken.
Ihm sterben Eltern, Brüder, Freund,
Da Mops, der Mops kein Tröpfgen weint,
Ist's ärger zu erdenken.

Oder wenn es IV. 15 heisst: „Eine kühne Wespe stach Hänschen, als er Aepfel brach In die Hand, dass Alles krachte.“ Einen grossen teil dieser trivialen wendungen hat zwar Lichtwer in der ausgabe von 1762 weggeschaft, aber es sind deren immer noch eine ganze anzahl geblieben.[1]

Auch der umstand fält in Lichtwers fabeln auf unangenehme weise auf, dass die moral zuweilen zu der betreffenden fabel passt wie die faust aufs auge. Ich will nur ein beispiel dafür anführen. In der fabel: „Der Diamant und Bergcrystall“ hat jemand einen diamant und einen bergkrystall verloren; beide liegen im sand vergraben. Der diamant tröstet sich mit dem bewusstsein seines wertes: „Der erste der mich sieht,“ sagt er, „nimmt mich von der Erden.“ Den inneren wert gesteht der bergkrystall dem diamant zu, aber er meint, dass er zu wenig schimmer besässe, um jedermann ins auge zu fallen. Und der bergkrystall soll recht behalten; ein vorübergehender wandrer sieht ihn, nimt ihn zu sich, lässt aber den diamant unberücksichtigt, der bald vom sande verweht wird. Schon Mendelssohn hat richtig erkant, worauf es bei dieser fabel eigentlich ankam und in welche moral sie sich zuspitzen muste: „Der geschliffene Bergkristal,“ sagt er a. a. o., „wird dem rohen Diamant vorgezogen: Wer findet hier nicht die Lehre,

1) So z. b. folgende stelle: III. (8.)
Vordem erstreckte sich Athens Gerichtsbarkeit
Sogar auf unbelebte Dinge,
Der Mann Pausanias sagt solches ungescheut.

dass in der Welt mehr auf äusserlichen Glanz, als auf innern Werth gesehen wird.“ Statt dessen gibt Lichtwer folgende moral: „Ein grundgelehrter Kopf bleibt öfters unbekannt, Und ewig auf den Hefen sitzen; Das ist der rohe Diamant. Die Sitten können mehr als die Gelahrtheit nützen.“ Der bergkrystall ist ein mensch, der wol zu leben weiss. Und diese moral hat Lichtwer auch in der auflage von 1762 im wesentlichen beibehalten.

Aus der ungleichheit von Lichtwers schaffen erklärt es sich, dass mehrfach verbesserungsversuche von andern an seinen fabeln gemacht wurden. Es erschien sogar eine besondre, von Ramler besorgte ausgabe der fabeln (von 1761), welche allerdings einige verbesserungen enthielt, die aber zugleich Lichtwers buch in einer abscheulichen weise verstümmelte und zwar so, dass der verbesserer von einer ganzen reihe von fabeln nur einzelne fragmente stehen liess. Lichtwer nahm dies, wie natürlich, sehr übel auf. Ich verzichte darauf, auf die einzelheiten dieses streites näher einzugehen und verweise auf die darstellung desselben durch Mendelssohn im 13. litteraturbrief.

Der nächste nachfolger Lichtwers in der fabeldichtung war Gleim. Seine ersten fabeln erschienen 1756. Wir wollen uns zuerst mit dem fabelstil der fünfundzwanzig fabeln, welche diese ausgabe enthält, näher beschäftigen. Hatten wir schon bei Lichtwer eine allmähliche abkehr von dem Gellertschen fabelton constatieren müssen, so können wir behaupten, dass Gleim mit Gellerts fabelstil gar nichts mehr gemein hat. Eins der wichtigsten merkmale des Gellertschen fabeltons, der relativsatz am anfang, fehlt bei Gleim durchweg; wir finden ihn bei keiner der fünfundzwanzig fabeln. Eine andre wichtige eigentümlichkeit von Gellerts fabelstil, die parenthese am anfang fehlt ebenfals fast volständig. War für Gellerts fabelton das asyndeton charakteristisch und trat das polysyndeton nur ausnahmsweise und vereinzelt auf, so ist hier umgekehrt das polysyndeton das regelmässige und das asyndeton erscheint nur selten. Ich will für die häufige verwendung des polysyndeton eine reihe von beispielen anführen. I. (Ich citiere hier nach der ausgabe von 1756.) „Die sanfte Tazze Warf sie nach ihr, und, auf und nieder, Liess sie laufen, Fing sie wieder und sah dabei vergnügt und freundlich aus.“ IX: „Der arme Mann verstummte ganz Und auch sein Kind. Er nahm das Brod Und seufzt' und sagte nur: ach Gott! Und schnitt sich noch ein Stückchen ab Und sprach.“ XIII: Und sah die Wellen ruhn Und sah um seinen Muschelwagen .... Meerwunder sich, in grosser Menge nahn.“ XX: „Ein Hoffhund stand auf beiden Hinterfüssen Und horcht', und macht ein hämisches Gesicht Und sagte.“ XXI: „Das könnte seyn, erwiederte Die Nach-

tigall, und flog auf eine Höh Und sang. Und alle Wandrer blieben stehn, Und sagten.“ XXV: „Und bald darauf setzt sie hinzu: „„Wie gross dein Gott!““ Und dann verlässt Sie Ros' und Garten, und ein Fest der Freude nimmt sie auf.

Für Gleims stil in diesen ersten 25 erzählungen von 1756 ist zweierlei charakteristisch: einmal die voransetzung der apposition, eine eigentümlichkeit, die, wie wir gesehen haben, auch für Lichtwers fabelstil charakteristisch war und die recht gut von Lichtwer auf Gleim übergegangen sein kann. Bei Gleim XVII: „Des Himmels Nachbarinn, die Gemse.“ I. „Die arme Tochter des Äsop, die Fabel.“ Die zweite eigentümlichkeit in Gleims fabelstil ist die participialconstruktion am anfang. Es ist sehr leicht möglich, dass Lafontaine in dieser beziehung auf ihn eingewirkt hat, da dieser mit vorliebe participialsätze am anfang der fabel oder der erzählung gebraucht. Gleim, VIII: „Eine kleine Raupe lag, von sich selber eingesponnen.“ IX: „Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth.“ XIII: ... Neptun, umringt von blauer Tritons Heer“ usw.

Die fortsetzung der fabeln erschien 1757, die nächste 1786. Mir ist nur die leztere zugänglich gewesen. Sie zerfält in vier bücher, von denen drei original-fabeln, das vierte übersetzungen oder vielmehr nachdichtungen des La Fontaine enthält. Ausserdem sind noch einige erzählungen als anhang beigegeben. Wenn wir bei Lichtwer sahen, dass er sich mit der ausgabe von 1762 immer mehr von Gellerts fabelton zu entfernen suchte, so haben wir hier das umgekehrte verhältnis. In den später entstandenen fabeln tritt Gleim dem Gellertschen fabelstil wider etwas näher. Wir finden relativsätze, die freilich nicht allzuweit ausgedehnt sind, (III. 19: „Ein Mann, der Gott, und sich, und Gottes Welt studirte usw.“ IV. 2: „Ein armer magrer Wolf, der wenig Lämmer stahl.“ Ein sehr ausgedehnter relativsatz, der recht gut bei Gellert stehen könte, steht in einer fabel von 1783 (Anhang. 8.): „Ein Knabe, dem gelocktes Haar Bis auf die Schultern hing, und der in meinen Augen Schön, wie die schönste Blume war, aus welcher Bienen Honig saugen usw.,“ auch die parenthese zu anfang tritt häufiger auf und wird mehr ausgedehnt. [I. 27: Lockmann oder auch Aesop (denn man weiss nicht, wer von beiden höher seinen geist erhob, Nackte Wahrheit einzukleiden In gefälliges gewand.)] Doch dehnt Gleim nie relativsatz oder parenthese so weit aus, dass, wie bei Gellert, wideranknüpfung durch widerholung des wortes unbedingt notwendig wäre. Auch der einwurf, dem wir bei Gellert so häufig begegnen, tritt in den späteren fabeln Gleims mehrfach auf. Ein einwurf bei Gleim, (IV. 23: „Man flickte — war's zu Strassburg oder Rom? Ich weiss

es nicht —" usw.) erinnert unwilkürlich an eine wendung in einer Lessingschen fabel (Lachmann, s. 123: Nix Bodenstrom, ein Schiffer, nahm — War es in Hamburg oder Amsterdam, daran ist wenig oder nichts gelegen — Ein junges Weib).

Ich hatte schon erwähnt, dass Gleim eine ganze reihe Lafontainescher fabeln nachgedichtet hat. Es ist sehr interessant, fabeln Lafontaines in der nachbildung von Hagedorn und Gleim mit einander zu vergleichen. Leider ist es mir nicht möglich, diese vergleichung hier auszuführen. Gleim hat zuweilen die sentenzen Lafontaines ganz unnötig aufgeschwelt. Aus dem zweizeiligen sinspruch, welcher bei Lafontaine die fabel von der eichel und dem kürbiss einleitet, hat Gleim eine didaktische anrede von nicht weniger als vierzehn zeilen gemacht. — Aber ganz abgesehen von diesen übersetzungen, hat Gleim auch sonst mannichfach an Lafontaine angeknüpft; auch er hat das bild von der nackten wahrheit, die sich, um keinen anstoss zu geben, in das gewand der lügen hült und nun zur fabel wird (I. 27.) — ein bild, das uns schon bei Lichtwer begegnet ist und das, wie ich bei der betrachtung von Lichtwers gedichten nachgewiesen habe, von Lafontaine stamt. Und auch Gleim knüpft an jenes graziöse zweistrophige gedicht Lafontaines: Un jour un coq détourna an, welches schon Lichtwer nachzubilden versucht hatte. Aber Gleim greift aus dem Lafontaineschen gedicht bloss die erzählung der ersten strophe auf und bildet diese dann zu einer längeren fabel aus.[1]

Eine fabel Lichtwers erwähnt Gleim in seinen fabeln und er hat denn auch berührungspunkte mit Lichtwer. Die fabel Lichtwers von dem schmetterling, der mit dem adler um die wette zu fliegen sich unterfängt (II. 2), hat Gleim nachgeahmt und zwar so, dass er anstatt des schmetterlings einen raben sezt, der ebenso wie der schmetterling bei Lichtwer, unverrichteter sache umkehren muss. Wie Lichtwer, so hat auch Gleim die anwendung der fabel auf die dichter gemacht.

1) Lafontaine s. o.: Un jour un coq détourna
Une perle . . .
Je la crois fine, dit il,
Mais le moindre grain de mil
Seroit bien mieux mon affaire
Gleim, III, 5.
Ein Hahn stand auf dem Mist und scharrte tief, und fand,
Statt eines Gerstenkorns, den schönsten Diamant.
Ei! wärst du, sprach der Hahn, ein Gerstenkorn gewesen!
Allerdings begegnet uns ja dieser fabelstoff auch in der gesamten deutschen fabellitteratur des 16. jahrhunderts, doch ist wol anzunehmen, dass Gleim nicht aus dieser, sondern aus Lafontaine schöpft.

(II. 5.) Auch eine andre fabel Gleims berührt sich im inhalt mit einer fabel Lichtwers; ich habe darauf oben schon hingewiesen. Es handelt sich nämlich bei den beiden fabeln (Lichtwer, das Mäusebegräbniss I. 24 und Gleim, der Fuchs und der Hofhund, I. 21) um einen damals oft behandelten gegenstand der satire, nämlich um die sitte oder unsitte, die schelmen und schurken nach dem tode herauszustreichen und sie besonders in der grabrede mit lobeserhebungen zu überschütten. Rabener hat in seinem „Traum von den abgeschiednen Seelen“ gegen diese unsitte angekämpft. Dort träumt ein mann, er sei gestorben und müsse nun in der kirche seine eigne grabrede mit anhören. „So zufrieden ich jederzeyt,“ heisst es,[1] „in meinem Leben mit mir selber gewesen bin, so zweifelhaft war ich doch über dieser Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich sey, welchen er meyne. Ich sahe mich in der ganzen kirche um, in der Meynung, vielleicht noch eine andre Leiche zu finden, auf welche alle diese Lobes-Erhebungen gehen sollten, und nunmehr merkte ich, dass ich es selbst im ganzen Ernste seyn müsste usw.“ Bei Lichtwer wird eine tote maus begraben, eine andre maus hält die leichenrede, bleibt aber stecken und komt nicht wider zurecht. Da bemerkt eine maus, das hätte ja gar nicht anders geschehen können, weil ein lügner ein gutes gedächtnis haben müsse. Bei Gleim ist der luchs gestorben und der fuchs hält ihm die leichenrede:

Sie, bei diesem Trauerfalle,[2]
Leidtragende, Sie wissen's alle,
Was für ein Trost der Wittwen und der Waisen
Der war, den unsre Thränen preisen usw.

Der hofhund hört diese rede mit an, unterbricht den redner und bemerkt, dieselbe trauerrede habe er vor einem halben jahre von einem menschen gehört und der hätte kein wahres wort geredet:

Was lobt man doch die Schelme nach dem Tode?
Lass, Fuchs, den Menschen diese Mode!

Ein andres bild, das auch Gleim verwendet, hat Lichtwer auch, aber Gleim hat es schwerlich von Lichtwer überkommen, weil es ein in der ganzen fabeldichtung traditionelles motiv ist. Das ist die zusammenstellung der nachtigall mit einem andren und zwar weit schöneren vogel; die menschen, die weit mehr auf den äusseren schein sehen, denken natürlich, der schönere müsse auch am schönsten singen, werden aber bald eines besseren belehrt. Das ist ein stehendes motiv in

1) Rabener, Sammlung satyrischer Schriften. 1753. Bd. II, s. 23.

2) Vgl. Rabener a. a. o. Werke 1753. II, 24. Er schwur, sage ich, dass ich zwar .... ein starker beförderer der schönen künste und wissenschaften, aber noch ein weit stärkerer vertheidiger der wittwen und waisen gewesen wäre.

der fabeldichtung und es ist von interesse, es bei den verschiedenen dichtern zu verfolgen. Gellert führt es in der fabel: „Ein Zeisig war's und eine Nachtigall" mit einer ausdrücklichen nutzanwendung auf menschliche verhältnisse aus. Bei Lichtwer treten gimpel und nachtigall zusammen auf; auch hier wird eine nutzanwendung wie bei Gellert gemacht:

„Ein schwacher Leib, oft ungestalt,
Wird grosser Geister Aufenthalt,
Anstatt dass wir in schlechten Seelen
Die Schönheit zu den Fehlern zählen."

Bei Gleim ist die sache etwas anders; der wiedehopf preist seine schönheit der nachtigall, da singt die nachtigall, alles bleibt stehn und horcht, aber den wiedehopf sieht niemand.

In andern fabeln komt Gleim auf litterarische gegenstände zu sprechen; ein kritiker von Uz und Klopstock wird mit dem Uhu verglichen (I. 10.); einem andern, der Gleim, Uz und Gerstenberg niedersingen will, wird das wenig schmeichelhafte prädikat esel zu teil (I. 50). Zu dem gedicht an Klejst, das schon in der samlung von 1756 stand, komt eine polemik gegen Gotsched hinzu; mit behagen citiert Gleim den namen, welchen Rost in seinem vorspiel Gotsched gegeben hatte: der gespaltene Herr, und bemerkt, dass Kleistens Frühling von den musen gelobt würde, „wenn der gespaltne Herr ihn tadelt jämmerlich" (das soll heissen: wenn auch der gespaltne herr seinen jämmerlichen tadel über den „Frühling" ausgiesst).[1]

Gleim bedient sich fast durchweg des freien metrums, welches Gellert mit so vieler vorliebe angewendet hat, also: kürzere jambische zeilen, die mit längeren abwechseln; zuweilen hat er auch, wie in den anakreontischen gedichten nur kürzere jambische zeilen angewendet. Einige male begegnet uns auch der dreifüssige trochäus, der uns schon bei Lichtwer (s. o.) und einmal bei Gellert entgegengetreten ist. Gleim

1) Gleim hat auch politische gegenstände behandelt; am schönsten ist unter den fabeln, welche sich auf politische verhältnisse beziehen, diejenige, welche die rasche und energische tat feiert, mit der Friedrich d. Gr. beim ausbruch des siebenjährigen krieges seinen feinden zuvorkam. Drei tieger meinen, der löwe schlafe und rüsten sich zum angriff; da springt der löwe auf, sizt auf dem einen tieger, ehe der sichs versieht und packt den andern mit mächtiger klaue. Ich stehe nicht an, diese fabel, nicht allein als eins der vorzüglichsten stücke zu bezeichnen, die Gleim geschrieben hat, sondern sie mit zu dem besten zu zählen, was die fabeldichtung des 18. jahrhunderts hervorgebracht hat.

wendet ihn mit besondrer vorliebe bei seinen nachdichtungen Lafontainescher fabeln an.

Hatte Gleim der fabel kürze und präcision gegeben, so verlieh ihr Pfeffel glätte und eleganz, allerdings eine eleganz, die uns zuweilen ziemlich frostig anmutet. Er hat ebenso wenig von Gellerts treuherziger naivetät und gutmütiger geschwätzigkeit, als von Gleims kürze und präcision. Pfeffels erste fabeln erschienen 1783. Der stil dieser fabeln zeigt wenig eigentümliches. Sie beginnen meist mit einem kurzen erzählenden satze. I. Baharam: Ein Königssohn aus Persien war Baharam. I. Der Himmel: Ein Toller kam bey Nacht von seinen Ketten los. I. Pythagoras: In Kroton starb ein armer Greis. I. Der Freund in der Noth: In einer Nacht verlor Aret Sein Gut. I. Recept wider den Krieg: Die Löwen fielen mit den Bären in einen fürchterlichen Krieg. I. Der Pommer und der Kater: Ein Pommer ward von einem Schusse lahm usw. Zuweilen erscheint auch der relativsatz am anfang, aber keineswegs so ausgedehnt, wie bei Gellert, sondern mehr in der art, wie ihn etwa der französische fabeldichter Florian[1] anwendete, an welchen Pfeffel auch anknüpfte. I. Der Tempel zu Memphis: „Ein Magier, der nicht ein Wort „Vom Apis der Ägypter wusste." I. Der Fakir: „Ein Fakir, der mit seiner Kette Den Satan selbst gefesselt hätte." I. Die Turteltaube und der Papagey: „Ein Turteltäubchen, dessen Gatte Durch eines Jägers Tyranney Den frühen Tod gefunden hatte." I. Amynt: „Amynt, der sich mit Wünschen quälte." Der einwurf am anfang komt nur ein einziges mal vor. I. Der Genius: „Ein Genius ward nach Paris verbannt. Warum? O! fragt mich nicht, denn ich erzähle Nichts, was ich selbst nicht weiss." — Mit Gellert gemein hat Pfeffel übrigens die häufige verwendung des asyndetons. I. Der Pelikan: „Gesengt vom heissen Mittagswind Erstarb die Flur. Die Nymphe leckte Am trocknen Krug. Der Hunger blökte Mit seinem blassen Mordgesind, Den Seuchen, welche Myriaden Erwürgt, gleich rasenden Mänaden, Durchs öde Land. Ein Pelikan Am Ida litt mit seinen Jungen Des Orkus Durst" usw. In dem ganzen 39zeiligen gedicht komt nur dreimal das: „und" vor. Aber während Gellert das asyndeton ohne jede absichtlichkeit verwendet, und grade dadurch jenen gemütlichen plauderton hervorbringt, der ihm so gut steht, macht es bei Pfeffel, wo es mit bewusster und gesuchter absichtlichkeit auftritt, den eindruck des unerträglich gespreizten und gezier-

[1] Florian II, 6 „Deux chats qui descendaient du fameux Rodilard
Et dignes tous les deux de leur noble origine." usw.
II, 7 „Un homme, qui montrait la lanterne magique" usw.

ten, wie man grade an dieser fabel deutlich sehen kann. Weitere beispiele für das asyndeton: I. Pythagoras: „In Kroton starb ein armer Greis. Sein Freund, ein alter Pudel harrte fest bei ihm aus: Den Todesschweiss Leckt er ihm vom Gesicht. Man scharrte den Leichnam ein.“ I. Recept wider den Krieg: „Die Löwen fielen mit den Bären In einen fürchterlichen Krieg; Wie Wasser floss in beyden Heeren Das Blut. Der flatterhafte Sieg Wand diesem bald, bald jenem Kronen.“ — Die parenthese am anfang komt bei Pfeffel fast gar nicht vor.

Indem sich Pfeffel so von dem Gellertschen fabelton volständig entfernte, ohne dass er sich jedoch die kurze epigrammatische art Gleims anzueignen vermochte, erhielt sein fabelstil zwar glätte und eleganz, aber wenig anziehendes und interessantes. Wie weit er sich tatsächlich von dem Gellertschen fabelton entfernt hat, kann man am besten erkennen, wenn man seine nachdichtung der La Motteschen fabel: Le Cameleon mit dem original und der übersetzung von Brockes vergleicht, wie ich sie am anfang dieses aufsatzes mitgeteilt habe. Den gutmütigen plauderton, für den sich kein satz so gut eignet, als lang ausgedehnter relativsatz (welcher am besten so weit fortgeführt wird, dass wideranknüpfung durch widerholung des substantivs nötig ist) und parenthese, wird von Pfeffel folgendermassen verwässert:

Zween Wanderer vom Kennerhaufen
Begegneten sich vor Athen,
Nachdem sie Land und See durchlaufen
Und alles in der Welt gesehn,
Vielleicht auch nichts gesehen hatten.

Man sieht: hier ist keine spur mehr von jenem naiven conversationston, welcher von La Motte und Brockes angeschlagen, nachher von Gellert seine völlige ausbildung erhielt, sondern es herscht formengewantheit und glätte, aber zugleich auch kälte und nüchternheit.

Pfeffel knüpft, wie schon gesagt, an die französischen dichter, an La Motte und an Florian an; von den deutschen fabeldichtern hat er wenig stoffe entlehnt und hat überhaupt nicht alzuviel mit ihnen gemein. Am meisten scheint er noch von Lichtwer gelernt zu haben; gleichheit der epitheta (z. b. der löwe wird der grozssultan der tiere genant bei Lichtwer, III. 9 und bei Pfeffel, I. s. 27) und ähnliches mehr weisen darauf hin.

Manche interessante beziehungen auf gleichzeitige ereignisse finden sich bei Pfeffel. In einer aus dem jahr 1779 stammenden fabel[1] wen-

1) IV. Das Goldstück.

det er sich gegen den Wolfenbüttler fragmentisten. Er vergleicht ihn mit einem juden, welcher einem knaben, der ein goldstück gefunden, vorredet, dass die münze falsch sei, worauf der knabe die münze zornig in den brunnen wirft. „Ihr nehmt dem redlich sichren Christen Ein Gut, das Euch nicht nützen kann,“ ruft Pfeffel aus und gibt dem fragmentenschreiber, der die schöne moral leider nicht mehr hören konte, den guten rat, lieber strassenräuber zu werden. Ein andres gedicht ist Bodmer gewidmet, welchem der dichter wünscht, dass der lorbeer, den Delos gott für ihn geweiht, noch lange sein silberweisses haar schmücken möge. Wenig respektvoll werden in der fabel: Der Fund die nachahmer von Shakespeare und Goethes Götz behandelt.

Gehn wir noch schnell die metra durch, deren sich Pfeffel bediente, so komt überaus häufig der jambische dimeter vor, sowol fortlaufend, als auch in mannichfache strophen abgeteilt, deren zusammensetzung aufzuzählen unnötig ist. Ausserdem erscheint auch die feinere form, in welcher längere jambische zeilen mit kürzeren abwechseln und dann jene Lafontainesche strophische trochäische form (a. a. b. c. c. b.), die wir auch schon bei Lichtwer angetroffen haben. In einer ganz kurzen strophe ist das gedicht: „Die Nelke“ [1] geschrieben, welches ich hauptsächlich deshalb anführe, weil wahrscheinlich Goethe sein gedicht: „Gefunden“ ihm nachgebildet hat.

Die entwicklung des fabelstils im 18. jahrhunderte, nach Gellert, würde sich also nach den von uns gewonnenen resultaten folgendermassen gliedern: Lichtwer entfernt sich schon teilweise, besonders in seinen späteren jahren, von Gellerts fabelton; Gleim reisst sich von demselben los und bildet sich einen eignen knappen und epigrammatischen fabelstil, wendet sich aber in späterer zeit dem Gellertschen ton wider mehr zu; Pfeffel endlich verwischt jede charakteristische eigentümlichkeit des fabelstils. Zu einer völligen übersicht der entwicklung würde man indessen erst dann gelangen, wenn man auch alle die kleineren fabeldichter des 18. jahrhunderts, die Petermann, Pfeil, Helck, Neugebauer, Eissfeld, Moser, Schenckendorf usw. usw. untersuchte und im zusammenhang darstelte.

1) III. S. 143: Ich kann für die einzelheiten jezt auf meine ausführungen im nächsten (VI.) bande des Goethe-Jahrbuchs verweisen.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

ZUSÄTZE KLOPSTOCKS ZU SEINEN GRAMMATISCHEN GESPRÄCHEN.

Herr professor dr. Jaro Pawel in Wien hat in der handschriftensamlung der k. k. hofbibliothek zu Wien, unter IX, 5, einige von Klopstock selbst herrührende zusätze zu seinen „Grammatischen Gesprächen“ aufgefunden und mir zur veröffentlichung freundlichst mitgeteilt. Sind dieselben zwar an sich nicht eben von erheblicher inhaltlicher bedeutsamkeit, so geben sie doch widerum zeugnis von den ernsten studien und dem eindringenden nachdenken, welche Klopstock noch bis in sein hohes alter auch dem technischen des vers- und namentlich des hexameterbaues zugewendet hat, und von seiner vertrautheit mit den homerischen gedichten. Da aber jenes Klopstocksche werk für die jeztlebenden fast verschollen und vergessen, vielen kaum nur noch dem namen nach bekant ist, und nur sehr wenige in der lage sein werden, ein exemplar der originalausgabe zur hand zu haben, oder gar selbst zu besitzen, erscheint es als rätlich und zweckmässig über das zum unmittelbaren richtigen und völligen verständisse dieser zusätze notwendige etwas eingehender zu berichten.

In seinem 70. lebensjahre veröffentlichte Klopstock (geb. 2. juli 1724) ein werk, betitelt: „Grammatische Gespräche von Klopstock. Altona 1794. Bey Johann Heinrich Kaven“; befassend 6 seiten vorrede, 360 seiten text und 1 seite „verbesserungen“; splendide gedruckt in klein-octav. In der vorrede gibt er auskunft über zweck und form des werkes. Er habe, so berichtet er, zwar die absicht gehegt, eine grammatik zu schreiben, aber es doch vorgezogen, zur aufheiterung seines alters, dem, was er für regel unserer sprache halte, die bildung zu geben, welche man in diesen gesprächen findet. Das sei nun keine grammatik, es seien aber auch keine fragmente, sondern entweder ganze gespräche, oder vollendete teile von solchen, die als ganzes noch nicht vollendet seien. Solcher volständiger gespräche hatte er nun, nach seiner angabe in der vorrede, elf auszuführen beabsichtigt. Aber in dem gedruckten buche sind von diesen nur erst fünf volständig mitgeteilt, und zwar: 1) die grammatik, s. 1—12; 2) die aussprache, s. 13—45; 3) der wolklang, s. 66—104; 4) die wortbildung, s. 149—227; 7) die kühr (d. h. die richtige auswahl zwischen mehreren vorhandenen ausdrücken), s. 289—312. Dazwischen eingeschaltet sind sechs kürzere stücke, die er „zwischengespräche“ benant, aber deren inhalt und zweck nicht durch ein vorangesteltes titelwort kurz bezeichnet hat (s. 47—55; 57—67; 105—116; 129—147; 229—288;

355 — 360). — Als noch unvollendete gespräche hat er, nach seiner angabe in der vorrede, noch zurückbehalten: 5) die silbenzeit; 6) die wortänderniss; 8) wortändrung; 9) wortfolge; 10) verskunst; 11) die bedeutsamkeit. Mitgeteilt aus diesen noch zurückbehaltenen hat er jedoch: aus 8) „die wortveränderung" ein vollendetes stück (s. 117 bis 128), und ferner aus 10) „die verskunst" ein vollendetes stück (s. 313 — 354), und zu diesem leztgenanten gehören die in der Wiener bibliothek aufgefundenen nachträglichen bemerkungen Klopstocks.

Dieses stück, aus dem gespräche „Verskunst," behandelt den hexameter, und ist im wesentlichen eine rechtfertigung und verteidigung des deutschen hexameters, wie ihn Klopstock sich gestaltet hatte, gegenüber dem griechischen, wie er bei Homer erscheint. Es unterreden sich: „die Verskunst. Der Spondeus. Der Choreus. Der Jonier. Der Didymäus. Andere." (Unter Choreus ist gemeint der Trochäus, unter Didymäus wahrscheinlich wol der Epitritos oder der Päon.) Das wort jedoch führen fast nur der Spondeus, als verteidiger des griechischen, Homerischen, und der Trochäus, als verteidiger des deutschen, Klopstockischen, hexameters. Darauf weist die das gespräch beginnende „Verskunst" sogleich in den ersten einleitenden worten hin: „Was den griechischen und deutschen Hexameter betrift, können der Spondeus und der Choreus am besten auseinandersetzen. Denn sie sind es, die als künstliche Füsse, beyder Unterschied bestimmen." Die übrigen teilnehmer an dem gespräche werfen nur dann und wann einige für die sache wenig erhebliche bemerkungen dazwischen.

Unbequem beeinträchtigt wird für den heutigen leser das verständnis des ganzen dadurch, dass die verschiedenen versteile und versabschnitte, wie versfüsse, wortfüsse und die verschiedenen arten von cäsuren, nicht mit den heute algemein üblichen und geläufigen technischen ausdrücken bezeichnet, und diesen gemäss klar und bestimt unterschieden und erörtert werden: und weiter dadurch, dass die zahlreich eingestreuten griechischen belege durchweg nicht mit griechischen, sondern mit deutschen buchstaben gedruckt sind, überdies ohne jede angabe der stellen, aus welchen sie entnommen sind.

Die rechtfertigende erörterung des deutschen hexameters begint auf s. 329 der Choreus [Trochäus] mit der erklärung:

„Das deutsche hexametrische Silbenmass ist aus drey Formen des Verses, aus der griechischen, der griechisch-deutschen, und der deutschen zusammengesetzt."

„Die zweyte [die griechisch-deutsche] beobachtet die Abschnitte [Cäsuren] ihres Urbildes, und mich [den Trochäus] braucht sie nur einmal als künstlichen Fuss."

Dann folgen (s. 329—339) acht eigentümlichkeiten des deutschen hexameters; und zwar:

„Die deutsche Form beobachtet 1) eben die Abschnitte [Cäsuren, wie der griechische Hexameter]: aber sie braucht mich [den Trochäus] öfter.

Da er nun, vor Wehmut stumm, der Leidenden Angst sah." usw.

(S. 330) „Der Vers hat entweder nur einen Abschnitt [Cäsur], oder er hat ihrer zwey."

„In jenem Falle, setzt 2) die deutsche Form den männlichen Vorabschnitt, oder den, welcher vor der Mitte des Verses ist:

Aber entflohn — am erschütterten überhangenden Felsen.

Diess ist Nachahmung von diesem Verse:

Priamidā — hina nāūsi koronisi thespiades pūr.

[*Πριαμίδῃ, ἵνα νηυσὶ κορωνίσι θεσπιαδὲς πῦρ.* Il. 15, 597]

Höre noch einige: ......

Mā me, gūnai, — chalepoisin oneidesi thūmon enipte

[*Μή με, γύναι, χαλεποῖσιν ὀνείδεσι θυμὸν ἔνιπτε.* Il. 3, 438]

.... Wenn dir gleichwol Verse, wie Mā me gūnai — als Beispiele nicht gelten; so wird doch wenigstens folgender eins seyn dürfen:

Hoplesthai — tade amphiponāsometh', hoisi malista."

[*ὅπλεσθαι, τάδε δ'ἀμφιπονησόμεθ', οἷσι μάλιστα.* Il. 23, 159]

Hier ist der erste zusatz eingeschaltet:

„*Oder auch*:

Autar epei — toi pāma tod' āgagon Uraniones

[*αὐτὰρ ἐπεί τοι πῆμα τόδ' ἤγαγον Οὐρανίωνες.* Il. 24, 547]

Tod' kann von pāma nicht getrennt werden."

S. 332. „Die deutsche Form hat 3) den weiblichen Versabschnitt:

Dann ausruhten — am kühlenden wiedergefundenen Bache.

Spondeus: Auch nachgeahmt? — Choreus [Trochäus]: Was erlaubt dir, den weiblichen Abschnitt hier zu verstossen, da er es in der Mitte nicht wird? Er hat mit dem mänlichen überall gleiches Recht. Der Römer meisterte den Griechen dadurch, dass er sich des weiblichen Abschnittes sehr oft enthielt .... Der Deutsche meistert nicht allein nicht; sondern er geht auch auf dem Wege des Griechen fort. — Spondeus: Der ging aber auf seinem Wege selbst nicht fort. — Choreus [Trochäus]: Wenn er es that; und der Deutsche stillstand: so würfest du diesem jetzt vor, dass er zurück geblieben sei."

Hier ist der **zweite** zusatz eingeschaltet:

„Der Grieche hat es übrigens zuweilen auch. z. E.

Essetai ämar — hot' an pot' oloolä Ilios hirä

[ἔσσεται ἦμαρ ὅτ' ἄν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρή. Il. 4, 164].

Spondeus: Hier soll ich wohl wider über dem sogenannten Abschnitte den ungehörten nicht bemerken? — Choreus [Trochäus]: Ja, wenn du willst (corr. in *magst*). *Du kanst es auch bey folgendem Verse thun:*

Äe günaikos — hä uk oiden polemäia erga."

[ἠὲ γυναικός, ἣ οὐκ οἶδεν πολεμήια ἔργα. Il. 7, 236.]

S. 332. „Die deutsche Form macht 4) den weiblichen Nachabschnitt: [S. 333]

Da mit dem ziehenden, ebbenden Strome — geflügelte Schiffe"

Hier ist der **dritte** zusatz eingeschaltet:

„Homer macht gehörte Abschnitte, die diesem ähnlich sind, z. E.: Ai ken moi polübulos Athänä.

[αἴ κέν μοι πολύβουλος Ἀθήνη κῦδος ὀρέξῃ Il. 5, 260.]"

. . . . . .

. . . . „Spondeus: Dein angeführter, und durch die Sprechung beschönigter vers hat auch das wider sich, dass er zu Hexametern verführt, wie dieser ist:

Wankte der blutige Überwinder — mit Graun von dem Schlachtfeld.

Da es doch, um wenigstens den Schein des weiblichen Mittelabschnittes zu behalten, heissen müste:

Wankte der blutige Völker-bezwinger.

[S. 334.] Choreus [Trochäus]: Was haben denn der Abschnitt, den man hier nicht machen will, und der gemachte mit einander zu thun? Hierher gehört:

Wankte der blutige stolze Sieger — mit Graun

Denn stolze und Sieger sind beynah so genau verbunden, als es die beyden Worte in Überwinder sind."

Hier ist der **vierte** zusatz eingeschaltet:

„Ich merke noch an, dass der Theil des Hexameters: Wankte der blutige Überwinder, der letzte Vers der alzäischen Strophe ist. Jener Theil wird auch gemacht wie Horazens: Cras ingens iterabimus aequor [*Od. 1, 7, 32*]. *Da nunmehr die ermüdeten wanken. — Spondeus: In welcher Verbindung steht der Hexameter mit den lirischen Versen? — Choreus* [*Trochäus*]: *In der, dass er sich den Stolz verzeihen lassen muss, das bloss als Theil aufzunehmen, was in der Strophe ein Ganzes ist."*

S. 334. [Trochäus]: „Der Hexameter hat auch zwey Abschnitte.

In diesem Falle hat die deutsche Form 5) den weiblichen Vorabschnitt, und den mänlichen Nachabschnitt:

Wo in des Berges — benebelte Kluft — der Entfliehende stürzte

Doch ich irre mich. Diess gehört zur griechischen Form:

Ă ra, kai ărche — lechosde kioon — hama d' heipet' akoitis

[ἤ ῥα, καὶ ἦρχε λέχοσδε κιών. ἅμα δ' εἵπετ' ἄκοιτις. Il. 3, 447.]

Jene hat 6) den mänlichen Vorabschnitt, und den weiblichen Nachabschnitt:

Wo der Gesang — mit Wendungen tönte — der ändernden Bildung.

. . . [S. 335.] Man geht auch hier auf dem Wege der Griechen fort, die z. E. ărche [ἦρχε] und kioon [κιών] nur anders stellten.

Die deutsche Form hat 7) zwey weibliche Abschnitte,

Sank in des Berges — benebelte Klüfte — der irrende Wandrer."

S. 337. „Choreus [Trochäus]: Die deutsche Form ahmt 8) die griechische, welche den ungehörten Abschnitt hat, dadurch nach, dass sie den Vers, selbst ohne diesen Scheinabschnitt, fort [S. 338] eilen lässt . . . . . .

Flohn auf felsenverbergenden, hochaufwogenden Meeren
Irrend im unausgänglichen Labirinte des Schicksals
Naht dem überhangenden drohenden Felsengebirge

Ich würde diese verse nicht als nachgeahmte annehmen, sondern (bis auf die ändernden Kürzen) als griechische, wenn du mir erlaubtest, dass ich in folgenden aus Homer:

O popoi, oo mega thauma tod' ophthalmoisin idesthai
Hămenos, ude ti tu skopu ămbroton, ude ti toxon
All' u hoi charis amphiperistrephetai epeessin
Hoos ephat', ude tis autothi eini polei lipet' anăr.

[ὢ πόποι, ἦ μέγα θαῦμα τόδ' ὀφθαλμοῖσιν ὁρῶμαι. Il. 13, 99.
ἥμενος, οὐδέ τι τοῦ σκοποῦ ἤμβροτον, οὐδέ τι τόξον. Od. 21, 425.
ἀλλ' οὔ οἱ χάρις ἀμφιπεριστέφεται ἐπέεσσιν. Od. 8, 175.
ὣς ἔφατ'; οὐδέ τις αὐτόθ' ἐνὶ πτόλεϊ λίπετ' ἀνήρ. Il. 24, 707.]

hier ungetrent lassen dürfte, was so genau zusammengehört, dass dabey selbst nicht von dem Scheinabschnitte die Rede seyn kann."

. . . . . S. 345. „[Choreus = Trochäus] . . . Durch 'nen einzigen Pirrich [pyrrhichius ◡ ◡] wird der schönste Hexameter verderbt, besonders wenn der Gegenstand einen ganz anderen Fuss erforderte. Z. E. Epei ktane.

[Ἀτρείδης Μενέλαος ἐπεὶ κτάνε, τεύχε' ἐσύλα. Il. 17, 60]

Krateron menos.

[Ἕκτορος ὄρσωμεν κρατερὸν μένος ἱπποδάμοιο. Il. 7, 38]

Sthenos oorse.

[*ὀτρύνουσ' ἰέναι· ἐν δὲ σθένος ὦρσεν ἑκάστῳ.* Il. 2, 451.]
Achos ellab'.

[*δούπησεν δὲ πεσών· πυκινὸν δ' ἄχος ἔλλαβ' Ἀχαιούς.* Il. 16, 599.]
Dunai kratos.

[*Τρωσὶν δὴ βόλεται δοῦναι κράτος ἠέ περ ἡμῖν.* Il. 11, 319.]
Dios hira talanta,

[*Τρῶας φευγέμεναι· γνῶ γὰρ Διὸς ἱρὰ τάλαντα.* Il. 16, 658.]
Und nun vollends zwey Pirriche in Einem Verse:

Antikrü d'apo mārinthon tame pikros oistos

[*ἀντικρὺ δ' ἀπὸ μήρινθον τάμε πικρὸς ὀϊστός.* Il. 23, 867.]

Vor jedem geht ein Moloss [— — —] vorher, und sie werden dadurch noch auffallender. Meine Sprache hat zu viel Amphibrache; aber warum wurdest du hiervon so laut, da doch die deinige, neben den schönen Schwingen, mit denen sie schwebt, auch so manches Pirrichflügelchen hat. Der Amphibrach [⏑ – ⏑] kann leicht zu oft, allein der Pirrich solte gar nicht gebraucht werden: und das selbst nicht als Theil, wenn das Wort, woraus dieser besteht, wegen der Bedeutung, sich den Kürzen weigert, z. E. Ek Dios

[*ἢ καὶ ὀνειροπόλον — καὶ γάρ τ' ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν.* — Il. 1, 63]. —

Spondeus: Nun wie viel verliere ich denn durch den Pirrich? — Choreus [Trochäus]: Er hat auch Sipschaft. Wie kommen dir [S. 346] Benennungen und Zeitworte vor, die einsilbig, und zugleich kurz sind? Z. E. Oo na [*ὦ να*]. Zoon hel'.

[*ζωὸν ἕλ'· ἵππω γάρ οἱ ἀτυζομένω πεδίοιο.* Il. 6, 38]
Prosthen de ki'.

[*μακρὰ βιβάς· πρόσθεν δὲ κί' αὐτοῦ Φοῖβος Ἀπόλλων.* Il. 15, 307.]
Höre es nur recht: De [*δὲ*], und Ki [*κί'*] sind sich metrisch gleich. Was würdest du nicht alles wider mich sagen: wenn ich es wäre, der, den Flug unterbrechend, mit den Krane [*κράνε*], und gar den Ki' [*κί'*], oder den Na [*να*] (diess von Jupiter[1]) flatterte."

Hier ist der fünfte und letzte zusatz eingeschaltet:

"und das auch wol mit beiden zugleich in einem Halbverse:
peri de xiphos oxü thet' omo."

[*εἵματα ἑσσάμενος, περὶ δὲ ξίφος ὀξὺ θέτ' ὤμῳ.* Od. 2, 3; 4, 308; 20, 125.]

HALLE. J. ZACHER.

1 In den Homerischen Epen finde ich nur die feierliche gebetsanrede *Ζεῦ ἄνα* Il. 3, 351; Il. 16, 233; Od. 17, 354; im Hymnus auf Apollo: *ὦ ἄνα* v. 179 und *ὦ ἄν'* v. 526, beidemal gerichtet an Apollo, nicht an Jupiter.

DAS LUZERNER FASTNACHTSPIEL VOM JAHRE 1592.

Das wichtigste von den Luzerner fastnachtspielen ist das vom jahre 1592. Ist auch vom text fast nichts mehr vorhanden, so haben wir doch noch eine inhaltsangabe der einzelnen akte in vier wenig abweichenden recensionen. Von besonderm interesse ist aber, dass auch über die technik dieses spieles auf verschiedene fliegende blätter geschriebene und in Man. Fol. M 178 der Bürgerbibliothek aufbewahrte notizen überliefert sind. Es zeigt sich eine grosse verwantschaft zwischen der technik dieses fastnachtspieles und derjenigen der Luzerner osterspiele.

Catalogus der personen deß spils.

Spillüt vnd Trommeter.
Schillt trager vnd Fendrich proclamatoris.
Proclamator.
4 Trabanten.
Anagnostes vßlegger deß spils.
Argumentator.
Der 1 Narr, 2 Narr, Bettelvogt.
Otium hatt sin Lagkayen, Spiler.
Ein Metzger knab Vllj angst.
Ein Puwr Heini grob.
Ein Puwren Wyb vrsel gspunst.
Ein dienst magt Dorj stand gern.
Ein Frömbder mann Viator.
Frass, Schlekmul, Bringdirs, Bscheid thun, die 4 Schlemmer = Heluo, Cupes, Propino, Sit Saluti.
Conuiuium, Keller, Koch, Kuchibůb, das erst wynmeitlin kranck, das ander wynmeitlin gsund.
Ein Lyrerin, Zigynerin, Ein gougkler.
Ein armer kriegsman, Ein Ellender armer bettler, zwen Arm schůler, Spillüt von allerley seittenspil, Erster spilman.
Prandium, Abusus sin hoffmeister, Tagv̈rte, Nachgügerlin, syne diener.
Zamendeckerin.
Coena, Excessus syn Hoffmeister, Schlafftrunck, Nachtsuppen syne diener.
Bona Societas, Wyttschweiff, Flatieren Ire Mägt.
Consuetudo Ein wyb, vnghorsame hinlässigkeit, jre mägd.
Kurtzwyl Ein wyb, Hoffart, Fulentzerin jre Mägt.
Hoffart, Fraß, vnzucht, Můttwill, Gytt, Tüffel = Lucifer, Beelphegor, Asmodeus, Petulcus, Mammona.

Die Kranckheiten.
Nox Ein wyb, vnzucht, verwegenheit jre Mägt.
Conscientia, jre Mägdt.
Tod.
Doctor, Apothegker, Syn knab Fabius.
Brůder Conrat Barfůsser ordens prediger vnd bychtvatter, Maurus sin gsell Ein Nouitz.
Der spat rüw, verdorben burger, verdorben Edelman, verdorben pur Armůt.
Experientia die Richterin.

Hypocras Galenus Auicenna Auerrois	die 4 Doctores jre assistenten.

Remedium der Schryber.
Proculus sin knab.
Ein Lööffer.
Hilffbald, Aderlaß, Purgatz, Syrup jre 4 diener oder weybel pedellen.
Lentulus Stattvogt.
Syn Lackey.
Ein weybel oder Stattknecht.
Dieta jst der Nachrichter.
Sin bůb.
Sin Metz.

Die personen, welche nicht handelnd auftreten, sind unserm stück mit den osterspielen gemein, nämlich der proclamator, sein schildtrager, sein fändrich, die trabanten und der in einer andern recension angeführte regent. Der Anagnostes und Argumentator vertritt hier die gleiche stelle wie in den osterspielen lehrer und propheten. Ferner sind gemeinsam auch die engel und teufel. In den osterspielen haben vornehme frauen wie Vasthi, Esther, Magdalena, ihre mägde, gewöhnlich zwei.

Tagürti bedeutet eigentlich das essen, das tagenden ratsherren oder richtern unentgeltlich gegeben wird. Nachgügerlin oder Nachtgügerlin ist der nachttrunk. Zamentragerin oder Zamendeckerin, gerne im deminutiv Zamendeckerli gebraucht, ist gleich kuplerin. Die namen der krankheiten lauten Colica, Calculus, Apoplexia, Epilepsia, Squinantia, Paralysis, Pleuresis, Podagra. In den osterspielen treffen wir drei kategorien von teufelnamen, einmal Glissglass, Brendlin, Bürstlin, Krütlin, Fäderwüsch, Vnkrut, oder Superbia, Luxuria, Gula, Auaritia, Acedia, Invidia, oder Lucifer, Asmodeus, Beelphegor, Mammona,

Beelzebub, Leuiathan, Astaroth, Sathan. Während in unserm stück sozusagen alle namen allegorisch sind, finden wir solche in den osterspielen nur unter den teufeln, alle andern sind historisch.

Die schauspieler waren alles männer und zwar aus den höhern ständen gerade wie bei den osterspielen. Ebenso ist der umstand gemein, dass oft zwei oder mehrere rollen in einer hand lagen. Unser stück hat circa hundert rollen, aber nur siebenzig „agenten.“ In einer hand lagen zum beispiel Proclamator und Sit Saluti, Flatiererin und Wynmeitli, Fendrich, Heini Grob und eine krankheit, Heluo und Hilfbald. Doch komt nicht vor, dass ein und dieselbe person zugleich eine männer- und eine frauenrolle zu spielen hat.

Substantz aller Actuum deß gantzen Spils In 21 theil oder Actus abgetheilt.

Actus 1.

Hatt dise personen: Spillütt, Schillttrager, Fendrich, Proclamator, Sine 4 Trabanten, Beid Narren sampt dem Bettelvogt, die 6 Tüffel.

In dißem Actu würdt gehandlet:

Der anfang vorred vnd yngang durch den Schilltrager Fendrich vnd proclamatorem ouch den Anagnostem.

Die Narren machent ein kurtz vnd lächerig Intermedium mit dem Bettelvogt.

Daruff hallt Lucifer mit synen Tüfflen syn Examen, gspräch vnd klag abgangs, hallt ein Gericht vmb den wolverdientisten, der würdt bekröntt, daruff sendet er sy vß jn die wellt die menschen zum fal zebringen.

Actus 2.

Hatt dise personen: Müssiggang, Spiler, V̊li angst, Heinj grob, vrssel gspunst, Dorj stand gern, Wandelgsell.

In disem actu würdt gehandlet:

Müssiggang vnd spiler hand jr gspräch, erzellend jren stand vnd wäsen.

Trybent mů̊twillen mitt gedachten 5 personen, die für v̈berwandlent mitt rantzen spotten vnd vexieren, alls der mů̊ttwilligen jungen purst gewonheit jst vnderwylen by ettlichen.

Actus 3.

Hatt dise personen: Müssig gang, Spiler, Heluo, Conuiuium, Keller, Koch, Kuchibů̊b, Cupes, Propino, Sit Saluti.

In disem Actu würdt gehandlet:

Sy Ratschlagend zum Collatz, Müssiggang heißts rüsten, wil es alles zalen.

Heluo versorgts, bevilchts Conuiuio.

Conuiuium heißt sin gsind rüsten. Die gsellen samlent sich komment vnd Collatzend.

Sit Saluti jst vff dem Kilchweg, Sy manent jnn ouch zu jnen.

Müssiggang heißt den Imbis rüsten vnd meer gest laden.

Darzwüschen zühend sy gan spacieren vnd hillfft Cupes zurichten nach dem vßbindigisten.

Rec. B. Sit Saluti jst jm für gang wil zkilchen, sy lockend jn zu jnen. er gat. Conuiuium ladt die wyber vnd die spillüt. Conuiuium ist der Wirt.

Actus 4.

Hatt dise personen: Conuiuium vnd sin gsind, Spillütt, Kurzwyl, Gütte gsellschafft, Gwonheit, jre 6 Mägd. Appothegker. Appothegkers knab, Die Narren. Prandium, Abusus, Tagvrti, Gügerlin. Die 6 Tüffel.

In disem Actu würdt gehandlet:

Die 3 wyber thund sich züsamen.

Kurtzwyl rüst sich, heißt jro alle bereitschafft bringen sich vff das prächtigist ze kleiden. deßglychen züg vß der Appothegk sich zu büffen Nach der wellt vnd zum wollust. das würdt alles offenlich am platz verricht zur anzeig.

Die Tüffel machent ouch jre possen. hellffend ouch darzu, mitt den seltzamen krösen.

Darzwüschen bschicht ein kurtz lächerig Intermedium mit jrer magt by dem Appothegker. ouch Musica bis sy fertig jst.

Die Tüffel komment vnd rüement Lucifero. was sy schon angestifft vnd vßgricht.

Rec. B. Petulcus Tüffel macht possen mitt dem krößlen.

Rec. C. Ee dz Bona Societas Consuetudo und Kurtzwil kommend. mützend si sich. Tüffel helffend mützen.

Actus 5.

Hatt dise personen: Müssig gang. Spiler. Heluo. Cupes. Propino. Sit Saluti. Die 3 wyber vnd jre 6 mägd. Prandium. Abusus. Tagvrte, Gügerlin. Beyde wynmeitl[?]. 2 Arme schüler. Armer bettler. Armer kriegsmann. Gougkler. Zigynerin. Lyrerin. Beyd Narren. Trometter vnd Spillüt. Conuiuium und sin gsind.

In disem Actu würdt gehandlet:

Die ersten gsellen komment von spacieren zhoff zum jmbiß.

Man blaßt vff. die andren geladnen gest komment. Sy werdent mit Ceremonien gsetzt.

Die geladnen gest erzellend ein jedes synen stand vnd wäsen allso ouch sines gsinds vnd diensten.

Sy machent gůtt meisterloß possen mit dem wyn vnd zechen, ouch mitt den wynmeittlinen.

Prandium wil mässig syn, so fart man v̈ber jnn vß.

Zwen Arme schuler, so singen wöllent, vnd den bettler jagt man vß.

Ein Armer kriegsman erlangt ein Trunck.

Der gougkler Lyrerin vnd Zigynerin findent platz.

Die Narren vertrybent den gougkler. Zu end deß Mals stellt man die Allmusen büx vff, die würdt hingworffen.

Man Tantzet.

Rec. B. Die gest werden nun berůfft sy kommend. [In den Osterspielen werden bei den gastmählern des Herodes, Symon usw. die gäste ebenfals eine ziemliche zeit vor beginn eingeladen, sie rüsten sich dann, und unmittelbar vor beginn werden sie nun noch einmal „berůft"].

Rec. C. Der actus des Zechens ist uß der Comedia trium fratrum genommen. [Also Contamination.]

Actus 6.

Hatt dise personen: Die gsellschafft vnd die gest wie jm vorgehnden fünfften Actu bis vff die 2 schuler, jtem die spillüt.

In disem Actu würdt gehandlet:

Namlich der Abenttrunck oder die Tagv̈rte gehallten.

Man macht abermalen gut meisterloß possen vnd schwenck mitt dem wyn vnd zechen.

[Mit anderer tinte geschrieben: Vß der gsellschafft setzend sich jr 4 ze spilen, werdent vneins, machent vnfug, Das gsindlin Tantzet ouch.]

Rec. B. Prandium warnet, wirdt verspottet.

Rec. C. Die Gest tantzend, sobald sy wider sitzend, tantzet das gsind ouch.

Actus 7.

Hatt dise personen: Die kranckheiten, Der Tod, Die gsellschafft vnd gest mitt allem gsind wie jm vorgenden 6ten Actu.

In disem Actu würdt gehandlet:

Die Kranckheiten vnderredent sich die purst zu v̈berfallen.

Der Tod wollt syn theil ouch haben, würdt aber noch ein mal hinder sich gstellt.

Die kranckheiten v̈berfallent die purst, schmirwent sy dapffer ab.

Rec. C. Es komend die kranckheiten, erzellend jre sachen. Convivium macht mit jnen verrättery, verbirgts bim hoff.

Sy trinckend, zabend, sind frölich. Die kranckheiten vnderredend sich, Wirt gibts wortzeichen. Sy überfallends.

Actus 8.

Hatt dise personen: Namlich die gantze gsellschaft vnd gest wie jm vorgehnden 6ten Actu.

In disem Actu würdt gehandlet: Die gschlagne gsellschafft richt sich widerumb vff vnd erholet sich.

klagend ab der vntrüwe deß wirts, der entschuldiget sich.

Man richt das gügerlin an.

Müssiggang heißt das Nachtmal zurüsten vnd meer gest laden.

Man singt vnd macht gut schwenck vnd meisterloß possen jm Zechen wie vor.

Darnach spacieret man vß vnd würdt darzwüschen das Nachtmal zugerüst.

Rec. D. Der wirt vnd diener louffend zuher, Der wirt entschuldigt sich, würdt wider begnadet.

Actus 9.

Hatt dise personen: Die gantze gsellschafft vnd gest, ouch Convivium vnd sin gsind vnd die spillüt wie jm 6ten Actu.

Coena Excessus Schlafftrunck. Nachtsupp Nox vnzucht verwegenheit.

In disem Actu würdt gehandlet: Man Ladet zum Nachtmal Coenam vnd Noctem mit jrem gsind vnd gferten.

Die ersten gest vnd gsellschafft kommend vom Spacieren, zühent wider zhoff zum Nachtmal.

Man blaßt vff

Die übrigen geladnen gest kommend ouch.

Man willkommet sy.

Das Nachtmal gat an.

Man macht aber gut schwenck vnd possen jm Zechen vnd jst frölich.

Actus 10.

Hatt dise personen: Die Tüfel. Kupplerin oder Zamendeckerin. Hoffart, [illegible], [illegible], [illegible], vnghorsame, hinlässigkeit, die 6 mägt, [illegible] Narren

In disem Actu würdt gehandlet:

[illegible] dem [illegible], was er mit der Kuplerin angericht, [illegible]

Die kuplerin hatt jr gspräch, erstlich mit jr selbs, klagt sich jres mangels vnd abgangs jres pflůgs, Ratschlagt, wie sy jr sach anschicken könne, reiset ettliche dienstmägdt an, zu denen heimschet sy sich, wyßt sy vff wider fraw vnd meister, leert sy der vnthrüw spilen, alle Meisterschafft im Huß an sich zühen, die Kinder jm Hus ouch verfüren.

Rec. D hat diesen Aktus nicht.

Actus 11.

Hatt dise personen: Die ganze gsellschafft wie jm 9ten Actu. Kupplerin.

In disem Actu würdt gehandlet:

Man heißt Tisch vffheben vnd den Schlafftrunck rüsten.

Die gest stand vff.

Man Tantzet.

Darnach setzt man sich zum schlafftrunck.

Das dienstgsindlin schlycht vom hoff jn der kupplerin huß ouch zum schlafftrunck, tragend vß daselbs hin wyn brot ancken mäl Eyer etc zeküchlen. Die Kuplerin nimpts jnen ab, stellt jnen küchle für.

Sy zechent, darnach Tantzend sy ouch, namlich ab Hoff komment ouch zu jnen Keller Koch Tagürti Gügerlin. der mägdten sind ouch vier, namlich vnzucht verwegenheit Fulentzerin wyttschweiffe.

Rec. C und D haben die scene bei der kupplerin nicht.

[Die hier erwähnten Küechle, auch jezt noch ein beliebtes festgericht des landvolkes, dünne kuchen aus Butter, Eiern, Mehl, Milch, spielen auch in den gastmählern der Osterspiele eine wichtige rolle.]

Actus 12.

Hatt dise personen: Die (10) kranckheiten, Den Tod, Die gantze gsellschafft deß Zächs, allein vßgnommen die 4 mägd, ouch Koch, keller, Tagürte, Gügerlin, die sind noch in der Kupplerin huß.

Conscientia, Securitas jr Tochter. Sobrietas jr magdt, Beid Engel.

In disem Actu würdt gehandlet:

Die kranckheiten vnderredent sich von nüwem, Die gest zu vberfallen, dem Todt würdt ouch zugelaßen sin theil ze haben.

Sobrietas warnet die gest, Sy würdt ouch empfangen vnd vßgestoßen vff anleitung Consuetudinis.

Securitas die Tochter Conscientiae ouch allso.

Der ein Engel manet Conscientiam ouch ze warnen. das Thut sy, bschicht aber jro wie der tochter vnd der magt. der ander Engel tröstet sy.

Das gsind jn der kupplerin huß schleickt sich wider ze hoff.

Actus 13.

Hatt dise personen: Die gantze gsellschafft der schlemmery wie jm 9ten Actu, Die (10) kranckheiten, die 6 Tüffel.

In disem Actu würdt gehandlet:

Die purst macht aber gůt gschirr vnd possen.

Man richt die Nachtsupp an.

Man singt abermalen.

Im besten spil v̈berfallend sy die kranckheiten, schmirbend sy ab beßer dann vor.

Die 4 Prasser Heluo Cupes Propino vnd Sit Saluti blybent Tod vff dem platz. Die werdent von Tüfflen jnd hell zogen vnd daselbs vom Lucifero mitt gspott vnd frolocken empfangen.

Das v̈brig gsind vnd gsellschafft verstübt alles so best sy mögent.

Rec. D. Sy gryffends an jede nach jrer Manier. Sy ghebent sich übel vnd klagend den schmertz. Colica und Calculus den Bring dirs, Apoplexia und Epilepsia die Leckerhaffte, Squinantia Paralysis den fraß, Pleuresis Podagra den bscheid thun. Nox kompt ganz weg.

Actus 14.

Hatt dise personen: Excessus, Bychtvatter vnd sin gspan, Doctor, Apothegker, Kuchibůb, Die 6 Tüffel.

In disem Actu würdt gehandlet: Excessus vff den Tod geschlagen fallt jn rüwen, bychtet, nach empfangner Artzny bycht vnd Absolution würdt er abgefürt Erbarlich vnd jn der Conscientiae hoff.

Die Tüffel klagend sich, das dise jnen entgangen, tröwendt dem Bychtvatter.

Rec. C und D kennen diesen akt nicht.

Actus 15.

Hatt dise personen: Spat rüw, verdorben Edelman, verdorben Burger, verdorben puwr, Armůtt.

In disem Actu würdt verhandlet: Die verdorbnen klagend jren vnfal vnd erzellend, wie sy jn armůtt geraten. Der spat rüw ratet jnen die letste ußflucht, zeigt jnen jr eigne Confusion. Die Armůt schlacht sy fort ab statt.

Rec. C und D haben diesen akt nicht.

Actus 16.

Hatt dise personen: Müssiggang, Spiler, Abusus, Excessus, Prandium, Die 3 frowen, Experientia, vnd jre 4 Doctores, Die 4 Pedellen, Remedium, Löüffer vnd Knab, Lentulus Stattartzet vnd sine Diener.

In disem Actu würdt gehandlet: Conuiuium vnd Coena mit jrem gsind halltend sich verborgen.

Die vbrigen fürnembsten gest wie sy oben genamset samlent sich wider zehoff, Ratschlagent vmb den Todschlag.

Es würdt beschloßen, man solle es der Richterin fraw Experientien klagen vnd straff begären vber Conuiuium vnd Coenam alls vrsächer des vbels.

Dasselbig würdt prandio alls procuratori bevolhen, solches mitt sampt den 3 frowen zů verrichten.

Sy gand vnd klagent.

Die Richterin gibts jren 4 Doctoribus vnd Assistenten zu beratschlagen. Man heißt die 2 Täter und beklagten fahen.

Die 4 Pedellen gand sy gan sůchen. Darzwüschen bschicht die Richterin den Stattvogt Lentulum, hallt jme den beschächnen vnfůg für, der entschuldiget sich, wüsse nüt drumb, wär dz gethan. Man sölle aber den Stattartzet fragen, dem syent die thätter wol erkannt.

Der Stattartzet kompt, entschuldiget sich ouch, syen jme zwar nur zwol bekannt, aber syne tödtliche fyendt selbs, vermög deß nüt, züch sich vff geistlich vnd welltlich oberkeit, seelsorger vnd prediger. die selbigen werdent ouch gfragt, gebent jren bscheid vnd gute entschuldigung.

Actus 17.

Hatt dise personen: Conuiuium, Coena, die 4 pedellen, Experientia, sampt dem gantzen gericht vnd zughörigen personen, Prandium sampt den 3 frowen vnd jren mägdten alls klägern, Die 2 Narren, Nachrichter vnd sin gsind.

In disem Actu würdt ghandlet:

Die pedellen nemmend Conuiuium vnd Coenam gfangen, bringends für gricht, Sy entschuldigent sich.

Die kleger klagend wider, halltend streng an, Coena legt die schuld vff Conuiuium, habe doch zwar ouch ettwas schuld.

Die kleger milltrend jr klag gegen Coenam, aber gegen Conuiuium scherpfend sys, Conuiuium wil nüt bekennen, hallt es alles für parthygisch, kleger Richter vnd kundtschafft. Coena vermeint, Ein wyb gezimme nit zu Richten, würdt aber deßen vberwisen vß der gschrifft, jst deß zfriden, bitt vmb gnad. Man fürt sy wider jn gfengnuß.

Die Doctores ratend drumb, vermeinent die erschlagnen habend sich selbs zum tod gefürdert.

Man schickt sy zu Examinieren jm Turn.

Die Narren ghebent sich vbel für die gfangnen.

Rec. D. In die Gfengnuss zu schlechter Herberg on Wyn vnd Brot.

Actus 18.

Der hallt dise personen: Experientia sampt dem gantzen gericht vnd zugewandten, Die 2 gfangnen.

die kläger wie oben jm 17. Actu. Der Hencker vnd sin gsind, Die 2 Narren.

In disem Actu würdt verhandlet:

Die Examinatores thund bricht, habend nüt vß den gfangnen bringen können, wöllend sich selbs verantworten.

Man bringt sy wider für gericht.

Die kleger halltend an vmb die vrtheil.

Sy gebent jr antwort.

Man verhört die kundtschafft.

Die gfangnen verwerffend sy.

Conuiuium bgert der Conscientz zur kundtschafft. Die kleger verwerffends, sye nit brüchlich.

Letstlich jst Conuiuium gichtig.

Man fürts wider jn gfengknuß vnd gibt die vrtheil.

Conuiuium hab den Tod des strangens verdient, Coena sol gnad deß Lebens haben, jedoch ouch ein straff an thun vnd gsatz geben by straff deß Lebens dasselbig zhallten.

Man berüfft die kleger, ob sy wöllend Coenam ledig laßen, sy danckend der vrtheil vber Conuiuium.

Prandium heißt die 3 frowen selbs reden, wil Coenam gar nit ledig laßen, sonder man sölls verbandyten vß dem Land, man könne syner wol embären, prandium wölle allen Menschen gnug thun mitt einem einzigen mal zum tag. Hiemitt ouch gnad deß Lebens bewilligen.

Die 4 Doctores stimmend ouch zu. Die 3 frowen halltend das widerspil. Man sölle Coenam blyben laßen vrsach halb, jedoch so es nit anderst syn möge, ein Millte straff anthun. Man gibt die vrtheil.

Coena sol blyben doch vom prandio 6 mylen oder stunden wyt verbandyten syn vnd mitt blyklotzen beladen vnd gsatz hallten by verlierung deß Lebens. Daruff bringt man die gfangnen vß dem Thurn zur Execution.

Man rüst sich darzu.

Die Narren klagend sich der gfangnen.

Actus 19.

Hallt dise personen: Experientia sampt dem gantzen gericht vnd zugewandten personen, Die 2 gfangnen, Nachrichter vnd sin gspan, [illegible]

In disem Actu würdt gehandlet:

Man lißt die vergicht vnd vrtheil dem volck. Coena dancket der gnaden. Bychtvatter tröstet Conuiuium vnd hört jn bycht.

Darzwüschen machent die Narren jr gspräch von der wider vfferstendtnuß Conuiuij vnd werde deß Bychtvatters ermanung wenig gellten.

Conuiuium thut darnach ein offne lute vnd general bycht gegen dem volck, daruff würdt er hingericht.

Rec. D. Bycht. Den Hencker blanget. Jetz stand sy beid vff. Der Bychtvatter tröst jnn. Er stellt sich kleglich: o dess Armen gangs. Experientia berüfft Dietam, fragt, ob er noch nit fertig, heißt fort faren. Sy fahend an die Leiter vffstygen. Der Bychtvatter halt jm dz Crucifix für. Er stellt sich vff der Leiter. Er heißt jnn Noch ein seigel vffstygen. Dz thut er, vnd hilfft jm einer, jetz fragt er, ob er vffher gnug sye. Der hencker sagt: Noch meer Noch meer, vnd so er noch wytters sagen wöll, söll ers jetz sagen, Es sye jetz am end. Er sagt kläglich, so Er jetz sterben müss, bitte Er, Es wöll jederman gott für jnn bitten. — Demnach thut er ein gute ermanung an die jugent. Der Bychtvatter heißt jnn Gott jm hertzen haben vnd sich willig ergeben. Verstast mich. Er sagt ja. Der Bychtvatter repetierts noch ein mal, vnd solle jederman vnd dem Gericht verzychen. Er sagt ja. Bychtvatter, bhallt den glouben. Er sagt ja. Bis bstendig. Er sagt, jch bin vest. Denck an Gott. Zu jm hoff Ich. Verstast mich. Ja. — Daruff heißt jn der hencker sagen, In manus tuas domine etc damit stoßt er jnn vber die Leiter ab. Der Bychtvatter schrygt jm zů Credo Credo. Man hallt ein wyl still, der hencker schowt jnn an vnd sagt, jch gloub, er sye tod. Der Bycht vatter sagt, jst er tod, anima ejus requiescat jn pace. Der hencker thut ouch ein ermanung zum volck. Auxilium manet jnn ab der Leiter vnd dz er sich für Experientiam stelle relation zethund. Sy gand hin.

Actus 20.

Hatt dise personen: Experentia sampt dem gantzen gericht vnd zugewandten personen, Conscientia sampt jrer Tochter vnd jren Mägdten, Die 2 Narren.

In disem Actu würdt gehandlet:

Man thut relation ans gericht vmb die Execution der vrtheil an Conuiuio. Die Richterin bevilcht Conscientiæ dienerin an Coena die gegebne vrtheil ouch ze verrichten. Daß thund sy.

Die Narren trybend possen, dz werde nit lang wären vnd Conuiuium bald wider erstan, spottend Authoris Comediae vnd wär darzu gholffen.

Die 4 Pedellen fahend ein hader an vmb die vereerung von Coenae Bottenbrot vnd Thurnlöse.

Actus 21.

Hatt dise personen: Experientia sampt dem gantzen gericht vnd zu gewandten personen, Die 2 Narren, Die 6 Tüffel, Anagnostes, Schillttrager, Fendrich, Proclamator.

In disem actu würdt gehandlet:

Lucifer ermanet sine gsellen wider anzuhalten, spottet des Authoris Comediae, heißt syne gsellen demselben vnd allen, so darzu gholffen starck zusetzen. Sy versprechends.

Man thut relation ans gericht, wie die vrtheil an Coena erstattet.

Man bschlüßt mit einem gfügen gespräch vnd vrlobet die Richter.

Die Narren fröwend sich, hand den vorbotten das gügerlin gsehen entrunnen syn vnd erlößet. Daruff würdt das spil durch Anagnostem vnd Herolden beschloßen.

Das stück ist ein allegorisches. Sind ja schon die namen fast samt und sonders allegorisch. Indessen wird, um das stück dem publikum verständlich zu machen, die allegorie hie und da fallen gelassen. Wie Convivium angeklagt ist und Experientia den rat ihrer assistenten einholt, vergessen diese, dass Convivium eine person, und sprechen über die schädlichkeit und verwerflichkeit einer zu grossen zahl von täglichen mahlzeiten, besonders aber von ausserordentlichen gastereien, und aus diesen gründen wird dann das urteil zum grössten teil motiviert. Wie die assistenten verbannung auf 6 meilen und fesselung mit bleiklötzen für Coena beantragen, fordert Experientia sie ausdrücklich auf, ihr diese allegorie zu erklären. (Zwischenraum von 6 stunden zwischen zwei mahlzeiten und mässigkeit.)

Wenn bei den Osterspielen ein lehrer oder prophet auftrat, figuren, die dem publikum nicht so bekant waren, wie z. b. David, Goliath, Johannes, so meldete sie ein knabe mit ihrem namen an. In unserm spiel tragen sämtliche personen zedel auf dem rücken, worauf ihr name steht. Wenn die geladenen kommen, erzählen sie einander ihren stand und ihr wesen. Die krankheiten unterhalten sich beim auftreten über ihr amt. Wie die Experientia ihre pedellen ruft, stellen sie sich vor und berichten ihre fähigkeiten und obliegenheiten. Zur verdeutlichung des stückes trug dann auch noch die tätigkeit des argumentators und des anagnostes, sowie das gebärdenspiel bei.

Die teufel in unserm stück sind genau denjenigen in den Osterspielen und im Spiel vom jüngsten gericht entsprechend. Im jüngsten

gericht wird von ihrem obersten ebenfals eine prüfung derselben abgehalten, sie werden teils gelobt und teils getadelt und dann in die welt gesant, um die menschen zu verführen. In unserm stück werden die erschlagenen schlemmer von den teufeln in die hölle geschleppt, gerade wie in den Osterspielen Goliath, Holofernes u. a. Judas wird in der hölle mit einem spotlied empfangen. Für unser stück ist vorgeschrieben, dass Lucifer die erschlagenen mit „Gspott und Hohn“ empfangen solle. Wenn in den Osterspielen etwas vorkomt, das den teufeln gefält, so „tentzlend“ sie vor der hölle, und machen ihre possen, wenn ihnen etwas misfält, machen sie gegen die spielenden drohende gebärden. Ersteres findet z. b. beim tanz der Herodias statt, lezteres bei der bekehrung der Magdalena. In unserm stück machen sie vor der hölle ihre possen, während die krankheiten die schwelger überfallen, dem beichtvater, der Convivium beichthört, drohen sie. Den frauen helfen sie beim aufputzen.

Während in den Osterspielen die teufel und die singenden Juden die einzigen komischen personen sind, sind in unserm stück auch die narren und der apothekerknabe von specifisch komischer natur.

Die narren unseres stückes haben gar keine andere aufgabe, als eben narrenstreiche zu machen. Im ersten akt machen sie „ein kurtz vnd lächerig Intermedium mit dem Bettelvogt.“ Im fünften akt jagen sie den gaukler fort. Im dreizehnten akt beim überfall der krankheiten schauen die narren zu, entfliehen dann, eilen wider hinzu, wollen nun ihrerseits die krankheiten schlagen, Calculus greift ihnen aber an die lenden, sie rennen wider davon. Während des processes treiben sie ebenfals ihre possen, treten vor das gefängnis, rufen den eingesperten Convivium und Coena, sie sollen doch herauskommen. Nachdem der beichtvater eine ermahnung an das volk gehalten, lachen sie ihn aus und rufen ihm zu, er solle doch hingehen und sehen, wer seinen lehren nachlebe. Während der beichte machen sie ihre possen mit Diäta, der ihnen bescheid gibt. Am ende rufen die narren, Convivium werde schon wider auferstehen, sie hätten dessen vorboten das Gügerlin bereits gesehen. Ebenso spotten sie im verein mit den teufeln über autor und schauspiel.

Die aufgabe der engel stimt genau mit denjenigen der Osterspiele. Auch bei den leztern treten sie als mahnende und warnende boten auf, auch bei begebenheiten, wo die Bibel nichts berichtet, z. b. bei der sünderin Magdalena.

Der aufzug der schauspieler auf den spielplatz ist in unserm stück volkommen gleich geordnet wie in den osterspielen. Voran ziehen die Spielleute, dann der Schildtrager, dann der Fändrich des pro-

klamators, dann folgen die schauspieler zu eins, zwei, drei, je nach ihrer zusammengehörigkeit. So gehen zusammen z. b. Kain und Abel, in unserm spiel die Lyrerin und Zigeunerin, der Gaukler in ihrer mitte. Vornehme personen ziehen allein, doch geht unmittelbar ihr gesinde voraus oder folgt ihnen, so bei der Nox, der Consuetudo. Die personen folgen einander im algemeinen so, wie sie im spiel nacheinander auftreten. Kain und Abel kommen also ganz im anfang, Abraham später, Joseph und Maria vor dem Salvator, die Apostel nach ihm. In unserm spiel kommen die Schlemmer vor den frauen, die Experientia ziemlich weit hinten, Beichtvater und Dieta ganz gegen das ende hin. Alle personen ziehen kostümiert auf, spieler, die mehr als eine rolle haben, ziehen in demjenigen kostüm auf, in welchem sie beim spiel zuerst handelnd auftreten.

Die Osterspiele zerfallen in einzelne akte, z. b. Actus von Adam und Eva, Actus von dem ehebrüchigen Wyblin. Der proben wegen wurden alle akte in vier quartiere zusammengefasst. Im jahre 1583 hatte das erste quartier 8 akte, das zweite 20, das dritte 17, das vierte 11. Unser stück nun zerfält in 21 akte, lässt sich also der ausdehnung nach ziemlich mit einem quartier vergleichen. Gerade wie die Osterspiele wurde unser stück mit einem gebet angefangen und beschlossen. Hier wie dort treten nach dem gebet am anfang zuerst der Fähndrich des Proclamators und dann der Proclamator auf und sprechen einige einleitende worte. In den Osterspielen tritt nach beendigung eines aktes gemeiniglich ein lehrer oder prophet auf, und dieser hält eine „Declamation," worin der inhalt des eben gespielten noch einmal kurz zusammengefasst, daraus eine moralische nutzanwendung gezogen und der inhalt des kommenden aktes dargelegt wird. Diese aufgabe volführen in unserm stück Argumentator und Anagnostes, der „Uslegger des Spills." Über die tätigkeit des ersteren ist nichts näheres überliefert, es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass er vor beginn eines jeden aktes auftrat. Der Anagnostes erschien dagegen wol nur dreimal, am anfang, in der mitte (nach dem 12. akt) und am ende. Einmal hielt er eine declamation über hoffart, kleiderpracht, eitelkeit der dienstboten, stolz der emporkömlinge. Nach dem 12. akte hielt er eine solche „vß beiden sacris et prophanis historiis sich darzu eignende, die abusus vnd excessus gulosos ze straffen."

Die schauspiele wurden in Luzern auf offenem platz, und zwar auf dem weinmarkte, aufgeführt. Man teilte den platz ein in einen zuschauerraum, in die region der höfe und die der örter. Höfe sind abgegrenzte umfriedigte abteilungen des platzes, wo sich die schauspieler aufhalten, wenn sie nicht aufzutreten haben. Örter sind die

abteilungen des platzes, wo gespielt wird und wo also auch die nötige scenerie herzurichten ist, z. b. in unserm stück haben die drei geladenen frauen samt ihrem gesinde einen hof, von dem aus sie zum gastmahl gehen, der platz dagegen, wo Convivium gehängt wird, ist ein ort. Indess wird bei den Osterspielen auch in höfen dann und wann gespielt, namentlich scenen, die eine einfache scenerie verlangen. So werden vor allem die gastmähler des Herodes, des Symon in den höfen derselben abgehalten, und so finden auch in unserm stück sämtliche gastereien im hofe des Convivium statt. Sowol in den Osterspielen als auch in unserm stück hat der Apotheker ein besonderes kleines höflein, wo er seine sachen verkauft. Im hofe des Convivium ist ein langer tisch für die schmausenden und daneben ein kleines tischchen für den Gaukler. Während die geladenen sich an den tisch setzen, hat ihr gesinde zu stehen. Die Experientia sizt auf einem reichverzierten tronsessel, um sie herum stehen ihre ratgeber.

Bei den Osterspielen kam es vielfach vor, dass, während das spiel dauerte, scenerie und maschinerie hergerichtet wurde. So wird auch in unserm stück der galgen für Convivium nicht etwa vor beginn der aufführung oder vor dem betreffenden akte, sondern „jnn werendem spill," während Convivium seine beichte ablegt, hergerichtet.

Über die kleidung und ausrüstung der schauspieler unseres stückes ist auch einiges überliefert: Bona societas ein prächtig wyb kostlich kleidt rot. Consuetudo ein wyb seltzam gekleidt doch nit kostlich. Kurtzwil ein wyb lychtfertigklich wyß vffgebutzt. Nox ein wyb nit sonders kostlich doch gar schwartz kleidt wol verbutzt. Experientia kostlich doch demüttig. Otium phantastisch kleidt halb französisch halb dütsch mitt einem wadel in der hand, tragt den mantel ihn schlyffende vff französisch. Brůder Conrat barfůsser ordens. Die kranckheiten, männlich vnd wyblich, geißlen zů den stecken. Nox kommt mit Tortschen vnd Fackeln zum Mal. — Aus den Osterspielen lässt sich vergleichen, dass mehrere male eine halb jüdische halb heidnische tracht gefordert ist.

Die musik bei unserm stück richtet sich genau nach derjenigen der Osterspiele. Dort wie hier haben wir einmal die gemeinen spielleute, und daneben werden speciell die trompeter genant. Leztere haben bei feierlichen akten aufzublasen, z. b. wenn Experientia den richterspruch verkündet. Sowol in den Osterspielen als in unserm stück wird zu den gastmählern „hoffiert." Dort wie hier wird, wenn personen sich ankleiden oder rüsten, dort z. b. bei der Magdalena, hier bei den drei geladenen frauen, musiciert, wol um so die sprechpausen auszufüllen. In unserm stück werden den geladenen unter musikbeglei-

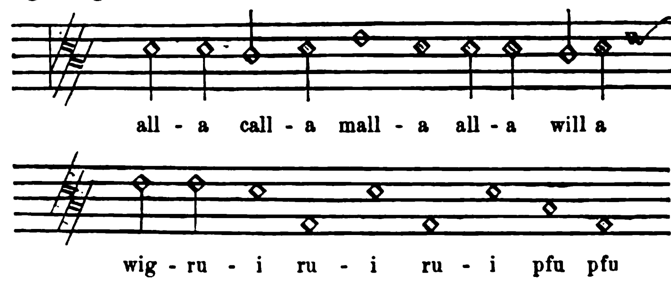
tung ihre sitze angewiesen. Allerdings postuliert ein vorschlag — und das würde nun zu den Osterspielen nicht stimmen — es sei nach jedem akte zu musicieren, und die musik sei der stimmung der vorausgehenden handlung anzupassen, sie sei also bald fröhlich, bald ernstlich, bald traurig, bald kläglich.

Während des zechens wurde von den gästen gesungen. Die anfänge der lieder lauten:

Hans koufft ein nüw . . .
Also schrybet Alexander . . .
Der Mûtter kuchibecher . . .
Holla Stallbrûder . . .
Es mûs alls versoffen sin . . .
Wo wachst höw vff der matten . . .
Vinum quae pars . . .

Von einem als Rotwelsch bezeichneten liede sind vier zeilen erhalten, von denen jedoch die zweite durchgestrichen und nicht mehr leserlich ist: Stoss falck hor zwinds über den breit har
. . . .
Wären wir vff dem Breithart allein
Du werest nit so law ich mein.

Während der Mûtter kuchibecher ausdrücklich als während des zechens zu singendes lied bezeichnet ist, wäre doch noch denkbar, dass die andern bloss recitierte sprüche gewesen. Die armen schüler singen ein lied, das bei den Osterspielen von den Engeln gesungen wird: Puer natus. Ferner wurde beim zechen noch ein lied gesungen, das aus dem in zwei wenig abweichenden recensionen vorhandenen judengesang der Osterspiele entlehnt ist. Der text besteht aus lauter sinlosen wortgebilden. Ich gebe hier die recension, von der ich glaube, dass sie gesungen worden sei.



Sowol in unserm stück als auch bei den Osterspielen wird auf das geberdenspiel ungemein viel sorgfalt verwendet. Die aktionen müssen umfangreich und ausdrucksvoll sein. Man bedenke hiebei, dass der

spielplatz ziemlich gross und das publikum somit zum teil wenigstens ziemlich entfernt war. In den Osterspielen springt zum beispiel der geheilte kranke auf, beschaut sich, betastet sich, wirft die krücken weg. Der erwachende schaut verwundert um sich. Es wird genau vorgeschrieben, wann einer sich an die brust schlagen, wann in den haaren kratzen solle. Auch für unser stück sind geberden genau bestimt. Wie die gefangenen ins gefängnis oder aus demselben geführt werden, machen sie „vil gfächts“ (heutzutage gfâχ maχχe = umstände machen, unruhig sein) und „ghebent sich übel.“ Von den gefängniswärtern werden sie unbarmherzig traktiert. Die krankheiten, die von Convivium an seinem hof verborgen gehalten werden, stecken die köpfe hervor und „lustern.“ Beim überfall greifen sie die schlemmer an passenden stellen des körpers an. Wie Coena vor gericht vorgeführt wird, kratzt sie sich im haar. Wie sie gefesselt entlassen wird, entfernt sie sich und beschaut sich im weggang. Wie die gäste vom spazieren heimkommen und nun das mahl beginnen wollen, „kritzt“ Otium ungeduldig in den teller. Beim überfall der krankheiten rettet sich ein teil der gäste unter den tisch, es gibt gewaltigen lärm, speisen und geschirr fallen zu boden und werden nachher von den dienern wider zusammengelesen. Wenn während der gerichtsverhandlung zu gunsten der angeklagten gesprochen wird, stürzen gegnerische personen plötzlich mit ungestüm hervor und ergehen sich in heftigen worten.

Wie aus den geringen resten zu ersehen ist, hat die sprache des stückes viel zur erzielung der komischen kraft beigetragen. Die assistenten der Experientia werfen mit lateinischen phrasen um sich. Der gaukler spricht rothwelsch. Die narren schwatzen latein und französisch durch einander. Sie flehen um mitleid in folgender phrase: Echo cordia corda sursum corda. Bei der verurteilung schreien sie: Morn wirt man farn mit den armen possen adiu fort. Sprüche algemeinen inhaltes sind vorgeschrieben, z. b.: der ein der mördt, der andert dullt, sind beid in glycher schuld.

Einige textfragmente:

Experientia.

Ist dem also, so jsts ein sach,
Die v̈ch würdt bringen vngemach.
Ir machend den gesten gůtt geschir,
Darnach vmbs Leben bringends jr
Mitt bősem trug vnd falschem List.
Ir sind für war zween arme possen.
Wie hand jr v̈ch so gar verschossen,
Das ir sind jn diß ellend kon.

Coena.

Ich hab min sach zuvor bekennt,
Bin vnschuldig Todschlags an dem End,
Hab wol zugstürt vnd ouch gefält,
Zum Tod aber nie gehällt.
Min gsell ist aber schuldig dran.

Experientia.

Hörst du, was da saget din gspan?

Conuiuium.

Ich hör es wol vnd sich voran,
Mir wil das bad sin ṽberthan.

Experientia.

Willt dus bekennen von dir selb.

Conuiuium.

Ja fraw, deß klag jch min vngefell.
Es jst nit bscheen vß bösem list,
Miner einfallt es zuzmessen ist,
Ich hab jm so wytt nit nachgesinnt.

Coena.

Kein einfallt sich by dir nit findt.

Experientia.

Schryber merck vff, vnd hab bricht,
Verzeichne flyssig die vergicht,
Ir beyder, machs der ordnung gmes,
Formier vnd stell dann den process,
Damitt man jnn verhören könn,
Die Richter jr vrtheil segen sönd,
Wies keiserlich recht ervordert das.

So man sy abfürt, Prandium.

Ir boßheit jst erkläret gnůg,
Sy sind jetz gfallen in die grůb,
Die sy hand andren zugericht,
Der fuchs und wollff sind jetz verknüpfft,
vnd sind jm garn die bösen lütt
An jnen sol man sparen nütt,
Die ander mitt falsch vmbs leben bracht,
An hals ghört jnen diß vngemach.
Der jnen gůtts redt zu jrem frist,
vnrecht thut er, nit grecht er ist.

So man die gfangnen bringt zur vergicht.

Coena.
Wie stat die sach, münd wir sterben?

Purgatz.
Zimlich stats jn sinem werben.

Conuiuium.
Ey Lieber, sag doch einer, ists frist?

Hilfbald.
Man sagt, das du schuldig worden.
Vier mann sind von schlegen gstorben.

Conuiuium süffzet.
So hör jch wol, das es mus syn,
Vnd mich kosten das Leben myn,
Das mag jch deß halb verflüchen wol.

Aderlaß.
Din mißhandlung hütt man straffen sol,
Anders können wir nit sagen hie,
Thu nun willig mit vns zien.

LUZERN. BRANDSTETTER.

ZU WALTHER 121, 37.

Die handschriften überliefern *si möhtens wol gedagen.* Vergleicht man strophe 122, 4, so erkent man, dass der bau der strophe für *gedagen* ein auf *alten* ausgehendes wort verlangt, welches mit 122, 1. 2 reimt. Die vermutungen von Wackernagel: *vol gealten,* Simrock: *wol gealten*, Bartsch: *wol gewalten* geben keinen ansprechenden sinn. Vielleicht ist zu lesen *si möhtens wol verhalten.*

Lexer wörterbuch III, 123 belegt durch beispiele, dass *verhalten* die bedeutung *verbergen, verheimlichen, verschweigen* hat.

Die verderbnis mag auf folgende weise entstanden sein. In der handschrift, auf welche die unsrigen zurückgehen, war zu *verhalten* als glosse *gedagen* hinzugefügt. Die abschreiber sezten ohne genügende kentnis des strophenbaues für das weniger gebräuchliche wort das ihnen geläufigere *gedagen* in den text.

LÜBECK, IM APRIL 1885. HEINRICH GISKE.

LITTERATUR.

Deutsche Altertumskunde von **Karl Müllenhoff.** Fünfter Band, 1. Abteilung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. 356 s. 4°. 10 m.

Ein reichliches halbjahrhundert ist verflossen, seit Jacob Grimm als berufener das Dornröschen des deutschen altertums mit all seinem hofstaate aus seinem jahrhundertlangen schlafe weckte. Eine reihe gleichstrebender genossen, in erster linie sein bruder Wilhelm, versammelten sich bald an dem neuen hofe und im eifrigsten weteifer, der nur das streben nach lautrer wahrheit und einen ehrenvollen kampf gegen oberflächlichkeit und dilettantismus kante, brachten die treflichsten gelehrten Deutschlands die jung erwachte wissenschaft bald zu einer blüte, dass sie ehrfurcht erheischend nicht nur bei den gelehrten, sondern auch bei der gesamtheit des deutschen volkes sich ansehen errang. Alles was das germanische altertum beleuchten konte wurde gesammelt und durchforscht. Rast- und ruhelos war in erster linie der altmeister selbst tätig; bald forschte er den gesetzen nach, unter welchen sich die deutsche sprache entwickelt hat, bald wurden litterarhistorische erscheinungen dem staube der bibliotheken entrissen, bald lauschte er den märchen und sagen, welche das mütterchen hinter dem spinrocken erzählt, bald wurden urkunden und weisstümer durchstöbert, die von deutschem recht und deutscher sitte sprechen, bald wurden allerhand notizen gesammelt, einzelne wörter in allen germanischen dialecten bis zu ihrem ursprunge hinauf verfolgt, um aus diesen ein bauwerk germanischer mythologie zu errichten, kurz, keine frage, welche germanische sprache und altertümer betraf, gieng ungehört an seinem ohre, unerwogen in seinem innern vorüber. So war Jac. Grimm in erster linie der impuls, dass eine wissenschaft bereits in ihrer frühsten jugend eine blüte erreichte, wie sich manche andere nach jahrhundertlangem ringen nicht rühmen kann. Für alles war interesse da, für jeden einzelnen teil fand sich die richtige kraft, und so werden die werke, welche in jener blütezeit der germanistik entstanden, noch lange grundlegend für jeden weiterbau bleiben.

So war der grund zu allen disciplinen deutscher philologie gelegt; der fingerzeig zu methodischem weiterbau war zugleich gegeben und es galt nur rüstig weiter zu sammeln und zu schaffen. Dass ein so umfassender geist wie Jac. Grimm nicht bald wider in der geschichte der wissenschaft auftauchen wird, ist wol einleuchtend; die arbeitsteilung unter den epigonen war geboten. Statt dass man aber die einzelnen stämchen gleich gepflegt hätte, hat man dem einen alle sorgfalt zugewant, den anderen stehen lassen, wie er stand. Unsere heutige germanistik ist ein beschäftigen mit den gesetzen germanischer und indogermanischer sprache an der hand guter und schlechter wörterbücher, ein grübeln nach allerlei möglichen und unmöglichen formen, oder ein emsiges forschen auf dem gebiete der deutschen litteraturgeschichte. Auf diesen gebieten sind in der tat auch ganz gewaltige fortschritte erzielt worden. Allein fast alle realien des germanischen altertums, unsere mythologie, die geschichte unserer heldensage, die kunde deutschen rechtes und deutscher sitte sind nicht viel weiter gediehen, als sie uns die gründer unserer wissenschaft hinterlassen haben. Und so haben wir es denn erfahren müssen, dass vor einigen jahren sich ein kunsthistoriker an die so dankenswerte aufgabe machte, das mittelalterliche leben in seiner gesamtheit zu schildern.

Noch war bis vor kurzem einer rastlos tätig, den alten bahnen treu zu bleiben und unserem volke das gesamte leben unserer vorfahren von ihrem ersten

auftreten in der geschichte an bis zum mittelalter zu erschliessen, und er war berufen dazu wie wol kein anderer. Leider wurde er uns durch den tod entrissen, bevor er seine arbeiten, seine lebensaufgabe, auch nur zu einem leidlichen abschlusse gebracht hatte. Wol erfahren wir, dass andere sich an die arbeit des verstorbenen machen würden, allein wir befürchten, dass keiner der lebenden germanisten auch nur in annähernder weise wenn auch nur teile zu einem abschlusse bringe, von dem wir sagen können, dass ganz Müllenhoff aus dem werke spricht. Müllenhoff beherschte das ganze gebiet des germanischen altertums, er hatte einen historischen einblick in jede einzelne quelle, und dies dünkt mich die vorbedingung für denjenigen, welcher Müllenhoffs arbeiten in seinem sinne herausgeben will. Doch brechen wir nicht allzu pessimistisch den stab vor der zeit; die zukunft wird uns ja belehren und es solte uns von herzen freuen, wenn die befürchtungen eitel wären und wenn wir den hoffentlich bald erscheinenden teilen der deutschen altertumskunde unsern ungeteilten beifall wie den bisher erschienenen zollen könten.

Von Müllenhoffs altertumskunde erschien im jahre 1870 der erste band. Er enthielt die ältesten nachrichten der Griechen über deutsche lande. Seitdem haben wir vergeblich auf die fortsetzung gehart; erst der schluss des vorigen jahres brachte uns den ersten teil des fünften bandes, und auch diesen würden wir schwerlich erhalten haben, wenn nicht das erscheinen von Bugges Studier over de nordiske Gude- og Heltesagns Oprindelse und Bangs Untersuchungen über die Völuspá den rastlosen samler und prüfer veranlasst hätten sein schweigen zu brechen und im namen der deutschen nation als berufenster germanisches eigentum, deutsche poesie, deutschen götterglauben, deutschen geist und mit ihnen deutsche methode und die früchte deutschen fleisses zu schirmen und zu verteidigen. Allein dass Müllenhoff während der vergangenen jahre sein lebenswerk nicht bei seite gelegt hat, zeigt er uns in dem kurzen vorwort, welches er vorliegendem bande gegeben hat; seine worte belehren uns zugleich, was wir noch von der altertumskunde als von Müllenhoff selbst gearbeitet zu erwarten haben. „Der zweite band," heisst es daselbst, der bis auf ein paar abschnitte und eine nachbessernde durchsicht fertig vor mir liegt, wird von den nord- und ostnachbarn und dem ersten vordringen der Germanen gegen westen und südwesten handeln und damit ergeben, dass das gebiet der Oder und Elbe unterhalb des gebirges ihre älteste und eigentliche heimat ist, in der sie zu einer gens tantum sui similis erwuchsen. Der in den vorarbeiten so gut wie ganz, in der ausführung nur zum teil vollendete, dritte band soll darnach aus der stellung und dem sprachlichen verhältnis der ältesten, historisch bekanten völker des mitleren Europas in dem striche von den Pyrenäen bis zum Kaukasus den beweis führen, dass die väter der Germanen nicht später jenen wohnsitz eingenommen haben können als die urverwanten stämme der Italiker und der Griechen ihre sitze in Italien und Griechenland, und auf grund der nachrichten der Römer und Griechen darauf die ausbreitung und verzweigung der Germanen um den anfang unserer zeitrechnung darlegen. Der vierte und fünfte teil hat dann weiter aus dem zustande, den jene nachrichten uns vor augen stellen, den gang, den ihre älteste entwicklung überhaupt genommen hat, nach allen seiten hin aufzuzeigen. Ein sechster endlich würde noch die ausbildung und die geschichte des deutschen epos bis zu dem in der vorrede zum ersten bande bezeichneten zeitpunkte hinzufügen und damit die aufgabe, wie ich sie gefasst und mir vorgesezt habe, schliessen."

Aus diesen worten dürfen wir wol folgern, dass wir bereits jezt in dem besitze des zweiten bandes wären, hätte nicht jener anlass den verfasser bewogen, den fünften zunächst in angriff zu nehmen. Ein harter schicksalsschlag warf Mül-

lenhoff noch vor erreichung seines nächsten zieles aufs krankenlager, und so muste er denn Scherer beauftragen, das vor seiner krankheit vollendete der öffentlichkeit zu übergeben.

Wolten wir vorliegendem teile einen gemeinsamen titel geben, so könte derselbe nur lauten: „Beiträge zur altnordischen litteratur" d. h. altnordisch im eigentlichsten sinne gefasst. Es sind demnach eine reihe von einzeluntersuchungen, welche scheinbar auch unabhängig von einander existieren könten, welche jedoch durch die idee, welche dem gesamtwerke zu grunde liegt, aneinander gekettet sind, sodass dem nachforschenden die einzelnen abschnitte in ihrer aufeinanderfolge nicht nur verständlich, sondern geradezu bedingt erscheinen. So habe ich mehrfach hören müssen, dass die untersuchungen über das handschriftenverhältnis der Snorra Edda nicht in eine altertumskunde pasten, allein ich meine, dass ein wahres historisches verständnis der einzelnen Eddalieder und der ganzen samlung im engsten zusammenhange mit dem verhältnis der Snorra-Edda zu den Eddaliedern steht, und dass sehr viel von der richtigen auffassung des redactionsverhältnisses jener abhängig ist. Das ist eben Müllenhoffsche methode, dass er oft um einer kleinen sache willen, welche jedoch zur richtigen auffassung des ganzen nicht ohne bedeutung ist, weit abschweift und eine reihe detailuntersuchungen unternimt, durch welche erst jener scheinbar unwichtige punkt aufgeklärt wird. Diese peinliche genauigkeit ist es, welche Müllenhoff nie zu einem abschlusse kommen liess, welche ihn aber auch immer tiefer und tiefer die fasern des so kunstvollen gewebes und mit den teilen zugleich das ganze erkennen liess. Das ist das, was wir deutsche gründlichkeit und deutsche methode nennen, und deren resultate allein generationen und jahrhunderte überleben werden. Und man solte sie wahrlich mehr pflegen, wenn es gilt deutsche nationalwerke zu schaffen, die jahrhunderte hindurch bestehen sollen, wie z. b. unser deutsches wörterbuch, und nicht im kleinlichen egoismus für die jezt lebende generation undankbar gegen arbeiter sein, welche ihr ganzes leben, ihre ganze kraft solch höherem ziele widmen. Solche exactität auch im kleinsten muss aber um so woltuender wirken, wenn zu gleicher zeit ein werk über denselben gegenstand erscheint, welches in völligstem gegensatz zu alledem sich stellt, was wir unter methodischer forschung, philologischer gründlichkeit, sich selbst verleugnender objectivität verstehen, zumal es das werk eines mannes ist, welcher sich schon oft auf seinem gebiete durch ganz eminente genialität hervorgetan hat: ich meine Vigfússons corpus poeticum boreale. Während man sich zu Müllenhoffs buch hingezogen fühlt, wo es wissenschaftlichen erörterungen gilt seite für seite seinen verfasser lieber gewinnen muss, während man an seiner hand immer von neuem zur forschung angeregt wird, fast aus jedem satze heraus belehrung schöpft, in allem die begeisterung für die höheren aufgaben der wissenschaft erkent, widert uns Vigfussons werk geradezu an und je tiefer wir in dasselbe einzudringen versuchten, desto verhasster wurde es. Hier tyrannisiert die subjective idee, die sich erst das gebilde macht und dann nach diesem ohne scheu vor der überlieferung die quellen knetet, hier herscht ein eigendünkel, der weiter nichts kent als stolze verachtung alles dessen, was nicht in sein geniales horn bläst, hier wuchert eine lüderlichkeit im kleinen, die seines gleichen sucht. Wer für solch werk die sturmglocke zieht, der mag seine lobeserhebungen bei den völkern anbringen, die es nicht anders gewöhnt sind und für die das buch in erster linie bestimt ist, oder mag es rühmen, wo sein urteil dilettanten zu gesicht komt, aber nicht in streng wissenschaftlichen zeitschriften, auf deren worte der uneingeweihte leser doch gewicht legt. Ein wissenschaftliches werk im deutschen sinne ist das

Corpus poeticum boreale nicht, und die aufgabe eines solchen ist nach wie vor ungelöst.

Doch ich kehre zu Müllenhoffs werke zurück; es bedurfte dieser bemerkungen, weil ich im folgenden mehrfach das Corpus poeticum boreale berühren werde, um durch den contrast um so deutlicher den wert und die bedeutung von Müllenhoffs arbeitsweise und den resultaten seiner forschung darzulegen.

Nachdem Müllenhoff in dem ersten, negativen teile die unmöglichkeit von Bangs hypothese, die Vǫluspá sei nichts anderes als ein sibyllenorakel, klar gelegt und den Baldrmythos gegen Bugge als gemein germanischen erwiesen hat, gibt er uns eine neue ausgabe der ursprünglichen Vǫluspá mit eingehenden erläuterungen (s. 75—157), geht dann auf die samlung der Eddalieder ein und schweift, um den zeitpunkt des entstehens der samlung genauer zu bestimmen, zur geschichte der Snorra-Edda ab, von welcher er das ganze werden und gestalten untersucht (s. 165 —230). Darauf wendet er sich zu den Eddaliedern zurück, bespricht aber von diesen nur eingehender die Grimnismál, die Vafþrúðnismál und vor allem die Hávamál als die wichtigsten der Óðinslieder (231—288). Durch die Hávamál werden wir aber mit den þulir bekant, den fahrenden des nordens, welche den Óðin als ihren obersten, als fimbulþulr, verehrten. Alsdann geht Müllenhoff auf die dichtung der þulir ein, als die träger der gesamten poetischen überlieferung des nordens bevor die skaldenpoesie auftrat. Die þulir führen ihn aber zu den ebenfals von ihnen verfassten Starkaðliedern des Saxo grammaticus und zugleich auf die ganze sage von Starkað Stórverksson, dem repräsentanten des nordischen Kæmpewesens.

Nicht ohne grund hat Müllenhoff die untersuchungen über die Vǫluspá an die spitze seines ganzen werkes gestelt. Die frage: „Ist die Vǫluspá ein echt germanisches gedicht oder nur der abklatsch eines alten sibyllengedichts?“ war eine der brennendsten auf dem gebiete der germanischen philologie im lezten decennium. Bangs kleine schrift: Vøluspaa og de Sibyllinske orakler hatte diese revolution hervorgerufen, denn durch sie glaubte man den schlüssel des an und für sich nicht leicht verständlichen Eddaliedes gefunden zu haben, und freudig nahm man die neue entdeckung als wissenschaftliche errungenschaft auf. Allein schon im anfang wurden einzelne stimmen des zweifels laut und Rydbergs treflicher nachweis von der unmöglichkeit von Bangs behauptung überzeugte die bei weitem meisten gelehrten, welche der hypothese das wort gesprochen hatten. Fast zu gleicher zeit erschienen S. Bugges Studier over de nordiske Gude- og Heltesagns Oprindelse, welche in gleichem fahrwasser wie die Bangsche schrift segelten. Sie stelten sich die aufgabe, fast alles das, was man bisher für nordischen oder germanischen mythos hielt, als ein mixtum compositum von griechischen sagen und mittelalterlichen legenden zu erweisen. Gegen diese beiden schriften, deren leztere er beim beginne seiner arbeit allerdings nur aus referaten kante, wendet sich nun Müllenhoff im eingange des vorliegenden werkes. Mit der ihm eignen rücksichtslosen schärfe deckt er die unhaltbarkeit dieser ideen auf, und kent dabei in der kritik ihrer verteidiger keine schonung. Was die sachliche seite dieses negativen teiles anbelangt, so müssen wir uns offen auf Müllenhoffs seite stellen, ja müssen es ihm dank wissen, dass er in dieser angelegenheit das wort ergriff, da er eben wie kein anderer dazu berechtigt war. Die Eddamythen sind entschieden germanisches eigentum. Allein was war die ursache, dass überhaupt jene ideen auftauchen konten, dass sie so viele anhänger fanden? Die geistreichen tändeleien mit der mythenforschung können es doch unmöglich gewesen sein, wenn nicht die quellen schon früher zweifel an den Eddenmythen geweckt hätten. Bugge sagt

selbst, dass ihn Henry Petersens untersuchung „Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold“ auf jene revolutionären ideen gebracht hätten, worin dieser nachweist, dass eine reihe von mythen, dass die götterverehrung, wie sie in den Eddaliedern vorliegt, bei nordischen völkern nie heimisch gewesen sei. Antiquarische funde, die sagas, ortsnamen u. dgl. stellen entschieden Thor als den höchsten nordischen gott hin, während die andern und vor allem Odin in den hintergrund gedrängt werden. Und in der tat, eingehendes studium der in den Edden überlieferten mythen auf der einen seite und der sagas und antiquarischer funde auf der andern muss zur überzeugung führen, dass jene nicht ursprünglich im norden zu hause gewesen sind, auch meiner ansicht nach ist die geschichte der Eddamythen bisher volständig unrichtig aufgefasst worden.

Von der heldensage, wie sie in den Sigurđsliedern vorliegt, steht fest, dass sie aus Deutschland eingewandert ist. Die ganzen ereignisse spielen am Rhein und das historische factum, welches dem untergange der Burgunden zu grunde liegt, hat sich in Deutschland ereignet. Haben demnach die sagenhaften lieder der Edda ihre wurzel in Deutschland, so hindert uns nichts, dasselbe auch von den mythischen liedern anzunehmen. Zu einer zeit wo die sagen- und mythenbildung noch in vollem flusse war, sind sie nach dem norden gekommen, und hier in nordischer gestalt bald wie in der heimat gepflegt, bald mit neuen speciell nordischen reisern gepfropft worden. Dass z. b. der jüngere Odinsmythos und der mit ihm verknüpfte Valhallcult bei südgermanischen stämmen seine heimat und hauptpflege gehabt hat, war längst meine ansicht, und auch Baldr wolte mir als nordischer gott nicht einleuchten.

Saxo grammaticus begint seine erzählung von Balderus, dem schönen sohne des Othinus: Accidit autem, ut Othini filius Balderus Nannae corpus abluentis aspectu solicitatus infinito amore corriperetur. Es ist mir bisher unverständlich gewesen, dass man bei dieser stelle es ganz ausser acht gelassen hat, dass die Skírnismál ganz dasselbe von der liebe des Frey zur Gerđ berichten. Nun sind mir schon oft die auffallenden übereinstimmungen des Baldrmythos, wie er bei Saxo, der dänischen volksüberlieferung und einigen Eddaliedern vorliegt, und des Freymythos der nordischen quellen grund ernster erwägungen gewesen, ja je weiter ich der sache nachforschte, um so gewisser wurde es mir, dass beiden mythen ein gemeinsamer mythos zu grunde liegt, welcher sich nur local anders entwickelt hat und bei den Nordländern als Freymythos, bei den Dänen aber und südgermanischen stämmen als Baldrmythos fortlebte. Die ansicht freilich wird nur wenig anklan[g] finden, so lange man die wahre natur des Frey nicht erkant hat. Ist Frey [in] späterer zeit bei den Norwegern zum wassergotte geworden, so liegt darin n[och] nicht, dass er es stets gewesen ist. Wer aber Frey als wassergott auffasst, wird nie die mythen, welche sich um ihn gruppieren, erklären können. Was soll ein wassergott als herr des goldenen ebers, in dessen umgebung es nie dunkelt, was soll er als herr von Alfheim, dem reiche der lichtelfen? was soll er als herr des schiffes, das sich wie ein tuch zusammenschlagen und in die tasche stecken lässt, des symboles der wolke? Wie erklärt sich ferner die Skirnisfǫr, wo Frey von dem höchsten sitze der erde aus die welt überschaut, wo sein diener Skirnir die goldenen äpfel, den ring Draupnir, symbole der sonne, wie sie Wisliscenus so schön deutet, der schönen Gerđ zum geschenk bietet, wenn wir Frey als wassergott auffassen wollen? Frey ist unbedingt in ältester zeit ebenfals nur ein gott des lichtes, ein sonnengott, und als solcher ein gott der fruchtbarkeit. Das land seiner verehrung war vor allem Schweden und hier ist er bis zum untergange des heiden-

tums auch der am meisten verehrte gott gewesen. In Norwegen jedoch wurde er allmählich ein gott des feuchten elementes, des meeres. Der ausgangspunkt zu dieser auffassung lag meines erachtens in seiner eigenschaft als herr des schiffes Skidblađnir, der wolke; die bedeutung, welche für den Norweger das meer hatte, verdrängte die vorstellungen von Frey als sonnengott oder drängte sie wenigstens in den hintergrund.' Haben wir aber Frey als sonnengott erkant, so werden seine übereinstimmungen mit Baldr für uns von doppeltem interesse sein. Ich kann auch hier nur andeuten, nicht ausführen; vielleicht komme ich bald dazu, das ganze auf breiterer basis aufzubauen. Wie Baldr ein sohn des höchsten gottes ist, so ist es auch Frey nach einigen überlieferungen, die jedenfals ursprünglicher sind, als seine abstammung von Njǫrđr; gegenstände, wie der ring Draupnir, finden wir bald in verbindung mit Frey, bald mit Baldr; bekantlich wurden am Julabende, dem fest der wintersonnenwende, auf dem Freyseber gelübde dargebracht; dänische volksweisen zeigen, dass man hier den Baldr an demselben feste verehrte. Weiter bilden der Baldr- und Freymythos zusammen ein so schönes harmonisches ganze, dass wir kaum einen mythos so klar erblicken können, als den mythos des alten sonnengottes. Auch für unsere heldensage ist diese auffassung von bedeutung, denn aus ihr erklärt es sich, dass man in der Sigurđssage bald den Baldr-, bald den Freymythos widerzufinden glaubte. Beide mythen stehen auch im engsten zusammenhang mit dem untergange der götter, und die frage, was gab überhaupt die veranlassung des kampfes zwischen den bösen elementen und den göttern? bisher noch gar nicht aufgeworfen, aber meines erachtens doch eine der notwendigsten, findet in nordischen quellen allein in den Skirnismál ihren schlüssel, wie sie ihn bei Saxo gramm. in der erzählung von Balderus findet. Ist aber der Baldrmythos, wie er in den Eddaliedern vorliegt, kein rein nordgermanischer, sondern wie die gedichte unserer heldensage ein dänischer oder südgermanischer stoff, so erklärt es sich, dass die sǫgur, welche sich mehr an den volksglauben anlehnen, seiner nirgends erwähnung tun: bei den Nordländern ist er ebensowenig heimisch gewesen, wie die sagen von Sigurđ, Brynhild, Atli u. a., und was man von ihm wusste, verdankte man den þulir, welche speciell deutsche stoffe gepflegt zu haben scheinen. Infolge dieser annahme gewint aber eine schon mehrfach ausgesprochene und aus manchem andern zu erschliessende ansicht eine nicht zu verachtende stütze. Haben sich die þulir den stoff ihrer lieder zum nicht geringen teil aus den südgermanischen ländern geholt, so sezt dieses eine verbreitete pflege desselben bei den Südgermanen voraus, und wir stehen demnach vor der ersten blüteperiode der deutschen litteratur, von welcher uns manche Eddalieder ähnliche widerklänge sind, wie einige romantische sǫgur von unserer mittelalterlichen litteratur; sie lässt sich in ihrem umfange am deutlichsten aus den Eddaliedern erkennen.

Die volle tätigkeit der þulir dargelegt zu haben, ist entschieden Müllenhoffs verdienst. Ich wende mich zu diesen und den damit im engsten zusammenhange stehenden Hávamál. Nächst der Vǫluspá sind die Hávamál wol im hinblick auf die composition das schwierigste aller Eddalieder, wenn sie nicht gar jene an schwierigkeit übertreffen. Dass in denselben mehrere lieder verschmolzen vorliegen, war schon früher anerkante tatsache; wie aber das eine durch das andere hervorgerufen, wie dieser vereiniger diese, jener jene strophen als bindeglieder der einzelnen teile hineingebracht, wie die eine interpolation die andere, selbst wenn sie in unserer überlieferung erst später folgt, voraussezt, wie schliesslich vielleicht vom lezten vereiniger durch falsche auffassung des ganzen und seiner einzelnen teile die lezte strophe, welche ursprünglich an den schluss des einen liedes gehörte, an den

schluss der ganzen samlung gekommen ist, das alles bis aufs kleinste nachgewiesen zu haben, das sind Müllenhoffs verdienste um die Hávamál. Wollen wir dieselben aber recht würdigen und beurteilen, so bedürfen wir eines textes nach seinen ideen; ich habe denselben s. 293 fgg. zu geben versucht, da es nicht immer leicht ist selbst an der hand des textes die Müllenhoffschen ansichten klar aufzufassen, und da er selbst (s. 279) die herstellung eines solchen als wünschenswert erachtet.

Die zergliederung und reinigung der Hávamál, wie sie Müllenhoff vorgenommen hat, ist zweifelsohne wol überlegt und scharf durchdacht. Vor allem ist aus dem ganzen entwurf ein kritischer grundsatz zu lernen, der nicht genug beherzigt werden kann: ein gedicht, welches anfangs von mund zu mund gegangen, später von verschiedenen schreibern abgeschrieben ist, kann wol interpoliert sein, es kann hier und da eine strophe fehlen, es kann auch infolge anderer auffassung diese oder jene strophe umgestelt sein, nie aber ist das ganze so zerstückelt gewesen, dass man die einzelnen strophen wie klötzchen eines baukastens zusammenwirft, sich in der phantasie ein gebilde zurecht macht, und dann in kindlich naiver weise dieses aus dem gegebenen stoffe herstelt, ohne dass es darauf ankomt, ob noch stückchen zurückgeblieben sind, wenn nur die freude über das gelingen vorhanden ist. Müllenhoff nimt im ganzen gedichte — oder sagen wir besser in der ganzen liedersamlung — nur dreimal eine umstellung vor, zweimal eine ganz unbedeutender art, einmal (umstellung der schlussstrophe) eine wolbegründete, deren verstellung bedingt ist durch die verschmelzung der einzelnen liederreste zu einem gemeinsamen gedichte. Mehr gewicht legt er auf die interpolationen. Und wer den Norweger und Isländer kent, wird ihm hier beipflichten. Die ganze fortpflanzung nicht nur der gedichte, sondern auch der sagas ist ein stetes anwachsen; ganze abschnitte, neue züge werden, wo es irgend geht, dem alten kerne angefügt. Und wie leicht gieng das bei einem stoffe wie den Hávamál! In lausavísur, wie sie der Isländer ja so liebt, haben sicher einmal wie noch heute eine menge lebensregeln im volksmunde existiert, und wenn irgend eine strophe der vorlage bekantes enthielt, warum solte man sich denn enthalten haben, dieses mit anzufügen? Solche art der kritik harmoniert mit allem, was man über die entwicklung der nordischen litteratur aus dem studium derselben lernen muss. Man vergleiche nun mit derselben die art Vigfussons: ich will von seiner ausgabe der Hávamál nur die reihenfolge der einzelnen strophen geben, ein urteil sich schon hieraus über die möglichkeit oder vielmehr unmöglichkeit zu bilden wird nicht schwer fallen:

The Guests Wisdom: I. 2. 3. 4. 5. 18. 7. 17. 31. 32. 19. 20. 21. 8. 9. 10. 11. 28. 29. 34. 36. 37. 39. 66. 67. 47. 48. 49. 50. 62. 51. 57. 124, 1—3. 96. 68. 69. 70, 1—3. 71. 72. 76. 77. 133, 4—6. 53. 75. 70, 4—6. 124, 4—6. 60. 65. 16. 23. 24. 25. 26. 27. 79. 22.

II. 15. 64. 54. 56. 55. 108. 93. 94. 92. 84. 91. 42. 43. 41. 52. 145, 3. 63. 59. 58. 35. 38. 1. 33. 61. 6 (mit seinem unsinnigen zusatze). 30. 40.

Song of Saws: 81. 82. 83. 85. 86. 87. 89. 88. 90. 137, 5—15. 74. 73. Eine strophe aus den fragmenten der kleinen Skalda der Sn. E.

The Lesson of Loddfáfni: 112. 113. 114. 115. 116. 117. 119. 120. 121. 44. 45. 46. 122. 123. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133, 1—3. 134. 135. 136. 152, 4—9.

Fragment of a lost Lay: Die vrs. aus Gylfag.

Wodens Love-lessons I. 102. 96, 1—3. 97, 4—6. 96, 4—6. 97, 1—3. 98. 99. 100. 101.

II. 104. 105. 106. 107. 108. 109, 1—2. 5—7. 110.

Appendix: 13. 14. 12.

The High one's Lesson (Hávamál): 111. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145 (d. h. 10 langzeilen — Vigfússons fabrikat! — in welchen 145, 1—2. 4—9 ziemlich promiscue verwebt sind). 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162, 1—3. 163. 164.

Appendage, which we do not know where to insert: 80.

Das sind Vigfússons Hávamál. Er sucht doch alles einschlägige zusammen und weiss es auch auf seinen platz zu bringen, solte es selbst in einer appendix sein. Warum, fragt man sich dann unwilkürlich, haben nur die str. 78 und 118 des reg. nicht hier, sondern im Solarljóđ aufnahme gefunden? Man weiss eben nicht, was man zu solcher art des arbeitens sagen, geschweige denn mit solchem produkte anfangen soll. Stelt Müllenhoff eine strophe um, so beweist er erst die unmöglichkeit ihrer stellung in der überlieferung, sucht dann die veranlassung der umstellung zu erklären und führt schon dadurch auf den platz, der der strophe ursprünglich gehört haben muss. Auch wo die interpolationsfrage spielt, muss man in jeder weise seinen scharfsinn bewundern. Er geht zunächst der logischen aufeinanderfolge auf den grund, welche er für die ursprünglichste hält, dann zeigt er, wie sich an diese die eine strophe angesezt, wie diese wider veranlassung zu anderer erweiterung gab, und so weiss er ganz bestimt die einzelnen interpolationsschichten zu scheiden. Doch möchte ich hierbei einige einwände erheben. Wie bei den mittelhochdeutschen gedichten hat Müllenhoff auch bei der composition der Eddalieder die zahlen eine rolle spielen lassen. So lässt er die einzelnen abschnitte des alten spruchgedichtes, welche gewiss richtig als Hávamál oder als Óđinssprüche verworfen werden (s. 260), durch 10 teilbar sein. Meines erachtens bringt dieses etwas unsicheres in Müllenhoffs kritik; er ist einmal von der idee des zahlenzwanges, unter welchem der dichter stand, gefasst, und merzt infolge dessen strophen aus, die doch ganz gut in den zusammenhang sich einfügen lassen, sobald wir an ihrer ursprünglichkeit festhalten. Ich will nur einzelne beispiele geben. S. 257 heisst es: „v. 51. 52, ein paar vereinzelte, unzusammenhängende strophen erregen noch bedenken.“ Hieraus solte man doch schliessen, dass 52 ebenso wie 51 zu streichen sei, aber gleichwol wird im folgenden nur str. 51 als späterer zuwachs angesehen, nicht 52. — An v. 21. 22 wird s. 256 nicht der geringste anstoss genommen; sie werden dem alten spruchgedichte beigesellt. Unterdessen ist s. 260 Müllenhoff durch die lezten zwei reihen auf das decimalsystem des dichters geführt, damit harmoniert die zahl der ersten reihen nicht, und so müssen denn die vv. 21 und 22 noch gestrichen werden. „V. 20. 21 sind, genauer besehen, fragmente einer tischzucht,“ heisst es daselbst. Die vorher angeführten inneren gründe konten mich nicht von der notwendigkeit ihrer tilgung überzeugen. Schauen wir die strophen an und für sich an.

21. Die herden wissen es, wenn sie heim müssen
und verlassen die trift,
aber der thor kennt nie die zeit
da sein magen gefüllt ist.

22. Ein kläglicher mann, der elenden sinnes,
lacht bei jeder gelegenheit,
Er weiss nicht, was er doch wissen solte,
dass er fehler in hülle und fülle.

Lässt sich auch v. 21 als teil einer tischzucht erklären, 22 will nicht recht hineinpassen. Und im zusammenhang betrachtet, werden die strophen wol erheischt, ja ich würde eine lücke fühlen, wenn sie fehlten. V. 20 ist vom schlemmer die rede, der sich unglück an den hals isst und sich bei vernünftigen leuten lächerlich macht; v. 24 vom thoren, der da glaubt, dass alle mitlachen, wenn er lacht. Passt diese bemerkung nicht ausgezeichnet auf v. 22? Und ferner, erklärt v. 21 nicht ganz treflich den ersten teil, v. 22 den zweiten teil von v. 20? Diese beiden strophen also meine ich sind sicher echt. — Auch die vv. 105 und 108 möchte ich nicht getilgt sehen; v. 105 steht nur an falscher stelle, da Óđin erst in den berg kam und dann erst Gunnlǫđ genoss. (Vgl. Bragarœþur c. 5.) Sie gehört zweifelsohne nach 107 und gibt vereint mit 108 im zusammenhang treflichen sinn. Und ferner: v. 110 erkent ja auch Müllenhoff als echt an; hier wird der Gunnlǫđ erwähnung getan, es muss geradezu verlangt werden, dass vorher schon von ihr und über Óđins verhältnis zu ihr berichtet ist; ohne v. 105 und 108 erfahren wir aber nichts von ihr. — Desgleichen vermag ich die tilgung von v. 140 nicht zu billigen. Ich meine, dass im Runatal nicht nur Ođins „selbstopferung und erfindung der runen" geschildert ist, sondern auch die meines erachtens unmittelbar mit seinem ganzen wesen zusammenhängende gewinnung der dichtkunst. Wenn hiervon in unserer liedersamlung bereits die rede war, so kann uns das um so weniger stören, als das Runatal sicher einmal ein in sich abgeschlossenes lied war. Auch die gewinnung des dichtermetes fält zweifelsohne in Ođins jugend, denn nicht als alter mann, sondern als jüngling verdingt er sich beim Baugi und als solcher geniesst er die Gunnlǫđ. In vv. 138. 139 haben wir den sinnigen mythos von der erlernung der runen, in str. 140 von der erwerbung des dichtermetes. Durch beides wurde ja Ođin herr der gesamten poesie und der mit ihr verknüpften runenweisheit. Und auf beide mythen passt treflich v. 141:

„Da begann ich zu gedeihen und weise zu sein,
zu wachsen und mich wol zu befinden:
wort mir vom worte das wort suchte,
werk mir vom werke werk."

So liesse sich vielleicht noch manche andere der strophen retten, oder in den partien, in welchen eine reihe interpolatoren angenommen werden, die zahl derselben reducieren. Auch in der auffassung einzelner stellen kann ich mich nicht unbedingt Müllenhoff anschliessen. Einiges habe ich bereits in den anmerkungen bemerkt; hier nur weniges. So sagt Müllenhoff v. 2, dass „*a brandom*" nicht „richtig sein könne, aus dem einfachen grunde, weil der eingetretene nicht mehr sein glück vor oder an den türen versucht" (s. 255). Man solte aber doch meinen, dass gerade von Müllenhoffs auffassung aus diese worte treflichen sinn geben. Der verfasser des spruchgedichts ist doch auf alle fälle ein fahrender gewesen (s. 291), der selbst die not gekostet hat (man vgl. z. b. v. 37); er sagt in v. 2, dass derjenige, welcher sein glück an den türen anderer suchen muss, gleich bei der hand ist, wenn man ihm „wilkommen" bietet; wo er den sitz einnimt, ist ihm gleich. — Der auffassung von v. 74. 75 möchte ich gleichfals eine andere gegenüberstellen. Wol ist es in der ljóđsháttrstr. nicht selten gebrauch, dass die kurzzeile um eine vermehrt wird, trotzdem aber glaube ich, dass 74³ nicht in diesen zusammenhang gehört. Die ganze visa handelt von einer landreise, was soll da die bemerkung über den engen raum im schiffe? Die strophe will sagen: Der sich mit reisegepäck versehen hat, braucht sich nicht zu fürchten; wenn schlechtes wetter im herbste eintritt, kann er sich, wo er sich eben befindet, eine stätte bereiten, der hunger

wird ihn nicht bis zu den menschlichen wohnungen treiben. Und v. 75 ist m. e. aufzufassen: Mancher weiss nicht, dass er nichts weiss, infolge dessen haben ihn andere zum narren, (der gedanke des dichters dabei war: einem solchen geschieht ganz recht; er ist eingebildet und muss bestraft werden); (aber) der eine ist reich, der andere arm; dies kann man lezterem nicht zum vorwurfe machen (er kann nichts dafür). So passt die strophe ganz in den mund des besitzlosen fahrenden, wie er uns überall entgegentritt.

Zu einer liedersamlung wie den Hávamál, die überhaupt das erste mal durch Müllenhoff kritisch behandelt sind, wird noch nicht das lezte wort gesprochen sein, allein ich bin überzeugt, dass Müllenhoffs arbeit andere veranlassen wird, hier weiter fort zu arbeiten. Wir recapitulieren noch kurz die von Müllenhoff gefundenen hauptresultate:

1. Die Hávamál bildeten ursprünglich ein besonderes liederbuch, welches erst später in das 1. liederbuch (Vǫlsp. Vafþrm. Grinism.), und zwar nach der Vǫluspá eingeschoben wurde.

2. Die schlussstrophe (164), laut deren die ganze samlung Hávamál genant wurde, ist erst später an den schluss gekommen; sie bildet ursprünglich nur den schluss der Loddfafnismál, gehört demnach nach v. 137.

3. Das erste gedicht, ein dreifach gegliedertes spruchgedicht (vv. 1—78. 80), waren ursprünglich gar keine Hávamál, auch keine Oðinssprüche.

4. Nach einer reihe interpolierter strophen folgen v. 96 ff. die Oðinsmál, und zwar zunächst

a) das 1. Oðinsbeispiel, die erzählung von den Billungstöchtern; und

b) das 2. beispiel (103 ff.), von der gewinnung des dichtermetes.

5. Hieran schliessen sich die Loddfafnismál, ein echtes spielmannsgedicht, das Runatal, welches aus drei fragmenten besteht, das Lióðatal; einer der letzten arbeiter an der vereinigung fügte die Loddfafnismál und das Lióðatal zusammen und brachte dadurch v. 164 an den schluss. Doch war höchst wahrscheinlich jenes damals bereits dem alten spruchgedichte angefügt.

Nach diesen untersuchungen folgen die über das zeitalter, den verfasser, oder richtiger die verfasser der Hávamál. Die ältesten teile setzt Müllenhoff in die zeit, bevor Harald harfagri seine historische tat volbrachte, also vor 872, da sie einen staatlichen zustand zeigen, wo „noch jede þioð ihren þioðan hatte."

Auf anderem wege gelangte auch ich zu gleichen schlüssen. Zunächst steht es fest, dass der kern der lieder norwegisch ist, wenigstens des spruchgedichtes.

Wenn es v. 3 heisst:

matar ok vaþa es manne þǫrf
þeim's hefer umb fiall farit.

so ist doch sicher, dass mit dem sing. „*fiall*" ein bestimtes gebirge gemeint ist. In isländ. quellen lässt sich kein höhenzug finden, der schlechthin das „*fiall*" genant wird; dagegen heisst es in der Hakonarsaga Hakonarsonar (FMS. X, 3): Um vetrinn kom sunnan um fjall herra Gregorius, wo unter fjall nur das Dovrefield gemeint sein kann (Vigfus. Isl. Dict. s. v.). Auch „*barr*" v. 50 in der bedeutung „*laub*" geht nur auf norweg. anschauung zurück, da, wie Vigfusson mit recht betont, dasselbe auf Island fehlte. — Für die altersbestimmung war für mich der umstand entscheidend, dass das spruchgedicht auf alle fälle in der brunaǫld gedichtet sein muss. Wenn es 71, 3 heisst:

blindr es betre an brendr sé,

so zeigt dies doch ebenso wie 81[1]:

á kvelde skal dag leyfa, kono es brend es[1])

dass der dichter in der zeit der leichenverbrennung gelebt hat. Lässt sich nun eine grenzscheide zwischen der brunaǫld und der haugaǫld bestimmen? Snorri sagt im eingang der Heimskringla, dass jene dieser vorangegangen wäre und in Norwegen und Schweden länger gedauert hätte als in Dänemark; dasselbe bestätigen die worte Asbiǫrns, welcher zu könig Olaf Tryggvason (Ftb. I. 56, 1.) sagt: — *þu vilt at vér hafuim þeim atrunaði, er vórir feðr ok foreldrar hǫfðu firir oss alla tima, fyrst um brunaǫld, en nú um haugaǫld.* Diese haugaǫld war zweifelsohne beim tode könig Haralds harfagri, von dem es heisst (Heimskr. p. 81): *er hann heygðr á Haugum.* Und wenn darauf folgt: „*í miðjum hauginum var leg Haralds konungs; þar var settr steinn annar at hǫfði, en annarr at fótum*", so folgt, dass hier von einem begraben des ganzen körpers, nicht der asche, die rede ist.

In derselben saga Haralds hins hárfagra (cap. 25) heisst es aber von der Snæfriðr, der lieblingsgattin des königs: „*var þá hvatat at báli ok var hon brend.*" Es kamen demnach z. z. Haralds noch leichenverbrennungen vor. Nun fand aber unter dieses regierung die besiedelung Islands statt. Die isländischen sagas wissen nichts von einer leichenverbrennung, sondern nur von einer beerdigung unter hügeln; wäre sie noch in der heimat gäng und gäbe gewesen, so hätten die norwegischen hersen sicher die sitte mit hinübergenommen, auf alle fälle auch dann, wenn ein machtgebot Haralds dagegen geeifert hätte.

Daraus folgt, dass unter Harald die verbrennung nur noch vereinzelt als überrest aus früheren zeiten vorkam, und ich glaube nicht alzusehr von der wahrheit abzuirren, wenn ich den terminus ad quem der brunaǫld in die zeit von 840 bis 50 setze. Hierdurch würden aber die Hávamál noch höher hinaufgerückt, als Müllenhoff annimmt.

Die beiden hauptsächlichsten þulir, welche wir aus der Hávamál kennen lernen, den verf. des alten spruchgedichtes und der Loddfafnismál, harmonieren in ihren anschauungen, in ihrem wesen dagegen sind sie verschieden. Während der letztere das leben von der leichtesten seite auffasst und mit unleugbarem humor seine lebensregeln vorträgt, ist der erstere ernst und mit seinem loose nicht recht zufrieden, weil die leute ihn vernachlässigen (v. 66), wenn er vor fremden türen seine nahrung und wohnung sucht (v. 2. 30). Deshalb zieht er den kleinsten besitz der besitzlosigkeit vor (v. 36. 37), wenn er aber so in die gemächer der reichen blickt, da sagt er sich, dass hier nicht allein das glück trone, und tröstet sich damit, dass kein mensch ganz unglücklich sei (v. 6. 8. 69).

Von diesen þulir erfahren wir in der ganzen nordischen litteratur ziemlich wenig, kaum dass ausser in den Eddaliedern das wort noch vorkommt. Gleichwol muss aus diesen und einer stelle der Orkn. saga, in welcher sich der jarl Rǫgnvald als þul einer halben dróttkvættstr. nent, die existenz derselben geschlossen werden.

1) Dass auch die priamel v. 81 ff. in Norwegen ihre heimat hat, beweist ausser den angeführten worten auch v. 86, wo vor den schlangen gewarnt wird, die es auf Island nie gab.

Zu den von Müllenhoff angeführten beweisstellen für die existenz der þulir und Oðins als ihres schutzpatrones komt aber noch eine, welche in ihrer bedeutung für die culturgeschichte und mythologie des nordens m. e. durchaus noch nicht erkant ist, ich meine die stelle aus der *ἔκθεσις τῆς βασιλείου τάξεως* des kaisers Constantinos VII. Porphyrogennetos († 959), welche in der zuverlässigsten gestalt von C. Müller in dieser ztschr. XIV. s. 443 ff. herausgegeben ist. In derselben heisst es, dass am 12. tage nach dem weihnachtsfeste spiele gefeiert worden seien, an welchen auch zwei *Γότθοι* aufgetreten wären. Unter diesen ist zweifelsohne niemand anders zu verstehen als væringer (vgl. Ann. f. nord. Oldkynd. 1844—45 s. 293), deren verweilen am byzantinischen hofe im 9. und 10. jahrh. hinlänglich bekannt ist. Von diesen wird erzählt, dass sie in felle gehült gewesen seien, deren rauhe seite nach aussen gedreht war, vor ihrem gesichte eine larve, in der linken hand einen schild, in der rechten ruten gehabt hätten. Sie wären gegen einander gelaufen und hätten sich, indem sie mit den ruten auf die schilde geschlagen, zugerufen: *τούλ, τούλ*! Darauf sangen sie ein lied in heimischer weise, welches uns, eigentümlich genug! in lateinischer sprache aber griechischen lettern, wie es C. Müller so schlagend gezeigt hat, erhalten ist; dasselbe lautete nach Müllers übersetzung:

Freue dich guter nachbarschaft! Hagia! (?)
Freuet euch tage des festes im wettstreit! Hagia!
Zu froher stunde trompetenschall erhebend!
Mit schöner lust zuschauend!
Gerettet ist, Nana, der gott, der gott!
An feierndem tage, Nana,
Göttlichen jubels.
Jubel, jubelnder, Nana,
Jubel, jubelnder,
Du, der du am äussersten tage entstandst, schöner Tul,
Siege, o Tul, o Nana!

Was das Hagia (*ἅγια*) sein soll, ist mir noch nicht klar, ja ich wage nicht einmal eine conjectur darüber zu äussern. Was dagegen Tul und Nana ist, kann im hinblick auf die ausdrücke der Eddalieder nicht zweifelhaft sein: Tul ist sicher Óðin, welcher bei diesem feste der wintersonnenwende angerufen wurde. Nun weist aber das zusammenbringen von Tul und Nana entschieden auf den cultus von Baldr und Nana hin und dadurch werden wir unwilkürlich auf die identificierung von Baldr und Oðin hingeführt. Demnach liegt in diesem liede noch ein rest des älteren mythos vor, wo der ursprüngliche germanische sonnengott sich noch nicht local verzweigt hatte in einen Baldr und Freysmythos. Wenn ich nun früher behauptete, dass die Oðinsverehrung erst aus den südgermanischen ländern nach dem norden gekommen sei, so scheint diese auffassung hiermit in widerspruch zu stehen. Dies fällt jedoch bei eingehender prüfung der quellen: Im nordischen Oðin sind zwei gestalten zusammengeflossen, der altgermanische sonnengott und der südgermanische windgott. Beide gestalten von einander zu trennen, halte ich für eine der schönsten aber auch schwierigsten aufgaben der germanischen mythologie.

Wird nun aber in unserem gedichte aus dem anfange des 10. jahrhunderts Oðin als þulr *κατ' ἐξοχὴν* angerufen, so kann das im hinblick auf den þulr aus Sallöv in Seeland, den þulr der Loddfáfnismál, den Rǫgnvald jarl nicht anders zu

deuten sein, wie es Müllenhoff eben gedeutet hat, dass die þulir Oðin als ihren herrn und schutzpatron, als den fimbulþulr, ansahen.

Mit den worten „die þulir waren ehedem die träger und pfleger der gesamten poetischen überlieferung des nordens" schliesst Müllenhoff den eigentlichen kern des vorliegenden halbbandes, um, wie wir wol sicher annehmen dürfen, in der 2. hälfte über das alter und den ursprung der skaldenpoesie zu handeln. Soweit wir aus dem vorliegenden schliessen können, dürfte Müllenhoff die kunstvolle skaldenpoesie als eine formell weiter entwickelte, sachlich dagegen sehr gesunkene þulirpoesie aufgefasst haben. Er führt uns nämlich vor, wie sich zu der ursprünglich ganz schlichten gnomik nach und nach die schon kunstgerechtere sagenhistorische und dann mythologische poesie geselt habe. Allein bevor der verf. an diese weitere arbeit geht, ruht er noch einmal auf diesem punkte seiner wissenschaftlichen errungenschaften aus und macht uns von ihm aus auf einen blick aufmerksam, den bisher noch niemand bemerkt, auf eine poesie, welche an grossartigkeit der alten gnomik und mythologischen dichtung fast gleich kommt: auf die Starkadslieder und das Bravallalied, den letzten stern der alten dichtung, welchem „an bedeutung und grossartigkeit unter allen nordischen gedichten allein die Vǫluspá sich vergleichen lässt." — Bisher fand man allgemein im Starkardr eine historische person, an dessen leben sich allerlei sagen angeknüpft. Müllenhoff zeigt nun, wie die ganze gestalt eine rein sagenhafte war, die in Schweden ihre heimat hatte und von dort aus nach Dänemark kam. Er entwickelt weiter, wie die 8 Starkardslieder, welche sich bei Saxo grammaticus finden, von verschiedenen þulir gedichtet sind, wie aber das siebente, das Bravallalied, die anderen an grossartigkeit übertrift, wie die „Starkaddichtung den ganzen umschwung des nordens zum christentum begleitet." Gern möchte ich auch bei diesem abschnitte noch auf einige punkte näher eingehen, wenn ich nicht befürchtete, dass eingehende prüfungen über die Bravallaschlacht und eine genaue nebeneinanderstellung des berichtes bei Saxo grammat. und im Sǫgubrot af nǫkkrum fornkonungum í Dana ok Svíaveld (FAS. I. 363 ff.), welche diesem entschieden einen vorzug vor dem ersteren gibt, mich allzusehr von der aufgabe einer anzeige abführen würden, zumal da noch übrig bleibt, zum ersten teil des buches hinzuführen.

Müllenhoffs Vǫluspá erscheint in bei weitem anderer gestalt, als die bisher herausgegebenen. Nach vorgenommener prüfung stelte sich die überlieferung des cod. reg. (A) gegenüber der Hauksbók (B) als die relativ bessere heraus; demnach musste A bei den untersuchungen zu grunde gelegt werden. Mit dieser überlieferung verfährt er nach gleichem grundsatze wie bei den Hávamál: es können wol interpolationen, nie aber eingreifende veränderungen des ursprünglichen liedes stattgefunden haben. Ausgeschieden werden demnach aus der überlieferung A: str. 5—6. 9—15. 16—17. 18—20. 22, 3—4. 31, 9—12. 33, 5—34, 4. 38, 5—6. 44, 7—10. 52. Weitere abweichungen von A sind: Mh. 15, 1—2 ist nach Mh. 14, 7—8 (A 29, 7—8) ergänzt; Mh. 16 ist A 30 um eine langzeile aus A 43 erweitert; Mh. 20 ist ganz nach B (30) widergegeben, A (35) weicht ganz ab; Mh. 32 ist ebenfalls nach B 40, A 45 hat am schlusse nur die erste hälfte; Mh. 33 folgt, wie in B; in A steht die v. später (49); — Mh. 39 besteht aus A 53, 1—2 und der in B fast unleserlichen 53; — Mh. 44 ist A 57 nach B 33 vervolständigt; — Mh. 49 ist entlehnt aus B 58, 1—4; die zweite halbstrophe aber aus den papierhss. genommen. — Um gleich an den letzten punkt anzuknüpfen, so halte ich die herübernahme einer ganzen halbstrophe aus papierhss. für sehr gewagt, da es ja feststeht, dass alle papierhss. auf die uns erhaltenen membranen zurückgehen.

Sonst kann man die reconstruction der Vǫluspá mit gleicher befriedigung wie die der Hávamál verlassen und ich gestehe, dass ich durch den Müllenhoffschen text durchaus den eindruck eines harmonischen ganzen bekommen habe, wenn ich auch nicht jeden einzelnen punkt zu unterschreiben vermag. Wie behandelt dagegen Vigfusson seine drei sibyllengedichte? er geht hierin noch weiter wie in den Hávamál und versteht geradezu unglaubliches zusammen zu construieren. Auch er legt den regius zu grunde, aber man vergleiche den lieblichen wirwarr, welcher bei ihm herauskomt:

I. reg. str. 1. 2. 3. 5, 5—10. 4. 6, 1—4. 5, 1—4. 6, 5—10. 16, 5—12. 17. 7, 1—2. 8, 1—2. 7, 3—4. 7—8. 5—6. 8, 3—8. 9, 1—4. 18. 19. 20. 16, 1—4 mit freiwilligen variationen, 29, 5—10. 28, 5—8. 1—4. 29, 11—12. 21, 1—4 nach eigner phantasie, 32. 33, 1—4. 34, 5—8. 21, 1—2. 25, 5—8. 25, 1—2. 24. 27, 5—8. 26. 27, 1—4. 35.

II. 23. 21, 5—6. 22. 30. 29, 1—4. 43, 5—8. 44, 1—10. 54, 1—4. 47, 3—8. 50, 5—8. Stef. 50, 1—4. 48 in ganz zerstückelter gestalt. 53, 7—8. 47, 1. 4. Stef. 49, 1—2. 45, 5—6. 49, 4. 45, 11—12. 45, 9—10. 49, 5—8. 45, 7—8. 45, 1—4. 51, 5—6. 3—4. 7—8. 52. 53, 1—6. 9—12. 54, 5—8. 61, 1—4. 36, 9—12. 36, 5—8. 60, 5—8. 57, 1—8. 36, 1—4. 38, 1—6. 7—8. 62, eine ganz unversehrt überlieferte v. in folgender gestalt:

þar .... dimmo díki ....
Naðr fránn ....
.... fiǫtrom
níðinga nai. — Nú man hon sœkkvaz.

III. 56. 59. 60. 57, 1—4. 5—6 (nach der Hauksb.). 7—8. 58, 1—6.

Solcher verspottung aller überlieferung gegenüber ist es geradezu unsere pflicht, für die überlieferung einzutreten, und wir dürfen wol hoffen und wünschen, dass die hoffentlich bald erscheinende neue deutsche ausgabe der Eddalieder mit aller energie dagegen front macht, wie es Müllenhoff mit der Vǫluspá so schön getan hat.

Abgesehen von der auffassung einzelner stellen vermag ich einer ansicht Müllenhoffs nicht beizutreten, die auch von anderer seite auf widerspruch gestossen ist,[1]) das ist die altersbestimmung des gedichtes und was damit zusammenhängt. Während es unzweifelhaft ist, dass die Hávamál Norwegen zur heimat haben müssen, kann ich das gleiche von der Vǫluspá nicht annehmen.

Mögen auch einzelne teile des gedichtes auf eine ältere norwegische vorlage zurückgehen, wie das gedicht vorliegt ist es sicher auf Island entstanden. Dass der gebrauch von *eimi* = dampf noch bis in dieses jahrh., wenn auch vielleicht nur dialectisch, sich erhalten hat, zeigte Gering a. a. o. Auch *tungl* = gestirn ist sicher noch auf Island bekannt gewesen. Wenn in der Guðmnudar drápa des Arngrim dieser noch im 14. jahrh. Gott als *stýrir tungla* bezeichnet, so kann dies doch nichts anderes als „lenker der gestirne" heissen; es muss demnach noch zu dieser zeit der plural als gestirne den dichtern wol bekant gewesen sein. Und wenn der mönch Gunnlaug in der Merlinuspá den lieben Gott als „*tiggi tungls*" bezeichnet, so vermag ich die allgemeine auffassung, dass sich derselbe unter „*tungl*" den mond gedacht, nicht zu teilen. Ob dann weiter in kenningar wie

1) Hugo Gering im Litt. Ctb. 1884 Nr. 25.

skips tungl, eroedrs tungl u. a. der glanz des mondes oder nicht vielmehr der sonne vorgeschwebt habe, ist doch recht fraglich. Man hat eben bisher *tungl* = mond im guten glauben hingenommen und ausgelegt, ohne sich die frage gestelt zu haben, ob nicht auch *tungl* = gestirn und dann = sonne sinn gibt. — Die ansicht aber, die Vsp. sei norwegisch, lässt Müllenhoff eine halbstrophe in A streichen, welche m. e. volständig richtig an ihrem orte steht, nämlich A 35, 1—4. Setzen wir für diese die fassung von B 30, 1—4 ein, so vermissen wir etwas bestimtes über die fesselung Lokis, was doch an dieser stelle durchaus geboten scheint. Ja fast möchte ich annehmen, dass auch Müllenhoff von der unumstösslichkeit seiner annahme nicht recht überzeugt war, da er uns gegen seinen gebrauch seine auffassung der jüngeren fassung mitteilt (s. 113). Gehört diese strophe aber zum ursprünglichen gedicht, so steht sein isländischer ursprung fest, denn nur isländische naturerscheinungen zeigt diese halbstrophe.

Auch die interpretation des gedichtes ist anregend und belehrend zugleich; ich hebe nur hervor die trefliche emendation der schlussstrophe: *nú mon hann (*hon) søkkvask*, welche auf einmal die bisher unerklärte strophe aufhelt, und vor allem die sinnige erklärung des mythos von Mimir und Odin, wol einer der schönsten beiträge zur deutschen mythologie. Müllenhoff erkent in ihm einen naturmythos, und „zwar das abbild eines altäglich sich widerholenden vorganges, dass die sonne im wasser widerscheint. Täglich komt darnach der himmelsgott zu Mime und versezt sein eines auge, aber natürlich nicht ohne eine gegenleistung von ihm und seinem elemente zu verlangen und zu erhalten."

In ähnlicher weise wie die Hávamál und die Vǫluspá behandelt Müllenhoff auch die Grimnismál und die Vafþrudnismál und gibt namentlich von lezterem gedichte eine eingehende analyse. Beide gedichte sind Odinslieder, allein die erhaltene überlieferung beider im vergleich zu dem ursprünglichen gedichte ist eine durchaus verschiedene. Während die Grimnismál auf ähnliche weise interpolationen aufgenommen haben, wie Vǫluspá und Hávamál („indem man sie als ein gefäss betrachtete, geeignet hie und da noch mancherlei aus der hinterlassenschaft der vergangenheit in sich aufzunehmen und darin aufzubewahren"), sind uns die Vafþrudnismál fast integra erhalten. Die deutung des lezteren gedichtes ist zweifelsohne wider eine durchaus treffende. Da sich Vafþrudnis mit Odin in persona nie eingelassen hätte, komt dieser als armer fahrender zu dem alweisen riesen. Er will sich ursprünglich nicht mit ihm messen, um nicht dem riesen verdächtig zu werden, sondern nur erfahren, ob Vafþrudnis wirklich der wolunterrichtete und alkluge riese sei. Der riese, welcher sich angegriffen meint, droht ihm mit dem tode, wenn sich des gottes klugheit als nichtig erweise. Bald stelt sich im laufe des gesprächs heraus, dass der fremde in die geheimnisse eingeweiht und würdig ist, dass sich der riese mit ihm misst. Wie Odin für sein wissen mit dem leben eintreten musste, so sezt Vafþrudnis nun sein haupt dagegen. Darauf komt das fragen an Odin, und der riese offenbart seine ganze weisheit, bis er endlich an der frage: was sagte Odin seinem sohne auf dem scheiterhaufen ins ohr? den gott erkennt und sich für besiegt erklärt. — Recht ansprechend ist auch Müllenhoffs ansicht, dass die Vafþrudnismál ein mythologisches ergänzungsgedicht zu der Vǫluspá seien.

Um den zeitpunkt zu bestimmen, in welchem die liedersamlung entstanden ist, schweift Müllenhoff in einem ausführlichen excurse zur Snorra Edda ab und gibt die ganze geschichte dieses oft ziemlich schwer verständlichen werkes. Es

lässt sich nämlich fast mit bestimtheit annehmen, dass die liedersamlung zwischen der ersten und zweiten redaction der Snorra-Edda, c. 1250, entstanden ist, denn während Snorri, der verf. der ersten, sie nicht kante, benuzt sie der überarbeiter der zweiten redaction. Nun sammelte bekantlich Snorri alles, was er für seine poetik[1]) verwenden konte. Da aber auch der überarbeiter aus Snorris familie ist, so solte man annehmen, dass Snorri der cod. reg. oder eine ähnliche samlung schwerlich entgangen wäre, wenn sie damals bereits existiert hätte. Ich glaube überhaupt, dass die liedersamlung durch Snorris arbeit angeregt und von einem seiner schüler ausgeführt worden ist. Auf diese altersbestimmung konte man aber nicht kommen, so lange man auch die jezt noch im norden herschende ansicht vertritt, dass die ausführliche redaction die ursprüngliche sei. Ich glaube auf diesen abschnitt umsoweniger eingehen zu brauchen, als ich für die Gylfaginning schon vor Müllenhoffs arbeit, wie ja diese selbst zeigt, zu gleichem resultate gelangt war und auch für Háttatal (diese ztschr. XIII. 238 ff.) bereits zeigte, dass das hss. verhältnis ganz dasselbe sei (vergl. s. 208). Auch über Skaldskaparmál belehrten mich eigene forschungen ähnliches, z. t. ganz gleiches; wo ich von Müllenhoft abweiche, werde ich meine ansichten in der einleitung meiner ausgabe der Snorra Edda, zu welcher mich vorliegendes werk mehr denn je treibt, verteidigen; hier möchte ich nur noch einiges berühren. So allgemein auch im norden die annahme ist, dass der cod. reg., oder wie man jetzt annimt, der cod. Worm. die ursprüngliche fassung der Snorra Edda enthalte, in Deutschland hat sie wenigstens in den letzten decennien, abgesehen von Wilken, keine verteidiger gehabt. Obgleich ich von selbst auf den vorzug, welcher U gebührt, gekommen war, so war doch der impuls, die untersuchung über das handschriftenverhältnis in angriff zu nehmen, mein verehrter lehrer, herr prof. Zarncke, welcher im winterhalbjahr 1876/77 in seinem colleg über das Nibelungenlied betonte, dass in dem kurzen abschnitte aus der Nibelungensage jedenfalls U die ursprüngliche fassung habe, und ich weiss, dass sowol Edzardi als auch Sijmons nie anderer ansicht gewesen sind. Auch der umfang des von Snorri herrührenden werkes ist mir von jeher klar gewesen. Ich muss dies besonders im hinblick auf eine bemerkung Müllenhoffs hervorheben: s. 167 rechnet derselbe die drei blätter, welche den abriss eines tractates über das isländische alphabet enthalten, zu dem ursprünglichen werke und sagt in einer dazu gehörenden anmerkung: „diese behauptung wird für manche gewissermassen überraschend sein, aber für keinen der die drei capp. in u einigermassen aufmerksam gelesen hat und sie mit dem tractat II. vergleicht." Dieselbe behauptung habe ich früher (Paul u. Braunes beiträge VI. s. 536) nicht nur ausgesprochen, sondern auch zu beweisen gesucht, und je eingehender ich mich seitdem mit dieser frage

1) Ich kann diese gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf einen aufsatz Gislasons in den Aarbøger (1884 s. 143 ff.) aufmerksam zu machen, in welchem dieser das wort „Edda" m. e. sachlich und sprachlich überzeugend erklärt. Fest steht, dass das wort „Edda" für die liedersamlung erst aus dem 17. jahrh. stamt; nur Snorris werk führt ursprünglich diesen namen. Allein dieses edda hat mit dem edda der Rígsmál (= grossmutter) durchaus nichts zu tun, sondern bedeutet nichts anderes als poetik; es ist sprachlich auf ganz analoge weise mit óđr = die dichtkunst zusammenzubringen, wie stedda mit stóđ, ledda mit lóđ. Und sachlich vergleiche man nur die kenningar in der Lilja, Guđmundrdrápa und anderen späteren skaldengedichten: Eddu reglur, Eddu listar. Welcher unsinn komt heraus, wollen wir Edda mit märchensamlung übersetzen!

beschäftigte, desto überzeugter wurde ich, dass jene drei capp. für das ganze corpus eddicum geradezu notwendig sind und dass sie eine einleitung zu Háttatal bilden. Die katechetische form zu verwerfen, wie Müllenhoff will, ist durchaus nicht notwendig; sie wird geradezu wie in allen teilen der Edda so auch hier verlangt.[1])

Wer sich mit dem handschriften- und redactionsverhältnisse der Snorra Edda beschäftigt hat, wird wissen, welch schwierige fragen hierbei an einen herantreten: fast keine derselben hat Müllenhoff umgangen, und er hat sie in einer weise gelöst, dass in ihren endresultaten wol nur wenige anderer lösung harren. Ich habe dieselben wie alle anderen teile des werkes verlassen mit dem gefühle aufrichtigster dankbarkeit, warmer begeisterung und wahrer freude, die nur durch den einen schmerz getrübt wurde, dass ich den schwanengesang eines mannes vor mir hatte, welcher bis zu seinem lezten atemzuge alles für die deutsche wissenschaft einsetzte. Wie manches andere seiner werke, so wird auch dieses ein schönes denkmal, welches er sich selbst gesetzt hat, bei allen germanisten bleiben, welche es ernst und redlich mit der wissenschaft meinen.

LEIPZIG, OCT. 1884. E. MOGK.

Hugo Kauffmann, Über Hartmanns lyrik. Leipziger Dissertation. 1884. 95 s. 8.

Unter der überschrift „Hartmanns lieder“ (s. 1—44) sucht die arbeit feste punkte zur beurteilung der eigenart des dichters anzugeben, vornehmlich auch durch herbeiziehung der epischen dichtungen desselben. Das lied *Wê warumbe trûren wir* wird Hartmann abgesprochen und (mit Becker) Reinmar zugeschrieben (s. 5). *Dir hât enboten frouwe guot*, MF. 214, 34 wird (mit Paul) für ein lied erklärt und Walther zugesprochen (s. 7). 211, 20 *Swelch frouwe sendet lieben man* gehört (mit Becker) auch nicht Hartmann, sondern Reinmar (s. 7). 216, 5 *Ich var mit iuwern hulden* ist (gegen Bech und Greve) für Hartmann festzuhalten (s. 10): das von Paul zwischen *her* und *Salatîn* gesetzte komma in z. 19 ist zu streichen, ebenso das Germ. 24, 72 von Baier vorgeschlagene *niemêr* statt *niemer*. — Nach dieser feststellung des strophenbestandes wendet sich die arbeit (s. 12) zur verwertung der gedichte für des dichters leben. Zunächst wird hier behauptet, dass Hartmanns lieder im gegensatz zu den gleichzeitigen minnedichtungen keine eingebildeten sondern wirkliche empfindungen widergeben; nachdem unter dieser voraussetzung die einzelnen lieder charakterisiert sind, folgt s. 42 eine reihenfolge derselben. — Bemerkenswert ist in diesem abschnitt die behauptung s. 28, dass MF. 217, 14 *Diz wâren wünnecliche tage* eine klage um des dichters verstorbenen herren sei, für welchen herren (s. 38) der 1195 gestorbene Friedrich von Hohenburg gehalten wird. Ein beweis dafür fehlt freilich ganz.

1) Möglichst naiv äussert sich auch über diesen tractat das Cph. (I. s. XLVII). „It (cod. U) comprises Gylfaginning, Skaldskaparmal, several sentences from the philological treatise of Thorodd (?), and a few bits of the Anonymous Grammarian's work, with imperfect broken text (?), but with the Tables referred to in (W), but not copied there, being probably missing in his original.“

Der zweite abschnitt, excurs über Hartmanns kreuzzug (s. 44—53), sucht ausser dem nachweis, dass der dichter 1197 die kreuzfahrt machte, auch festzustellen, dass Erec, erstes büchlein, alle lieder ausser 212, 37 und der Gregor vor dem zuge gedichtet wurden (s. 49).

III. Das erste büchlein (s. 53—62). Aus der sprache des gedichtes, besonders den altertümlichen ausdrücken desselben, wird die zeit der abfassung festgestellt durch vergleich mit den epischen dichtungen; das erste büchlein ist älter als die meisten lieder (s. 62) und wahrscheinlich 1192 entstanden.

IV. Das zweite büchlein (s. 63 — 93) wird einem benutzer Hartmanns zugeschrieben.

Den beschluss der schrift macht eine ausführliche inhaltsangabe (s. 94. 95).

Die abhandlung ist breit angelegt und hat, wie alle betrachtungen dieser art, die eigentümlichkeit nur ein kaleidoskopisches bild zu geben. Kleinere versehen finden sich manche; s. 14 sind wol romanische nicht romantische vorlagen gemeint; s. 31 wird doch *unsinne* kein mhd. nominativ und nächstzeitig kein nhd. sein sollen. Eingeschachtelte perioden, wie sie auf derselben seite unten beginnen und auf der folgenden fortgesetzt werden, müste keiner bilden, der seine schrift für die lecture anderer bestimt hat.

BERLIN, 8. FEBR. 1885. EMIL HENRICI.

Wolrad Eigenbrodt, Hagedorn und die erzählung in reimversen. Berlin. Weidmannsche buchhandlung. 1884. VIII, 139 s. 8. m. 2,40.

Meine in diesem heft dieser zeitschrift veröffentlichte abhandlung über Lichtwers fabeln wurde vor beinahe zwei jahren verfasst; ich liess sie völlig unverändert abdrücken und strich nur, um nicht an zwei orten dasselbe zu sagen, das ausführliche citat des Pfeffelschen gedichtes auf s. 340, indem ich auf den sechsten band des Goethe-Jahrbuchs verwies, wo ich unterdessen das gedicht veröffentlicht hatte. Auch die vorliegende abhandlung konte ich nicht mehr benutzen. Dieselbe liefert sehr wertvolle beiträge zur geschichte der fabel und erzählung im 18. jahrhundert. Hagedorn wird durch genaue vergleichung mit seinen quellen erschöpfend charakterisiert; hervorzuheben ist hier besonders die sorgfältig ausgeführte vergleichung mit Lafontaine, aus welcher wesentliche gesichtspunkte für die charakteristik Hagedorns sich ergeben. Sehr interessant ist es, zu sehen, wie plötzlich die unterbrochenen tendenzen des 16. jahrhunderts in fabel und erzählung im 18. jahrhundert wieder aufwachen und wie verschieden dichter, welche völlig unabhängig von einander sind, gleichzeitig an diese traditionen des 16. jahrhunderts wieder anknüpfen. Der verfasser hat dies an Triller und Stoppe dargethan, deren fabeln hier zum erstenmal genauer analysiert werden; beide dichter wanten fast zu gleicher zeit mit Hagedorn und von demselben nicht beeinflusst, sich der fabel und erzählung zu und nahmen somit die durch das 17. jahrhundert unterbrochenen traditionen des 16. jahrhunderts wieder auf.

Bei der besprechung der übersetzung La Mottescher fabeln durch Brockes hätte die tatsache, auf welche zuerst Scherer hingewiesen hat (Litteraturgeschichte, 375. 756) zum wenigsten erwähnt werden müssen, dass der stil dieser übersetzung das vorbild für Gellerts fabelstil abgab. Bei dieser gelegenheit will ich einen punkt

erwähnen, in welchem ich dem urteil des verfassers nicht zustimmen kann. Er vergleicht s. 21 den anfang der Brockesschen übersetzung von La Mottes fabel: das chamäleon mit Hagedorns nachdichtung — ein vergleich, der zu gunsten Hagedorns entschieden wird. Dagegen wäre an und für sich nichts einzuwenden, wenn ich nicht den gründen, die der verfasser ins feld führt, entschieden widersprechen müste. Der verfasser tadelt an Brockes (s. 21) die schleppende relativkonstruktion und die langatmige periode. Grade diese relativkonstruktion aber und die langatmigen perioden, welche am liebsten soweit ausgesponnen wurden, dass wideranknüpfung durch widerholung des subjekts nötig war, bildeten die mittel, welche Gellert von Brockes lernte und durch die er jene anmutige geschwätzigkeit, jenen der conversationssprache sich nähernden, leichten und gefälligen ton hervorbrachte. — Da ich einmal auf einzelheiten eingegangen bin, möchte ich noch bemerken, dass sich das vorbild des gedichtes Joh. Ulr. Königs von den beiden tauben, von welchem der verfasser (s. 3) nur sagt, es verrate französischen einfluss, noch genauer präcisieren lässt: es geht nämlich offenbar auf Lafontaines fabel: les deux pigeons (9, 2) zurück, die ja auch sonst auf die deutsche fabeldichtung eingewirkt hat und zulezt noch von H. v. Kleist nachgedichtet worden ist.

Im weiteren verlauf seines buchs betrachtet der verfasser die fabeln Gellerts, Gisekes, J. A. Schlegels, Meyers von Cnonau, Lessings und Gleims und weist schliesslich Hagedorns einfluss auf Wieland nach. Es kann sich dabei natürlich nicht um eine genauere charakteristik handeln, da diesen dichtern nur wenige seiten gewidmet sind, aber auch hier fehlt es nicht an treffenden und einsichtigen bemerkungen.

Alles in allem genommen ist das buch als eine wesentliche förderung der arbeit auf einem gebiet zu betrachten, auf dem noch sehr viel zu tun ist. Es wäre wol zu wünschen, dass Eigenbrodt diejenigen fabeldichter des 18. jahrhunderts, welche er bei dem plan seines buches nur flüchtig berühren konte, bald noch einmal in grösserem zusammenhange behandelte. Eine biographie Gellerts hatte ich selbst vor nunmehr zwei jahren begonnen und einige der wesentlichsten kapitel derselben (fabeln, comödien, schäferspiele, ansichten vom drama) dem abschluss nahe gebracht. Äussere gründe hinderten mich damals am weiterarbeiten; auch in den nächsten jahren werde ich wol schwerlich zu diesen studien zurückkehren können. Doch denke ich später diese arbeit wider aufzunehmen, fals mir kein anderer zuvorkomt.

SONDERSHAUSEN, AM 11. APRIL 1885. GEORG ELLINGER.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses

DIE HANDSCHRIFTEN VON HARTMANNS IWEIN.

I. PERGAMENTHANDSCHRIFTEN.

1. A. Heidelberg, universitätsbibliothek, no. 397. 13. jh. 90 bl 8. Die seite zu 25—27 zeilen, in fortlaufenden zeilen geschrieben. — Lachmann benuzte Beneckes abschrift; alle abschriften Beneckes befinden sich im besitze des prof. W. Müller in Göttingen und sind augenblicklich in meiner hand. — Wilken, Gesch. d. Heidelbergischen Büchersammlungen s. 465. Zs. f. d. alt. 28, 250 f.
2. B. Giessen, universitätsbibliothek, no. 97. Anfang des 13. jh. Ursprünglich 159 bl., von denen 90—92 und 132 (d. h. früher 131) verloren sind. 8. Die seite zu 26 versen. — Lachmann benuzte Beneckes abschrift. — Adrian, Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae academicae Gissensis s. 34; darin auf tafel III eine schriftprobe. Zs. f. d. alt. 29, 115.
3. C. München, hofbibliothek, cod. germ. 191. (= fgm. mbr. e[9]) 13. jh. 8. 1 bl., enthaltend v. 5881—5976, in fortlaufenden zeilen geschrieben. — Lachmann benuzte Beneckes abschrift. — Docen, Misc. 2, 12. Die deutschen handschriften d. kgl. hof- und statsbibliothek zu München I, s. 20.
4. D. Florenz. Lachmann benuzte den druck in Müllers sammlung deutscher gedichte aus dem 12., 13. u. 14. jh. Berlin 1784; dieser druck, nach Usteris abschrift, gibt an, dass die hs. dem 14. jh. angehöre und in der bibl. Magliabecchiana liege [d. h. jetzt bibl. Nazionale; die signatur soll jezt sein Cl. VII. 33; gesehen habe ich die hs. noch nicht].
5. E. Fürstlich Starhembergische bibliothek, ehemals in schloss Riedegg, jezt in Efferding an der Donau. In folio, 13.—14. jh., zweispaltig, die spalte zu 48 zeilen. Zu anfange des Iwein fehlen 7 bl., bis v. 1330. — Lachmann benuzte, was Benecke in seine abschrift von B eingetragen hatte: v. 4633—4790. 6767—6818, und lesarten von dem übrigen. Die hs. war mir noch nicht zugänglich. Benecke, Beiträge II, 297 f. 495. Martin, in Müllenhoffs heldenbuch II, s. XXXIII. Germania 12, 65 f. Zs. f. d. phil. 14, 237.

6. F. Linz, bibliotheca publica, eingeklebt in den Textus sequentiarum cum optimo commentario. 13. jh. 8., die seite zu 24 versen. Doppelblatt, enthaltend v. 4949—4996. 5191—5238. Nach dem druck Pfeiffers, Germania 3, 344 f., trug Haupt lesarten in die 3. auflage des Iwein ein. — Zs. f. d. alt. 29, 112.

7. G. Nürnberg, germanisches nationalmuseum no. 34017, früher in Wien im besitze des dr. Zahn (des jetzigen landesarchivdirectors in Graz). 13. jh. 4., zweispaltig, die spalte zu 38 versen. 1 bl., enthaltend 3211—3362. Nach dem druck Germania 3, 339 f. lesarten wie bei F. — Zs. f. d. alt. 29, 113.

8. H. Prag, universitätsbibliothek, ohne signatur. 13. jh. kl. 4., zweispaltig, die spalte zu 31 versen. 2 doppelblätter, enthaltend v. 6934—7198. 7455—7702. Nach dem druck Germania 6, 358 f. lesarten wie bei F. — Zs. f. d. alt. 29, 112.

9. J. Wien, (Windhager hs.), hofbibliothek, no. 2779, früher R. 2259. 14. jh. folio. Der Iwein steht bl. 46a—68a, dreispaltig, die spalte zu 60 versen. — Hoffmann, Wiener hss. s. 16. Graff, Diutisca 3, 369 f. Zs. f. d. alt. 2, 187 f. Kaiserchronik ed. Massmann 3, 15. Martin in Müllenhoffs heldenbuch II. s. XXXIV. Anz. f. d. alt. 4, 18 f. Zs. f. d. alt. 24, 179. 29, 113.

10. K. Sigmaringen, fürstlich Hohenzollernsches museum no. 452, früher in Bonn im besitze des prof. Birlinger. 14. jh. Zweispaltig, die spalte enthielt 33 verse. Bruchstück eines doppelblattes, enthaltend v. 2369—84. 2404—15. 2435—49. 2467—82. 2502—16. 2536—49. 2570—83. 2604—18. Gedruckt Germania 26, 99 f. — Zs. f. d. alt. 29, 113.

11. M. Neustrelitz, im besitz des archivars dr. G. von Buchwald, augenblicklich in meiner hand. 13.—14. jh. 8., 1 bl., enthaltend v. 331—427, ein bis zwei verse auf der zeile. Gedruckt Germania 25, 395 f. — Zs. f. d. alt. 29, 113.

12. N. München, archiv des erzbischöflichen ordinariats München-Freising. 13.—14. jh. 4., zweispaltig, die spalte zu 22 versen. 1 doppelblatt, enthaltend v. 6245—6332. 6510—6602. Der anfang gedruckt Zs. f. d. alt. 28, 259. — Zs. f. d. alt. 29, 113.

13. O. Wien, hofbibliothek, no. 19791 (suppl. 2724). 13. jh. 4., zweispaltig, die spalte zu 22 versen. 1 doppelblatt, enthaltend 6209—98. 6476—6562. Eine collation in Zs. f. d. alt. 17, 391 f. — Zs. f. d. alt. 29, 113.

II. PAPIERHANDSCHRIFTEN.

14. a. Dresden, kgl. öffentliche bibliothek, M 175, früher M 87. 14. jh. 4., einst 160 bl., wovon bl. 1 und 9 verloren, die seite zu 28 versen. Die hs. gehörte 1767 dem JEA Rust in Bernburg, welcher das fehlende bl. 9 aus Gottscheds hs. (f) ergänzen liess. Lachmann benuzte eine Adelungsche abschrift in Berlin, kgl. bibliothek Ms. germ. fol. 32. — Schnorr von Carolsfeld, Katalog der handschriften d. kgl. öffentl. bibl. zu Dresden II, 480. Falkenstein. Die kgl. bibl. zu Dresden s. 391. Adelung, Altd. ged. in Rom s. XXIII. v. d. Hagen, Grundriss s. 122. Zs. f. d. alt. 25, 123 f.

15. b. Heidelberg, universitätsbibliothek, no. 391. 15. jh. 172 bl. 4. Die seite zu 22—24 versen. Wilken s. 462. Docen in v. d. Hagen, Deutsches museum 1, 168. Zs. f. d. alt. 28, 254 f.

16. c. Heidelberg, universitätsbibliothek, no. 316. 1477. 114 bl. folio, die seite zu 33—37 versen. Beneckes abschrift, welche Lachmann benuzte, gibt aus c nur v. 1—606, aus b das übrige; sonst nur einige lesarten aus den nicht abgeschriebenen stücken. — Wilken s. 407. Adelung, Nachrichten von altd. hss. 1, 21. 2, 83—89. v. d. Hagen s. 118. Zs. f. d. alt. 28, 256.

17. d. Wien, Ambraser sammlung, augenblicklich dort im schaukasten. Die hs. aus dem anfange des 16. jh., folio, enthält den Iwein bl. 6—22. Dreispaltig, die verse sind nicht abgesetzt. Gedruckt zum teil von Michaeler, Tabulae parallelae. Innsbruck 1776; vollständig von demselben: Iwein, Ein heldengedicht vom ritter Hartmann. Wien, 1786. 87. 2 bde. Lachmann benuzte den druck. — Zs. f. d. alt. 29, 112.

18. e. Giessen. 1531 am 11. september wurden die in B (vgl. oben 2) fehlenden blätter 90—92 durch vier pergamentstücke und ebenso bl. 131 (= 132) durch ein papierblatt ersetzt. Lachmann benuzte Beneckes abschrift.

19. f. Dresden, kgl. öffentliche bibliothek, M 65. 1415. folio. Der Iwein steht jetzt bl. 3—85. zweispaltig, die spalte zu etwa 26 versen. Das erste bl. ist verloren, v. 53—92 aber durch Gottsched, dem die hs. einst gehörte, aus a ergänzt. — Schnorr v. Carolsfeld, Katalog s. 465. Falkenstein s. 390. v. d. Hagen s. 122. Adelung, Altd. ged. in Rom s. XX. Zs. f. d. alt. 25, 123 f.

20. l. London, British Museum, add. 19554. 15. jh. (nach 1469). folio. Der Iwein steht bl. 57—100. zweispaltig, die spalte zu 41—43 versen. Gehörte einst dem dr. Rottmanner und ist 1853 durch Asher dem museum verkauft. Es ist die bei Lachmann mit Wallerstein bezeichnete handschrift, welche aber nie in Wallerstein war. — Docen, Alt. museum, 1, 168. v. d. Hagen, Grundriss s. 142,

no. 122. Fr. Ast, Zs. f. wissenschaft und kunst II (2), 109 f Zs. f. d. alt. 24, 179.

21. p. Paris, bibliothèque nationale, Ms. all. 115 (olim sup. franç. 1060 [2]). folio. 187 bl., bis bl. 106 im 14. jh. geschrieben, die seite zu 17—22 versen, von bl. 107 an 15. jh., die seite zu 22 bis 24 versen. Mehrere blätter scheinen verloren zu sein. Die hs. gehörte einst einem jesuitencolleg in Luxemburg (oder Lüneburg?), dem sie von einer witwe Bergerott geschenkt wurde. — Germania 20, 336. 22, 273 f.

22. r. Rostock, universitätsbibliothek, Ms. philol. 81. 15. jh. 70 bl. folio. zweispaltig. die spalte zu 28—29 versen. — v. d. Hagen, Grundriss s. 118 f.

23. u. Lindau, stadtbibliothek. P II 62. 1521. 4. Eine abschrift von B, welche vor der ergänzung durch e genommen wurde; für die textherstellung ohne grossen wert. — Pertz, Archiv 9, 587. Anz. f. kunde der deutschen vorzeit 1872 (19), 368. Zs. f. d. alt. 29, 113.

24. z. Raudnitz, fürstlich Lobkowitz'sche bibliothek. VI Fe 26. 1464. folio. Enthält den Iwein auf bl. 148—200, zweispaltig, die spalte zu etwa 30 versen. — Anz. f. kunde d. deutschen vorzeit 1857 (4), 78. Zs. f. d. alt. 29, 113.

Die vorstehend verzeichneten 24 handschriften und bruchstücke, welche meines wissens die gesamte überlieferung des Iwein bilden, sind durch 16 öffentliche bibliotheken zerstreut, 3 befinden sich in privatbesitz. Von den 17 orten, in denen sie liegen, kommen 9 auf das deutsche reich, 5 auf Österreich-Ungarn, je einer auf England, Frankreich und Italien. Da viele von ihnen, ohne dass dies bekannt wurde, in den letzten jahren ihre heimat wechselten und zeitweise ganz verschollen waren, kostete ihre auffindung manchen vergeblichen weg. Nach Berlin konnte ich 14 erhalten; 8 sind am orte ihrer aufbewahrung erledigt; 2, nämlich Eferding und Florenz, werden nach einer vergeblichen reise leider eine zweite nötig machen.

Ich habe bei dieser gelegenheit die erfahrung gemacht, dass es auch heute noch mit erheblichen schwierigkeiten verknüpft ist, das handschriftliche material für ein gedicht herbeizuschaffen, welches in einer so weit verstreuten überlieferung auf uns gekommen ist. Ich habe dabei die gründe begriffen, welche die meister unserer wissenschaft nötigten vor 50 und mehr jahren ausgaben mit einem viel geringeren material herzustellen; die beschaffung des ganzen lag ausser den grenzen des ihnen damals möglichen.

Da es bei der oben dargelegten sachlage doch immerhin nicht unmöglich wäre, dass mir irgend ein stück der Iweinüberlieferung

entgangen ist, so möchte ich mit der bitte schliessen, mir kentnis davon zu geben, fals noch irgendwo sich handschriftliches material des gedichtes befinden solte.

BERLIN. EMIL HENRICI.

FRIEDR. RÜCKERTS MAKAMEN.

Die interessanten forschungen über das verhältnis von Rückerts poetischen übertragungen zum orientalischen originale haben nunmehr seine ganze technik wie plastisch vor die augen gestelt. Seine dichterwerkstatt ist in der that nicht blos grossartig angelegt, wie jeder weiss, sondern noch viel gewaltiger ausgebaut, wie wenige ahnen. Die makamen bewiesen es mir von neuem. Der wechsel der punktierten und unpunktierten buchstaben, wie Hariri in der fünften ihn beliebte, musste natürlich im deutschen weichen.[1] Der grosse arabist ersezte den vorzug des orients sehr geschmackvol durch die vermeidung des r. In einer anderen bekanten sitzung erscheint Abu Seid als betler gekleidet, nackt an jeder faser und bloss an jeder zaser. Bei Hariri antwortet er auf die der situation entsprechende aufgabe, warum die sieben ks für die winternotdurft unentbehrlich seien. Rückert gibt den witz in den köstlichen assonanzen wieder:

Wenn die wüsten winterwinde wütend wehn,
weisst du, was zur wehre wählt ein weiser?
warme wohnung, weiche watt und wollnes wamms,
weiter: würz'gen wein und will'ge weiber.

Dagegen in der zehnten sitzung lässt unser deutscher dichter seinem unbändigen Pegasus die zügel zu weit schiessen; in dem geleitsgebete durch die wüste begnügt er sich mit dem originale nicht, sondern, um die alliteration recht gründlich zu exercieren, tummelte er sich in der palästra fort und fort und provociert also das an und für sich schon so reiche assonanzenspiel. Ein wahres wunder der übersetzungskunst ist nummer 26. Abu Seid verbindet die antwort auf hundert fragen aus dem gesetze der Muhamedaner schlagfertig mit einem wortestechen, das die tropische bedeutung des ausdrucks neben der gewöhnlichen betont. Verwickelter konte die situation für den übersetzer gar nicht gedacht werden. Rückert löste die aufgabe unübertreflich, aber er erschwerte sie sich wiederum durch unnötige erweiterungen. Die ziffer war ihm nicht hoch genug; er verschwendete seine kunst, durch dichterstolz und überreiche sprachkentnis verleitet.

NEUSES. A. KOCH.

1) Der nichtorientalist möge Peipers lateinische ausgabe der makamen oder Prestons englische vergleichen.

ZUR KRITIK DES NIBELUNGENLIEDES.

V. NIBELUNGENLIED UND KLAGE.

Wenn wir schon früher mit rücksicht auf die nicht unbedeutenden berührungen, welche der Biterolf mit dem Nibelungenliede hat, uns veranlasst sahen, den wert dieser dichtung für die kritik des Nibelungenliedes zu prüfen, so dürfen wir auch nicht länger vor der frage stehen bleiben, wieweit das dem Nibelungenliede am nächsten verwante, an berührungen mit ihm reichste epos, die Klage, uns aufschlüsse über die entstehung des Nibelungenliedes zu geben vermag. Wie grosse bedeutung man in dieser hinsicht der Klage beigelegt hat, beweist eine anzahl von abhandlungen über ihr verhältnis zum Nibelungenliede, von denen als die wichtigsten zu nennen sind Lachmann, Urspr. Gest. d. NN § 12—26 und die anmerkungen zur Klage, W. Grimm, Heldens. s. 110—125, Sommer, ZfdA. III s. 193—218, Müllenhoff, Z. Gesch. d. NN. s. 76 f., Rieger, ZfdA. s. 214—255, Bartsch, Unters. üb. d. Nib. s. 325—351.

Für uns ist auch noch ein besonderer grund vorhanden, jezt an die untersuchung über das verhältnis der beiden dichtungen zu einander heranzugehen. Nach der ansicht Lachmanns und derer, die sich ihm angeschlossen haben, würde der dichter der Klage oder auch ihres originals eine unserem Nibelungenliede nur ähnliche und nicht einheitliche dichtung als vorlage gehabt, daneben aber noch einige lieder des zweiten teiles der uns überlieferten dichtung benuzt haben. Dem widerspricht jedoch die in den früheren abhandlungen nachgewiesene existenz des „mitleren dichters“, dessen spuren wir bis in das siebzehnte lied hinein durch alle teile verfolgen konten, und aus dessen hand demnach das Nibelungenlied als ein ganzes hervorgieng: der verfasser der Klage kent stellen, welche von dem mitleren dichter herrühren, z. b. 1117 (vgl. Kl. 1762 f.), auch sogar jüngere, die also der schon vereinigten dichtung zugesezt sind, z. b. 1119*, 4 (vgl. Kl. 1765), 1235*, 1236* (vgl. Kl. 1644 f.) — um solche athetierte nicht zu erwähnen, die noch nicht in den bisherigen untersuchungen behandelt sind. Derartige stellen einem interpolator der Klage, der unser Nibelungenlied benuzt hätte, zuzuschreiben, hat man doch kein recht. Es komt aber noch ein umstand hinzu, welcher gerade einem von den ergebnissen der lezten abhandlung widerstreitet. Wir haben gesehen, dass der mitlere dichter auch an dem vierzehnten liede anteil hat — und gerade dieses vierzehnte lied soll dem verfasser der Klage volständig unbekant gewesen sein, vgl. Lachmann anm. s. 287.

Bevor wir an die eigentliche lösung dieser widersprüche herantreten, müssen wir erst über einen umstand möglichst ins klare zu kommen suchen, der mir bisher viel zu wenig berücksichtigt zu sein scheint.

Die Klage ist in der gestalt, wie sie uns vorliegt, die bearbeitung von einem *buoch*, das nach Lachmann (anm. s. 288) ungefähr ebensoviel in ähnlicher ausführung enthielt, so dass die umdichtung sich nicht weiter als auf das äusserlichste der form erstreckte. Sodann enthält die Klage noch mehrere längere stellen, welche für interpolationen erklärt sind.

Die frage nach dem verhältnis zum Nibelungenliede wird demnach komplizierter, insofern sie nicht auf einen dichter, sondern auf verfasser, umdichter und etwaige interpolatoren rücksicht zu nehmen hat. Um aber diesen verschiedenen möglichkeiten gegenüber eine feste stellung einzunehmen, ist es nötig, dass wir ausgehen von der untersuchung, wieviel sich über den anteil der verschiedenen verfasser ermitteln läst.

Die angaben über die quellen, aus denen der dichter den stoff für die ganze dichtung geschöpft haben will, also der lateinische, vom schreiber Konrad aufgezeichnete bericht des bischofs Piligrim, oder die zahlreichen deutschen lieder, die im anschluss an diesen bericht denselben stoff besungen haben, diese angaben sind teils so wenig glaubwürdig, teils so unbestimt, dass es schon deshalb zwecklos wäre sie zu berücksichtigen, ganz abgesehen davon, dass dasjenige, was vor der originaldichtung liegt, für die bestimmung dieser abhandlung ohne bedeutung ist.[1]

1) Lachmann hat anm. s. 288 die vermutung ausgesprochen, dass die ältere Klage eine samlung von liedern verschiedener verfasser gewesen sei, und hat diese vermutung gestüzt durch beobachtungen über die komposition und über widersprüche in der erzählung. Auf dem von Lachmann gewiesenen wege weitergehend, ist Rieger zu einer unterscheidung von fünf liedern gelangt, mit denen er die abweichungen vom Nibelungenliede und die ungleichmässige benutzung desselben in zusammenhang bringt. Diese lieder, von denen das dritte später eingeschoben ist, sind vom ordner zusammengefügt, und dann ist dieses nunmehr einheitliche werk noch einmal bearbeitet. — Weder die bemerkungen Lachmanns noch die ausführungen Riegers haben mich von der existenz solcher lieder überzeugen können. Zunächst lassen sich die vier oder fünf verschiedenen heldenverzeichnisse, welche als hauptargument dienen, gar nicht mit einander vergleichen. Schon rein äusserlich betrachtet, erscheinen sie zum grösten teil so kurz und unvolständig, dass sie nicht den kern eines liedes gebildet haben können. Das erste (von 159 an) hat ungefähr 100 verse und nent nur die gefallenen fürsten, es fehlen also die namen der sämtlichen mannen Dietrichs. Das zweite (von 339 an) — die „interpolation“ 724—815, ein abschnitt, in dem nur mannen Dietrichs vorkommen, als drittes

Von wichtigkeit sind zunächst die stellen, an denen ganz deutlich ein bearbeiter auf eine ältere dichtung sich beruft, die er als vorlage gehabt hat.

9 *ditze alte mære* *bat ein tihtære*
an ein buoch schrîben
800 *der meister seit daz ungelogen*
sîn disiu mære.
285 *des buoches meister sprach daz ê: dem getriuwen tuot untriwe wê.*
22 *der rede meister hiez daz*
tihten an dem mære, wie rîch der künic wære.

Dass dieses die worte eines bearbeiters sind, der damit auf den verfasser des originals sich bezieht, kann nicht bezweifelt werden. In

heldenverzeichnis abgerechnet — zählt ungefähr 600 verse und ist das volständigste. Das vierte heldenverzeichnis (von 1148 an) enthält ungefähr 40 verse und gibt nur die *dri künege* an, ferner Kriemhild, Ortlieb, Blödel, Rüdeger, weiter Hagen, Volker, Dankwart, zulezt Hawart, Iring, Irmfried. Das fünfte heldenverzeichnis (von 1892 an) ist über 70 verse lang, schweigt sowol über die mannen Dietrichs, mit ausnahme von Wolfhart, als über Iring, Irmfried, Hawart. Die äussere verschiedenartigkeit hängt aber ab von dem zweck und dem charakter dieser abschnitte. Der erste will an sich nichts weiter bieten als eine numerische aufzählung der gefallenen helden (vgl. 159 *für wunder sol manz immer sagen daz sô vil helde wart erslagen*) und die zahlenangaben 600, 3000, 2000, 1200, 3300, 5000, er erwähnt dabei die fürsten dieser helden und komt zulezt auch auf die burgundischen fürsten zu sprechen. Der zweite abschnitt erzählt die wegräumung und bahrung der toten, also die haupthandlung der Klage, daher ist hier der dichter am ausführlichsten. Die anordnung ist räumlich bedingt und wird gekennzeichnet durch *hie üze* 740, [illegible] *an des sales want* 662, *dar inne* 705. Mit der athetese von 724 bis 815 müste man, abgesehen von Wolfhart, die sämtlichen gefallenen helden Dietrichs aus der Klage ausscheiden, und man kann doch auf alle diese schwerlich verzichten, um so weniger als gerade innerhalb dieser „interpolation“ *der meister* (800) citiert wird. Der vierte abschnitt, der eine beschreibung des begräbnisses enthält, führt nur die vornehmsten personen an. Der fünfte abschnitt, die erzählung des spielmans, liefert ein kurzes referat über den kampf, berechnet auf die zuhörer, daher das fehlen der eines besonderen interesses für die burgunden ermangelnder personen, nämlich Irings, Irmfrieds, Hawarts und der mannen Dietrichs, daher über den tod Gunthers und Hagens die abweichende bemerkung *den recken lobelîchen hiez si beiden nemen den lîp* 1980 (vgl. dazu die äusserung über die lüge 388 f.). Hiermit kommen auch von den widersprüchen schon zwei in wegfall, von den übrigen wird ein teil im laufe der untersuchung seine lösung finden. Für die wenigen anderen gewährt die zweiheit der verfasser eine hinreichende erklärung. Derselbe grund lässt sich auch gegen die annahme grösserer interpolationen anführen, dagegen sind veränderungen von der hand des schreibers herrührende recht wol denkbar.

ganz entsprechender form beruft sich der redaktor C auf sein original, wenn er sagt: *uns seit der tihtære, der uns tihte diz mære,* er hätte gern noch etwas von Etzels weiteren schicksalen mitgeteilt, wenn er darüber irgendwo etwas gefunden hätte 2172 f. Hier ist der *tihtære* derselbe, der 2099 von Etzel sagt *wie erz sît bedâhte, daz hât* ***uns*** *nieman noch geseit,* und 2098 *in einem twalm er swebte dar nâch* ***in*** *weiz wie manegen tac.*

Betrachten wir weiter den gegenstand, um welchen es sich bei jenen berufungen handelt, so kann uns die beziehung auf den älteren dichter der Klage ebenso wenig zweifelhaft sein. V. 800 begründet der bearbeiter die wahrheit der erzählung, dass die frauen den toten die panzerringe abgezogen hätten, spricht also von einem ereignis, das zu dem allereigensten stoff der Klage gehört. V. 22 weist er auf eine schilderung von Etzels herlichkeit hin, wie sie in der einleitung zu einem unserer Klage entsprechenden gedicht kaum zu umgehen war. V. 285 f. verwendet er eine ihm vorliegende reflexion über Kriemhilds tat, eine betrachtung, für welche schwerlich irgend ein beliebiges Nibelungenlied platz geboten haben kann. Endlich wird v. 9 gesagt, dass die vorlage, die den stoff der Klage enthielt, das werk eines dichters war, das dieser in ein buch schreiben liess. Dass also bei den bezeichnungen *der tihtære, der meister, der rede meister, des buoches meister* nicht an die dichter irgend welcher Nibelungenlieder, sondern nur an den verfasser des originals der Klage gedacht werden kann, ist sonach wol nicht zu bestreiten.

Dieser dichter wird nun in einer art und weise citiert, die nicht sowol den eindruck macht, als ob jemand auf eine vorlage hinweist, die er nur neu redigiert, sondern vielmehr, als ob sich jemand auf eine quelle beruft, die ihm das material für seine dichtung liefert. Jedenfals beweist die form des citats, dass der bearbeiter eine ziemlich freie stellung zu seiner vorlage einnimt, dass er mit einer gewissen selbständigkeit diese behandelt hat. Müssen wir aber seiner tätigkeit einen bedeutenderen spielraum zuerkennen, dann werden wir auch geneigt sein, in solchen stellen, wo der verfasser als subject hervortritt oder seine leser und hörer anredet, meistenteils äusserungen von dem bearbeiter zu sehen.

24 *er het aller tägelich*
zwelf künige under im. von der wârheit ***ich*** *daz nim.*
36 ***iu*** *ist wol geseit daz, wie si zen Hiunen gesaz.*
80 ***iu*** *ist daz dicke wol gesagt, wie Ezel het betagt.*
85 *wenne daz geschæhe*
oder wi vil der wîle wære, jâne weiz ***ich*** *niht der mære.*

98 *ich wæn si aller sunde*
engulten und niht mêre.
197 *man sagt alz ichz hân vernomen, von wanne si dar wâren komen.*
283 — *daz hiez och ich vil wol bewarn,*
daz ich nâch dem mære zer helle der bote wære.
1098 *ein teil ich iu der nenne, die ich von sage erkenne,*
wan si angeschriben sint.
2079 *ja enkan ich iu besunder gesagen niht daz wunder.*

Bei einigen dieser stellen wird man auch ohne berücksichtigung der vorausgeschickten bemerkung sich für den bearbeiter als ihren verfasser entscheiden. V. 98. 283 enthalten reflexionen über die sage, bei der zweiten stelle wird die beziehung des *ich* auf den bearbeiter ganz ausser zweifel gestellt durch das wie im gegensatz unmittelbar darauf folgende *des buoches meister* (285). V. 197 werden nicht im Nibelungenliede vorkommende tatsachen über Irnfried und Iring mitgeteilt; ebenso werden v. 1099 f. namen angegeben, die dem Nibelungenliede fremd und zum teil auch sonst ganz unbekant sind. Die bezugnahme auf eine von der vorlage verschiedene quelle lässt bei der zweiten dieser beiden stellen schon der ausdruck erkennen; dass diese berufung bereits bei dem verfasser des originals gestanden habe, ist kaum glaublich, der bearbeiter würde sie schwerlich in dieser form aufgenommen haben. Minder deutlich ist die bezugnahme an der ersten stelle. V. 2079 und 85 sind nicht viel mehr als epische redensarten und können ebensowol vom verfasser als vom umdichter herrühren. Eine besondere wichtigkeit haben v. 23. 36. 80, weil diese sich auf gegenstände des Nibelungenliedes beziehen. Wir müssen sie im zusammenhang eingehender betrachten.

Sie gehören einem abschnitt an, welcher mit den worten begint

9 *ditze alte mære bat ein tihtære*
an ein buoch schrîben. desn kundez niht belîben,
ez ensî ouch dâ von bekant, wie die von Burgonde lant
bî ir zîten und bî ir tagen mit êren heten sich betragen.

Diese worte können nur folgendes besagen: nachdem der dichter dieses märe (die Klage) hatte aufschreiben lassen, so konte auch die mitteilung davon nicht unterbleiben, wie rühmlich einst die Burgunden gelebt hatten (vgl. auch Müllenhoff z. G. d. NN. s. 76). Darauf folgen nun einige sehr algemeine angaben: es werden angeführt Dankrat, die könige, ihre schwester, ihr erster gatte, der *von einer übermuot* seinen

tod fand, und ihr zweiter gemahl aus dem Hunnenreiche, mit dem sie herlich lebte. Diese angaben haben durchaus den charakter eines flüchtigen referates und stammen jedenfals von dem bearbeiter her (Müllenhoff hält diesen ganzen abschnitt für einen zusatz). Sie sind entweder als inhaltsangabe der älteren (längeren) einleitung anzusehen oder, was das wahrscheinlichere, als ein selbständiger zusatz, welcher eine exposition geben solte. Wir können uns begnügen dieses leztere als vermutung anzunehmen, im übrigen aber die frage offen zu lassen, deren kategorische beantwortung kaum möglich und für unseren zweck nicht unbedingt notwendig ist. — Nun heisst es aber im folgenden *der rede meister hiez daz tihten an dem mære, wie rîch der künic wære* (22. 23). Also enthielt die alte Klage eine schilderung von Etzels macht entweder in ihrer einleitung oder auch als einleitung, so dass sie vielleicht damit begann. Doch glaubt der überarbeiter einer widergabe derselben überhoben zu sein, denn *diu rede ist gnuoc wizzenlich,* nur das meint er erwähnen zu müssen *er het aller tegelich zwelf künege under im*, und hierzu bemerkt er *von der wârheit ich daz nim* (25). Mit dieser bekräftigung weist er aber auf das Nibelungenlied hin, denn in diesem steht 1331*, 3 *daz si alle zîte zwelf künige vor ir sach.* — Nach einer andeutung über die vielen helden, die sich an Etzels hof begaben, nach erwähnung seines vater Botelung komt dann die rede auf Helche, von deren vortreflichen eigenschaften das *mære* berichtet. Diese angabe wird wieder auf die alte Klage sich beziehen, denn das Nibelungenlied redet nur gelegentlich im vorübergehen von Helche, die einleitung der vorlage aber muste, wenn sie einmal bei Etzel länger verweilte, auch mit der person Helches sich eingehender beschäftigen. — Weiter spricht unser gedicht von Helches tod und der verheiratung Etzels mit Kriemhild, *iu ist wol geseit daz, wie si zen Hiunen gesaz als diu edel Helche ê* (36 f.). Wider wendet sich der dichter direkt an das publikum, wieder mit einer ebenso algemein gehaltenen berufung, wie 25, und wider mit anklang an das Nibelungenlied und zwar an eine ganz in der nähe der eben erwähnten sich findende stelle 1323*, 4 *hey wie gewalteclîchen si sît an Helchen stat gesaz.* — Hierauf folgt eine längere betrachtung über Kriemhilds treue gegen ihren toten gemahl, und dann wird zu der einladung der Burgunden übergegangen mit einer den oben angeführten worten volständig entsprechenden wendung *iu ist daz dicke wol gesagt wie Etzel het betagt fürsten loblîche heim in sîniu rîche* (80 f.). Spricht an jener stelle der bearbeiter, so tut er es auch an dieser. Und so sind wir zu dem schluss geführt: an den stellen des bisher behandelten abschnittes, wo der dichter als „ich“ hervortritt und sein publikum mit „ihr“ anredet,

wo er auf wolverbürgte und algemein bekante berichte hinweist, redet der bearbeiter; die quelle, auf welche er sich in den angegebenen algemeinen ausdrücken beruft, ist das Nibelungenlied, speziell das zwölfte und dreizehnte lied mit ihren (wenn auch vielleicht nicht allen) jüngeren strophen. Die umgekehrte möglichkeit, an die man auch denken könte, dass nämlich die interpolatoren des Nibelungenliedes den text der Klage benuzten, wird ausgeschlossen durch die eigentümliche form der berufung, die mit diesen stellen verbunden ist.

Wir kommen nun sogleich an die bedenken erregende stelle

85 *wenne daz geschæhe*
oder wi vil der wîle wære, jâne weiz ich niht der mære,
oder wie si kœmen in daz lant, die dâ hæte besant
Ezel der vil rîche. sô rehte hêrlîche
kómen die herren über Rîn.

Der verfasser dieser verse erklärt also, er wisse nichts über den zeitpunkt der abreise, über die dauer der fahrt und über die art ihres verlaufes bis in Etzels land. Zu dieser stelle sagt Lachmann anm. s. 287: „Der dichter hat das gedicht von den Nibelungen nicht einmal gekannt. . . . Kleine widersprüche und auslassungen würden so viel nicht beweisen, aber hier sagt er ausdrücklich, von einem bedeutenden teil der sage sei ihm nichts bekannt.“ Jedenfals ist es für die auffassung des verhältnisses der Klage zum Nibelungenlied von der grösten bedeutung, über diese stelle ins reine zu kommen, und wir müssen sie daher einer genaueren betrachtung unterwerfen.

Um die bedeutung, welche Lachmann der stelle beilegt, zu entkräften, hat man eine auf den inhalt des vierzehnten liedes ganz unzweideutig sich beziehende stelle geltend gemacht,[1] nämlich 1747 bis 1761, wo erzählt wird, wie Else, der markgraf von Baiern, die kunde von dem tod der Burgunden erhält, dabei seines erschlagenen bruders gedenkt, und viele ihre freude über den tod Hagens äussern. Diese stelle ist aber von Lachmann als eine interpolation ausgeschieden, und allerdings ist ihr zusammenhang mit dem voraufgehenden sehr wenig korrekt:

1741 *dô hiez der bischof sîne man*
si beleiten ûf den wegen, sô verre und er ir mohte phlegen
mit spîse und mit gewarheit. swer in in Beiren widerreit,
von den wart in niht getân (daz muost man durch ir herren lân),
wan daz sin ir gebe gâben. dô kêrten si durch Swâben

1) s. z. b. Holtzmann, Unters. üb. d. Nib. s. 102.

mit disen mæren an den Rîn, Swemmel unt die gesellen sîn.
dô Swemmel ûf durch Beiren reit, dô wurden och von im geseit usw.

1745 sind die boten bereits in Schwaben, nachher wieder in Baiern. Offenbar können 1746 und die zunächst voraufgehenden verse nicht von dem verfasser des abschnittes über Else sein. Muss nun aber deshalb gerade dieser abschnitt als unecht betrachtet werden? Ich wüste nicht, was uns hindern solte, hinter *phlegen* einen punkt zu setzen und 1743—1746 für interpoliert zu erklären. *phlegen* wird gerade beim geleit der boten ohne nähere bestimmung gebraucht Nib. 1434, 1 *dô sich die von in schieden, die ir dâ solden phlegen.* Etwas tadelnswertes kann man in dem abschnitt über Else nicht finden, wogegen man die verse 1743—1746 entschieden ungeschickt nennen muss. Scheidet man aber trotzdem 1747—1762 aus, so wird durch den wegfall von 1762 ein parallelismus, den diese stelle mit dem Nibelungenliede hat, beeinträchtigt. Die klage hat hier, wie wir später noch genauer sehen werden, das Nibelungenlied benuzt, man vergleiche:

N. 1117	Kl. 1762
Dô die vil unkunden	*dô die boten über Rîn*
wâren in bekomen,	*hin ze Wormz wâren komen,*
dô wart der selben hêrren	*dâ wart ir vaste war genomen.*
vaste war genomen.	

statt dessen würde es nach athetierung des abschnittes über Else heissen: *Swemmel unt die gesellen sîn*
hin ze Wormz wâren komen.

Wir dürfen uns hiernach nicht damit begnügen zu sagen, dass das stück 1743—1746 ebenso gut interpoliert sein kann wie 1747 bis 1762, sondern wir sind genötigt, uns für die echtheit des abschnittes über Else zu entscheiden, jene vier verse aber für einen zusatz zu erklären, der bei seiner mangelhaften form wol wahrscheinlicher von einem ganz untergeordneten interpolator als von dem umdichter herrührt. Der interpolator erinnerte sich bei dem namen Baiern an die mehrfach im Nibelungenlied über die unsicherheit der wege in Baiern gemachte bemerkung und schob an dieser stelle eine ähnliche ein, die auch einen leisen anklang an N. 1369 und 1433 hat.

Das vierzehnte lied hat also der Klage vorgelegen; es fragt sich nun, ob der dichter oder der bearbeiter es gewesen ist, der dasselbe v. 85 f. nicht gekant haben will. Denn es wäre doch übereilt, wenn man sogleich schliessen wolte, dass derjenige verfasser, der im anfang

der Klage seine unkentnis über das im vierzehnten liede enthaltene erklärt, der ältere, derjenige aber, der von dem inhalt dieses liedes gegen ende der Klage gebrauch macht, der jüngere gewesen sei.

Nach den wahrnehmungen, welche wir bei ähnlichen stellen gemacht haben, könte der, welcher hier sagt *jâne weiz ich niht der mere*, kein anderer sein als der zweite dichter, derselbe verfasser also, der kurz zuvor auf jüngere strophen des zwölften und dreizehnten liedes bezug genommen, oder der, können wir hinzufügen, auch diejenige strophe gekant hat, die ganz offenbar den übergang zum vierzehnten liede bildet. Str. 1446[a] lautet

Nu lâzen daz belîben, wie si gebâren hie.
kochgemuoter recken, die gefuoren nie
sô rehte hêrlichen in deheines küneges lant.
si heten swaz si wolten, beide wâfen unt gewant.

Diese strophe, die auch Henning (Nib.-stud. s. 301) für den überleitenden zusatz eines redaktors hält, muss der verfasser jener verse der Klage gelesen haben. Denn soll es etwa zufall sein, dass er gerade bei demselben gegenstand auf dieselbe wendung *sô rehte hêrliche* (88) kommt? Der zweite dichter — ob auch der erste, muss dahingestellt bleiben — kent also das vierzehnte lied. Doch wolte er hier nicht auf dessen inhalt eingehen — woraus ihm auch kein vorwurf zu machen ist —, wuste aber nicht anders über denselben hinwegzukommen als mit geläufigen epischen phrasen. Denn nur solche können wir in seinen worten erblicken, und ganz ähnlich finden wir sie z. b. im Biterolf:

[illegible] [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Wenn wir somit jene erklärung dem zweiten dichter zusprechen, so sind wir deshalb nicht gezwungen den abschnitt über Else auf den ersten dichter zurückzuführen. Es ist wol denkbar, dass derselbe dichter die bemerkung, die er am anfang gemacht, gegen ende seiner dichtung nicht mehr beachtete.

In den folgenden versen bis 159, wo ein neuer abschnitt begint, steht nichts wesentliches, das nicht auch im Nibelungenliede stände. Die unbestimte angabe

148 *ditz hiez man allez schrîben, und waz ir von den lîben*
wurden dâ gescheiden, und wie in begunde leiden
vor jâmerz leben allen.

entspricht den ähnlichen algemeinen berufungen, und man wird sie deshalb eher auf das Nibelungenlied als auf die alte Klage beziehen, an welche wir, wie wir sahen, bei den bestimten ausdrücken *daz mære, der tihtære, der rede meister* zu denken haben.

Diese ganze, über den inhalt des Nibelungenliedes referierende einleitung schliest mit den worten *die lâgen sider mit in tôt, daz was ein nôt vor aller nôt:* es wäre vielleicht zu weit gegangen, in diesen worten eine erinnerung an den schluss der Nibelunge Not zu sehen.

Die resultate, welche uns diese auseinandersetzung geliefert hat, sind demnach folgende:

1) die stellen, welche ein „ich“ oder „ihr“ enthalten, sind im algemeinen vom zweiten dichter verfasst — der erste dichter ist schon zurückgetreten: unsere Klage ist eine sehr freie umdichtung der alten Klage;

2) der zweite dichter hat unser Nibelungenlied benuzt (vielleicht eine noch ältere redaktion als A).

Wenn wir sagen, der zweite dichter hat das Nibelungenlied benuzt, so können wir das freilich zunächst nicht anders als mit der einschränkung: soweit uns die bisherigen beobachtungen lehren. Diese erstrecken sich aber nur auf den das elfte bis vierzehnte lied umfassenden teil des Nibelungenliedes; es bliebe also immerhin noch die möglichkeit bestehen, dass der zweite dichter eine handschrift vom Nibelungenliede zur verfügung hatte, die eben nur einen teil des ganzen enthielt. Zu dieser annahme wird man jetzt um so leichter geneigt sein, als man sich berufen kann auf die zahlreichen differenzen, die man ausser jener bemerkung über den inhalt des vierzehnten liedes geltend gemacht hat. Es scheint nun, als liessen sich von unserem standpunkte aus alle diese einwände kurzer hand abweisen. Wir haben den bearbeiter einen so grossen einfluss auf die gestaltung der Klage in ihrer heute uns vorliegenden form zuerkant, dass für die feststellung des verhältnisses zum Nibelungenliede der erste dichter kaum noch in betracht komt. Daher könten wir uns für berechtigt halten den

abweichungen alle beweiskraft abzusprechen durch hinweis auf die zweiheit der verfasser, die es unklar lässt, in wieweit die abweichungen auf rechnung des einen oder des anderen zu setzen sind. Einem solchen verfahren würde sich aber ein bedenken entgegenstellen. Solte es sich zeigen, dass die Klage in vielen fällen und zuweilen recht stark mit dem Nibelungenliede in widerspruch sich befindet oder wichtige und dem zweck der dichtung dienende tatsachen desselben verschweigt, so müsste man doch auch dem zweiten dichter einen anteil an diesen abweichungen und lücken zuschreiben und annehmen, dass er differenzen, die er bereits vorfand, in folge einer unvolständigen kentnis des Nibelungenliedes bestehen liess oder durch benutzung anderer quellen, also wol auch anderer Nibelungenlieder, neue hineinbrachte.

Beginnen wir nun die erörterung dieser fragen mit der untersuchung, wieweit Nibelungenlied und Klage in inhalt und sprache miteinander übereinstimmen.

Die zahlreichen berührungen, welche die Klage mit dem inhalt des Nibelungenliedes hat, zusammenzustellen, können wir hier unterlassen, da dieselben in Sommers abhandlung volständig und genau behandelt sind. Selbstverständlich komt der weitaus grösste teil davon auf die zweite hälfte des Nibelungenliedes, namentlich auf die lezten lieder, da die meisten ereignisse, die in der ersten hälfte erzählt werden, für die Klage nicht zu verwerten waren. Von personen und tatsachen, die dem ersten teil angehören, sind besonders hervorzuheben Siegmund, Sieglind, Sindolt, Gunthers sohn, die abtei zu Lorse, die versenkung des hortes durch Hagen.

Wichtiger ist das vorkommen sprachlicher übereinstimmungen, von denen eine nicht geringe zahl mit spezielleren sachlichen übereinstimmungen zusammenfält. Bartsch hat in seinen „Untersuchungen“ das volständigste verzeichnis der parallelstellen gegeben, das sowol diejenigen umfasst, die in inhalt und form (s. 339—344) als auch diejenigen, die nur im ausdruck übereinstimmung zeigen (s. 344 bis 347). Das zweite verzeichnis lässt sich noch um folgende stellen vermehren:

N. 99*, 1	*die dâ torsten vehten,* *die lâgen alle erslagen.*	K. 269	*die dâ wâfen torsten tragen,* *die lâgen alle dâ erslagen.*
1117	*Dô die vil unkunden* *wâren in bekomen,* *dô wart derselben hêrren* *vaste war genomen.*	1762	*dô die boten über Rîn* *hin ze Wormz wâren komen,* *dâ wart ir* *vaste war genomen.*
	si wundert,	1766	*dô wundert die burgære* *dirre frömden mære,*

	wannen füeren		*von wannen sie wæren komen*[1]
	die recken an den Rîn.		
1119*, 4	*sie fuorten guotiu kleider*	1764	*bî dem ir gewande,*
	vil harte spæhe gesniten		*daz was vil spæhe gesniten.*
1007	*Ez was michel wunder*	1157	*daz ez ein grôz wunder was,*
	daz si ie genas.		*daz er der klage ie genas.*
	(mit klage ir helfende	1626	*mit starkem jâmer der ir was.*
	dâ manic vrouwe was.)		*wunder ist daz si ie genas.*

Die analogieen mit XV, XVII, XVIII, XIX, XX sind zahlreich und bedeutend genug, um eine entlehnung aus dem Nibelungenliede über jeden zweifel zu erheben. Weit geringer ist natürlich die übereinstimmung mit stellen des ersten teils. Denn da dessen inhalt einem dichter der Klage für seine zwecke im ganzen gleichgiltig sein muste, so ist nicht bloss der inhalt wenig berücksichtigt, sondern auch, was aufs engste damit zusammenhängt, aus der sprache wenig entnommen worden. Dennoch haben wir auch aus ihm unzweifelhafte entlehnungen, so besonders

N. 7*, 2	*ir vater hiez Dancrât*	K. 13	*Dancrât ein künic hiez,*
	der in diu erbe liez		*der in diu wîten lant liez.*

eine stelle, die zu einem abschnitt gehört, der, wie wir sahen, mit grösserer wahrscheinlichkeit dem zweiten als dem ersten dichter zuzuschreiben ist. Weiter sind hier noch hervorzuheben Nib. 99*, 1 (s. oben). 1006, 2—4 (s. Bartsch). 1007, 1 (s. oben).

Auf grund dieser beobachtungen, die uns zeigen, dass in der Klage eine bekantschaft mit dem ersten und neunten liede und speziell mit einigen entschieden jüngeren zusätzen vorliegt, sind wir zu dem eingeständnis genötigt, dass, wenn auch nicht der erste, so doch der zweite dichter das ganze Nibelungenlied gekant hat. Nun aber fragt es sich weiter, ob diese erklärung sich aufrecht erhalten lässt gegen die einwände, welche sich auf gewisse dem Nibelungenliede nicht entsprechende berichte der Klage gründen.

Suchen wir also jezt festzustellen, 1) wieweit die Klage mit dem Nibelungenlied in widerspruch sich befindet, 2) welche für die Klage wesentlichen umstände aus dem Nibelungenliede nicht in dieselbe übertragen sind.

1. a) Nach Kl. 166 verlor Blödel 3000 *der hochsten und der besten sîn.* Nach Nib. 1858 greift er mit 1000 recken Dankwart und das gesinde an; von ihnen sind über 500 gefallen (1869), als noch über 2000 andere Hunnen zu den kämpfenden sich gesellen (1871), wieviel

1) Bartsch stellt nur N. 1117, 1. 2 und K. 1764. 1765 zusammen.

von diesen 2500 noch weiter erschlagen werden, wird nicht gesagt. In der Klage sind also aus diesen mehr als 3000 Hunnen, die zum kampfe kommen, ohne weiteres 3000 gefallene mannen Blödels gemacht, ein verfahren, zu welchem eine veranlassung um so näher lag, als Nib. 1286* Blödel beim empfang Kriemhilds mit 3000 mann heranzieht.

b) Hawart, Irmfried, Iring hatten nach Kl. 204 in das Hunnenland 3300 mann geführt, nach Nib. 1968 fg. haben sie wol 1000 bei sich, genauer 1004 (2014).

c) Siegstab ist nach Kl. 747 Dietrichs vetter, nach Nib. 2220, 3 *Dietrîches swester suon.*

d) Herrat scheint in der Klage nicht die gemahlin Dietrichs, wie im Nibelungenliede, zu sein, s. Sommer s. 201.

e) Iring, *ze Lütringe geborn* Kl. 201, *von Lütringe* Kl. 210, ist im Nib. markgraf von Dänemark. Doch lässt sich beides vereinigen: Hawart, der könig von Dänemark, hat ihn durch grosse geschenke bewogen sein mann zu werden (Kl. 202 fg. *der Hâwartes man* Kl. 543. Nib. 1989, 3 u. ö.).

f) Nib. 1946*—1955* werden die toten aus dem saale geworfen, dagegegen wird Kl. 431 fg. Ortlieb ohne haupt *dar în,* in dem hause. gefunden.

g) Irings leiche wird in der Klage ausserhalb des hauses gefunden (538 fg.), von dreissig seiner mannen umgeben (565). Hinsichtlich des ortes, wo Iring den tod fand, ist ein eigentlicher widerspruch zwischen Nibelungenlied und Klage nicht vorhanden; man könte nur meinen, in der Klage sei die stelle dem hause näher gedacht als im Nibelungenliede, jedenfals aber ausserhalb des kampfplatzes, da nahe bei dem toten Iring nach der Klage auch die leichen Gunthers und Hagens liegen. Auch in betreff der art des kampfes, in welchem Iring fiel. herscht übereinstimmung, insofern als auch die Klage Iringen auf der flucht von Hagen erschossen werden lässt.. Nun ist aber Irings leiche von dreissig seiner mannen umgeben, die also mit ihm zusammen kämpfend, also auf dem eigentlichen kampfplatz gefallen sein müsten. Dadurch gerät die Klage mit sich selbst in widerspruch, und wir können die notiz über die dreissig nur erklären, wenn wir sie für den zusatz eines verfassers, vielleicht des zweiten dichters selbst, halten. der die situation nach dem Nibelungenlied zwar kante, aber sich nicht recht klar vergegenwärtigte.

h) Hawart fält durch Dankwart Kl. 214, durch Hagen Nib. 2012.

i) Nach Nib. 2161, 4 werden ebenso wie nach Kl. 228 fg. alle 500 ritter Rüdegers erschlagen. Lachmann (Urspr. Gest. s. 54) und auch

Sommer (s. 208) meinen, dass dieser angabe Kl. 1284. 1415 widerspreche, wo noch sieben von jenen am leben seien und nach Bechlaren geschickt werden. Es ist jedoch hier von *knehten* die rede, vgl. 1281 fg. *die Rüedegêres knehte hiez man alrêrste bringen ... zuo Etzel kom ir für den sal siben und niht mêre*, ferner 1293 *der ritter noch der knehte;* 1421 werden sie *knappen* genant.

k) Hagen schlug Hildebrand eine wunde *hie ûze vor dem gademe* Kl. 589, dagegen *in dem gademe* Nib. 2248, 2.

l) Dietrich kämpft im Nibelungenlied zuerst mit Hagen, dann mit Gunther, umgekehrt in der Klage (1947 fg.).

m) Nach Nib. 2314, 2 ist Kriemhild von Hildebrand *ze stucken gehouwen*, nach Kl. 398 hat er ihr nur das haupt abgeschlagen.

n) Gernot erhält die todeswunde *durch flinsherten helmen* Nib. 2156, 3, er wird gefunden *mit einer verchwunden, gein den brusten unden was si wol ellen wît geslagen.* Kl. 926 fg.

o) Dass die dichter in der angabe des grundgedankens etwas von einander abweichen, will wenig besagen. Wenn am anfang und am ende des Nibelungenliedes die ansicht ausgesprochen wird, dass auf freude leid folge, wenn in der Klage einmal die treue als das motiv des handelns Kriemhilds hervorgehoben, an einigen anderen stellen der untergang der Burgunden als eine götliche strafe für den raub des hortes aufgefasst wird (Sommer 216 fg.), so sind dies verschiedene, aber nicht sich widersprechende anschauungen, welche aus der individualität der verschiedenen dichter fliessen. Übrigens lassen sich die beiden in der Klage ausgedrückten gedanken leicht aus dem Nibelungenliede abstrahieren, die ansicht über den hort besonders aus stellen wie 1679 fg., 2304 fg. Doch ist es auch möglich, dass in bezug auf die leztere eine algemeine bekantschaft mit einem der nordischen überlieferung näher stehenden stoff eingewirkt hat (vgl. Lachmann, Urspr. Gest. s. 37. W. Grimm, Heldens. s. 111. Sommer, s. 217).

2. a) Von Siegfrieds früheren taten, seiner unverwundbarkeit, den Nibelungen* und der tarnkappe, von Brunhilds zweimaliger bezwingung, von Siegfrieds kleinem sohn wird nirgends etwas erzählt (s. Lachmann, Urspr. Gest. s. 65 fg. Sommer, s. 195) — es sind dies eben alles für den zweck der Klage unwesentliche umstände, und es würde wol schwer halten, stellen aufzuweisen, an denen hierauf hätte bezug genommen werden müssen. Gunthers kleiner sohn tritt in der Klage auf, wird aber nicht Siegfried genant, sondern immer nur algemein als *der junge künic* u. ä. bezeichnet.

b) Ortwin, Hunolt, Gere, Eckewart kommen in der Klage nicht vor. Hunolt ist zwar der reine statist im Nibelungenliede, Eckewart hat mit

Kriemhild das Burgundenland verlassen und kann daher nicht am hof in Worms sein; aber dass Ortwin und Gere nicht erwähnt werden, ist auffällig, weil doch Sindolt, der im Nibelungenliede ebenso wie Hunolt eine statistenrolle spielt, in der Klage in die handlung eingreift (1870).

c) Von den gesellen Dietrichs fehlen Helmnot und Ritschart. Diese werden aber auch im Nibelungenliede nur ganz vorübergehend erwähnt 2198, 1. 2218, 1, und selbst in der klage Dietrichs (2259. 2260) nicht genannt.

d) Über Dankwarts tod teilt die Klage nichts näheres mit, auch das Nibelungenlied gibt nur einfach an, dass er durch Helfrich gefallen sei zum grossen leide Gunthers und Giselhers 2228*.

Nach der eben angestelten prüfung bleiben als faktische widersprüche und lücken nur noch die unter 1, b. c. f. h. k. l. m. n und unter 2, a (Siegfried II), b angeführten bestehen. Obgleich diese an sich zwar nicht so bedeutend sind, dass sie den gedanken an eine benutzung des Nibelungenliedes ausschlössen, so erfordert doch ihr bestehen die weitere untersuchung, ob nicht durch das aufweisen bestimter ursachen für dieselben die zahl der für uns überhaupt in betracht kommenden noch mehr beschränkt wird.

Sehen wir also jezt zu 3) wieweit die widersprüche und lücken, welche die Klage im vergleich mit dem Nibelunliede zeigt, sich erklären und rechtfertigen lassen.

Schon ein geschichtsschreiber weicht bei der benutzung seiner quelle von derselben ab: er verfährt nicht überall mit der gleichen sorgfalt und aufmerksamkeit; auch lässt er sich, sowol unbewust wie bewust, in seinen vorstellungen und in seiner beurteilung beeinflussen durch seine individuelle auffassung wie durch andere darstellungen, die er über denselben gegenstand gehört oder gelesen hat, und zieht nicht selten abweichende berichte den angaben seiner hauptquelle vor. Wie viel mehr wird nicht ein dichter, und wenn es auch nur ein umdichter ist, in diese lage kommen, der es sich ja nicht zur pflicht macht wie ein geschichtsschreiber zu verfahren, und von dem auch niemand das verlangt. Bei diesem macht in einem weit höheren grade die persönlichkeit ihr recht geltend: sein individueller geschmack und seine ästhetische bildung wirken mit notwendigkeit umgestaltend auf den stoff ein, den ihm seine quelle liefert.

Unaufmerksamkeit kann es veranlasst haben, dass Ortlieb unter den toten im saale liegt (1 f), wenn nicht etwa der abschnitt* *wie si die tôten abe wurfen* (— 1956*) erst ganz spät in das Nibelungenlied eingeschoben ist. In einer anderen quelle wird erzählt sein, dass Sieg-

stab Dietrichs vetter ist (1 c). Für die abänderung beim tode Hawarts (1 h) lässt sich leicht ein ästhetischer grund angeben. Es werden die erschlagenen fürsten aufgezählt: Irmfried, der von Volker, Iring, der von Hagen, Hawart, der von Dankwart erschlagen ist, daran schliesst sich die erwähnung der drei Burgundenkönige. Dem Nibelungenliede folgend hätte nun der verfasser hier zusammenstellen müssen: Irmfried-Volker, Iring-Hagen, Hawart-Hagen; durch die einmalige vertauschung Hagens mit Dankwart wolte er offenbar die widerholung Hagens vermeiden und diese drei burgundischen helden in der anordnung den drei königen entsprechen lassen. Wenn Hildebrand in der Klage Kriemhilden das haupt abschlägt (1 m), wenn Dietrich zuerst mit Gunther, darnach mit Hagen kämpft (1 l), so ist der erstere zug „edler“, der zweite „bedeutender“ (s. W. Grimm Heldens. 110). Auf abweichende zahlenangaben wie die der 3300 mannen Hawarts, Irings und Irmfrieds (1 b) wird niemand gewicht legen, der daran denkt, wie oft sogar die verschiedenen handschriften (z. b. C) eine solche wilkür zeigen. Dass die Klage den sohn Gunthers nicht Siegfried nent (2 a), kann darin seinen grund haben, dass dieser name nur in einer einzigen, vielleicht sehr jungen strophe des Nibelungenliedes (662*) vorkomt. Wenn Hildebrand die wunde nicht in sondern vor dem saale empfängt (1 k), so ist das wol nur die folge einer flüchtigkeit, da die kentnis jener strophe des Nibelungenliedes durch die ähnlichkeit des ausdrucks und die gleichheit der reime verbürgt wird. Es bleibt noch übrig die abweichung über die verwundung Gernots (1 n) und das fehlen von Ortwin und Gere (2 b), sonst haben die differenzen ihre erledigung gefunden.

Niemand wird leugnen können, dass die angeführten gründe ganz natürlich und naheliegend sind; aber selbst bei minder einleuchtenden gründen würde immer noch ein umstand uns hindern auf die differenzen ein urteil über das verhältnis zum Nibelungenliede zu gründen: da wir es mit zwei dichtern und mit nicht sonderlich starken abweichungen zu tun haben, so könte man auch als den urheber einer solchen abweichung den älteren dichter sich denken, über dessen stellung zum Nibelungenliede wir so gut wie nichts wissen.

Die ansicht von der bekantschaft mit dem Nibelungenliede ist jedoch nicht bloss mit argumenten bekämpft, die von widersprüchen und lücken, sondern auch von nachrichten über solche personen und sachen hergenommen sind, welche das Nibelungenlied nicht kent. Nun könte man freilich derartige nachrichten, wenn man sich nicht dazu verstehen will sie ausschliesslich dem ersten dichter zuzuschreiben, durch die annahme der mitbenutzung einer anderen quelle erklären. Aber es

liessen sich doch berechtigte bedenken gegen eine solche kritik erheben, wenn diese nur der Klage eigentümlichen nachrichten sich auch auf gegenstände beziehen, die aufs engste mit dem Nibelungenstoff verbunden sind oder gar in die handlung des Nibelungenliedes selbst eingreifen. Deshalb tritt wider an uns die aufforderung heran, dasjenige genauer zu prüfen, was dem Nibelungenliede im vergleich zur Klage fehlt.

Nicht hierher gehören die nachrichten über Dietrichs vergangenheit, über seine flucht, seine kriegszüge bei Etzel, seine fahrt gegen Ermenrich, ferner über Etzels vergangenheit (z. b. dass er fünf jahre christ war 491 fg.), über die vergangenheit Irmfrieds, Hawarts, Irings, über die persönlichen verhältnisse Siegstabs, Wolfwins, Herrats, über Wolfharts äusseres und seine verwantschaft mit Hildebrand (835. 879). Alle diese nachrichten, über die bei Sommer und W. Grimm das nähere nachzulesen ist, müssen einer quelle entnommen sein — sei es vom ersten oder vom zweiten dichter —, die einen anderen stoff als das Nibelungenlied behandelte, und in welcher nicht die Burgundenkönige, sondern Dietrich und Etzel die hauptpersonen waren.

Von solchem stoff, der nur der Klage eigentümlich ist und nicht in einer Dietrichssage enthalten gewesen sein könte, ist äusserst wenig vorhanden. Das einzige sind einige details über den kampf Dietrichs mit Gunther und Hagen, nämlich die angabe, dass sie nach dem tode der ihren nicht leben wolten, und dass Dietrich erst dreimal von Gunther niedergeschlagen wurde, ehe er ihn bezwang — was recht wol nach wahrscheinlichkeit hinzugedichtet sein kann. Sonst liesse sich etwa die herzogin Isalde von Wien (Kl. 1378) hier anführen, die aber vielleicht aus dem Tristant Eilhards von Oberge stamt, ebenso wie der name Poymunt, den das ross Rüdegers hat, aus irgend einem roman entnommen sein wird (s. Lachmann, anm. s. 290).

Wenn uns nun die vielen spezialkentnisse, die wir in der Klage über Etzel, Dietrich und ihre auch dem Nibelungenliede bekante umgebung finden, zu der annahme nötigen, dass der erste oder der zweite dichter eine Dietrichssage benuzt hat, so müsten wir es jedenfals für wunderbar halten, wenn der eine oder der andere durch jene quelle nicht noch mehr personen kennen gelernt hätte als ihm gerade die vorliegende Nibelungensage (eine unbestimbare, wenn es sich um den ersten, unser Nibelungenlied, wenn es sich um den zweiten dichter handelt) nante, und wenn er sich gescheut hätte solche personen in seine dichtung einzuführen und sie auch an handlungen, welche nur die Nibelungensage erzählt, teilnehmen zu lassen. So erklärt es sich ganz leicht, warum

die Klage Rüdegers tochter unter dem im Nibelungenliede nicht vorkommenden namen Dietlind kent, warum sie bei fünf der jungfrauen, die zu Helches ingesinde gehört hatten, die namen Sieglind, Goldrun, Hildburg, Herlind, Adelind zugleich mit notizen über ihre herkunft angiebt, während das Nibelungenlied nur von Herrat weiss (Kl. 1099 fg., Nib. 1320 fg.), warum sie ferner unter den mannen Dietrichs auch noch Nitiger (772), Wicnant (778) und Sigeher (781) nent, warum sie neben den aus dem Nibelungenliede bekanten fürsten Blödel, Iring, Irmfried, Hawart als vorkämpfer für Kriemhild noch anführt einen Hermann von Polen (173), einen Sigeher von Walachen (174), einen Walber aus der Türkei (178). Ebenso werden wir es ganz begreiflich finden, wenn der betreffende dichter lücken des Nibelungenliedes ausfült, indem er über den im Nibelungenliede nicht erzählten tod Wolfwins, Gerbarts, Wikharts, Wolfbrants etwas hinzudichtet (730 fg., 770 fg.), oder wenn er auch die dem Nibelungenliede unbekanten helden Nitiger, Sigeher, Wicnant unter die kämpfenden und gefallenen mit einreiht. Er konte dies unbedenklich tun, denn wenn er jene helden in einer Dietrichssage fand, so durfte er auch ihre teilnahme an dem kampfe voraussetzen.

Jeden zweifel aber an der benutzung einer solchen quelle muss eine durchsicht der belegstellen heben, welche W. Grimm und Sommer für die meisten der erwähnten personen und ereignisse aus anderen Dietrichssagen gesammelt haben. Den ersten platz nimt unter diesen jedenfals der Biterolf ein. In ihm begegnen wir unter der grossen schar der von Etzel abhängigen helden auch fast allen jenen dem Nibelungenliede fremden personen:[1] Wicnant und Sigeher sind mannen Dietrichs, der polenherzog Hermann wird Etzels vasall, Sigeher *der frîe ûz Turkîe* führt die Walachen an — die Klage nent Sigeher von Walachen und Walber *der edelfrîe ûz Türkîe* (174. 175), doch erscheint wegen der unterscheidung von dem gleichnamigen mann Dietrichs der zusatz *der frîe* bei Sigehers namen im Biterolf berechtigter als bei Walbers namen in der Klage. Von den 1099 fg. genanten frauen Helches kent der Biterolf ausser der tochter Nitkers, die aber nicht Sieglind genant wird, noch Hildeburg, die tochter Ludwigs von Ormanie, sie ist von dem dänenfürsten Herbort entführt und hält sich in Worms auf. Auch nach der Klage stamt sie aus der Normandie und wird zusammen genant mit Goldrun, der tochter Liudigers von ***Francrîche***, welche Müllenhoff ZfDA. XII, 316 für Gudrun hält. Wir haben somit in beiden epen beziehungen auf die Gudrunsage, doch sind sie im Biterolf bedeutender.

1) s. das namenverzeichnis in der ausgabe von Jänicke DHB. I.

Das also lässt sich mit sicherheit konstatieren, dass dem einen verfasser der Klage eine mit dem Biterolf in zusammenhang stehende Dietrichssage vorgelegen hat, welche die quelle fast des ganzen dem Nibelungenliede fremden stoffes ist.

Mit der darlegung dieser tatsache wäre nun eigentlich unsere aufgabe erledigt; denn wir haben nachgewiesen, dass wenigstens der zweite dichter, mit dem allein wir in unserer untersuchung zu rechnen haben, das Nibelungenlied benuzt hat (und zwar in einer von der des unsrigen nicht wesentlich verschiedenen gestalt, vielleicht von einem um einige strophen geringeren umfange), weil zahlreiche und bedeutende übereinstimmungen zwischen den beiden dichtungen bestehen, und weil die abweichungen zum grösten teil sich mit der ansicht von einer benutzung des Nibelungenliedes vereinigen lassen, die übrigen aber so gering an zahl und so unwichtig sind, dass sie jener ansicht nicht widerstreiten können. Dennoch wird es sich empfehlen die untersuchung noch fortzusetzen, um über einen punkt grössere klarheit zu gewinnen und damit auch jenem resultat noch mehr festigkeit zu geben.

Nachdem es sich ergeben hatte, dass die berührungen mit dem Nibelungenlied in den ersten abschnitten der Klage von dem zweiten dichter herrühren, liessen wir es bei der prüfung der übrigen übereinstimmungen und der abweichungen dahingestellt, ob der erste oder der zweite dichter ihr urheber sei. Ein versuch, diese frage zu beantworten, lässt sich machen in bezug auf die formalen übereinstimmungen und auf die erweiterungen. Gehen wir aus von den lezteren.

Bei den dem Nibelungenliede fremden namen nehmen wir folgende auffallende erscheinung wahr. Die für Kriemhild kämpfenden barbarenfürsten, Hermann von Polen, Sigeher von Walachen, Walber aus der Türkei stehen zusammen 173—179; widerum stehen zusammen Nere, Nitiger, Wienant, Sigeher, dazwischen nur Gerbart, 766 bis 781; endlich stehen abermals zusammen Sieglind tochter Nitigers, Goldrun tochter Liudigers von *Francrîche,* Hildburg aus der Normandie, Herlind von *Kriechen,* Adelind tochter Sintrams von Püten 1102 bis 1114. Dass diese fremden personen in solchen abgeschlossenen gruppen auftreten, macht es sehr wahrscheinlich, dass sie erst nachträglich in eine schon fertige dichtung hineingeschoben wurden, und somit würde dieser umstand für die autorschaft des zweiten dichters sprechen. Nun ist noch weiter bei jenen frauennamen die eigentümliche wendung zu beachten, mit welcher ihre aufzählung eingeleitet wird: *ein teil ich iu der nenne, die ich von sage erkenne, wan si angeschriben sint.* Wir musten uns schon früher dahin erklären, dass derartige citate,

bei denen der dichter mit seiner person hervortritt, von dem zweiten dichter herrühren, in diesen worten speziell muss man eine berufung desselben auf eine mehr abseits liegende quelle sehen, die eben nichts anderes als eine Dietrichssage sein kann. Wir folgern also: der zweite dichter hat mit benutzung einer Dietrichssage die Klage erweitert.

Nun fanden wir aber, dass jene Dietrichssage in einer engeren beziehung zum Biterolf steht, und wir müssen daher jezt noch einmal auf diesen zu sprechen kommen.

Die nahe verwantschaft des Biterolf und der Klage ist so deutlich zu erkennen, dass W. Grimm beide gedichte demselben verfasser zuschrieb. Diese ansicht hat Jänicke in der einleitung zu seiner ausgabe des Biterolf, nachdem er viel übereinstimmendes in sprache, im versbau und reim, sowie auch im inhalt zusammengestelt hat, durch hervorhebung wesentlicher unterschiede erschüttert und jene ähnlichkeit durch die annahme einer gleichen heimat und zeit erklärt. Dagegen hat Edzardi (über das verhältnis der Klage zum Biterolf. Germania XX, 9—30) so viele und so übereinstimmende parallelstellen aus beiden gedichten, namentlich aus ihren ersten teilen nachgewiesen, dass keine andere erklärung dafür möglich ist als die: der bearbeiter des Biterolf ist mit dem zweiten dichter der Klage identisch.

Daraus folgt, dass dieser seinen Dietrichssagenstoff entweder aus einem grösseren zusammenhängenden Dietrichsepos oder aus einer samlung von Dietrichsepen entnahm, ein teil von jenem oder eins von diesen war auch das original des Biterolf.

Durch dieses resultat werden wir zurückgeführt zu der am schlusse der abhandlung über Nibelungenlied und Biterolf ausgesprochenen vermutung (bd. XVI, s. 359). Dort sahen wir, dass mit grösserer wahrscheinlichkeit nicht der dichter, sondern der bearbeiter des Biterolf als der urheber der parallelstellen betrachtet werden muss. Und schon im anfang der jetzigen untersuchung erkanten wir, dass der zweite dichter der Klage ein Nibelungenlied benuzt hat, das wir im ganzen für das unsrige ansehen können (es liesse sich hier die zum Biterolf a. a. o. gemachte bemerkung widerholen). So entsprechen sich also und bestätigen sich zugleich gegenseitig die ergebnisse dieser beiden abhandlungen: ebenso wie bei der bearbeitung des Biterolf hat der dichter bei der umdichtung der Klage entlehnungen aus dem Nibelungenliede gemacht. Man wird daher vielleicht keinen irtum begehen, wenn man die ansicht aufstelt, dass der zweite dichter der urheber wol aller der mit Nibelungenstellen übereinstimmenden verse der Klage ist —

wie ja überhaupt formale bedenken uns hindern möchten die Klage als ein ganzes genommen zeitlich nach dem Nibelungenliede anzusetzen. Dass auch der erste dichter eine Nibelungensage benuzte, welche unserem Nibelungenlied inhaltlich wenigstens zum grösten teil entsprach, ist selbstverständlich; wie dieselbe jedoch beschaffen war, lässt sich nicht feststellen.

Fragen wir nun zum schluss nach der bedeutung der Klage für die kritik des Nibelungenliedes, so erhalten wir folgende antwort: 1) die Klage widerspricht nicht der in den bisherigen abhandlungen entwickelten ansicht, dass die verschiedenen teile des Nibelungenliedes schon vor der zeit der jüngeren zusätze zu einer einheitlichen dichtung verarbeitet wurden, 2) die Klage gewährt überhaupt keinen festen anhalt für die kritik des Nibelungenliedes.

VI. RÜCKBLICK.

Die in dem XV., XVI., XVII. bande dieser zeitschrift erschienenen untersuchungen über das Nibelungenlied beruhten auf einer methode, welche eine gewisse zersplitterung des gegenstandes und seiner behandlung unvermeidlich machte. Da hierdurch die übersicht über das ganze und auch das verständnis im einzelnen erschwert werden muss, so halte ich es nicht für überflüssig an dieser stelle einen rückblick auf den gang und die ergebnisse der bisherigen untersuchungen zu werfen.

Auch derjenige, welcher die formalen und sachlichen verschiedenheiten, welche für die einteilung des Nibelungenliedes in die zwanzig lieder massgebend waren, in ihrer bedeutung wol zu beurteilen weiss, wird sich dennoch nicht verschweigen können, dass durch manche teile ein merkwürdiger zug der verwantschaft hindurch geht. Diese auffallendere ähnlichkeit bemerken wir namentlich in denjenigen abschnitten, welche nicht einfache berichte über die entwicklung der handlung geben, sondern welche bei der handlung verweilen, indem sie die situation ausmalen, die engeren beziehungen der hauptpersonen zu einander darlegen, ihren anteil an der handlung detaillieren, auch mitwirkende nebenpersonen einführen, und dabei oft weit über das hinausgehen, was der fortschritt der handlung verlangt. Die in diesen abschnitten herschende gleichartigkeit in inhalt und form verlangt bei der annahme einer mehrzahl von dichtern ihre erklärung, und dieser forderung glaubte man genügt zu haben mit einem hinweis auf einen

algemeinen epischen stil, auf die durch die gleiche heimat der verfasser, durch die ziemlich gleiche zeit ihrer tätigkeit, durch ihre gleichartige lebensstellung bedingte kunst, sowie auf die daraus entspringenden gleichen anschauungen und interessen. Gewiss haben solche umstände einen einfluss auf die dichtungen gehabt, von einem algemeinen epischen, oft in gleichen wendungen sich bewegenden stil geben speziell die gedichte des elften und zwölften jahrhunderts zeugnis.[1] Aber bei einer genaueren betrachtung jener abschnitte wird man die übereinstimmungen sich bald derartig häufen sehen, dass man daran zweifeln muss, ob jene angegebenen umstände einen zureichenden erklärungsgrund liefern.

1. Methode.

Solche bedenken bewogen mich das Nibelungenlied nach dieser richtung durchzugehen, und zwar schien mir der am besten zu aufschlüssen führende weg die methode zu sein, einen recht ausführlich behandelten gegenstand von möglichst algemeinem charakter herauszugreifen, ihn in allen den gestaltungen, welche er im lied erhält, zu betrachten, ihn nach der technik, deren sich der dichter bei seiner darstellung bedient, zu untersuchen. Denn bei einer solchen untersuchung müssen sich entweder wesentliche unterschiede zwischen den verschiedenen, jenen gleichen gegenstand behandelnden abschnitten herausstellen, unterschiede, welche die ähnlichkeit so gering erscheinen lassen, dass dieselbe sich aus den angeführten gründen erklären und mit der vielheit der dichter vereinigen lässt; oder aber, es muss die ähnlichkeit als eine so bedeutende sich zeigen, wie sie nur bei einer einheit des dichters möglich ist; oder endlich, es lassen sich diese beiden erscheinungen nebeneinander wahrnehmen und die verschiedenen abschnitte sich zu mehreren gruppen vereinigen, deren jede dann einem dichter zuzuweisen ist.

Indem nun die untersuchung sich jedesmal mit einem gegenstand von der eben näher bezeichneten art beschäftigt, geht sie aus von dem objektiven inhalt, sie betrachtet also die äusserlichen vorgänge und umstände, aus denen sich jener gegenstand zusammensezt; sie stelt hierbei die beschaffenheit und den umfang der einzelnen momente fest, sowie auch ihr verhältnis zu einander, nämlich ihre verbindung, ihre aufeinanderfolge, das eingreifen des einen in den anderen, das hervortreten des einen vor dem anderen. Es folgt dann, soweit dies tunlich, eine beobachtung über den subjektiven inhalt, also über die psychologischen ausführungen und die reflexionen des dichters.

1) s. Wackernagel, Litg.[2] s. 125. anm. 33.

Wo wir nun auf gleiche erscheinungen treffen, dürfen wir die vermutung aussprechen, dass ein dichter tätig gewesen ist, der, die verschiedenen momente aus einem ihm eigentümlichen nicht zu weit gezogenen kreis von vorstellungen entnehmend, diese schilderungen entwarf. Diese vermutung lässt sich zur sicheren behauptung erheben durch eine zweite beobachtung. Jeder ohne ausnahme verfällt zuweilen in seiner ausdrucksweise auf stereotype, ihm gewissermassen angewachsene formen, namentlich dann, wenn er genötigt ist über denselben gegenstand sich widerholt auszusprechen. Dieses wird am häufigsten in gebundener, namentlich gereimter rede eintreten. Auch unsere grossen dichter haben trotz der fülle ihrer anschauungen und gedanken, trotz der einzigen beherschung der so reich entwickelten modernen sprache dieses nicht immer vermeiden können.[1] Wie viel weniger

1) Einen beleg hierfür mögen folgende stellen aus Schiller geben:

Maria Stuart I, 2:	Schliesst eure rechnung mit dem himmel ab.
Tell, Monolog:	Mach deine rechnung mit dem himmel, vogt.
Worte des glaubens 3, 1:	Und die tugend, sie ist kein leerer schall.
Bürgschaft 20, 4:	Und die treue, sie ist doch kein leerer wahn.
Kraniche des Ibykus 5, 5. 6:	So muss ich hier verlassen sterben, auf fremdem boden, unbeweint.
Jungfrau von Orleans II, 7:	O schwer ist's, in der fremde sterben unbeweint.
Kraniche des Ibykus 4, 1:	Und munter fördert er die schritte.
Glocke 274:	Munter fördert seine schritte. (beidemal: wanderung im wald.)
Gunst des augenblicks 7, 1. 2:	Langsam in dem lauf der horen Füget sich der stein zum stein.
Eleusische fest 22, 7. 8:	Leise nach des liedes klange Füget sich der stein zum stein.
Gunst des augenblicks 4, 1. 2:	Aus den wolken muss es fallen, Aus der götter schoss das glück.
Geheimnis 2, 7. 8:	aus dem schosse der götter fällt das glück herab.
Demetrius I: (Marina zu Odowalsky)	Dass es aus himmelshöhn ihm zugefallen.
Piccolomini III, 5:	Aus himmelshöhen fiel es uns herab.
Wall. lager, reiterlied, 4, 1:	Von dem himmel fällt ihm sein lustig los.
Das Glück 4:	Und das siegel der macht Zeus auf die stirne gedrückt.
Don Carlos IV, 12:	Das siegel meiner königlichen gunst Soll hell und weit auf eurer stirne leuchten.
Genius, schluss:	Nicht des siegels gewalt, das alle geister dir beuget.
Naive u. sent. dichtung:	Das siegel des herschers ruht auf ihrer stirne.

muste das einem dichter jener zeit gelingen, der eine schon an sich formelhafte poetische sprache gebrauchte und der in den engen, durch die nicht leicht zu handhabende strophische form vorgezeichneten bahnen sich bewegte. Ein solcher muste sehr häufig und sehr stark bei der darstellung gleicher und verwanter gegenstände in dieselben geleise hineingeraten, am meisten aber muste in weiter ausgeführten schilderungen der parallelismus platz greifen. Dass dieselbe erscheinung auch aus bewuster oder unbewuster nachahmung (also auch aus einem epischen stil) entsprungen sein kann, bestreite ich durchaus nicht, doch wird sich die nachahmung an dem mangel von tieferliegenden übereinstimmungen und an dem vorhandensein charakteristischer abweichungen erkennen lassen.

Nach solchen beobachtungen ist der schluss zu ziehen: diejenigen abschnitte, in welchen ein entsprechender inhalt und gleiche oder sehr ähnliche formen zusammentreffend wiederkehren, sind von demselben dichter verfast; diejenigen, welche in keiner oder nur in wenigen beziehungen sich gleichen, sind hinsichtlich ihres verfassers nicht zu bestimmen; diejenigen, bei denen zu diesem mangel noch stärkere differenzen kommen, haben verschiedene verfasser.

Nachdem eine grössere zahl von abschnitten algemeinen inhalts je nach der gleichen autorschaft vereinigt ist, wird man weiter dazu übergehen können, die zusammengehörigkeit von eng mit jenen verbundenen abschnitten speziellen inhalts nachzuweisen. Auch hierbei werden wir uns vorzugsweise von parallelen leiten lassen.

2. Gang der untersuchung.

Der gegenstand der ersten untersuchung waren die schilderungen von dem empfang der gäste. Dieser gegenstand schien mir am besten geeignet zu sein zum ausgangspunkt zu dienen. Schon seine häufige widerkehr versprach verhältnismässig sichere resultate. Sodann erleichterte die algemeinheit desselben und die gerade bei ihm am weitesten gehende ausführlichkeit der schilderung die untersuchung sehr wesentlich. Denn die abschnitte zeigen in der regel eine so einheitliche entwickelung, dass sie am wenigsten für zusammengesezte stücke gehalten werden können. Der sachliche teil dieser untersuchung ist enthalten in dem gymn. progr. von Mühlhausen in Th. 1883. Die abhandlung zeigt, wie die schilderungen in der durchführung der einzelnen momente meist grosse ähnlichkeit aufweisen und mit sehr wenigen ausnahmen sich leicht zu einer gesamtschilderung des empfanges überhaupt zusammenfügen lassen, bei der kaum ein wesentlicher zug zu vermissen ist. Wenn schon dieses ergebnis es sehr wahrscheinlich

macht, dass den weitaus grösten teil der schilderungen **ein** dichter verfasst hat, so wurde diese einheit jedem zweifel entzogen durch eine zusammenstellung und vergleichende betrachtung der übereinstimmenden verse und strophen in jenen abschnitten, wie sie gegeben wurde in der ersten abhandlung „zur kritik des Nibelungenliedes“ (bd. XV, s. 231 bis 241). Es trat dabei eine so gleichmässig vorkommende und so auffallend übereinstimmende ausdrucksweise zu tage, wie sie sich allein bei der einheit des verfassers begreifen lässt.[1] Nur für die von Lachmann athetierten ausführungen über den empfang ergaben sich abweichende resultate. In II 260*—263* wurde der grund der parallelen in einer nachahmung älterer stellen gefunden, ebenso in IV 393* bis 397*. Keine wesentliche ähnlichkeit mit den anderen zeigte die verblasste schilderung XI 1236*—1238* (Piligrim). Für alleinstehend gegenüber den als jüngere zusätze zu bezeichnenden schilderungen wurde V 647*—656* erklärt, doch gieng aus den späteren untersuchungen hervor, dass auch dieser abschnitt mit abzug einiger strophen zu jener einheitlichen dichtung gehört.[2] Von dieser liessen sich namentlich noch die athetierten stellen in den erzählungen über den botenempfang in XI und XIII abtrennen.

Die resultate der ersten abhandlung wurden befestigt und erweitert, zunächst durch eine untersuchung über die mit jenen abschnitten aufs engste zusammenhängenden und sie fortsetzenden schilderungen der **hoffeste** (abh. II, bd. XVI, s. 48—69). Zwar unterscheidet sich dieser gegenstand insofern von dem der ersten abhandlung, als die einzelnen momente bei mancher gleichmässigkeit doch vielfach ganz abweichend dargestelt, zuweilen weit ausgeführt, zuweilen kaum flüchtig berührt werden, aber gerade diese verschiedenheit lässt sich erklären aus einer einheitlichen tendenz, aus der gleichen rücksichtnahme auf die bedeutung jener momente für die durch die schilderung erweiterte haupterzählung. Noch überzeugender aber spricht für die einheit der parallelismus, der diese abschnitte nicht bloss unter einander verbindet, sondern auch an die darstellungen des empfanges anschliesst. Nur die festschilderung in dem athetierten teile des ersten liedes wurde bei geringem und wenig eingreifendem parallelismus wegen des mangels der oben charakterisierten eigentümlichkeit der behandlung und wegen des vorkommens eines ganz vereinzelt stehenden zuges (erwähnung der fahrenden) einem anderen dichter zugewiesen.

1) über die bedeutung der parallelen habe ich mich eingehend ausgesprochen, besonders bd. XV, s. 231—232. 236. 237. XVI, s. 52. 53. XVII, s. 131.

2) s. bd. XVII, s. 150. 151.

Es liess sich nun folgende bezeichnung anwenden (bd. XVI, s. 56): die eine sonderstellung einnehmenden athetierten stellen musten als jüngere dichtung angesehen werden. Demgemäss wurde der verfasser jener schilderungen von dem empfang und den hoffesten der mitlere dichter genant, der also überarbeitend und vereinigend bereits ein einheitliches Nibelungenlied geschaffen. Als eine von ihm benuzte vorlage war dann eine noch nicht so höfisch gehaltene, vielleicht aus liedern bestehende, ältere dichtung anzunehmen.

Der gegenstand, der zum empfang oder zum hoffest entweder die einleitung oder die fortsetzung und den schluss bildet, ist die abreise und der abschied. Seine darstellung wurde untersucht in der vierten abhandlung (bd. XVII, s. 129—177). Diese untersuchung musste deshalb komplizierter werden, weil abreise und abschied, der fülle der konventionellen formen entbehrend, nicht in zusammenhängenden algemeinen schilderungen dargestelt sind, sondern nur mit ihren einzelnen momenten die haupthandlung durchsetzen. Daher war hier eine behandlung in einzeluntersuchungen erforderlich. In ihnen wurden die über die einzelnen momente berichtenden stellen mit gleichen sachlichen und stilistischen eigentümlichkeiten vereinigt, und diese gruppen mit hilfe von parallelen an die bereits nachgewiesene entweder mitlere oder jüngere dichtung angeschlossen.[1] Sodann wurde, auch vorzugsweise mit benutzung von parallelen, versucht, wie weit zunächst in den unterabschnitten, dann in den hauptabschnitten die ausdehnung der mitleren oder jüngeren dichtung sich feststellen lässt. Endlich war auch hier schon die möglichkeit vorhanden, einzelne abschnitte speziellen

1) Mehr als in den früheren zeigten sich in dieser abhandlung analogien, die nur der jüngeren dichtung eigentümlich sind. Ich begnüge mich hier, auf folgende parallelen zu verweisen:

66*, 3. 4 *unze man gewohrte die Sîfrides wât.*
er wolde sîner reise haben deheiner slahte rât.
1102*, 3. 4 *dâ ze der stat ze Wiene bereit man in die wât.*
dô mohte er sîner reise niht langer haben rât.
739*, 1. 2 *ûzer Troneje Hagne und ouch Ortwîn,*
daz si gewaltic wæren, daz tâten si wol schîn.
1428*, 1. 2 *Giselher unde Gêrnôt, Gêre und Ortwîn,*
daz si ouch milte wâren, daz tâten si wol schîn.
357*, 3. 4 *inre siben wochen bereiten si diu kleit,*
dô was ouch gewæfen den guoten recken bereit.
1349*, 1. 2 *vier und zweinzic recken bereite man dô kleit*
ouch wart im von dem künege diu botschaft geseit.
553*, 4 *er fuort der Niblunge tûsent wætlîcher man.*
1227*, 4 *dô fuorten sie ir recken wol tûsent wætlîcher man.*

inhalts, ebenfals auf grund von parallelen, der mitleren, respektive jüngeren dichtung zuzusprechen.

In den beiden abhandlungen über das verhältnis des Nibelungenliedes zum Biterolf (abh. III, bd. XVI, s. 345—361) und zur Klage (abh. V) solte die frage beantwortet werden, ob in diesen beiden mit dem Nibelungenliede sich so vielfach berührenden dichtungen etwas enthalten ist, das als einwand gegen die aufgestelten ansichten angeführt werden könte. Besonders muste die Klage herangezogen werden, weil man in ihr ein zeugnis für die sonderexistenz des vierzehnten liedes finden will. Die untersuchung zeigte, dass weder der Biterolf noch die Klage der ansicht von einer schon vor den jüngeren zusätzen-hergestelten einheit des Nibelungenliedes widerspricht.

Bei der zusammenstellung der parallelen durften auch die lesarten der handschriften B und C nicht unberücksichtigt bleiben, und es sind daher diejenigen angeführt, die entweder einen grösseren oder einen geringeren parallelismus als A haben. Die für unseren zweck wichtigen varianten sind angegeben und besprochen in abh. II, s. 63 fg., in abh. III. IV unter den tabellen der parallelstellen und jedesmal am schluss. Ein grösserer parallelismus, der möglicherweise auf treuerer überlieferung beruht, konte in B und C kaum einmal geltend gemacht werden;[1] A allein erwies sich als zuverlässig und brauchbar. Überhaupt kann der parallelismus in bezug auf die stellung der handschriften zu einander als ein kriterium dienen, gegen dessen objectivität wol nichts einzuwenden sein wird. Ein jeder bearbeiter wird danach streben eine algemeinere und öfter widerkehrende darstellungsweise in eine individuellere und weniger häufige umzuwandeln, das umgekehrte aber nur unter ganz bestimten bedingungen tun und nur im notbehelf oder durch zufall, also in äusserst seltenen fällen. Daher lässt sich nichts einwenden gegen den satz: je geringer der parallelismus, desto geringer auch die originalität des textes. Nun ist der parallelismus am stärksten in A, er erscheint in B schon an einigen stellen abgeschwächt und verschwindet in C oft volständig.

3. Ergebnisse.

Gegen 1200 bearbeitete ein am Wiener hofe lebender ritterlicher sänger[2] — der mitlere dichter — eine ältere Nibelungen-

1) höchstens 377*, 4 B, vgl. bd. XVI, s. 64.
2) s. bd. XV, s. 241.

dichtung, die vielleicht eine aufzeichnung von einzelnen liedern war. Seine tendenz war, die ältere dichtung nach dem geschmack seiner zeit umzugestalten. Daher erweiterte er seine vorlage durch hinzufügung von schilderungen höfischen lebens. Auf den guten ton wird viel gewicht gelegt, sonst ist die höfische sitte noch verhältnismässig einfach, doch spielt der frauendienst schon eine bedeutende rolle.[1] Als eine eigentümlichkeit seiner darstellung ist besonders folgender umstand öfter zur sprache gekommen. Seine schilderungen äusserlicher nebenhandlungen sind überwiegend typisch, ebenso sind die psychologischen ausführungen, die er nicht selten versucht, sehr algemein gehalten.[2] Doch zeichnet er solche nebenhandlungen, welche eine speziellere bedeutung für die haupthandlung haben, durch eine individuellere gestaltung aus.[3] Folgenschwerere handlungen begleitet er nicht bloss mit andeutungen, und zwar ziemlich gleichartigen, über die seelischen zustände der beteiligten, sondern auch mit seinen eignen reflexionen.[4]

[illegible] dichtung wird sich, wie ihre tendenz es erfordert, wahrscheinl[illegible] das ganze Nibelungenlied ausdehnen, so dass der „echte“ text, u[illegible]ahl „unechter“ strophen vermehrt[5] und um einzelne „echte“ v[illegible]t,[6] ungefähr der gestalt entsprechen wird, die er dem Nibelung[illegible]egeben hat. Es ist anzunehmen, dass seine dichtung nicht übe[illegible]hmässig vertreten ist: sie überwiegt jedenfals im ersten teil, einzelne lieder sind volständig sein werk, andere, besonders die lezten lieder, mögen nur formell von ihm bearbeitet sein, nicht ausgeschlossen ist auch, dass er einzelne strophen und abschnitte unverändert gelassen hat.

Im lezten teil der vierten abhandlung (bd. XVII, s. 161—170) ist eine feststellung seiner dichtung versucht, soweit dies die bisherigen beobachtungen gestatteten. Was dort in zahlreiche einzelnheiten hinein verfolgt war, mag hier noch einmal in kurzer und übersichtlicher zusammenfassung dargelegt werden.

1) progr. Mühlh. s. 25 fg., bd. XV, s. 239 fg.

2) bd. XVII, s. 153 fg.

3) s. z. b. über die festschilderungen bd. XVI, s. 52; über das schenken bd. XVII, s. 142 fg. und über das küssen s. 150.

4) bd. XVII, s. 158.

5) z. b. 360*. 363*. 364*. 367*. 490*—493* (s. bd. XVII, s. 163). 605*. 606*, 1—3. 607*, 4. 630*—634*. 861*—870* (s. s. 164). 1126* ist später geändert.

6) bis jezt nur 921, 4. 922. 923 (s. bd. XVII, s. 165 fg.). 1015 (s. s. 171). 1274. 1275 (s. s. 168). 1448 (s. s. 145).

Im ersten liede haben wir als eigentum des mitleren dichters die ganze erzählung von dem entschluss Siegfrieds, um Kriemhild zu werben, von seiner unterredung mit Siegmund und von seiner ausfahrt anzusehen. Auch in dem abschnitt, der über den einzug in Worms und über den empfang handelt, finden sich seine änderungen und erweiterungen. Stärker scheint dann wider im folgenden bis zum schluss des liedes die ältere dichtung hervorzutreten.

Das zweite lied mag einen alten kern haben, der vielleicht in der mitte des liedes bei den schilderungen des kampfes noch an einzelnen stellen sichtbar ist; anfang und ende ist zum mindesten von ihm umgedichtet.

Das dritte lied ist ganz seine dichtung.

In das vierte lied hat er einige strophen, zu denen auch athetierte gehören, eingeschoben und vielleicht noch hie und da an dem älteren text geändert; dann hat er von 490*[1] an eine fortsetzung gedichtet, die bis 570 reicht.

Im fünften liede waren einige teile meist algemeinen inhalts als seine dichtung zu erkennen, namentlich in mehreren athetierten strophen; sie gibt der erzählung vom feste einen abschluss mit 634*, geht aber in dem folgenden abschnitt, mit jüngeren zusätzen versehen, noch weiter.

Den grösten teil des sechsten liedes, der die ausführliche erzählung von der einladung, der reise und den festlichkeiten in Worms enthält, wird er so gut wie selbständig verfast haben; auch in dem sagengemässen teile lässt sich in einzelnen strophen das eingreifen seiner dichtung wahrnehmen.

Im siebenten lied hat er den abschnitt über den verrat 820 bis 853 (854) gedichtet.

Dem achten lied hat er die von Lachmann athetierte darstellung des abschieds von Kriemhild vorgesezt, sicher von 861* an; in dem übrigen liede wurde 937. 938 als sein eigentum erkant.

Das zehnte lied hat in seinem ersten teile wenigstens an mehreren stellen eine bearbeitung erfahren.

In dem anfang des elften liedes scheint die ältere vorlage noch teilweise erhalten zu sein, doch schon 1103 beginnen zahlreiche spuren der mitleren dichtung, welche in den empfangsschilderungen 1114 bis 1133 vorherscht und auch weiterhin noch einigemale zu tage tritt, namentlich in der darstellung der nebenumstände beim abschied.

1) doch gehören von den zunächst folgenden strophen 494*, 495* vermutlich nicht hierher.

Die fortsetzung des elften liedes 1242 — 1271 ist mitlere dichtung.

Sie wird fortgeführt im zwölften liede bei 1276, nimt im folgenden vielleicht eine ältere kürzere darstellung in sich auf und wird dann bei der beschreibung der festlichkeiten wol ziemlich selbständig.

Eine starke bearbeitung weist das dreizehnte lied auf; sie erscheint schon bei der bestellung der botschaft in einzelnen strophen, liegt dann im zusammenhange vor bei der abreise der boten, der ausrichtung der botschaft (1369 — 1387), begegnet wider beim abschied der boten (1423 — 1434) und beherscht auch noch den schluss.

Im vierzehnten liede konten bei der erzählung vom abschied der Burgunden die aus einigen bemerkungen über das äusserliche detail, hauptsächlich aber aus ausführungen subjektiven inhalts bestehenden strophen (bis 1464) als mitlere dichtung bestimt werden, der älteren dichtung wurde die Rumoltepisode zugewiesen.

Das funfzehnte lied ist im ganzen mitlere dichtung, doch sind noch grössere teile der älteren dichtung ziemlich erhalten, besonders in dem abschnitt 1632 — 1640 und am schluss von 1661 an.

Im sechzehnten und siebzehnten liede hat der mitlere dichter die darstellung des empfanges disponiert und demgemäss ältere stücke eingeordnet in algemeine schilderungen[1] (1742 — 1755. 1757. 1762 bis 1764), zugleich aber auch durch zusätze speziellen inhalts (Dankwart 1674) erweitert. Die erzählung von dem festtage bis zum ende des buhurt ist, wie eine anzahl strophen beweist, ziemlich stark von ihm bearbeitet.

Das durch den mitleren dichter geschaffene einheitliche Nibelungenlied geriet in die hände der spielleute, die es nach ihrer sagenkunde, nach ihrem geschmack und der mode der zeit mit erweiterungen versahen. Ihre zusätze, die im algemeinen den „interpolationen“ entsprechen,[2] sind als die jüngere dichtung bezeichnet. Diese entwicklung ist nie zum abschluss gekommen, so lange das Nibelungenlied sein publikum fand. Ein erstes stadium in derselben wird bezeichnet durch die redaktion A, ein zweites durch die redaktion B, ein drittes durch die redaktion C.

Der jüngste der interpolatoren, mit denen wir es hier zu tun haben, ist natürlich der redaktor A. Der zeitraum von dem abschluss der mitleren dichtung bis zur redaktion A scheint ein verhältnismässig kurzer zu sein. Die mitlere dichtung ist bis auf die zusätze und bis

1) vgl. auch progr. s. 24 anm.
2) vgl. bd. XVII, s. 139 anm.

auf einige leichte stilistische und metrische änderungen wol ziemlich unberührt erhalten.

Die jüngere dichtung hat ihren eigenen, oft tief eingreifenden parallelismus, der entweder die mitlere dichtung nicht berührt, oder wo er sie berührt, doch ein eigenartiges gepräge zeigt.[1] Das vorhandensein dieses parallelismus überhaupt lässt auf eine nur kleine zahl von dichtern, das vorkommen desselben in entfernt von einander liegenden teilen auf eine redaktorische tätigkeit schliessen. Jedenfals ist der charakter der jüngeren dichtung ein im ganzen einheitlicher. Sie sucht einem gesteigerten luxus und formenwesen gerecht zu werden,[2] verfält dabei oft ins kleinliche und lässt zuweilen eine inferiore stellung des verfassers durchblicken.[3] Im gegensatz zu der mitleren dichtung ist ein konsequenter unterschied zwischen wesentlichem und unwesentlichem in der darstellung nicht beabsichtigt, nebensächliche vorgänge werden oft mit besonderer genauigkeit ausgeführt. Dadurch entsteht zwar vielfach eine grössere individualisierung als in der mitleren dichtung, aber sie ist äusserlich und ohne poetischen wert. Planlos gehäufte, meist ziemlich nichtssagende reflexionen und veralgemeinerungen bekunden das geringe geschick oder die flüchtigkeit des verfassers.

Die jüngere dichtung zieht sich, sei es in einzelnen strophen, sei es in kürzeren oder längeren abschnitten durch alle die bisher behandelten teile; einen überblick über dieselbe zu geben kann ich hier unterlassen, weil dieses bereits bd. XVII, s. 170. 171 so einfach wie möglich geschehen ist.

Über das verhältnis der ergebnisse dieser abhandlungen zur kritik Lachmanns sei schlieslich noch folgendes bemerkt. Die existenz von selbständigen, verschiedenen verfassern angehörigen liedern stelle ich nicht in abrede, nur behaupte ich, dass diese schon in früherer zeit, als Lachmann annimt, zu einem liede zusammengefügt wurden. der sogenanten mitleren dichtung. Bei dieser zusammenfügung wurden sie aber nicht einfach zusammengesezt, sondern durch eine zum teil sehr starke bearbeitung verbunden und erweitert, und nicht blos formell, sondern auch zuweilen in ihrem inhalt geändert.[4] Die möglichkeit, dass ein Lachmannsches lied einem älteren liede entspricht, gebe ich durchaus zu, bestreite aber, dass aus einem der zwanzig lieder

1) vgl. z. b. abh. IV, tab. I 171*. 727*. 1532* mit den analogen stellen.

2) s. z. b. über die kleiderausstattung bd. XVII, s. 135; ferner stellen wie 340*—359*. 734*. 1119*. 1374*—1376*.

3) s. z. b. über das schenken bd. XVI, s. 54. 56.

4) so besonders das erste lied, s. bd. XVII, s. 161.

durch athetesen jemals ein älteres widerhergestelt werden kann — auch für die noch nicht behandelten lezten lieder kann ich das nach analogie der andern nicht annehmen. Interpolationen der noch gesondert existierenden lieder kann ich also nur insoweit gelten lassen, als sie zusätze des mitleren dichters sind.[1] Die weitaus meisten „interpolationen“ muss ich für jüngere dichtung erklären, also für zusätze zu dem einheitlichen Nibelungenliede des mitleren dichters.

Bedenken könten erhoben werden gegen den gang der untersuchungen im algemeinen. Man könte es für das korrektere verfahren halten nicht in der mitte, sondern am ende zu beginnen und zuerst das eigentum des redaktor A abzugrenzen, dann zu den voraufgehenden jüngeren dichtern sich zu wenden und mit der feststellung der mitleren dichtung zu schliessen. Dass dieser weg nicht eingeschlagen ist, hat darin seinen grund, dass ein ausgangspunkt dafür zunächst fehlte, und dass überhaupt erst die untersuchungen selbst den standpunkt geschaffen haben, von welchem sich die grösse des umfanges und der bedeutung der beobachteten erscheinungen ermessen lässt. Die folgenden untersuchungen werden daher sich mit solchen gegenständen befassen, welche vorzugsweise zu dem inhalt der die kennzeichen der jüngeren dichtung tragenden abschnitte gehören, und können uns auf diese weise vielleicht auch zur bestimmung der jüngsten bestandteile führen.

MÜHLHAUSEN IN THÜR. EMIL KETTNER.

1) vgl. bd. XVII, s. 132 o.

ÜBER LUZERNER FASTNACHTSPIELE.

Nebst dem, was bei Mone und in dieser zeitschrift über Luzerner fastnachtspiele steht, ist etwa folgendes noch wissenswert:

I.

Die aufschrift auf dem buchdeckel lautet: *Marcolfus Ein Faßnacht spil zů Lucern gespillt Ao. 1546.* Auf dem ersten beschriebenen blatt steht, zwar durchgestrichen:

Lob er vnnd bryss ich gott sag
das vff hüttigen dem allten vassnacht tag
ich hütt on gspött Nyd hass vnd tratz
gsen an disem offnen platz
so uil eerlicher personen
allt vassnacht 1546.

Überhalb des ersten verses im text steht: *Liechtmes 1546 angfangen.* Am ende nochmals die jahrzahl 1546. Darauf das verzeichnis

des personals, zweifach, wenig abweichend, redigiert, an der spitze: *Auctor Zacharias bletz.* Ohne die beiden fragmente II und III umfasst der text 46 seiten, auf der seite im maximum 40 verse. Viele korrekturen. Auf seite 23 ist, mitten auf der blattseite beginnend, fragment II eingeschoben, nach blatt 23 fragment III eingeheftet. Im personalverzeichnis sind die personen der beiden fragmente mitten unter den personen des Marcolfus angeführt.

Marcolf und Policana treten auf, ersterer klagend:

du gsest wir sind an gůt vast arm
Ach hertzes lieb das gott erbarm.

Sie wollens zusammen bei Salomon probieren und versuchen es durchzusetzen:

das er vnns beden ein pfrůndt würt gen.

Sie gehen hin, dazu begleitung durch ein *Hoffrecht.* Salomon fragt sie um ihre herkunft, daran entspint sich der streit um die ahnenreihe, z. b. von der Policana:

Lupicana gebar lupicam ludiprut
Ludibruck bonstrut
poldruck polydruck lordan
Tartan Curiellam
polican policana.

Darauf der bekante wetstreit um die grössere weisheit, z. b.:

M.: *wo gens sind so sind bäch gwonlich*
wo wyber so sind märe sicherlich.
S.: *Zwöllff künck rych machendt ein keyserthům.*
M.: *Zwölff treck machendt ein fůder ist ein rům.*

Das gefolge des königs ist sehr ungehalten über Marcolfus, dieser entfernt sich.

Darauf Salomons jagd, einkehr bei Marcolfus. Die rätselreden in betreff des anderthalb mann und ein rosskopf usw. Die geschichte mit dem milchtopf *mitt eyer fladen zůgedeckt.* An lezterer partie ist viel korrigiert, zwar so, dass da und dort die einzelheiten nicht mehr recht zu einander passen. Jezt folgt das nächtliche gespräch über die zahl der gelenke des hasen und federn der elstern, die glaubwürdigkeit der frauen, und ob der tag oder die milch *schynbarer* sei usw. Hier ist fragment II eingeschoben durch ein längeres *Hoffrecht* vom vorhergehenden getrent.

Darauf die handlung im hause des Marcolfus, der seine schwester Fudasa für die folgende scene am hofe bearbeitet. Marcolfus begibt sich mit einem hasen und einer elster an den hof: es wickelt sich alles zu gunsten des Marcolfus ab. Darauf tritt Fudasa auf, sich legitimierend:

min brûder ich han wellen gsen
ob dir am läben sig etwas bschen
das du nit kumpst wider hein.

Darauf nachweis der unglaubwürdigkeit der frauen vermittelst der Fudasa, beweis, dass der tag *schynbarer* als die milch und endlich das experiment mit der katze. Während Marcolfus die lebendige katze und die lebendigen mäuse im ermel seines kleides zurecht macht, wird das mahl aufgetragen und die *gmachete katz mitt der kertzen* hingestelt. Man sizt zu tische, Marcolfus lässt eine maus laufen.

S.: gsitz katz heb der kertzen flyss
du hast fürsechung bessrer spyss
dan dast der müsen sölest gleben
wan frisch fleissch würt dir teglich geben.
M.: küng die katz würt nit achten din zornn
sunder annän das ir ist angebornn.

Marcolfus *last aber 1 mus louffen die katz buckt sich der küng treüwt ir sy halts* — Marcolfus *last zwo müss vnd die recht katz louffen so zuckt einer die gmacht katz dannen.*

Marcolfus wird fortgejagt, er komt wieder mit dem hasen. Salomons weises urteil in betreff der beiden mütter. Darauf die wetrede über die frauen, z. b.:

S.: sy sind erschaffen vs dem ripp vom man
zur begird vnd hilff jm vnder tan
Die frow heist weicher lufft Mulier
ein vffenthallt smans nach syner bgär
M.: der hat nit geret vss lärem züber
wes hertz vol syg louff der mund über

zuletzt:

Lob nun dfrowen wol an den enden
ôbt nider gast so würst sy schenden.

Nun spielt die scene auf der strasse.

Marcolfus wiegelt die frauen auf, da Salomon beschlossen, jeder mann müsse sieben frauen nehmen. *Sy kumend zum hof, fallend jnhar mit Eim gschrey:*

wüss künig wir wend dir dschwarten messen
du hetist an eim fulen ey bas gfressen.

Endlich klärt sich die sache, Marcolfus wird mit schimpf und schande fortgejagt, Salomon ruft ihm nach:

das ich fürhin dich nit gsech an
vnder dyn schnödes angesicht.

Da ist das blatt, mit dem fragment *Häntz vnd Cůni*, eingeheftet.

Marcolfus geht zornig nach hause:

woll an ich han den küng erzürnt
vnd hallt sich gegen mir so gehürntt
will mir nit me vnder ougen sähen
so můß jm aber würß beschehenn.

Nimpt die rüstung fatt an gan biß fürd grůben so redt er vmm sicht sich. —

Die jäger finden die spur im schnee, Salomon wird zur erklärung herbeigerufen, der streich enthült sich, grosse entrüstung gegen Marcolfus: *du bist niemandt nutz vff erden*
dorumb můst ein egersten nest werden.

Es komt die hänge-scene, wobei der rechte baum nicht gefunden werden kann. Zulezt giebt sich Salomon überwunden, Marcolfus bekomt die gewünschte pfründe:

jr Narren beschär üch gott
Ich han erlangt Ebendas ich allweg wott.

II.

Ein fragment, 10 seiten gross.

Der vater tritt auf:

Ach gott min herr nun bin ich allt
han kein freüd noch vffenthallt
von mynen kinden trost noch eer —
ach gott der erst ein füller wardt
der ander gar geneigt zum spil
dem dritten ist dann gar nüt zfil
jn der hürij ist er erstickt.

Die drei söhne kommen herein und zanken mit einander, wer der bessere und wer der schlechtere sei, z. b.:

Bůler zum *Füller*:

Schwyg du bist ein voller kropff
Lůg wie zittrist mit dem kopff
vnd trüffit dir dougen vnd die bein.

Der vater:

Ir Schelmen sönd all dry nüt
nutzent weder gott noch dlütt.

Darauf ein streit über den einstigen vorrang in der erbschaft. Da kein resultat, so beschliessen sie zum richter zu gehen. Jeder der drei söhne vermeint da:

ich syg der man
so allein söll die regierung han
vber vnsers vatters hab.

Der richter spricht zuerst sein bedauern über den unglückseligen vater aus, zeigt die verwerflichkeit der drei laster, denen die söhne ergeben:

dorumb so kan ich vnder den kinden
allen dryen nüt gůtts fünden.

Doch entscheidet er sich, dem *Füller* den vorrang zuzuerkennen, denn dieser

thůtt sim neben menschen minder schad.

Der spieler hat nicht viel dagegen, der buhler jedoch äussert seine unzufriedenheit darüber. —

Dazu finden sich noch auf einem kleinen papierstreifen einige verse, ein gespräch zwischen dem buhler und seiner geliebten:

G.: verlass mich nit min vffenthallt
min lyb ich (!) gar in dim gewallt.
B.: dich zferlan han ich nit můtt.

III.

Fragment *Häntz vnd Küni*, ein blatt gross. Die schrift gleich wie in (I) und (II).

Häntz zů Cůni
Schow schow das dich der nar stäch
wie bist so hüpsch vnnd fräch
an diser helgen vasnacht hütt
{bist schier hüpscher dan ander lütt}[1]
gfalst mir bas dan recht synnig lüt.

Cůni
{E..} Haintz das dich min arß küs bist do
wie bin ich dynen so recht froo
mir ist liebers nie bschen
dan das ich dich mag gsen.

Håntz
byss, botz treck ich gsen dich ouch gernn
{solt dyner ankunfft mich doch thůn beschwärnn}
din ankunfft thůt mich doch beschwärnn

1) was in klammern, ist im man. durchgestrichen.

wan wo zwen naren sind in eim hus
würt sellten vil gůts vs.

Cůni

Ee das dich der ia ritt
alls grossen fulen narren schüt
ich bin doch lang nie by dir gsyn
vnd {thůtt} ist dir min ankunfft ein pyn
wüss das ich dem künig sol
me dan du geualen wol
wan ich vil mer kurtzwijl kan
so byn ich ouch ein hüpscher man
dan du, sött dir platter zerspringen
můst mich nit von dem hoff zwingen.

Häntz

{hä du schnöder buren clotz
du gsest} O ho schow Cůntz buffi wo bist
Ich hab dësen sack so voller list
so ich {nit meer dan einen} in nimen recht zur dhand
{nim so brech ich dich zů schand}
magst du mir nit thůn wider stand.

Cůni

Min list sack ich ouch by mir han
{willt gernn so magst wol . . . .}
ich tarff dir in wol vmb den grind schlan
Schwyg ôb ich dir zwüschendt {die} doren gryff
das du můsist tantzen das ich dir pfyff.

Häntz

. . . y ia kom leck mich dohinden
vornen kanst mich nit finden
{. . . . . . .} mit dem ich dich übel fürchten sol
{. . .} schlach zů mir gfalts dir wol.

Cůni

Ach was wot ich an dir schlan
zweren dich nit törfftest vnderstan
ich {. . .} schlůg {ich gar alls} grad wie vff
ein allten karren.

Häntz

So lügst das dich alls fulen narren
jn dyn {kropff} kropff der ryt schütt
wüss ich fürcht dich gar nit

dorumb so lůg grad für dich
vnnd du würst nüt bochen mich.

Cůni

Haintz du thust nach dim sitt
magst vill bällen {vnd} bist aber nit
bist ein so zager gar fuler tropff
gschwygst nit ich gib dir bald eins zum kopff.

Haintz

Schow dorumb hest du souil huwen tödt
{vnd} jo zechen in ein lären hus gnödt.
Ich bin an orten vnd enden gsyn
do du nit torfftest schmöcken {hin} yn.

Cůni

Ja et wan jn eim schyss huss
war für hest dich du {arme} elende filtz lus
du magst vil růmen toben vnd wůten
{törff} dir gschwunde wandt einen gsechist blůten.

Häintz schlat

So werr dich du fuler hund
du must sterben diser stund.

Cůni wert sich

Ja mornn ist gůtt stärben
kum küss mir vor die ars kerben,

Sy schland einandren mit den sagspenen den zuckens schwert ouch so sy den platz vber sayet hand so erwüst Cůni heinzen vnd redt

Cůni

wilt nit frid han

Haintz

{nein ich} ey ia lass mich gan

Cůni

ich on (?) ne důn du můst frid gen

Haintz

so sig frid hin sind vnser spän
wan schlügendt wir bed ein andren ztodt
dnarren essendt nütt dester minder brot.

IV.

Der titel lautet: *Ein faßnachtspil.* Am ende heisst es, *man habe das Spiel erdacht:*

zu lob vnd Eer der vasnacht.

Der text umfast 16½ blatt, dann kommen noch zwei nachträge, wovon der erste, eine seite gross, eine andere redaktion des urteils über *vnküscheyt*, und der zweite, ein blatt betragend, die klagen der einzelnen narren enthält, wenn sie gefressen werden. Die seite umfasst im maximum 40 zeilen. Es ist sehr viel durchgestrichen, die korrekturen sind entweder unterhalb des durchgestrichenen, oder zwischen den zeilen angebracht. Halbe und ganze seiten sind überklebt und frisch beschrieben.

Im prolog bittet der *höralld* das publikum das spiel mit gunst und wolwollen aufzunehmen.

Der narrenfresser tritt auf und verlangt die unterstützung des narrenrichters, er sei nämlich von seinem herren gesendet, die narren auszutilgen. Der richter verspricht ihm seine mitwirkung, und ermahnt dabei den narrenfresser, mit listigkeit zu werke zu gehen, denn sonst könte es geschehen, dass er selber von ihnen gefressen würde. *Heintz nar* wird darauf zu den narren abgeschickt, die in der nähe auf einem schiffe sich aufhalten. Er erzählt ihnen alles, voller mitleid. Die narren beraten. *Übermůt* prahlt, er fürchte den narrenfresser nicht, *vnküschheit* stimt bei, er würde nicht einmal aus furcht vor dem teufel, geschweige denn vor dem narrenfresser von der *bůlschafft* lassen, *hochfart* will, man solle narrenfresser und richter erschlagen,

das er einer sölichen gsellschafft
darff ein sömlichs ze erbieten.

Beifall bei *Zwytracht, Güder* und *Gytnarr*, man solle aber mit list zu werke gehen

den richter vor im verklagen
sprechend habend wir todt verschult
so habs der richter gsen vnd gedullt.

Der Füller:

rattend was ir thůn wellen
was ir thůnd ist gůt somer botz schwitz
dann ich hab weder sinn noch witz.

Ähnlich *Nyd, Trågheyt* und *Kolbnar.* Auf die ermunterung des leztern geht man unter gemurmel zum richter, wo ihnen, trotz widerstreben, von den leuten des narrenfressers die kolben entrissen werden. Unterhandlung zwischen narrenfresser, richter und beisitzern mit dem

resultat, es müsse über die einzelnen narren nach aller formalität gerichtet werden. *Heinznar* bläst mit der trompete stille, das gericht beginnt.

Zuerst komt *Übermût* an die reihe. Es wird der fall mit der Lucretia angezogen, ein todeswürdiges verbrechen des übermutes. Stimmenmehrheit entscheidet für gefressen werden, was der narrenfresser sogleich effectuiert.

Process gegen *Hochfahrt:* der stolz des Lucifer, gegen *Gydt: yudas ischcarioth,* gegen *vnküschheit:* Paris und Helena, David und Bersabe, gegen *füllery:* Nero, gegen *vnghorsamkeyt:* Adam, gegen *Zwytracht:* das römische kaiserreich, gegen *Nyd* als hauptlaster. Der narrenfresser begleitet das fressen immer mit einem passenden spruch, z. b. bei *vnküschheyt*

phuch phuch wie stinkt däss fleisch so übel.

Damit will der narrenfresser abschied nehmen, zu grosser verwunderung des richters, ob er denn *Güder* und *Tragheytt* wolle freigehen lassen. Der narrenfresser antwortet, er habe genug, doch wolle er die zwei auch noch mitnehmen, in seinem hohlen zahn. Sie werden ihm noch überantwortet.

V.

Die aufschrift auf dem buchdeckel lautet: *Ein faßnacht spil zû Lucern gespillt Ao. 1567.* Auf der ersten seite steht noch einmal die jahrzahl 1567, auf der lezten dagegen 1565, dann folgt noch das verzeichnis der rollen und schauspieler, und zulezt findet sich die notiz: *gespillt vf die allt fasnacht jm 1565 jar.* Die schrift ist die des *Zacharias Blätz*, correkturen finden sich nur sehr wenige. Der text umfasst $18^1/_2$ blatt, auf der 5. seite wird „*Äbiken*“ (Ebikon, ein dorf, ca. 1 stunde von Luzern entfernt) erwähnt. Auf der seite 45—50 zeilen.

Die episode mit *gfatter hol der mûslj* wurde erst nach verfassung des ganzen stückes niedergeschrieben und dann nach blatt 16 eingeheftet. Sie ist in den zusammenhang nicht recht eingepasst, da nach derselben der text so weiter geht, als wäre sie gar nicht da.

Das spiel beginnt mit einem prolog:

Alls man mitt den drumetten uf den blatz kumptt so spricht der Nar:

Ein fastnacht spill handt mir er dacht
da mitt die fasnacht zû beschliesen.

Er berichtet kurz das argument des spieles.

So Er grech ist kömcnt zwo junckfrowen mit züberen am platz zemen, klaperdäsch vnd Rättsch dafelen. Sie unterhalten sich über ihre liebschaften. Der narr bringt *ein Stûli* und heisst sie nie-

dersitzen, da sie vom langen reden gewiss ermüdet. Darauf gehen sie weg.

Dazu *Drumeten.*

Jetz schrygtt der wurtz krämer und preist seine arzneien. Darauf treffen zwei *Jungfrouen* (mägde) *Kattryn* und *Kätterly* zusammen, von denen leztere der ersteren klagt, sie habe *ein gros Lyden im Buch.* Auf *Kattryns* rat gehen sie zusammen zum *Dokter.* Dieser *nimptt ir das waser ab dütts in sin gutteren* (flasche) *vmd beschowetts.* Das resultat ist, *Kätterli* habe das *40 wüchig wee,* sie müsse sich an *den wurtzkrämer* wenden. *Kätterli* und *Kattryn* gehen hin. Nach längerer unterredung über dieses weh, wie es von einem grossen wurm herrühre, der schreien könne, erklärt der krämer, er habe keine arznei dafür. Betrübt geht *Kätterli* fort.

Darauf klagt auch *Kattryn,* sie leide an der schlafsucht, deren manifestationen sie eingehend schildert. Der krämer *sücht ein Recept har für,* dazu trompetenschall, und erklärt es ihr: *brügelsupen fustbiren kolben gmüs* usw. *Kattryn* findet diese arznei zu schwer und geht, dazu trompeten, der krämer schreit seine waren wider aus.

Jezt komt *hans Batz* zum krämer und klagt, wie seine mutter einer krankheit unterworfen sei,

da von sys bett vnd lillachen verhönt.

Er bekomt um 6 batzen eine arznei, wozu ihm noch die anweisung gegeben wird, er solle einen scharfen *Hegendorn* damit benetzen und dann der mutter den sitz der krankheit damit tüchtig streichen, das werde sicher helfen.

Der krämer preist wider seine waren, dazu trompeten.

Der alte mann tritt auf und klagt *syn nott am platz:*

Ein schön jung wyb ich gnomen hab
die von mir kein fröüdt nit haben mag
des halb sy mir gar fyent worden ist.

Er beschliesst, zu seinem nachbar zu gehen, ihm seine not zu klagen. Währenddem *stadt die jung frow vf vnd redt zů jr gfatter angnes* von ihrem alten mann:

das ist mir gar ein groses lyden
Er kan vmd mag gar nütt mit wyben.

Angnes rät ihr, sich an den neuangekommenen wunderdoktor zu wenden, wofür die junge frau dankt und dann wider heim geht. Darauf findet die unterredung zwischen dem alten mann und dem nachbar statt. Dieser rät ebenfals zum wunderdoktor. Gegen erlegung von zwölf kronen verspricht dieser ein recept, das soll:

üch so hurttig wider machen
alls ein zwentzierigen pachenn.

Getröstet geht der mann nach hause. Unter begleitung von *Seitten spyll*, um die sprechpause auszufüllen, schreibt der doktor das recept, der wurzkrämer, der auch seinen teil verdienen soll, bereitet es, worauf die arznei dem alten gebracht wird.

Jezt tritt der junge mann auf:

O we vnnd we wie lyd ich nott
warumb kumpst du nit grimmer todt.

Der junge mann hat ein altes weib genommen, ein hässliches tier:

Sy mufflett wie ein allte geis
also hatt sy ein wůstes mull
vnnd geyfferet wie ein allter gull.

Rateinholen bei einem jungen gesellen usw., wie oben. Auftreten des alten weibes, das soeben geschildert, ratholen bei *gfatter adelheytt* usw. Darauf geht der junge mann zum gewürzkrämer, der verspricht:

ein gutten confect ich findt
den sol sy strychen in die zan luckenn
So werdent die zen har für her rucken.

Für zwanzig kronen bekomt der junge mann diese arznei, die solche und ähnliche wirkungen haben soll.

Da ist nun die episode mit *gfatter hol der můslj* eingeheftet, darauf geht das stück wider folgendermassen weiter und zu ende: nachdem der junge mann fortgegangen, nimt der wurzkrämer seinen seckel in die hand, spricht mit sich, er habe nun hier genug glückliche kuren gemacht, er wolle nun weiter ziehen. Unter seitenspiel packt er ein. Der narr tritt auf und schliesst das spiel mit einer nutzanwendung.

Die episode mit *gfatter hol der můslj*. *hol der můslj* tritt auf mit den worten:

gott grüs üch lieber kremer minn
wie hannd ir so hüpsche gütterlin.

Sie nimt ein solches in die hand, es entschlüpft ihr, fält zu boden, und zerbricht. Der krämer jagt sie fort, nachdem er ihr einen tüchtigen fusstritt appliciert hat. Sie flucht im fortgehen:

du bist ein gschyckter arzett gschwindt
gradt wie dreck bratt fogel sindt.

LUZERN. BRANDSTETTER.

BEITRÄGE AUS DEM NIEDERDEUTSCHEN.

Zur geschichte der conjunction man oder men.

Über das skandinavische *men* (aber, allein) sagt Grimm gr. III, 280: „ich weiss nicht, wie sich das anlautende *m* festgesezt hat, ältere denkmäler gewähren noch *än, en;* aber dieses *man, men* findet sich merkwürdiger weise auch in der plattd. mundart.“

Man, men, auch *mant* (Hoffm. findl. 15), eine mehr ostfälische conjunction tritt seit dem 14. jh. häufig in mnd. schriftstücken auf. Sie bedeutet als, nur, aber und sondern. Offenbar ist als die grundbedeutung. Aus *nicht men* (nichts als) entstand mit wegfall der negation ein *men* = nur. Statt *ne men,* wie es lauten solte, finden wir ein *men* = aber, sondern; abgesehen davon, dass nur und aber sich vertreten können.

In manchen schriftstücken, z. b. in den Vier B. d. Könige (Merzd.), in Ludolfs Reiseb., im Reineke Vos und in den Bremer Geschichtsqu. (Lappenb.) findet sich das wort in allen drei bedeutungen; anderwärts, z. b. in der nd. übersetzung von Luthers hauspostille, komt *men* zwar überaus häufig vor, aber bloss in der bedeutung nur. In mittelwestfälischen urkunden und büchern ist *men* selten; es komt z. b. einige mal vor in Mlhr. 1. In den Münst. Geschichtsqu. 2 (Gresbecks Bericht und Chronik des Schwesterhauses) gilt *mer,* ebenso hat der Soester Dan. nur *mer* für aber und überhaupt keine conjunction *men.* In den lezten jh. hat sich das geändert. Südwestf. briefe des 16. jh. bringen schon *men*, und dieses in den formen *men, ment, ments* (nur, aber) hat sich über einen grossen teil Westfalens verbreitet. Wo es nicht eingedrungen ist, wie im westen von Südwestfalen, leistete ihm das aus früher zeit hergebrachte *mer* widerstand. Ein ehedem sehr selten vorkommendes *aver (äver)* verdankt dem einflusse des hochdeutschen seine verbreitung.

Es scheint nun zweckmässig, sowol um annähernd die verbreitung des mnd. *men* in schriftstücken zu zeigen, als auch, um die beantwortung der frage nach seiner herkunft vorzubereiten, dass wir beispiele beibringen.

a. *men* = als. Selten in bejahenden sätzen. Kranhals 269 fgg. (Staph. 2[1]): *wat mach groter froude sin, men wo eyn man vnde frowelin dorch leue by einander ligget.* Sehr häufig nach einer verneinung. Vier B. d. Kön. 29: *leten nichtes nicht na men wat snode was vnd quat was;* ib. 86: *de arme hadde nichtes nicht mit alle men en schap;* — Brem. GQu. 75: *so ne kunde hie anders nicht seggen, men*

van weme sie dat hedden; ib. 77: *hefft anders nicht to richtende men wat die rad — gesatet hefft;* — Ludolf c. 10: *anders nen werk men dat se den wyngarden reine makeden;* — RV. 1226: *wuste nicht anders men den dot;* ib. 2755: *dat sulve anders nicht en was men dat he nicht de mede to plas mochte bringen;* Pf. Germ. 9, 258 [8]: *hee en wuste anders nicht men dat it de lude mede horeden;* ib. 282 [30. 31]: *se en menden anders nicht men dat, dat se dat hus wolden umwerpen;* — Schichtb. 104: *dat sülvte korvhus dat stod nicht lenger men alse* (wie) *or regemente sik begunde to enden;* — Pf. Germ. 9, 284 [19]: *nemet horede overst de stempne men he allene.* Besonders oft findet sich *nicht men* (nichts als), auch wol *ne-men* und *nicht mer men* = nur. Vier B. d. K. 99: *nicht men enen man;* ib. 14: *men* (sondern) *se spreken nicht mit alle men* (lediglich nur): *wi willen hebben enen koning;* ib. 18: *ghi en seden nicht mit alle men* (durchaus nur): *stedighe enen konyng bouen vns;* — Herv. RB. 25: *des ne mach de richter nicht richten men to echter eder to rechter dyngstad;* — Ludolf 25: *nicht men reine water;* ib. 26: *nicht men de knaken;* — Liliencr. 1, 47, 127: *went se nicht men vrede sochet;* — Schichtb. 34: *nicht men twei scholen;* ib. 182: *nicht men drier nigen pennige gewerd;* ib. 205: *nicht men unnütte snode bose worde;* — Laiendoctr. 200: *ok nicht men mit kuochen kleideren;* — Brem. Qu. 80: *hie ne wiste van der stad van Bremen men al gud.* (Man vgl. hier vom j. 1362 aus no. 1 des Iserl. Arch.: *vnd en sal noch en wel an sey nicht keren dan al gût.* Es ist urfehde-formel). — Weist. 3, 217: *de schal nicht meer vorlesen men dat gheld dat* usw.; — Pf. Germ. 10, 388: *nicht mer men dusent frolicke iar;* — Bughg. vorr. z. ep. Jac.: *desse Jacob deyth nicht mer men dat he dryfft tho dem gesette vnde synen werken.*

Mit weglassung des *nicht, ne, nicht mer* entstand *men* = nur, wie engl. *but* aus *ne butan.*

b. *man, men* = nur. Vier B. d. K. 160: *dat schuth man na mynen worden;* — Liliencr. 3, 396, 157: *wi hebben dat ene man vorhanden;* — Vier B. d. K. 40: *worumme bidde ik di men, dattu di warest;* ib. 26: *men dat ik en dene smeckede van dem honnyghe;* ib. 93: *men he schor se men ens aff in dem iare;* Ludolf hat *men* neben *nicht wen.* c. 15: *do vlon se men dorch den jok;* c. 16: *dar wonet men pure cristine lude;* c. 24: *blift he dar ok men einen dach, he gift nicht min;* — Brem. Qu. 84: *dat makede men twidracht;* — Schichtb. 227: *de doch van der sake gar unschuldig was unde men alse ein densteknecht;* — Husp. 19 p. Trin.: *im sacrament sy men brodt vnde wyn;* ib.: *js doch de dôpe men water;* ib.: *dat du nergende hen lopen schalt den men allene to der christliken kercken;* — Staph. 1[2], 674:

he brachte dem konnynghe **men** *eynen vnde behelt den andern:* ib. 1[2]. 8: *so scholn wy eme* **men** *geuen achte marck pennynghe.*

Nicht selten passt neben **nur** auch **aber** oder **sondern** zur übersetzung. Lud. c. 24: *nein koning van Jherusalem schal guldene cronen dragen,* **men** *ene dornecronen;* — Schichtb. 211: *de slogen ok welke,* **men** *nicht orer vele.*

c. *man, men* = **aber, sondern.** Staph. 1[1], 835 (v. j. 1438): **man** *darvan schall und will ick se gantzliken schadelos halden:* — MChr. 1, 137: **man** *se worden van eme verlaten;* — Weist. 3, 212: **man** *se schollet deme* (l. *den*) *vogetheren enen dach — hebben vnde fründlich plegen:* — Brem. Qu. 75: **men** *ick wil di dat bewisen:* 78: *nicht allene vriher is,* **men** *der stad van Br. boret ock bouen Lubeke to wesende;* 79: *Colne wil ick to steden,* **men** *anders nene stad bouen Lubcke.* — In den Vier B. d. K. ist *men* = aber, sondern, sehr häufig, *men* = als (nur) verhältnismässig selten. *Men* = aber komt oft bei Lud. vor, z. b. c. 10: *men nu is se sere vorgan;* **men** *se sint nicht hoch;* 15: **men** *dach unde nacht legen se in den tavernen:* — Wig. Arch. 2, 348 (Münst. 1441): **men** *weert dat die borgere of ingesetene to Boecholte vnder sich keuen:* — Pf. Germ. 9, 283[9]: **men** *des werdes moder mochte Reineke nicht liden;* 284[10]: *nicht van guder ander* (?andacht), **men** *dat he sin spil unde dorheit mede driven wolde:* — Schichtb. 68: **men** *id scholde hyrmede dod syn;* — Crux fid. v. 2: *achte nicht der werlde rikegud,* **men** *sachte dinen dalen moet:* — Staph. 1[2], 676: **men** *sunte Loye vorlozede ene van eren henden.* Bei Kantzow steht *men* für nur und aber. In der Lüb. Chronik verwendet der lesemeister Detmar nur *mer* (aber): er schrieb also bis zum jahre 1387. Mit dem genanten jahre (s. 342) tritt eine zeitlang nur *men* auf. Der übersetzer von Luthers Hauspostille hat niemals *men* = **aber**, häufig *men* = **nur.**

Da neben *men* in einigen schriften auch *mer* (z. b. Vier B. d. K. 217) erscheint und wol sonst ein auslautendes *r* mit *n* vertauscht wird (z. b. *biker* neben *biken*, bienenkorb), so könte man meinen, *men* sei aus *mer* entstanden. Hin und wider mag so etwas vorgekommen sein; im algemeinen muss dies schon deshalb verworfen werden, weil dem *mer* nie die bedeutung **als** zustand.

Ferner könte man auch glauben, nd. *men* sei aus Skandinavien eingeführt. Dagegen spricht aber 1. nd. *men* zeigt eine begrifsentwickelung, die erst in zweiter stufe neben **nur** auch die bedeutung **aber, sondern** bringt. Ein umgekehrter gang von **aber** zu **als**, wie ihn die entlehnung fordern würde, ist durchaus nicht wahrschein-

lich. 2. Unser *man, men* war sicher im 14. jh. vorhanden und in Niesachsen verbreitet; es wird sich also wol in einer zeit gebildet haben, wo die Skandinaven ihr *än, en* noch nicht mit *men* vertauscht hatten. 3. Der stambaum unseres *man, men* scheint sich auf deutschem boden finden zu lassen.

Wer sich durch prüfung der lautverhältnisse des schwedischen überzeugt hat, dass diese sprache eine hübsche anzahl von wörtern den hansischen kaufleuten verdankt, wird vielleicht geneigt sein, nun umgedreht eine einfache aufnahme unseres *men* ins skandinavische anzunehmen. Dem jedoch scheint die auf den begriff aber, allein beschränkte bedeutung zu widersprechen. Das wahrscheinliche ist: unser *men,* welches die Skandinaven so häufig aus dem munde der Hanseaten hörten, hat ihnen den anstoss gegeben, ihr *än, en* in das leichter zu sprechende und kräftigere *men* zu verwandeln.

Solte nun nd. *man, men* ein in dieser form längst vor dem 14 jh. vorhandenes wort sein, so dass ihm nur zufällig ältere zeugnisse mangelten? Ohne zweifel, nein. Die lautliche nähe und der begrifsparallelismus, in welchen es mit einer anderen conjunction steht, sind so auffallend, dass ein ableitungsverhältnis vorliegen muss. Kurz, *man, men* müssen an die stelle von *wan, wen* getreten sein.

Was zunächst die lautliche nähe betrift, so darf an den tausch von *w* und *m* in *wacholder : macholder; wicke* (lunte) *: micke,*[1] woraus fr. *mèche,* und umgedreht an *mispel : wispelte* erinnert werden. Es lässt sich auch überhaupt bemerken, dass anlautendes *w* gern aufgegeben und mit einem härteren consonanten vertauscht wurde. Es sei an die übergänge in *b* (*bat, bu, bai, bänn* usw.) und *f* (hd. flanke, flitter, flocke, flüstern enthalten *wlanke, wlitter, wlocke, wlustern*)[2] erinnert. Dazu komt endlich, dass, wie oben für das skandinavische *men* ein hebammendienst vermutet wurde, auch für nd. *men* ein äusserer anstoss statgefunden haben kann, der zum umtausche des vorhandenen *wan, wen* gegen *man, men* führte. Ehe weiteres darüber gasagt wird, mag das parallele *wan, wen* in beispielen auftreten.

Wan, wen, wofür misbräuchlich auch *wenne, wente* vorkomt, zeigen wie *man, men* und die ebenfals misbräuchlichen *mant, ment, ments* dieselbe folge der begriffe als, nur, aber und sondern. Wenn

1) Seib. Qu. 2, 338.

2) Man vgl. die südwestf.: *verhaftig, vippken, vipprig, vispeln, vispeltůten, vläts, vlaum, vlitse, vlôt, vrail, vrampel, sik vrangen, vrasen, vrassen, vrenschen, vridde, vrien, vriggeln, vringen, vrissen, vrist, vriwen, vruntsel.*

sich dabei ein einfaches *wen* = nur selten[1] nachweisen lässt, so findet dies darin befriedigende erklärung, dass die weglassung der negation erst statfand, als *wen* in *men* übergegangen war, während *ne wen* = aber, sondern sein *ne* früh verloren hatte. Mit der negation dagegen ist *wen* = nur häufig genug.

a. *Wan, wen, wenne* = als. Lud. c. 9: *darumme sint in Cipro van natur unkuscher lude mer wan in andern steden;* 14: *nicht vorder wan me mit einem stene werpen kan;* 6: *is eddeler wan andere werder;* — Seib. Urk. 853: *mer wan drey pennynge;* ib. 870: *vortmer sal men nymant vredelos legghen van* (für *wan*) *den hantdedigen;* — Pf. Germ. 9, 266, 31: *de spise was ene lustiger, wan de allerleflikeste spise;* ib. 9, 269, 37: *anders wan se was;* ib. 9, 278, 25: *mer wan;* — Sündenf. 1118: *nicht mer wan;* — Schichtb. 195: *nicht ere wan up ostern;* 198: *arger unde snoder wan de erste;* — Theoph. 1, 214: *ik wolden beden groter ere wan ik gode je gedede.* Vier B. d. K. 14: *better wen he* (so öfter); ib. 89: *dat he se mer hatede na der tid wen dat se lef hadde;* — Sündenf. 685: *unde nemende mer wen dy en gondest;* — Brem. Qu. 75: *lang wen hundert iar;* 76: *vryger wen die van Lubeke;* 79: *Bremen is wol de helfte elder wen Lubeke;* Wigg. Scherfl. 2, 63: *wente he vrit mer wen wi beide;* ib. 2, 58: *wente it kruser was wen sin har;* — Sündenf. 698: *mer wen hundert dusent marck;* — Schichtb. 58: *bet wen se.* Vier B. d. K. 40: *wisliker wenne alle de knechte Sauls;* — Sündenf. 1081: *mer wenne;* 1317: *groter wenne;* — Theoph. 2, 706 f.: *du herest hyr gelegen unreine mer wenne dre dage.* — Schichtb 25: *gewroken mere wente to vele;* ib. *der were rede leider mer wente to vele geschein.* Häufig ist *nicht wan* oder *wen, nicht mer wen* = nur. Marienkl. v. 344: *nicht wan pin;* — Sündenf. 1118: *nicht mer wan;* — Wigg. 2, 24: *wultu milde to gevende sin, so vorgif nicht wen dat din;* ib. 2, 72: *de en is hir nicht wen de schin;* — Spil v. der upst. 1527: *nu bringik nicht wen ene di;* — Pf. Germ. 10, 388: *nicht wen;* — ib. 393: *nycht mer wen;* — Lud. c. 5: *heft nicht mer wen enen berch.*

b. *wen* = nur s. unten anm. [1].

c. *wan, wen, wenne, wente* = aber, sondern. Seib. Urk. 954: *wes dey kopman nycht en verkopet unde weder to huswert dryvet en darff hey nycht vertollen, wan wolde hey dat eynen ander wech yn eyn ander land dryven, anders dan to huswert, dat solde hey vertollen;* — Ludolf c. 8: *wen nu is it wol besettet.* (Koseg. änderte unbe-

1) Weist. 3, 268 (a° 1458): *nachdeme dat vorstingh des jares wenne drige geheget worde vnd nicht allewege to dreen verteyn nachten.*

fugt in men..); Wigg. 2, 57: *wen do id was so ungeroeh;* — ib. 2, 14: *nemende help dat is gut, wenne strafe orer beider mut;* 2, 17: *wenne grip on mit beiden händen an;* 2, 18: *wenne plege orer mit vrolicheit;* — im Laiendoctr. 23 ist zu lesen: *caritas noch ut noch in soket nergen ere gewin, wente* (aber) *se en kan nicht gedon, er ne werde lon* (ohne dass ihr lohn werde); — Vier B. d. K. 4: *und dat kint Samuel wurt sere vrouwed vor dem heren, wente* (aber) *Heli was sere olt* usw.

Sogar in verirrungen zeigt sich der parallelismus der conjunctionen *wen* und *men*. Früh wurden *wen* und *wente* vermengt. So steht Lud. c. 8 auch *wen* für *wente* (denn): *wen her Phoca van Philareth, de hovemester wesen hadde, de was van twidracht der brodere aveset.* Ebenso findet sich *men* für *wente* bei Lud. c. 9: *men* (Koseg. sezt dafür *wente*) *de koniginne van Greken wolde den tempel hemsoken.* Aus dieser vermengung rührt *mant (want, wante) = man, men*, und im Köln. Süderlande *ment (went, wente) = men.* Heutiges *ments* ist ein durch adverb. *s* verstärktes *ment.*

Das nebeneinander von *wen* und *men* in demselben schriftstücke deutet darauf hin, dass der übergang nur vor und nach statfand. Im 14. jh. ist diese übergangszeit erkenbar, da die nd. übersetzung von Ludolfs reisebeschr. der zweiten hälfte dieses jh. angehören wird. Man vgl. Lud. c. 15: *„mer wen hundert dusent“* mit c. 10: *anders nen werk men dat.* Ebenso haben die Brem. Qu. *wen* und *men* für als.

Zur umwandlung des *wen* in *men* könte ein auf anderem wege gebildetes *men* den anstoss gegeben haben. Aus *meuen* (für nicht oder *ne mê wen*), worin *me* den ton verloren hatte und *w* wol sehr weich, wie engl. *w*, gesprochen wurde, konte leicht ein *men* entstehen. Dieses *meuen* bedeutet sondern, nur, und findet sich im Herr. RB. (Wig. Arch. 2, 25): *de koningh scal ok richten vmme eghen nicht na des mannes rechte, meuen des landes dar it inne licht.* Fanden sich erst einige so entstandene *men* in gebrauch, so konte das veranlassen mit den *wen* weiter aufzuräumen.

Wie ein *nicht-* oder *ne-mê-wen (meuen)* die bedeutung sondern hatte, so hatte sie viel früher schon *neuen.* In einer von prof. Crecelius aufgefundenen altniederd. glosse steht: *niet ekir — neuen ok* für *non solum — sed etiam. Nowan* in den Pss. wird nichts anders sein als dieses *neuen.* In alts. zeit muss nicht bloss *than* (mittelwestf. *dan*), sonden auch *hwan* unserm als nach comparativen entsprochen haben. In Westfalen überwog das erstere; daher so im Helj., daher in Westf. *dan, den.* In Ostfalen wird *hwan* häufiger gewesen sein. Aber ganz

fehlt *hwan* auch im Helj. nicht. Wahrscheinlich steckt es in *êrhwanna*, dessen *hwanna* aus *hwan nu* zusammengeflossen scheint, so dass dieser ausdruck eher als jezt bedeutet. Dann aber steckt dieses *hwan* auch in *newan (nonnisi)*. Der wegfall eines anlautenden *h* komt auch sonst in den Heliandhdschr. vor, vgl. Schm. gl. z. Helj. s. 185, am leichtesten in der mitte eines compositi. Dieses *wan* ist also kein *wan (deficiens)*, wie Köne meinte, sondern ein etymol. dem lat. *quam* entsprechendes. Der stambaum unseres plattd. *man*, *men* wäre somit auf ein vorgot. *kwam* oder *kwan* zurückgeführt.

ISERLOHN. FR. WOESTE.

DIE HANDSCHRIFTEN VON HARTMANNS IWEIN.

NACHTRAG ZU ZS. F. D. PHIL. 17, 385 f.

4. D. Florenz, biblioteca nazionale, VII. M. An. varia carm^a. German. Manoscritti VII. 9. 33. Anfang des 14. jhs. 4. Der Iwein s. 283—384, zweispaltig, die spalte zu 35—40 versen, ist mit anderen stücken gleichen formats, aber von anderen schreibern, vor langer zeit zusammengebunden.
5. E. Fürstlich Starhembergische bibliothek, Eferding, I. 202. 14. jh. fol. Der Iwein auf den ersten 35 blättern.

Diese angaben kann ich nunmehr auf grund eigener kentnis ergänzend dem verzeichnis oben 17, 385 f. zufügen. Zugleich verweise ich wegen B K M p noch auf zs. f. d. a. 29, 360 f.

Um jedem misverständnis vorzubeugen, möge hier bemerkt sein, dass in dem verzeichnis s. 387 die Ambraser hs. (17. d) und die Giessener ersatzstücke (18. e) die ihnen von Lachmann wegen der späten zeit gegebenen minuskeln und damit die stellung unter den papierhss. behalten haben, obgleich die erstere eine pergamenths. ist und auch die zweite zum grösseren teile aus pergament besteht. Für die textkritik hat die unterscheidung überhaupt keinen wert.

BERLIN. EMIL HENRICI.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

LEXIKOGRAPHISCHES.

Nachstehende beiträge bieten meist neues, belegen schon bekantes. Die sprache der Mosel ist am stärksten vertreten. Zu grunde liegt das von dem mitte 17. jahrhundert in Trarbach wirkenden lat. schulrektor Joh. Hofmann, eines Wetterauers, herausgegebene buch, bezeichnet durch **TR**:

Trorbachische | Ehren-Sa͗ul | oder | Geschichtliche | Beschreibung | Förderst der Fürstl. Sponheym | ischen Ober-Amts-Statt | Trorbach an der Mosel | Theils auch anderer Ohrt in der | selben Gegend, sonderlich des dahin | verbürgerten Hauptfleckens | Traben | Durch Johann Hofmann. | In Verlegung des Autoris | Gedruckt zu Stuttgart | Bey Johann Weyrich Rößlin | Im Jahr Christi 1669. kl. 8. 820 ss. ohne register und einleitung.

Nächst dem kommen die proben aus dem lexikographisch nicht verwerteten „Brobirbuchlein", dessen titel ist:

Brobir buch | leyn czu Gottes | lob vnnd der werlth nucz g | eordent. Magdeburg MDXXIIII. Am schlusse: Gedruckt jn der Kayserlichen Stat Magdeburg durch Hanſs Knappe den Jungeren Mit zuthat Hanſsen Dornſs Im MDXXIIII. kl. 8. 71 bl.; bez. durch PB.

Ausserdem sind einige unausgebeutete werke wie Sedulius, J. Riemers Stockfisch (nur von Hildebrand im DWB. citiert), Armbrusters Gedichte, ein Kutscherbuch usw. verwertet, deren titel im verlaufe genant worden sind. Vorausschicken muss ich einiges Bairische.

Frommann teilte mir zu zeitschr. 17, 2, 228 ff. folgende nachweise mit unter **Afel:** ungenad = ungenant, d. wurm (krankheit); s. Schm. I², 1747 (kaum möglich! B). **Ausmerkchikaytt** = ausſatz; s. Schm. I², 1652: auſsmerkig. **Ausplodern:** schlingitz = schlunk, schlund; vgl. schlunkezen. Schm. II², 529. **Baselman** v. ital. baccio la mano, (ich) küſs' die hand. Vgl. Helbl. XV, 259. **Duchet,** deckbett; s. Schm. I², 490. **wehen,** schmerzen. Schm. II², 824. **Beiselwagen** = Zeiselwagen. Schm. II, 1156. Höfer III, 319. Schöpf 827. Der verweis auf Beisl = Kneipe passt nicht. **Nervling;** s. Schm. I², 141: Orfen.

Ab- und **Aufklaftern** von den Moselwinzern „indem man dieselbige sehe die steilen Berge auf- und abklaftern als obs Geisse wären." TR. 471

Abschabich: Goldt zusamen zubringen das geschabt wirth von alten Tafeln ader bilden, nym dasselbich Abschabich. PB. 53ᵃ.

Altheit f. die Alt- und Seltenheiten, sie seyen nun durch Kunst verfertigt oder durch die gute Natur. TR. 39. die altheit des stammes betreffend 120. Zum verständnis vieler jetzo verborgenen altheiten 648.

Austreten trans. aufsuchen: da ich von etlichen Beamten der benachbarten Ohrten Abschied zu nehmen auſsgetreten und ihre sonderbare Ehr-bezeugung erfahren. TB. 30.

Balge f. Darnach wasch das goldt yn einem lochereten kessel, yn eynem krug mit warmem waſser vnd schüdt eſs dan auf eyn eyſsen scherben vnd wasch eſs aber jn eym andere balgen. PB. 63ᵃ.

Bärbling in der Moselwinzersprache: in den weinbergen aber pflegen sie um diese zeit ihre Bärbling (bärt- oder schnittling) einzugraben. TR. 476.

Bug m. Dass desselbigen (Moselfluss) Umlauf seiner weitschweiffigen Ufer und schlancken Büge halber — sich bei 100 Meilen solches Masses erstrecket. TR. 63.

Bügig in **rundbügig** adj. Gleich wie aber nach der Mosel schlanck gebognem Lauff der Berg sich auch rund-bügig aufszeichnet. 299.

Dahe f. Digel, dorjnn du Ertzt ansieden ader Wafs zusam schmeltzen vnd daraufs giefsen wilth, soltu machen vonn bloben oder grawen Dahen oder Obergische Erde jm Stifft zu Hildefsheim usw. PB. 33[b].

Dahlen swv. Aus dem Weiberreiche — feige Memmen Dahlen mit den Kronen, Land und Szeptern Wie mit Aff und Papageyn. — Armbruster Ged. I, 12 DW. II, 696.

Demantfest adj. Dieses bleibt einmahl gewifs und demantfest usw. TR. 274.

Dest f. flach vnd weit besser zu Desten seyn PB. 34[b]; setz efs auf ein andern Dest, doch so dreyb ersten kupfer ab vff dem Dest, damit er nit raubt 35[a]. 38[a]. Darnach setz das silber auf ein Dest oder capelen 50[a]. 65[a]. 69[a].

Drögen, trocknen: darnach nym des gedrögten Pulnvers ein Loth PB. 32[a] u. oft. Adj. drög: Lafs yn wol drög werden; — so er dröger und dörrer ist 34[b] usw.

Dünnung f. 1. So nym ein wenig Rosen Wassers vnd streich jm dz mit einem schwam oder reinen tüchlin in die Dünnung zwischen Augen vnd oren vm scharpffen Wein usw. S. Püre. Ein gleichzeitiges zweites remedium hat Dünning. DWB. II, 1532. — 2. In der sprache der rossepfleger: Häckerling und Haber mit Wasser angefeuchtet, thut den Pferden, welche in den Dünnungen Schaden haben, sehr nützliche Dienste. Der vollk. Kutscher 1778 s. 136. Haben sie aber an den Dünnungen oder in den Weichen des Leibes Schaden — also hier andre bedeutung als 1. s. 146.

Dunse: Der Ruhm von Dunsen in Sophisten Sälen
Ihm gleich gestellt zu werden, rührt mich nicht!
Armbruster Ged. I, 20 (1785). Pastor Duns (e. Epigramm) s. 143.

Einkauftrenten: Die Gravschaft Spanheym mag mit beyderseits Regenten
Annehmen dieses Buch an statt der Einkauftrenten.
TR. Widmung.

Einrüsten swv. Dafs mir auf etliche Tage bifs ich mich mit den Meinigen anderwerts einrüsten möchte — aller Auffenthalt verschafft wurde. TR. 18. Dafs ich in kurzer Zeit — zu leben gehabt, als mancher Einwohner der sich allbereits geraume Frist eingerüstet hatte. 20.

Einschaffung f. herbeischaffung: und morgens abermahl nicht ungeehrt mit neuer Einschaffung Speifs und Trancks von sich hinwegziehen lassen. — Bey meiner Dahinkunft nicht allein die Anstalt gemacht, dafs bey Abladung und Einschaffung meiner wenigen mitgebrachten Sachen mir alle Hülffshand geboten worden. TR. 17 ff.

Etten: setz zum ersten eyn wenig in den Digel vnd lafs yn wol etten vnd wen er nun woll geettent ist, alfso dan lafs jm starck zu plafsen. PB. 64[a]. Dornach wen der Digel nun geettent ist, so plafs zu u. lafs das Goldt angehen. 59[a].

Fackelfarb: der Rüfslingwein siehet für sich selbst, nachdem er verjohren, schön, hell und fackelfarb aus. TR. 421.

Fechten, trans. In Johann Christoph Zenkers, k. preuss. dechants und stadtpfarrers zu Gunzenhausen, „Zerstreuten Gedichten", Weissenburg 1802, i. Lief. steht ein Totengedicht von 1792, darin heisst es s. 48:

Nun ist er Bürger in dem bessern Land
Zum Ueberwinder eingeweiht,
Und lächelt, wenn vielleicht in kurzer Zeit
Wir in den schwarzen Mitternächten
Des Todes, unsern Ruck mit minderm Muthe fechten.

Zu fechten die anmerkung: wenn dieser ausdruck ein provinzialism ist, so ist er doch nicht sprachwidrig, leicht aufzulössen und verdient algemein in die sprache aufgenommen zu werden. — So schon im mittelhochdeutschen; im ostfränkischen also damals noch im munde des volkes. Vgl. DWB. III, 1390. 6.

Freund Hain: Um Freund Hain dir traulich vorzumahlen
Einen Jüngling, badend sich in Strahlen usw.
Armbruster Ged. I, 52.

Fürtig adj. weil etliche Ohrte da die Mosel führtig ist — der Schiffleuthe Vorsicht gar wol von nöthen haben. TR. 62.

Gar: Die Trarbacher Winzer versparen ihre Herbstfeste bis auf nachfolgende Frist, wann nämlich, wie sie alldort zu reden pflegen, der neu erwachsene Wein gar ist und man eine rechte Prob darvon haben kan, so dafs allmählich zum Kauf des Weins geschritten wird. TR. 514.

Gätzen swv.

Bald hört man die Amsel gätzen
Bald die andre Vögel-Schaar.

TR. 347.

Glattmäulig: Bachus erweckte einen zweifel ob man ihn wegen seines glattmäuligen ansehens für männlich oder weiblich halten solte. TR. 211.

Göben pl. Kressen, eine fischart. TR. 64.

Göpsche f. hohle hand, niederd., so müssen allzeit zwo Göpschen oder Geespen voll Häckerling gegen Eine Göpsche voll Hafer genommen werden. Der vollk. Kutscher 136. Adj. man schüttet sie den Pferden göpschenweise vor. 137.

Graben in der winzersprache: Gleichwie aber an manchen, auch wol hieländischen Ohrten (Efslingen) am Necker-Strand, das Hacken, welches die Trorbacher Graben nennen, für die schwerste Arbeit geachtet wird. TR. 477.

Gragt: was in Frankfurt die zeil heisst nnd in andern städten eiue hauptstrasse, das heisst in Amsterdam eine Gragt. Die drei grösten und beträchtlichsten, die wo die meisten und reichsten kaufleute wohnen, sind: die Kayzersgragt, die Prinzengragt und die Heeregragt. Sander, reisen I, 544.

Grehen, Grähn: Alfso hastu die machung der nadelen und Marck ₰. vnd grehen. PB. 5[a]. Solten nun die nadelen angefangenn werden vnd steygen mit grehen, der must gantz viell werden. 10[b].

Grenzschichter: sintemahl lange Zeit der Rhein zwischen Alt Gallien und Teutschland beyderseits der Gränz-Schichter gehalten worden. TR. 76.

Halbkopf m. Geh! Ruhm ist Tand, ist Kinderposse,
Nach der noch kaum ein Halbkopf rennt.
Armbruster Ged I, 14. DW. IV, 206 ff.
Aber jeden Kelch der Freuden
Wegzuschleudern, dafs vielleicht
Sich ein Halbkopf federleicht
Mit der Weisheit ruhig füttre. 105.

Hängel: jedoch geschiehet die Einladung gemeiniglich auf einen Hängel Krametsvögel — eben wie man allhiesiger Ohrten um Martinstag auf ein Gänsle oder sonsten das Jahr über auf ein Süpple, Salätle und Brätle einzuladen im Brauch hat. TR. 515. — Wegelers Koblenzer Mundart, 1876, s. 34: Hengel = mehrere stücke von einer art zusammengewachsen oder zusammengebunden, z. b. trauben, zwiebeln, krametsvögel.

Hannengemeier. Sander in seinen oft erwähnten reisen: Harlemer Holz oder Busch. Dies ist ein lustwald vor der stadt, worin herliche spaziergänge angelegt sind. Ich sah da die Hannengemeier, so nent man die deutschen bauern, die aus Westphalen und Niedersachsen um johannistag hieher kommen und mähen, denn die reichen holländischen bauern verrichten dergleichen arbeit nicht.

Hasenohr n. Die Stollen (les crampons) sind eigentlich die Fersen der Hufeisen — die andere Gattung nennt man Hasenohren und die Stollen werden auf die Art drangeschmiedet, dass man das äusserste Ende des Eisens auf der Ecke des Amboses nach seiner ganzen Breite einmal herumbieget. Der vollk. Kutscher 158. Fehlt DWB.

Heiratlich adj. Dem auffgerichten heyrathlichen Erbvergleich gemäfs. TB. 140. Häuser die sich mit solchen grävlichen Stammverwandten heyrathlich eingelassen. S. 119. Weil den fürstl. Häusern Pfaltz und Baden auf welche sie längstens heyrathlich und erblich gelanget. 136.

Herzpulver — also nennet man in der Apothek ein pulver von edlen Gesteinen und andern guten Stucken gemacht — s. Püre, 3. bearbtg.

Heuchelschein m.
Soll Trorbach immerfort mit Ruhm erhaben seyn
Durch dieses kleine Buch, entfernt von Heuchelschein.
TR. Zueignung.

Hollwage = Hohlwage: Efs wirdt auch durch die prob wiflich, wieuil silbers eyn zentner erzs oder wieuil kupfers vnd bleyes ein höllwaghen der vff 50 Zentner Erzts gerechet wirdet, halten. PB. 3ᵇ. Holwaghe 15ᵇ. Vgl. für dein holl- oder ander Gewicht 16ᵃ.

Horde: Daher sieht man bei rohen Horden sowol, als bei allen Völkern, welche auf den untern Stufen der Kultur stehen, so wenige Krüpel usw. G. Forster, O-Tahiti Gött. Magaz. I, 440.
Kontrakt am Herzen und am Geist
Stolzieren sie in Stern und Orden
Und Bändern, unter Fürsten Horden.
Armbruster Ged. I, 129.

Hudeln swv. Wund gehudelt von der Dummheit Sbirren
Such ich — ach! vergeblich gleich dem irren
Wandrer durch diefs Nachtthal eine Bahn!
Armbruster Ged. I, 7.
O, sag — wird nicht der biedre Mann gehudelt —
Und sein Verbrechen? — S. 130.

Jahresgeschäft n. wollen wir wieder zur Fortsetzung der Trorbachischen Jahrgeschäften uns wenden. TR. 495. fehlt DWB. Jahrkalender usw. öfter.

Irtenhochzeit an der Mosel: wird die Hochzeit einem Wirth verdungen und heisst eine Irrden-Hochzeit, da jeder Gast sein Gelach bezahlet, worbey öffters eine Manns-Person einen $^1/_2$ Thaler minder oder mehr; eine Weibs-Person aber ungefähr $1^1/_2$ Kopfstücke pfleget darzulegen und also die Zeche zu entrichten. TR. 519.

Klemmbeere f. Neben dem Rüfsling findet sich eine andere Traubenart Klemmbeere genandt, so ein merckliches gröfser ist und sehr viel Wein gibt. TR. 421.

Klingedicht n. Sonnett oft TR.

Klingkunst f. Solche Ehrenfestliche Zusammenkunften werden allemahl in dem Gotteshaufs mit der Sing- und Klingkunst beehret. TR. 518. fehlt DWB.

Kluckbeerlein pl. Nachwuchs neuer Beerlein an der Rebe, wenn der erste Ansatz der Beeren während einer hitzigen Blütezeit abfallen: bleiben sehr klein, haben meistens keine Kern und werden K. genennet, woraus dann ein herrlicher Trunck eingethan wird. TR. 220.

Klumphaftig adj. vnd ftoefs alfso gemeylich die zyment kleyn, wenn sie klumphafftig ist vnd ried efs durch eyn sieb. PB. 63[a].

Kornzange f. nym (Gold zu ferben) menschen haar, fso dick als 1 finger vnd leg efs auff glüent kole vnd halt mit eyner Kornzangen den gulden dorüber. PB. 64[b].

Köstnitz, Kastanie: so grofs als ein halbe Köstnitz. S. Püre, 3. bearbtg.

Kücke n. Von den seltenen anderwärts nicht zu findenden Repp- und Feldhühnern habe der Markgraf v. Baden „ein und anderes lebendig aufgefangenes Kücke zur Fasel in dero markgrävliche Landen bringen lassen.“ TR. 772.

Leg f. nym eyn zuspalten haffen und mach ein leg auff ein leg, PB. 66[b], vnd dun plech von goldt gslagen, mach stratum super stratum eynn leg vmb die andern usw. 67[b].

Löffelkrautwein. Sander ist den 13. August zu Halle a. S. bei dem Kriegsrat v. Leyser zu tische: „ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, dass man hier den süssen Kirschenwein sehr liebt; auch macht man im Herbst den sog. Löffelkrautwein, d. i. die cochlearia officin. wird klein gehackt und mit Most infundiert. Das Getränke wird sehr piquant, und hält sich, wenn wol zugepfropft wird, sehr lange.“ Reisen II, 120. 1780.

Luder: Auch mit Hafer vermengt ist das griech. Heu bey einem erhitzten Pferde von vortrefflicher Wirkung, indem es dasselbe sehr erfrischt und ihm wieder Luder auf den Leib verschafft. Der vollk. Kutscher, s. 136. fehlt DWB.

Mitort: Letzt, wie dein Nachbar sich und Mit-orth Traben zeiget? TR. Widmung.

Mitprediger: der vornehmste Pfarrer, der andere Mitprediger oder Diaconus heisset, hiesiger Lands-Orthen (Efslingen) Helffer genennt. TR. 303. Solche ledigstehende Diaconatsstelle als einem Mitprediger gnädigst gegönnet. 317.

Mittagsfutter n. Die Pferde vorher satteln lassen, ehe sie ihnen das Mittagsfutter reichen. Der vollk. Kutscher. Frkf. u. Leipzig 1778. S. 24. fehlt DWB.

Mittelschule: bevor sie auf etliche Jahr eine andere Mittelschul besucht hätten — eine solche Land- und Mittelschul in dieser Stadt selber anzustellen usw. TR. 322. DWB. fehlt älterer nachweis.

Momper: Mit Zuziehung des damahligen (Bürgermeister-) Verwesers oder Mamburs, vom gemeinen Mann Momper genannt. TR. 18. — Es ist in (Trarbach) herkommens, dafs umwechselig alle Jahr jemand ernennet wird, welchen sie insgemein Momper heissen, so aber eigentlich Mambur mufs geschrieben werden. Amt-Gerichtliche Bescheide eröffnen, Beeten einsammeln, bürgerliche Beschwerden über sich nehmen, verrechnen; Fronen, Wachen bestellen; er ist Unterbürgermeister, Volksverweser usw. 294 ff. Die uralte und seltene Hinterbleibung und Beybehaltung der Mamburschaft ist gleichfalls eine willkührliche und der hohen Obrigkeit bifshero beliebige Art das gemeine Stattregiment dadurch zu versüssen wann die Bürger — ainn Volksverweser aus ihrem Mittel verordnen ohne Schmälerung der fürstl. Obmacht. 637. Vom gemeinen Mann. Momper, Einleitg. Vergl. Momper, Vormund, Wegelers Koblenzer Mundart 1876 s. 53; mhd. „muntbor“ swm. Beschützer, Vormund; andere mittelrh. und niederd. Formen bei Lexer I, 2234.

Mosler: gleichwie die Anwohner insgesamt Mofsler zu heifsen, sich für eine sonderbare Ehr schätzen, massen auch in fremden Ohrten selbst der daran (Mosel) gewachsene Wein als ein vor andern aufserlesener Ehren-Trunck blofs hin der Mofsler pflegt genennt zu werden. TR. 58.

Mosler gulden, darunter jeglicher 2 Kopfstück gilt. 527.

Muffel f. wie die Muffel, darunter die Capeln stehen soll, geformirt und gestalt seye. Die Muffel soll nach der weyfs eines holen zigelfs oder Dachsteins vnd von guter dopfer oder haffner erden gemacht vnd seyn hoch vnd weythen nach dem mundtholl im probirofen gegeben werden. PB. 19ᵃ, 19ᵇ.

Multer n. halte vber ein hultze schüssel oder multern, so geth das quecksilber mit dem goldt abe. PB. 55ᵃ.

Nachahmungswerk n. wer derselbe auch sein mag (Gewerbe) oder woraus er dergleichen Nachahmungswerke mag zurichten. TR. 269. fehlt DWB.

Nachbleiben stv. es solte viel Unheil in der Welt und auch manche drauf folgende Land-Straffen nachbleiben. Sedulius 232. Sobald aber (das Arbeiten des Frauenzimmers) dieses nachbleibet und eine Weibsperson sich nur in Stuhl anlehnet usw. s. 147.

Nachsommer m. in der winzersprache: gelindes und nicht allzufrostiges wetter „bey etlichen der Nachsommer genannt.“ TR. 504.

Nachtbeherrscher: Nicht im Lufttanz schwebt der Geisterkönig
Nicht im Blize zückt der Nachtbeherrscher.
Armbruster Ged. I, 10.
In der Seele Fausts — der Geisterkenner
Reichte kühn die Hand dem Nachtbeherrscher. 11.

Nachtgrauen n.

Höllentochter (Wollust), die du gleich Sirenen
Seelen fesselst mit den Zaubertönen
Leises Trittes durch das Nachtgraun schleichst.

Armbruster Ged. I, 62.

Und (die Welt) des Patrioten Leben
In das Nachtgraun eines Kerkers birgt. 67.

Nachtrieb der Rebaugen. TR. 508.

Nachtschäffer m. Nachtschäffer sogar in der Ernte abgeben (so fleissig). TR. 641.

Nachtschrecken m. Ein jeder weifs, wie schwerlich es sich bey Nacht-Schrecken in die Kleider finden lässt. Riemers Stockf. 149.

Nachttumult m. Nun war wenige Tage zuvor ein Nacht-Tumult entstanden und in demselben ein vornehmer Fürst — erschofsen. Der Politische Stumpe und Plumpe Stockfisch. v. Galanisandro 1681, s. 22.

Nadelpfeilchen n.

Wenn um mich her
Die kalte Schaar der Krittler bellt
Mit Nadelpfeilchen nach ihm schnellt.

Armbruster Ged. I, 74.

Nagelsteft m. Nägelstefte sind die Spitzen der Nägel, die in dem Hufe stecken bleiben, wenn der Schmied beim Abreifsen der Eisen erstere zerbricht. Der vollk. Kutscher 303 (retraites).

Nähren sich, auf: schön mahlen, zeichnen, nähen und sticken kunte sie, Trutz dem, welcher sich darauff nähret. Riemers Stockfisch s. 66.

Nährmittel: dafern er (im Hauptverteidigungs-Turme) anderst, wie Vorsehung geschehen mag an Wehr- und Nehrmitteln keinen Mangel hätte. TR. 572. Vgl. s. 512: neben dem Nehr- auch ein Ehr- und Zehrpfenning.

Nahrungsberuf m. Wefshalben sie dann im gegentheil so abergläubisch nicht sind, dafs sie ihnen ein gewissen machen sollten, ihren Nahrung-Beruff dergestalt emsig fortzusetzen oder also zu arbeiten usw. TR. 411.

Namenlos:

Anbetung dir, du Namenloser, der
Die Sternen all gleich einem Sämann warf.

Armbruster Ged. 1. bd., Kempten 1785, s. 3.

Nebenausz: Gamanderbletter — darumb es auch hie „Wild Balsen“ heifst, hat blaulechte plümblin, wachsen oben zur Seiten aufs, daher es auch ein andern Namen hie hat, genannt Nebenaufs, die Sachsen nennen es kleine Loia usw. s. Püre, 3. abhandl. darüber.

Nebenfreund: was sind aber galante Weibergen anders als galante Ehebrecherinnen, welche sich nicht ihrem Manne, sondern andern guten Neben-Freunden zu gefallen putzen. J. Sedulius, die verdammlichen zwey H. H. Nürnberg 1782, s. 199. Zum DWB. VII, 499.

Nebenleine f. so wird die Nebenleine der grofsen Jagdleine des Handpferdes, welches an der Gebifsstange des Leitpferdes angeschnallt ist usw. Der vollk. Kutscher 1778, s. 69. fehlt DWB. Ebenda s. 68: Nebenstränge: die 4 Seiten oder N der Jagdleine.

Negste f. Die Negsten vnd andern massen so vil auff denselben Gang auffgenommen werden, hat ein jedes mafs nitt mer dann zwey wehr, das ist 28 lachter. Ein Wehr ist 14 lachter — 2 Wehr ist ein Negste odder ander mafs. Bergbuechlin 1539, Augsb. Steyner.

Nervenlos adj.

Ständlin!
Der du Suevus nervenlosem Stamme
Kraft in feige Memmenbusen sangst.

Armbruster Ged. I, 6.

Diesem nervenlosen Kinderstand. 28.

Nesterz: das Nesterz, das der Gang bei dem Alten gemacht hatte, ist 36 Lachter lang gewesen. Auszug eines schreibens aus Casalla 1779 im Götting. Magazin v. Lichtenberg u. Forster I, 2. Gött. 1780, s. 175.

Neujahrsmonat: In dem Jenner oder Neujahrsmonat sind sie (Mosler) emsig mit Zubereitung der Pfähle usw. TR. 474.

Neuntel in der Trarbacher herschaftl. kellereisprache eine abgabe „welches zwar diesen Namen trägt aber doch nicht eben der neunte Theil ist." Der Wein wird in die Hofkellerei gebracht, so nach Aufnehmung defs Neunthels höchst besagter fürstl. Herrschaft gebührt. Solches Neunthel wird auf folgende Weis empfangen: Obrigkeiten, Gäste gehen in die Kellerräume, lassen darauf durch mitgehende geschworne Küffer Neunteltträger nach geschehener Besichtigung der Fässer alsobald zusammenrechnen wie viel Gnädigster Herrschaft gebühre usw. TR. 598.

Nichten swv.

Gebenedeyt ist der Mann
Dem aus der Schale Gottes rann
Ein hoher Funke Dichterkraft
Die Welten nichtet, Welten schaft.

Armbruster Ged. I, 74.

Niederknicken swv.

Während dafs ein Feindesheer
Seinen Giftstrom auf mich spückte
Und mich mit der Dummheit Speer
Kavalierisch niederknickte ....

Armbruster Ged. I, 50.

Niederzacken

An dem Felsen niederzackten Blitze
Schlangen ähnlich auf der Erde windend.

Armbruster Ged. I, 10. fehlt DW.

Notcapelle: Versetzung der Aschen zu noth Capellen. PB. 20[b]. Zum DWB.

Notenmäßig adj. Man mufs auch die Nägel, in der Sprache der Hufschmide zu reden, nicht notenmäfsig, das heisst den einen hoch, den andern niedrig. den dritten wieder hoch und so weiter einschlagen. Der vollk. Kutscher 157. fehlt DWB.

Peschoff: das Herbstgeschirr als Fässer, Bütten, Zuber Peschoffen zu rüsten. TR. 502. Wo man die Geflächte oder Peschoffen pichet 640. Wegeler, Koblenzer Mundart 10: Beschoff ein ausgepichter Korb, der auf dem Rücken getragen und bei der Traubenlese gebraucht wird.

Plachmal n. alles silber oder spifsglafs das wirth genanth plachmal PB. 49[a].

Pratzeln swv. Hab auch achtung auff das bley, daz es nit pratzell noch spring. Dann ſsq es pratzelt vnd zittert in der Capelen, das ist ein zeychen das die Capelen nit woll gedrögt seyn. PB. 22[b].

Püre (zum DWB. Bühre): hat er ein feder oder dünn peth über, so schneyde mans auff vnd neme die federn darauſs, das er allein die ziechen oder püren über behalt usw. Ein tröstlich Artzney wider die newen erschrecklichen vnd bevor bey uns teutschen vnerhörten schnellen tödtlichen kranckeit die Englisch schwaiſssucht genannt. 2 bl. 1529 ohne druckort u. jahr; leztere schriftlich angefügt. Zwei weitere ausführlichere bearbeitungen desselben titels lagen mir ebenfals vor.

Ruhr f. Daſs man die Ruhr vornehme und die Weingärten mit einander wieder umgrabe, welches abermal Arbeit genug an hand gibet, die man dieser Ohrten „Felgen" oder wann das ‚Hacken' verabsaumt „Buschen," heiſset. TR. 495.

Sal m. grosser geräumiger auf säulen ruhender oberkeller, der die ganze breite und länge des kellereigebäudes einnimt; hier die besten weine. Der Kellerei-sal in Trarbach war berühmt, so dass J. M. Moscherosch ihn zu verherlichen versprach. Der Sal der herschaft Lahnstein wird in dortigen rechnungen oft genant. Germania 25,348. TR. 594: „Vielleicht möchte bald ein vornehmes Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, der Träumende beygenahmt, seine Gedanken über diesen Kellerey-saal, welchen er unlängsten mit ebenmäſsiger Verwunderung besichtigt und dessen Bewandnis in seine Schreibtafel verzeichnet, auch an das Licht geben wie er damals Hoffnung machte, welchem ich dann, wo er bessere Geschicht-Gründe wird vorbringen, meinen Beifall nicht werde versagen."

Schalaundecke: hat der Kranke ein fedder bett vber, so schneyde mans auff vnd nehme das ynlath mit den feddern daraus, das er allein die ziechen vber behelt, ist sie zu dünne, so lege noch darüber eine Schalaundecken, nicht eine Peltzdecken. s. Püre, 2. bearb. von scolana sc. vestis, schülermantel ohne ärmel; ehemals auf den sächs. fürstenschulen. Heyse, Fremdwörterb. 1873, s. 841.

Schanze f. Nachgehends suchen sie auch Gesträuch, Reiser und Holtzwerck zusammen, und wan solches in Menge gesammelt so binden sie es in Schanzen — ihrer Landsprach nach — das ist: machen Wellen und ‚Krehen' daraus, stellens ebenmäſsig in die Sonne; wann nun alles zur genüge trucken und dürr worden, tragen sie einzeln Schanzen oder ‚Gebäude' das ist ‚Krehen' oder Wellen in mehrerer Anzahl zu Hauffen — (nachher zu Aschen verbrannt) TR. 482.

Scharrpferd n. Die 2 Pferde des Kutschers (am Deichsel) heiſsen die Hinterpferde oder die Stangenpferde; die beyden darauffolgenden nennt man die Scharrpferde weil sie an 2 Schwängel angespannt sind, welche an einem Scharr hängen, das an dem Ende der Deichsel befestiget ist. Der vollk. Kutscher 1778, s. 74. Dieses Scharr wird oben an der Deichsel angehängt und vermittelst eines ledernen Riemens bevestiget. s. 64.

Schirn: unter der Fleisch-Schirn, oder Hall das kleine Haar-, Wollen- oder Borsten-Vieh verkaufen. TR. 439. Die öffentliche Fleisch-Schirn-Hall-Metzig oder Banck sich befindet. 605.

Schneiteln swv. in der winzersprache: die Weyden vor die Hand nehmen, selbige zu schneittlen, zu schleissen oder schlitzen, und sowohl zum Keller als Feldbrauch zubereiten. TR. 476. beschneiteln: bepfählen, beschneitlen, umgraben, bedungen 382.

Schöffeln swv. Der Feld- und Getraidebau an der Mosel ist ein ungewöhnlicher: Solches nennen sie schöfflen oder Roden, welches auf den Bergen in dem wilden Land und in heckichten Ohrten geschiehet. TR. 480. Gegen dem Schwarzwald hin „so sie auf ihre Sprach Röfslen anstatt schöfflen zu nennen pflegen." Ebenda: Geschöffelte und gerodete Plätze 559. Das wilde Land schöffeln und roden 640. — Schöfflung und Rodung 551. Schöffelhäuflein 482. Schöffelmanier 484.

Semisch Leder: darnach thue den Mercurium in ein Semisch Leder, dring es starck durch usw. PB. 51ᵇ. Thue das queck Silber jnn eynn Semisch leder, byndt efs fast zu 53ᵃ. Thue efs in ein stuck semisch leders 55ᵇ usw. s. Frisch s. v.

Sester: eine Art der Eych oder Mafs an dem Moselstrom gebräuchig — so man einen Sester nennet, dergleichen nach selbiger Lands-ahrt vier Massen Wein machet. Dieweil nun vieler anderer Ohrten Sester ein solches Gefäfs oder Mafs bedeutet, womit man trockene Sachen, vornehmlich die Getraidfrüchte in den Scheuren und Speichern ein- und aufszumessen pfleget, so haben diese muhtwillige Lands-Knechte durch Verwechslung dieser beyderley mit einem Nahmen genennter Massen, sich für Trescher aufsgeben und mit einander den guten Mofsler-Wein Sesterweifs in die Wette gesoffen. TR. 741.

Spälterlings: spalten (die Winzer) sie (das nicht taugliche) Holz und tragens spälterlingsweifs mit sich anheim. TR. 485.

Spissig: Eynfs (bley) grobfpissig, das ist von silber ermst, das ander kleynspissig, dz dritt stösich, helt auch mer silbers usw. PB. 30ᵃ.

Spriegel: Von diesem an der grofsen Schnalle befestigten Kreuzriemen erstreckt sich da, wo sich der Widerhalt endiget, vermittelst zwo kleiner Stangen oder Spriegel der doppelte Schwanzriemen. Der vollk. Kutscher, Frankf. u. Leipzig 1778, s. 62. Heinsius WB. I, 695. Alem. X, 209: Sprielin.

Stickelhohe Berg, (Mosel) darfür ungewohnten Augen leichtlich grauet. TR. 473. Stickele und abstürtzige Berge 497. mhd. stickelic, steil acclivis, clivus.

Streichen, sich: Man sagt von einem Pferde, dafs es ‚einreiche' oder sich streiche wenn es im Gehen mit dem einen Fufse an die Köthe oder Kugel des andern Fufses stöfst und solche verletzet. Der vollk. Kutscher 167. Noch öfter aber streichen sich die Pferde untereinander, wenn sie zu dicht neben oder hintereinander gehen und sich auf die Vorder- und Hinterfüfse hauen. 272.

Stülper m. das efs werd als eynn brey, thu das jn eynen newen hafenn vnd deck darauff eyn stülper vnd mach ein klein hoel darin. PB. 31ᵃ.

Tartern swv. Den Pferden frische Kennung geben vulgo tartern d. h. die Zähne abfeilen, so dafs sie jünger aussehen; man richtet den Zahn so ein, dafs er hohl sei und einen schwarzen Kern behalte. Grabstichel spilt eine Rolle, die Höhlung bekommt Tintenpulver oder ein Rockenkorn, das eingelegt schwarz gebrannt wird. Der vollk. Kutscher 220.

Tireliren swv.
Will man in das Feld spazieren
Zu dem arbeit-samen Pflug,
Hört man Lerchen tireliren
Fincken pincken, der Guckuck
Gucket und singet
Dass es erklinget usw. TR. 346.

Traubert: wer von der Mosel nach der Eyfel will, mufs sich der Schiffe, Nachen, Trauberten und Ponten, weil keine Brück allda vorhanden usw. TR. 237. Nachen, Traubörten und Ponten. 610.

Tröstkammer f. jedoch etwas darbey eckicht oder ,erkericht' wie ein Kirchen-Chor oder doch wie ein Tröst-Kammer oder Sakristey sich austheylet. TR. 584; mhd. trese, trise schaz; tresekamere f. algem. Die dialekt. formen sind sehr zahlreich.

Verhöckung f. den Aufschlag zwar, welcher bey fürstlich. Rent-Kammer heimgefallen oder verwürcket, auch sonsten anderer verganteten Sachen verkauffung bräuchlich ist, nennen sie Verhöckung und von demjenigen der ein mehrers bietet (dessen Namen man anschreibt und ihm 1 Mafs Wein gibt) sprechen sie: er höcket, da dann diesem, wer die letzte Höckung thut allweil man das bald aufslöschenden Liechtes Flamm noch siehet das Feilgebottne um den letzt geschlagenen Preifs anheym erkannt wird; das Wort ist aber nichts anderes als Verhöhung nach der Mofsler Mundart aufsgesprochen (!). TR. 596.

Verkarmen swv. dafs sein Vieh an Nahrung mangel leidet und wegen des Gebrechs gar verkarmet und in Abnehmen geräht. TR. 489.

Vermalmen swv. die Felsen um den Weinbau besser hiedurch zu befördern, mehr und mehr vermalmen und geschlächter zum Bau machen. TR. 475.

Verschnaufeln swv. Denn wenn man das grüne Futter den Pferden auf einmal in grofser Menge vorwürfe, so würden sie solches verschnaufeln und sich es zuwiderfrefsen. Der vollk. Kutscher 139.

Vorgesang heifst das Lied der Schuljugend, gesungen vom Sterbehause bis an den Fridhof: ein und anders gewöhnliches Kirchenlied welches sie insgemein das Vorgesang heifsen. TR. 529.

Zentner: Man pflecht gewenlich zu machen cleine stuck kupfers Silber adder Messings Gewicht, die man nennt eynn Zentner, eyn halben Zentner, eyn firtel von eym Zentner vnd alfso fortan bifs auff die Marck vnd halten yre aufsteylung gerecht. PB. 4[b]. Efs wirdt auch durch die prob wislich, wieuil silbers eyn zentner erzs oder wieuil Kupfers vnd bleyes eyn hollwaghen der vff 50 Zentner Erzts gerechet wirdet. 3[b]. Domit der Brobir Zentner nit swerer noch leichter werde — das es dem Brobir Zentner gleich werde. 6[a].

BONN. A. BIRLINGER.

Die metrik Schillers, bearbeitet von Dr. **Eduard Belling.** Breslau, Koebner 1883. VIII und 402 s. — 8 m.

Während von den altdeutschen dichtern auch die unbedeutendsten almählich einer eingehenden sprachlichen und metrischen untersuchung gewürdigt werden, lässt man dieses feld bei den unvergleichlich grössern dichtern der neuzeit noch immer völlig brach liegen. Die einschlägigen arbeiten sind so vereinzelt, dass man sie an den fingern herzählen kann. Bellings buch ist daher schon durch sein blosses erscheinen verdienstlich: es bringt den ersten versuch, die metrik eines neuhochdeutschen classikers nach allen seiten im zusammenhange darzustellen, und mahnt die germanisten wider ernstlich zur nachfolge auf diesem weiten unbebauten arbeits-

gebiete, welche hoffentlich um so weniger ausbleiben wird, da gerade jezt unter der stets wachsenden macht und bedeutung des deutschen volkes der nationale patriotismus heller aufflamt als jemals und in der nationalsten unserer wissenschaften notwendig seinen ausdruck in der erhöhten pflege der heimatlichen dichter finden muss, welche ihr volk zuerst geistig befreit und gross gemacht haben. Oder meint man etwa, es sei nur so von ungefähr und um leute unterzubringen, das gerade jezt an fast allen nennenswerten universitäten ein lehrstuhl auch für die neuere deutsche litteratur errichtet wird, dem nur nationale indolenz, kopflose beschränktheit oder der liederliche egoismus eines alten zopfes, der bei der teilung seiner eingesessenen fetten pfründe zu kurz zu kommen fürchtet, entgegen sein kann. Demnach wird es angezeigt sein, das buch Bellings einer eingehenderen prüfung zu unterziehen, als es bisher erfahren hat, um zu sehen, wie weit die nachfolger den von ihm betretenen weg weiter gehen können und wo sie einen andern suchen müssen.

Zuerst über die gliederung des buches. Belling teilt nicht, wie wir es im altdeutschen gewöhnt sind, nach den einzelnen metrischen erscheinungen ein (betonung, rhythmus usw.), sondern nach den dichtungsgattungen: er behandelt lyrik und drama abgesondert in sechs aufeinanderfolgenden capiteln. Gut wäre es gewesen, wenn er diese zweiteilung auch äusserlich durch zwei abschnitte gekenzeichnet hätte: I. abschn. lyrik in 3 capiteln, II. abschn. drama in ebensovielen cap. — Den zweiten einteilungsgrund liefert ihm dann die entstehungszeit der produkte, mit welcher die stufenweise metrische ausbildung des dichters im natürlichen zusammenhange steht, also bei der lyrik: gedichte der I., II. und III. periode in cap. 2—4, denen ein capitel über die metrische vorbildung Schillers vorausgeht: beim versificierten drama: aufstieg von der Semele, dem Don Carlos bis zum Demetrius in einem (dem 5.) capitel, welchem der trimeter und knittelvers (im 6.), die gereimten und strophischen gebilde in den dramen (im 7.) nachfolgen. Das 8. capitel „rückblick und resultate“ macht den schluss. Im anhange stehen reimverzeichnis und sachregister. So verfolgen wir die metrik Schillers als eine werdende. Innerhalb der einzelnen capitel wird nach metrischem princip geordnet: betonung, bildung der verszeilen, der strophen usw.

Wer sich gegenwärtig hält, wie viel grösser umfang und zahl der werke bei den neuern dichtern ist als bei den ältern, wie viel reicher und genauer unsere kentnis von der entstehungsweise und den verschiedenen einflüssen, welche sich bei ausführung derselben geltend gemacht haben, dem wird diese mannigfaltigere einteilung im algemeinen sachgemäss und nachahmungswürdig erscheinen: er wird der vorteile willen, die sie mit sich bringt, die vielen schleppenden widerholungen, die dabei schwer vermieden werden können, gern hintansetzen. Ich wende mich zu den einzelnen capiteln.

Erstes capitel (s. 1—8): „Über die metrische vorbildung Schillers.“ Es werden in betracht gezogen: schulbildung, erste poetische muster und Moritz' prosodie, welche, wie Schiller selbst noch 1795 an Humboldt schrieb, bis zu dieser zeit die einzige schrift war, die er zur theoretischen belehrung über metrik gelesen hat. — Die ausführung dieser themen befriedigt nicht ganz. Bei den schlüssen aus den lateinischen festgedichten des zwölfjährigen Schiller (an Zilling, an Winter usw.) ist grössere vorsicht notwendig, denn man weiss, wie derartige produkte gewöhnlich erst in action kommen, nachdem sie der rotstift des lehrers gründlich durchgeackert hat. Noch weniger ergibt sich für Schillers formgewantheit aus jenem confirma-

tionsgedichte, von dem wir nicht einmal wissen, ob es deutsch oder lateinisch gewesen ist. — Die untersuchung der frage, was Schiller in metrischer hinsicht seinen ersten poetischen vorbildern verdankt, hat Belling gar nicht ernstlich in angriff genommen; er zählt nur die dichter auf, welche Schiller auf der Solitüde gelesen, ohne auf die metrische eigenart derselben einzugehen, ohne wenigstens nachzuweisen, welche metren und strophenformen der junge Schiller mit ihnen gemeinsam hat; nicht einmal bei Klopstock ist das geschehen, obgleich da der einfluss vielfach ohne nähere prüfung in die augen springt, man denke z. b. an den „Eroberer“, an die „Grösse der welt“ u. a. a.

Eingehender hat Belling das verhältnis Schillers zum büchlein von Moritz erörtert und gelangt s. 6 zu folgendem resultat: „offenbar hat er aus demselben, da es vorzugsweise nur von den elementen der metrik handelt, nur wenig und, da es, wie wir gesehen, viele unklarheiten und irtümer enthält, nur wenig richtiges lernen können; jedoch hat es auf ihn insofern einen wichtigen und guten einfluss gehabt, als es ihn in seiner vorliebe für den reim bestärkte.“ Mit diesem ausspruche muss man zwei spätere vergleichen: der eine steht auf s. 51 und besagt, „dass Schiller aus Moritz' kleiner schrift nicht viel lernen konte, aber durch dessen treffende bemerkungen über den reim in seiner vorliebe für denselben später wol noch bestärkt worden ist.“ Der andere steht auf s. 319: „unbedeutend ist die einwirkung des kleinen büchleins von Moritz gewesen, da es, wie ich nachgewiesen, Schiller nur sehr wenig nützen konte und ihn vielleicht nur in seiner vorliebe für den reim bestärkt haben mag.“ Man sieht, wie Bellings urteil schwankt: das einemal behauptet er als sicher, was er das anderemal nur für wahrscheinlich, das drittemal nur mehr für möglich hält. Derartiges begegnet öfter. Wo diesmal der fehler steckt, kann nicht zweifelhaft sein: in der ersten und zweiten behauptung; denn Moritz' schrift ist erst 1786 erschienen. Damals brauchte Schiller keine aufmunterung mehr zum gebrauch des reimes, weil er denselben schon in den gedichten der ersten und zweiten periode mit geringen ausnahmen verwendete. Solche ausnahmen finden sich auch in den spätern produkten und zwar öfter als früher, so dass Körner 1795 an ihn schreiben konte: „du liebtest sonst mehr gereimte versarten, jezt hast du dich auch mit dem glücklichsten erfolg in der elegischen versart versucht.“ Hätte Belling den etwaigen einfluss Moritz' erst bei den gedichten nach 1786 untersucht, wie es der historische sinn erfordert, so würde er jenes schwanken vermieden und erkant haben, dass bei den jugendgedichten gar kein einfluss stattgehabt haben kann, bei den spätern keiner nachzuweisen ist.

Das zweite capitel (s. 9—52) handelt „über die metrischen eigentümlichkeiten der gedichte der ersten periode.“ Ich will es von absatz zu absatz durchgehen. Versbetonung. Es ist sonderbar genug zu sehen, wie Belling auch hier von den fehlerhaften aufstellungen Moritz' ausgeht, um zu zeigen, dass Schiller davon abgewichen sei und in „empirischer weise, aus angebornem takte im grossen und ganzen das richtige getroffen habe.“ Das wird mit beispielen aus den frühesten produkten belegt. Darauf werden die fälle angeführt, in denen der versaccent mit dem satz- oder wortaccent in collision steht. Dabei hätte ich eine bessere anordnung gewünscht, wie wir sie in der altd. metrik zu treffen pflegen; denn es macht einen unterschied, ob die collision im anfange, in der mitte oder am ende des verses steht. Ferner muss hervorgehoben werden, dass Schiller in solchen fällen die arsis nur von einer hochtonigen auf eine tieftonige silbe überträgt, welcher eine schwächer betonte folgt: *wollústig. abschíed und. hanswúrst erfánd* usw.

Ausserdem begegnet die tonversetzung nur noch ein paarmal bei fremdwörtern[1] und zwar in der ersten hebung, was an die schwebende betonung im mhd. erinnert und bei Schiller auch sonst wie bei andern nhd. dichtern nachzuweisen ist. — Gegen die betonung *glückséliger,* welche unter den collisionsfällen angeführt wird, ist nichts einzuwenden. Denn obgleich nominalcomposition, so hat sich der hochton doch auf dem zweiten worte festgesezt wie in andern ähnlichen wörtern. Auch bei den gedichten der zweiten und dritten periode (s. 54 und 78) und bei den dramen wird *glückséliger* zu den fehlern gerechnet, desgleichen *misstráue* (s. 54), das ganz in der ordnung ist; in *sechstáusend* (s. 54) rechtfertigt sich der accent, weil der nachdruck auf *tausend* liegt, in *politík* (s. 123), weil dies neben *polítik* auch in der prosarede gebraucht wird.

Den nächsten absatz begint Belling mit folgender aufstellung: „dagegen ist richtig nach alter weise eine tonlose silbe, wenn sie am schlusse der verszeile steht, gehoben und zwar finden wir dies in den gedichten der ersten periode ziemlich häufig“, z. b. *féurigèr* usw. (folgen beispiele). Da ist zunächst der ausdruck „alter weise“ verfänglich; er könte den leser irre führen, weil Belling ihn häufig = altd. gebraucht, wo nach dem gesetze der absteigenden betonung *féurigèr* zu lesen wäre. Alsdann: wie ist es zu halten, wenn diese fälle nicht „am schlusse der verszeile“ stehen? Belling sagt nichts davon und gibt keine belege, obgleich dieselben nicht selten sind: *Döfflingén, fárbigés* usw. Es ist klar, dass die obige aufstellung algemeiner zu fassen ist: in wörtern mit drei silben, deren erste den hochton trägt, hat sich im nhd., vielfach abweichend vom altd.,[2] der nebenaccent auf der dritten silbe festgesezt, die dadurch hebungsfähig wird. Das gilt für das innere wie für den schluss des verses. Doch drängt sich beim leztern die frage hervor, ob wir ein reimgedicht vor uns haben oder ein reimloses; ist das erste der fall, so ergibt sich die notwendige beschränkung von selbst, zwar nicht der betonung, sondern des reimes wegen, der durchaus einen hochton verlangt. Nun sind die meisten der von Belling angeführten belege aus reimgedichten, daher weder nach neuer noch „nach alter weise richtig“, und man muss über diese seine aufstellung urteilen, dass das, was er darin gesagt und exemplificiert, nicht richtig ist, und was richtig wäre, er nicht gesagt und exemplificiert hat. — Unter den belegen finden sich auch ein paar aus dem gedichte „Auf die ankunft des grafen von Falkenstein in Stuttgart“, welches ich bestimt für unecht halte, ebenso wie die rede „Ob freundschaft eines fürsten dieselbe sei wie die eines privatmannes“; hoffentlich gewinne ich demnächst zeit, die gründe dafür ausführlich darzulegen. Daraus wäre dem verfasser kein vorwurf zu machen; allein auch späterhin schöpft er widerholt seine belege aus solchen gedichten, deren echtheit seit jeher mit starken gründen angezweifelt worden ist. Nur aus den unzweifelhaft echten produkten darf die metrik eines dichters dargestelt werden, und die übereinstimmung oder abweichung dieser mit jener aus den zweifelhaften kann ein wesentliches moment zur entscheidung der schwebenden frage bieten.

1) Auch im altd. geniessen fremdwörter und namen bei der betonung grössere freiheit. Lachmann zu Iwein 137, Haupt zu Engelh. 444.

2) Ich sage „vielfach“, denn wo im altd. die hochbetonte stamsilbe kurz war, haben wir dieselbe erscheinung. Der unterschied ist im nhd. durch die längung der stamsilben verschwunden.

Von den beiden folgenden absätzen weist der erste auf eine spätere erörterung, während der andere einige beispiele für worte mit drei hebungen aufzählt (zusammensetzungen wie *lábyrínthenbáhnen* usw.). Dann wendet sich Belling zur „incorrektheit in der bildung der verszeilen“ und notiert jene, welche „bald das zu grunde liegende mass überschreiten, bald dasselbe nicht erreichen.“ Es fragt sich um die gründe dieser unregelmässigkeiten. „Zuweilen kann es hierbei scheinen, dass damit ein künstlerischer effect erzielt werden soll“, sagt Belling mit recht und macht an ein paar beispielen klar, wie Schiller die verkürzung des verses, also die pause verwendet, um den nachdruck zu vergrössern.[1] Die übrigen fälle rechnet Belling schlechtweg zu den nachlässigkeiten und uncorrektheiten. Ich glaube, dass zwischen beiden noch ein drittes liegt: Schiller opferte die regelmässigkeit des verses einem rhetorischen effekt; z. b. in der leichenphantasie ist Gödeke I, 26, 81: *Dumpfer — dumpfer schollerts überm sarg zum hügel* um einen fuss zu lang und wäre leicht auf das richtige mass zu bringen, was Schiller nicht verborgen bleiben konte; allein die rhetorische conduplication versprach ihm einen stärkern effekt als die regelmässigkeit des verses, und um jenen zu erreichen, liess er diese ausser acht. Noch deutlicher zeigt sich das in der elegie auf Weckerlin. Der vers I, 35, 140: *Heilig! heilig! bist du, gott der grüfte* liest sich in dieser ersten fassung ganz correkt; allein in der anthologie macht er daraus: „*Heilig, heilig, heilig bist du, gott der grüfte*“, wodurch er überfüssig wird. Der grund der änderung liegt auf der hand. Die zahl dieser verse ist gross; sie hätten herausgesucht und gesondert werden sollen, denn sie charakterisieren vor allen den jungen Schiller und unterscheiden ihn andererseits von den poetastern, bei denen die unregelmässigkeiten nur auf fahrlässigkeit und unvermögen zurückzuführen sind: Schiller wolte sich in solchen fällen nicht binden. Scherer hat die charakteristik der jugendpoesie Schillers in die worte zusammengedrängt: „der starke effekt war sein leitstern.“ Das bestätigt sich also von der wahl und behandlung des stoffes bis hinab zum baue der einzelnen verse.

Unregelmässigkeiten in der Durchführung desselben versmasses begegnen nur selten, am häufigsten wechselt ein dactylus mit einem trochäus. Wol aber erlaubt sich Schiller, um eine senkung oder einen klingenden reim herzustellen, die einfügung (resp. anfügung) eines unbetonten *e* gegen den gewöhnlichen sprachgebrauch, was Belling nicht bemerkt hat; vgl. z. b. *Ludewig*, das im nhd. als schleppend empfunden wird; noch auffallender sind *Ulerich; rose : schlose (=schloss)* u. a.

S. 19—30 werden die „unregelmässigkeiten in dem bau der strophen“ eingehend und mit umsicht besprochen. Bezeichnend für Schiller ist auch hier das bestreben, sich nicht durch starre strophenformen zu binden, sondern diese durch mannigfaltige gliederungen zu beleben und mit ihrem wechselnden inhalt in einklang zu bringen. So komt es, dass er die grundform einer strophe in ein und demselben gedichte drei- selbst viermal und öfter umgestaltet, ja dass er die strophische form ganz fallen lässt und eine systemartige composition an deren stelle sezt. Dabei wird die symmetrie und correspondenz der periodenteile durch manche wilkürlichkeit verlezt. Allein im algemeinen muss auch hier betont werden, dass er die rein künstlerische wirkung einer gröberen rhetorischen opfert. Als beispiel für die

1) Das ist auch noch in den gedichten der dritten periode nachzuweisen; vergl. z. b. den lezten vers im Taucher u. a., wo es Belling nicht hervorgehoben hat.

überlangen strophen führt Belling die 22zeiligen aus „Bachus im Triller" an. Da haben wir gleich einen beleg für das, was ich oben gesagt habe: die echtheit dieses gedichtes steht bekantlich sehr im zweifel; ich würde daher die länge dieser strophe, welche die der Schillerschen übertrift, lieber als einen neuen grund für die unechtheit anstatt zum nachweise für Schillers strophenbau verwendet haben.

Von s. 30—39 werden die unreinen reime aus den gedichten der ersten periode behandelt und zwar zunächst die consonantischen. Vor allem fehlt hier wider jegliche ordnung: da komt zuerst ein reim auf *nt : nd*, dann auf *t : d*, *k : g*, *tt : d*, dann wider einer auf *t : d* usw. Ebenso unordentlich geht es zu bei der untersuchung der verschiedenen vocalquantitäten: zuerst *â : a*, dann *ů : ü*, wider *a : â*, *û : ü*, *a : â* usw. Eine übersicht ist so ganz unmöglich. Was fehlt alsdann der vocalquantität in den reimen *stab : grab* (Flüchtling), *dach : gemach* (Winternacht), *heiligtum : elysium* (Triumph der liebe), welche gleichfalls angeführt werden? Oder was fehlt der vocalqualität in *weht : schmäht*, wenn man sich von der nhd. schreibung nicht das auge trüben lässt? vgl. auch *schwer : wär'* (s. 91) u. a. — Ferner tritt bei dieser untersuchung der reime ein anderer mangel grell hervor: Belling hat an den unterschied zwischen dialektischen und schlechthin ungenauen reimen gar nicht gedacht, viel weniger eine sonderung derselben vorgenommen; und das wäre zur würdigung der Schillerschen reime unbedingt notwendig gewesen, zumal sich Schiller selbst noch viel später (in einem briefe an Humboldt vom 7. september 1795) auf seine aussprache beruft; denn „für das auge braucht der reim nicht zu sein." Schon Gödeke hätte ihm (ausgabe I, 383) den richtigen weg weisen können; allein Belling begnügte sich, Gödekes ausspruch seiner reimliste als anmerkung anzuhängen, statt ihn zum ausgangspunkte der untersuchung zu machen. Dann würde er über reime wie *düster : geflüster*, *prüfte : grüfte*, *wart : bart : schart*, *zahn : an*, *davon : ton*, *fackel : tabernakel*, *rekruten : kutten*, *sklaven : schlafen*,[1] *götter : retter*, *könig : wenig*, ja selbst über reime wie *menschen : wünschen*, *finden : wenden* usw. eine ganz andere meinung gewonnen haben, während er sie jezt zu den schändlichsten rechnet, bei „denen fast jeder gleichklang aufhört, da die vocale ganz und gar nicht übereinstimmen." Er würde dann auch die tatsache, dass Schillers mutter in ihren briefen *ich ben* statt *ich bin* schreibt, besser gewürdigt und Schlegels epigramm, welches er selbst s. 86 abdruckt, richtiger interpretiert haben. Ich muss es hierher setzen:

„Wenn jemand schosse reimt auf rose,
Auf menschen wünschen und in prose
Und versen schillert: freunde, wisst,
Dass seine heimat Schwaben ist."

Belling bemerkt dazu: „während Schlegel mit den reimen *menschen : wünschen* auf die das ohr geradezu beleidigenden reime, wie wir sie in den beiden ersten perioden kennen gelernt haben, hindeutet, weist er dagegen mit den ersten, *schosse rose*, auf die vielen unreinen reime hin und gibt in dem lezten verse den grund dieser erscheinung an, nämlich den schwäbischen dialekt, den Schiller nie ganz ablegte." Belling sondert, was Schlegel richtig zusammengefasst hat: er will nur *ss : s* als dialektisch gelten lassen, nicht auch *e : ü (i)*, was falsch und dem klaren

1) Gerade in bezug auf diesen reim schreibt Schiller noch 1795 an Humboldt: „warum strichen Sie den reim zwischen *sklave : schlafe*, *nerve : unterwerfe* an? ich kenne in der aussprache keine verschiedenheit."

wortlaute Schlegels zuwider ist. Man sieht daraus, dass auch bei nhd. dichtern die metrische untersuchung von der sprachlichen vielfach nicht zu trennen ist. Ich habe zwar unlängst von einem germanisten die behauptung gelesen, dass die metrische untersuchung mit der sprachlichen nichts zu tun habe; allein schon damals wolte mir scheinen, dass es sich noch jederzeit gerächt, wenn man in der theorie getrent hat, was in der lebendigen wirklichkeit unzertrenlich ist.

S. 36 werden die waisen verzeichnet. Darunter findet sich auch *dahin : sehn*, Elysium IV, 3, 6. Belling hatte also vergessen, dass er diese versschlüsse gerade eine seite vorher unter den reimen *i : e* angeführt, was richtiger ist. Ähnlich hat er s. 37 die wenigen ganz reimlosen gedichte der ersten periode genant und den „Eroberer" weggelassen.

S. 39 überrascht ein neuer abschnitt mit der überschrift „strophen". Es werden hier die verschiedenen arten der strophen und deren gliederung in perioden erörtert, nachdem Belling schon früher von den „unregelmässigkeiten in dem bau der strophen", den „ungenauigkeiten in der correspondenz der periodenteile" und dem „umfang der strophen" gesprochen hat. Das heisst doch Pilatus vor Pontius stellen! Erst der bau der strophen, dann die unregelmässigkeiten in demselben. — Mit einem überblick über die verwendung der verschiedenen rhythmengeschlechter schliesst dieses capitel.

Das dritte capitel (s. 53—70) behandelt „die metrischen eigentümlichkeiten der gedichte der zweiten periode" in derselben weise und derselben ordnung wie das vorausgehende; auch dieselben versehen kehren meist wider, so dass ich darauf nicht mehr einzugehen brauche.

Das vierte capitel (71—166), „die metrischen eigentümlichkeiten der gedichte der dritten periode", begint mit der frage nach den äusseren einflüssen, welche Schillers metrische theorie und praxis in dieser zeit erfahren haben. Das studium der philosophie klärte seine ästhetischen ansichten und wirkte dadurch wenigstens mittelbar auch auf seine metrik. In ähnlicher weise werden die Griechen auf ihn gewirkt haben, denn ein unmittelbarer einfluss ist wol nicht anzunehmen, da Schiller von der antiken metrik keinen rechten begriff hatte, wie auch seine übersetzungen beweisen; vgl. Belling s. 331, wo er sich vorsichtiger und richtiger ausdrückt als hier im 4. capitel. Am meisten verdankt Schiller Goethen und Körner, was gebührend hervorgehoben, während der einfluss Voss' und Schlegels gar nicht untersucht wird. Belling urteilt kurzweg, dass Schiller und Goethe „mit den metrischen bemerkungen Schlegels nicht einverstanden waren", und stüzt sich dabei auf einen brief Schillers an Humboldt, wo es heisst: „mit seinen (Schlegels) kritiken, den versbau betreffend, werden Sie auch wol nicht durchaus einig sein. Goethe hat auch vieles gegen die recension einzuwenden, besonders in rücksicht auf das, was an seinen versen getadelt wird." „Nicht durchaus einig", lautet doch etwas anders! Dazu halte man noch einen spätern brief, in welchem Körner an Schiller schreibt: „Schlegel sagt manches gute über den rhythmus, besonders wo er auf das unbefriedigende im Moritz aufmerksam macht." Diese urteile hätten doch zu näherem eingehen auf die theorien Schlegels bewegen sollen, dessen einfluss jedesfals grösser gewesen ist als der Moritz', welcher ausführliche erörterung gefunden hat. Allein Belling hat sich nicht einmal darum gekümmert, welche schriften Schlegels hier die dichter im auge hatten. Dasselbe gilt für Voss, von welchem allerdings weniger die theorie als die praktische anwendung derselben in betracht komt, denn 1795 schreibt Schiller an Humboldt: „ob die composita wohl-

laut usw. als trochäen und dactylen gebraucht werden können, auch wenn ein vocal darauf folgt, möchte zu bezweifeln sein. Voss hat es sich niemals erlaubt, dafür ist Goethe desto freigebiger damit gewesen." Dieses bestimte und richtige urteil beweist doch, dass Schiller sich die Vossischen hexameter genau angeschaut, während er dessen prosodie noch 1803 nicht zu ende gelesen hatte.

Werden hier die einflüsse Schlegels und Voss' unterschäzt, so werden andere gleichfals bedeutende gar nur im vorübergehen angedeutet. So schreibt Schiller in dem angeführten briefe: „einige bemerkungen über den hexameter in den litteraturbriefen, die ich kürzlich las und sehr gedacht finde, sollen mir künftig auch zum leitfaden bei meinen arbeiten in dieser gattung dienen." Welches waren nun diese bemerkungen und wie weit hat sie Schiller wirklich zum leitfaden genommen? Darauf komt es an, und das hätte untersucht werden müssen. Kurz diese fragen sind ebenso lückenhaft und obenhin abgetan worden wie die entsprechenden im ersten capitel.

Die weitere behandlungsweise dieses capitels stimt im algemeinen mit der des 2. und 3. überein. Ich werde daher nur auf einzelheiten eingehen. S. 78 soll es statt „wort- und versaccent geraten zuweilen mit einander in collision" heissen „satz- und versaccent". — Ebenda ist auch die rede vom gesetze des „schwebenden accentes, das wie Brambach (über die betonungsweise der deutschen lyrik s. 21) nachgewiesen, schon jahrhunderte alt ist." Belling meint damit das gesetz der schwebenden betonung, dessen alter natürlich erst Brambach im jahre 1871 nachweisen muste! Die arbeiten auf dem gebiete der altd. metrik scheinen Belling völlig fremd geblieben zu sein; das ergibt sich auch daraus, dass er das gesetz selbst nicht richtig aufgefasst hat, wie die folgenden beispiele beweisen, bei denen es sich nur um verschiebung der satzbetonung handelt.

S. 96 werden ein paar dankenswerte stilistische beobachtungen angemerkt, welche mit dem versbau im zusammenhange stehen, besonders anaphorische widerholungen desselben wortes, welche eine gute wirkung machen. „Dagegen sehr unangenehm fält das häufige *und* auf in der bürgschaft, mit dem 45 verse anfangend." — Dasselbe begegnet auch in andern gedichten und zwar noch öfter, so beginnen im Taucher 53 verse, im Handschuh 22 (unter 67 versen) mit *und*; auch wird man nicht sagen können, dass sie „sehr unangenehm auffallen", wenn man die gedichte richtig liest und nicht direkt auf die und-jagd ausgeht, vielmehr wird man finden, dass dadurch die raschheit und lebendigkeit der handlung, auf die es der dichter abgesehen hat (daher die vielen polysyndeta), bedeutend gefördert wird.

S. 101 wird getadelt, dass in den strophen von „Das ideal und das leben" der erste vers eine pentapodie, der zweite eine tetrapodie ist. Allein finden wir nicht auch sonst bei Schiller wie bei andern vorzügliche gedichte mit perioden aus verschiedenen versen, wo von einer katalexe keine rede sein kann? Mir scheint, dass sich Belling öfter von einem vorgefassten hypothetischen versschema das urteil hat trüben lassen; so wünscht er z. b. auch im „Lied von der glocke" metrische umgestaltungen und in andern gedichten, wo man mit Schiller sagen kann: „indessen glaube ich doch, dass die empirie zuweilen gegen die regel recht hat."

S. 112 beginnen die untersuchungen über Schillers hexameter und pentameter. Zuerst werden die bemerkungen angeführt, welche Körner und Humboldt zu einzelnen distichen gemacht haben, und nachgewiesen, wie diese von Schiller aufgenommen und benuzt worden sind. Dann folgen die „unregelmässigkeiten, die

sich in der senkung der dactylen finden." Belling schreibt: „da fält sofort auf, dass der verflüchtigungsprocess unsrer sprache, über den manche metriker und namentlich die anhänger und verehrer der mittelhochdeutschen dichtung und verskunst klagen, gerade in den hexametern überhaupt und auch in denen Schillers zum vorschein komt. Denn wenn Vilmar (§ 170) bemerkt: „die compositionssilben *—bar, —fach, —haft, —heit, —keit, —lei, —lich, —sam, —schaft, —tum, —zig,* deren ursprung aus selbständigen nomina jezt fast ganz verdunkelt ist, haben im ganzen ihren alten tiefton noch bewahrt und müssen daher als zur verwendung in zweisilbiger senkung ungeeignet gelten; wenn er (§ 164) in zweisilbiger senkung die anwendung der bildungssilben *—icht, —isch, —ung, —inn* als eine gewaltsame und daher billiger zu vermeidende verflüchtigung bezeichnet, so hat Schiller sehr häufig gegen dieses gesetz verstossen." Ich finde, dass diesen sätzen die klarheit fehlt. Denn wenn in diesen silben von einem „verflüchtigungsprocess unserer sprache" die rede ist, so kann dieser nur darin bestehen, dass sie den tiefton, welchen sie im mhd. besessen, verloren haben; aber dann stehen sie mit recht in der senkung und sind keine „unregelmässigkeiten". Doch gegen diese auffassung streitet wider das citat aus Vilmar, dass diese silben „im ganzen ihren alten tiefton noch bewahrt haben." Hat Vilmar recht und haben sie ihn „noch bewahrt", so kann von keinem „verflüchtigungsprocess unserer sprache" geredet werden, und der gebrauch derselben ist entweder wirkliche unregelmässigkeit oder poetische licenz oder es ist der tiefton in der senkung überhaupt gestattet. Aber da steht auf dem nächsten blatte noch eine andere böse anmerkung, die besagt: „um den beweis zu führen, wie wenig zutreffend jene oben citierten regeln von Vilmar (— Grein) wenigstens für die Schillerschen dichtungen sind, will ich die gesammelten fälle kurz in zahlen angeben." Es folgt nun: *gam, falt* 1-; *lein, mal, teil* 3-; *schaft, fach* 4mal usw. Hier werden also Vilmars regeln wider als unzutreffend bezeichnet: wozu wurden sie dann citiert und was ist das richtige? Auch in den gedichten der ersten periode finden sich dieselben zweisilbigen senkungen und dazu Bellings urteil (s. 12): „was aber die gesetze der tieftonigkeit betrift, so hat Schiller offenbar kein klares verständnis davon gehabt, wie das aus dem bau seiner hexameter hervorgeht." Da wird also Schiller mit Vilmars masstab, den er später als unzutreffend bezeichnet, gemessen und tadelnswert gefunden. Man sieht daraus, dass wir es nicht nur mit ungeschick des ausdruckes, sondern mit wirklicher verwirrung zu tun haben. Das beweisen auch die angeführten belege. S. 12 wird unter den fraglichen tieftonigen endungen auch *—nis* angeführt, s. 120 fehlt dieselbe; gleichwol steht unter den beispielen *geheimnis entflieht.* S. 12 und s. 120 wird unter den silben, welche den alten tiefton bewahrt haben, auch *—lich* genant; aber s. 78 steht zu lesen: „dass eine tonlose silbe zwischen zwei anderen tonlosen durch den versictus gehoben werden kann, zeigt sich wie sonst bei Schiller, so auch hier zu widerholten malen: *lébendés wird, seligém umfangen, königliche* usw." Hier wird also *—lich* für „tonlos" erklärt.

In diesem gestrüppe steht kein ausweg offen, und es ist entstanden aus der unsicheren methode Bellings. Sie gleicht einer wächsernen nase, die er bald dahin bald dorthin dreht. Ein gründliches studium der altd. metrik, namentlich der Lachmannschen schriften, würde ihm schärfere beobachtung und grössere sicherheit eingetragen haben. Er würde dann wahrscheinlich, ohne nach links oder rechts zu blicken, alle bei Schiller vorkommenden zweisilbigen senkungen gesammelt und aus diesen tatsachen in ein paar klaren sätzen den Schillerschen gebrauch fixiert haben. Dann hätte sich erst die frage aufwerfen lassen: wie verhält sich derselbe zu dem

anderer dichter und wie weit entspricht er den naturgemässen anforderungen der metrik und der nhd. sprache? Dabei hätte er sich nicht blos auf die aussprüche Vilmars stützen, sondern sich hier vor allem Brücke's „Physiologische grundlagen der nhd. verskunst“ nicht entgehen lassen sollen. Er würde darin gefunden haben, dass zur tieftonigkeit oder tonlosigkeit dieser silben auch ihre quantität (lautgehalt) als wesentliches moment in betracht gezogen werden muss, was übrigens auch schon die aussprüche Goethes, Humboldts, Körners, Vossens und Schillers nahe gelegt hätten. Dann wären dactylen wie *wógigte*, *wítzige*, *dóppelte*, *wándungen*, *mütterlich*, *geheimnis entflieht*, *bewähret das* u. a. kaum unter die „unregelmässigkeiten“ gebracht worden; denn wenn diese unregelmässig sind, wie sehen dann die regelmässigen aus? Ja auch über fälle wie *zügellos rásseln*, *zweierlei génien*, *bräutigam séndet* usw. würde Belling ein anderes urteil gefunden haben.

S. 125 werden die hexameter abgedruckt, in denen vier versfüsse aus trochäen bestehen; doch *Frisch noch erglänzet die Wand von heiter brennenden Farben* (Pompeji und Herculanum) steht mit unrecht darunter, desgleichen *Halt passagiere! wer seid ihr? wes standes und charakters?* (Xenien). Es ist überhaupt nicht angemessen, dass Belling die distichen der Xenien mit denen der elegischen gedichte vermischt hat, weil komische und satirische produkte andere zwecke und andere licenzen haben.

S. 150—156 handelt über „hiatus und elision“. Man kann nicht sagen, dass Schiller gegen den hiatus gleichgültig gewesen sei; denn wo ihn seine freunde auf einen solchen aufmerksam machten, hat er nach möglichkeit corrigiert; allein er hatte ein schlechtes ohr dafür, weswegen eine grosse reihe hiatusbildender —*e* in der senkung stehen blieb, welche Belling s. 151 verzeichnet. Er fährt darauf fort: „auch in dem falle nimt Schiller an dem hiatus keinen anstoss, wenn das auslautende —*e* die hebung trägt; jedoch sind die fälle seltener“ (*königé auf* usw. folgen 11 belege). Dazu vergleiche man noch den ausspruch auf s. 323: „sogar dann nimt Schiller an dem hiatus keinen anstoss, wenn dies auslautende —*e* die hebung trägt, obgleich diese fälle seltener sind.“ Man beachte das „sogar“. Dass „die fälle seltener“ sind, ist genau genommen nicht richtig; denn man darf nicht übersehen, dass derartige hebungen gegenüber den gewöhnlichen hochtonigen nur eine sehr kleine minorität bilden. Diese hiatus fielen Schiller offenbar noch weniger auf, und das liegt in der natur der sache; denn diese —*e* sind eben nicht „tonlose“ und nicht „geschwächte“ —*e*, sondern werden durch den verstärkten ausatmungsdruck, welchen die arsis erfordert, gelängt. Die pause, welche vor der aussprache des anlautenden vocals durch den kehlkopfverschluss erzeugt wird, trägt bei, den zwischenraum zwischen den beiden arsengipfeln auszufüllen. Daher denn auch die tatsache, dass selbst dichter, welche den eigentlichen hiatus vermeiden, sich diesen gestatten, wie Werner in der zs. f. österr. gymn. (1884) s. 439 nachgewiesen und mit einigen beispielen belegt hat.[1]

1) Wenn man die hiatussamlungen in Sauers „Fünffüssigem jambus“ darauf hin durchprüft, so findet man mehrfache bestätigung: Bodmer duldet z. b. in Popens Duncias nur *erschütterté ein*, *kletterté auf*, welche gleichwertig sind mit *epopé umármet*; in seinen Alexandrinern begegnet nur *königé in*. — Wenn daher Viehoff bei Schiller gerade fälle wie *strahlendé empfangen* als „flecken“ ansieht, so ist das sehr irrig, und Belling hat sich in diesen irtum mit hineinreissen lassen.

Unter „elision“ versteht Belling das, was sonst mit apokope bezeichnet wird, und man wundert sich hier wie öfter, warum er nicht bei den in der altd. metrik gangbaren technischen ausdrücken stehen bleibt, sondern dieselben in verschiedener bedeutung verwendet. Wenn ihm andere das nachmachen, so wird bald eine babylonische wortverwirrung über uns hereinbrechen, statt dass schon die möglichst gleiche terminologie in der altdeutschen und neuhochdeutschen metrik erkennen liesse, dass es sich nur um denselben gegenstand in verschiedenen perioden handelt, wie das in der grammatik der fall ist. Wir werden ohnedies erfahren, dass die differenzen zwischen der altd. und nhd. metrik gar nicht so bedeutend sind, wie es auf den ersten anblick scheinen mag; die meisten ergeben sich von selbst aus der sprachveränderung. Belling hat überhaupt grosse freude an fremdwörtern, seien sie auch noch so scheusslich: vide *corresponsion*, *inconcinne*, *inconcinnität* (auch *inkonzinnität* geschrieben) und andere, die nicht schöner sind. — Den schluss dieses capitels bilden einige bemerkungen über die musikalischen compositionen der gedichte.

Damit ist Belling mit der behandlung der Schillerschen lyrik zu ende. Man wird erkant haben, dass manches darin eine ausgiebige correktur von nöten gehabt hätte. Ich muss noch auf ein paar lücken hinweisen, die mir aufgefallen sind. Belling gebraucht ictus und arsis ohne weiteres als ganz identisch; man vgl. z. b. s. 78: „eine tonlose silbe zwischen zwei andern tonlosen kann durch den versictus gehoben werden.“ Meines erachtens darf gerade in solchen fällen von einem ictus keine rede sein; allein er hat die frage gar nicht aufgeworfen, ob Schiller beide von einander unterschieden habe, wie es andere gleichzeitige und spätere dichter sicher tun. Ich verstehe unter ictus jene arsen, welche durch den satzaccent verstärkt werden und den versen ihren bestimten tonfall, ihre bestimte sprachmelodie verleihen. Da komt mir soeben das vorlezte Crefelder programm (1883, nr. 430) mit einer sehr beachtenswerten abhandlung von E. Stolte „Metrische studien über das deutsche volkslied“ in die hände. Stolte fasst sowol die musikalische melodie in volksliedern und in volkstümlichen liedern als auch die sprachmelodie in deklamatorischen gedichten ins auge. An einigen beispielen aus der Glocke weist er nach, wie treflich besonders Schiller die leztere zu gebrauchen verstand.

Man vergleiche:

Und als wòlte sìe im wéhen
Mìt sich fòrt der érde wúcht
Rèissen ìn gewàltger flúcht,
Wáchst sie in des hìmmels hóhen
Ríesengross.

Nur wenige ictus, denn die rede eilt, von den schwach betonten arsen und der wortstellung getrieben, bis zum „*riesengross*“, welches den stärksten ictus und die dauer einer ganzen verszeile von vier trochäen hat. Dazu vergleiche man:

Aùs der wólke òhne wáhl
Zúckt der stráhl usw.,

wo arsis und ictus regelmässig wechseln und der rede etwas stossendes, zuckendes geben. Dazu die umstellung:

Flác̀kernd stèigt die feúersäùle usw.

ferner:

Álles rénnet, réttet, flúchtet,

wo der ictus jedes wort trift und zum nachdrucksvollen vortrag zwingt. Und dazu wider:

Vòn dem dóme schwér und báng
Tȍnt die glócke grábgesáng.

In allen fällen haben wir den gleichen trochäischen rhythmus und dennoch überall verschiedene sprachmelodien, welche zunächst durch die verschiedene verwendung des ictus erzeugt werden. Der ictus gibt der deklamation reichen tonwechsel und bestimt die eigentümlichkeit der verse ebenso wie die zahl und art der versfüsse. Er darf daher bei metrischen untersuchungen durchaus nicht ausser acht gelassen werden. — Auch bei Brücke hätte Belling die notwendigsten andeutungen darüber gefunden.

Ferner ist schon von einem andern recensenten (Rachel, wissensch. litbl. 1884, s. 8) darauf hingewiesen worden, dass Schiller auch in der lyrik wahrscheinlich die senkung ab und zu fehlen lässt; vgl. z. b. im Handschuh den vers „*Sass könig Franz*, der besser mit drei hebungen, denn als jambische dipodie zu lesen“ ist. Die altd. dichter braucht Schiller deswegen nicht gekant zu haben, denn sein feines metrisches gefühl, das ihn so vieles gelehrt, konte ihn auch auf das motiv der fehlenden senkung führen. — Endlich hätte doch auch die frage gestelt werden sollen, ob Schiller ausser der apokope keinen anderen modus gekant habe, vocalischen auslaut vor vocalischem anlaut in der aussprache zu unterdrücken. Ich will ein beispiel anführen: in zwei recensionen des Taucher liess Schiller den vers *Sich régte in dem fúrchtbaren höllenrachen* stehen. An dreisilbige senkung ist nicht zu denken, sondern nur an synalöphe *regtę in*. — Auch die blosse, aber begründete negation dieser fragen besässe ihren wert; doch ganz übergangen durften sie nicht werden.

Das fünfte capitel (s. 167—239) beschäftigt sich mit den „metrischen eigentümlichkeiten der dramatischen dichtungen.“ Bisher hat Belling nach Gödeke und Hempel citiert, für „die dramen legt er aus praktischen gründen die weiter verbreitete Cottasche ausgabe von 1838 zu grunde.“ Ich finde das sehr unpraktisch, denn jezt muss man zu den beiden früheren ausgaben noch eine dritte besitzen, welche keinerlei vorteile, wol aber einen schlechteren text hat. Diese drei ausgaben werden sich nicht häufig in einer hand finden: der germanist wird Gödeke und Hempel haben, aber schwerlich die Cottasche von 1838, da sie ihm nichts besonderes bietet: der weitere leserkreis, auf den der verfasser hiermit besonders speculiert, wol die Cottasche, vielleicht auch die Hempelsche, aber sicher nicht die kostspielige von Gödeke. So wird es kommen, dass beide teile unzufrieden sind, während, wenn er bei Gödeke geblieben, wenigstens der germanist versorgt gewesen wäre: abgesehen davon, dass genaue citate aus Gödeke allein möglich sind, weil nur er die gedichte numeriert und die verse gezählt hat.

Nach einer algemeinen erörterung, wie Schiller, der seine ersten dramen in prosa geschrieben, dazu kam, den vers zu verwenden, geht Belling über zur untersuchung des äussern einflusses, welchen Schillers jambus erfahren hat: „offenbar hatte Lessing einen grossen einfluss auf Schillers erste versuche im fünffüssler.“ Der beleg für diese behauptung tritt jedoch in der folgenden darstellung nicht zu tage, weil mehr von dem unterschiede als von der übereinstimmung der beiderseitigen jamben gehandelt wird. Jenes merkmal, welches für den Lessingschen vers besonders charakteristisch ist, hat er gar nicht berührt: nämlich das verhältnis zwischen den stumpfen und klingenden versen. Sauer wies („Der fünffüssige jam-

bus", s. 50) nach, dass „der stumpfe vers gleichsam das erkennungszeichen der Lessingschen schule bildet."[1]

Mit den erklärungsgründen für die verschiedenen metrischen erscheinungen im dramatischen vers, die gewöhnlich schwer zu finden sind und besondere vorsicht erfordern, ist Belling rasch zur hand. Aus der „pathetischen diktion" erklärt er alles mögliche, z. b. auch, dass „die kühneren enjambements bei Schiller nicht so häufig sind als bei Lessing." Die pathetische diktion würde eher zum entgegengesezten verleitet haben, wenn Schiller nicht mit absicht das enjambement beschränkt hätte, wie sich aus einem brief an Körner ergibt, welchen auch Belling s. 181 citiert.

Bei den dramen sammelt Belling auch den hiatus von vers zu vers, was er bei der lyrik[2] ganz vergessen hat; aber er tut es rein mechanisch, ohne auf die interpunktion zu achten, die doch wesentlich ist. So verzeichnet er (s. 185) als ersten beleg aus der Iphigenie *die geraubte / es ruft.* Aber nach *geraubte* steht punkt, und *es* begint nach einer pause einen neuen satz und einen neuen gedanken, so dass der hiatus nicht zur wirkung kommen kann. Noch deutlicher wird das beim zweiten der angeführten belege *zunge / ein schlimmeres,* wo nach *zunge* nicht nur punkt steht, sondern *ein* sogar in die rede einer andern person fält. Dagegen hat Belling den ersten wirklichen hiatus in diesem stücke *noch ruhe / in Aulis herrscht* (I. akt, 1. auftr., gleich im anfang) nicht angeführt. — Auf derselben seite 185 steht ferner zu lesen: „auch hier bleibt das tonlose *e* bei folgendem vocal ausser beim verbum stehen." Aber die folgenden beispiele widersprechen dieser regel, denn bei *gehorche / ich, habe / umsonst, rühmte / als, genösse / und* usw. erscheint tonloses *e* gerade am verbum.

S. 199: „trochäen sind auch hier (in der Stuart) selten und zwar nur im ersten fuss und in anreden." Folgen belege wie *Ladỳ an dém ist eúre kunst verloren. Hannà du bléibst.* Mir scheint es unpassend von „trochäen" oder „trochäischen versen" zu reden, wenn der trochäus nur im ersten fusse vorkomt, denn wenn man in lyrischen gedichten diese unregelmässigkeit mit schwebender betonung bezeichnet, warum nicht auch in den versen des dramas? Verschiedene namen erzeugen verschiedene begriffe, deswegen soll gleichartiges gleiche bezeichnung tragen.[3] Wenn man bei den angeführten versen von trochäen spricht, wie soll man die wirklich trochäischen verse benennen? Denn auch solche begegnen in der Stuart und zwar nicht nur in anreden, wie Belling bemerkt; vgl. z. b. *Seine künste̖ waren keine andre.* Das sind unzweifelhafte trochäen. Übrigens finden sich schwebende

1) Warum Lessing und seine schule den klingenden versausgang möglichst gemieden hat, mag vielleicht daher kommen, dass im zusammenhängenden vortrag die lezte senkung des einen verses mit dem ersten jambus des andern einen anapäst erzeugt, wenn nicht durch eine interpunktion dazwischen eine pause herbeigeführt wird.

2) Er ist da nicht selten, vgl. Melancholie *wangenröte/ist;* Kindesmörderin *höllenwunde/in der;* Elegie auf den tod eines jünglings *winkte/ihm, blinkte/ihm; rauche/ihren;* Elysium *gefilde/ewiger* usw.

3) S. 185 citiert er aus den Phönikerinnen den vers *ins haus zurück, mein kind, in deinem frauen-/gemach* und nent diese erscheinung versbrechung, aber s. 196 und später, wo sie widerkehrt, wortbrechung. Die erstere bezeichnung ist ungenau, denn der vers ist nicht gebrochen, sondern ganz correkt.

betonungen und wirkliche trochäen in der Stuart häufiger als aus Bellings angabe zu schliessen ist; ich berühre hier eine fahrlässigkeit, die sich durch dieses ganze capitel hindurchzieht: den mangel an bestimten angaben. Da heisst es z. b.: neben den regelmässigen fünffüsslern stehen „viele sechsfüssler", oder „es finden sich auch sechs- und vierfüssler und zwar die erstern häufiger als die lezteren", oder „anapästen sind recht häufig", oder „das enjambement ist fast noch mehr eingeschränkt wie in den früheren dramen" usw. Diese „viele", „häufiger", „fast noch mehr" frommen uns wenig; nur die bestimten zahlenverhältnisse können die genaue einsicht bringen in das wachsen und abnehmen dieser oder jener eigentümlichkeit. Es ist daher zu sagen: unter so vielen versen des dramas finden sich so viele fünffüssler, so viele sechsfüssler, vierfüssler usw. Sauer hat in seinem „Fünffüssigen jambus" eine reihe von dichtern bearbeitet und sich die mühe des zählens nicht verdriessen lassen; um so mehr werden wir berechtigt sein, dasselbe in der spezialmetrik eines dichters zu verlangen. Dafür hätte es sich Belling oft ersparen können, seitenlang belege anzuführen, die schliesslich doch nicht volständig sind. In diesem herunterdrucken ganzer verse[1] und strophen, wo genaue citate dasselbe erreicht hätten, offenbart sich die freude an der buchdicke, nach welcher ja heutzutage doch kein verständiger mehr litterarische leistungen misst, ebensowenig wie man sich eine reichsratswahl nach der bauchdicke einfallen lässt.

S. 211: „Hiatus wie früher, also auch: (Turandot) 381 *geheimnissé erklär.* Im versausgang nur zweimal 319 *bitt' / ihn.* 432 *er wiss' / es.*" Wo ist denn in diesen beiden lezten fällen der hiatus? — Ebenda überrascht der satz: „schwebende betonung (findet sich in Turandot) 425 *fürchte nichts mehr.*" Um ein eigenes urteil zu gestatten, muss ich den ganzen vers hersetzen: *dich quälen furcht und zweifel — fürchte nichts mehr.* Da zeige mir ein anderer die „schwebende betonung". — S. 218 wird *haltet fést* als anapäst erklärt und einige zeilen später dasselbe *haltet* als trochäus. — S. 219: „Was den klingenden ausgang (im Tell) betrift, so kommen ausser einigen zusammensetzungen fast nur enclitisch angehängte pronomina vor und auch diese nur in mässiger anzahl." Nun folgen belege: *der see geht, rett' ihn, hab' ich* usw. Ist *geht* ein enclitisch angehängtes pronomen? Aber noch übler ist, dass dieselbe stelle gleich unten auch unter „den freiheiten" des versschlusses angeführt wird, nur ist noch ein schreibfehler dazu gekommen, welcher *der* zu *die* gemacht hat. Ähnliche flüchtigkeiten liessen sich noch viele anführen, welche zeigen, wie rasch der verfasser sein buch gemacht hat, was auch der sorglose ungefeilte stil mehrfach bestätigt.

Im sechsten und siebenten capitel behandelt Belling die trimeter und knittelverse, die strophischen und systemartigen gebilde in den dramen: die leztern sehr eingehend, wie er denn überhaupt auf die untersuchung des strophenbaues, auch in der lyrik, seinen grösten fleiss gelegt hat. Trimeter finden sich nur wenige: nur in ein paar scenen der Jungfrau von Orleans und der Braut von Messina. „Ein trochäus statt eines jambus" steht in diesen trimetern nur einmal in der Jungfrau und einmal in der Braut, beidemal im ersten fuss, was es besonders nahe legt, dass sie nicht als wirkliche trochäen, sondern mit schwebender betonung zu lesen sind, wie ich vorhin gesagt habe: *eignès gelüsten; widèr dich selber.*

1) Z. b. druckt er von s. 128 — 130 regelmässige pentameter, s. 99 — 106 strophe auf strophe ab.

In knittelversen ist Wallensteins lager geschrieben. Belling bringt ein paar notizen über die historische entwicklung dieses versmasses, in denen einiges schief steht. „Die kurzen reimpaare der höfischen epik ... wurden im laufe des 15. und 16. jahrhunderts unter der herschaft des silbenzählenden princips ein oft recht mechanisch gehandhabtes versmass, das seit Opitz in die tiefste verachtung verfiel, aus der gebildeten poesie gänzlich verschwand und nur dem volksgebrauch geläufig war unter dem noch jezt gangbaren namen knittelverse." Es trift nicht zu, dass der knittelvers erst seit Opitz in verachtung kam; er stand in derselben schon im 16. jahrhundert, wie denn auch der name knüppelvers schon damals von den humanisten in umlauf gebracht wurde. In gewissem sinne hat gerade Opitz, ohne es zu ahnen, das neue aufleben dieses versmasses ermöglicht, indem er das quantitätsprincip der humanisten aus der deutschen litteratur entfernte und dafür das accentprincip wider einführte, welches eine notwendige voraussetzung zum nhd. knittelvers ist. So hat er denn auch in der Poeterei volkstümliche vierhebige verse als beispiele gebraucht *erhált uns, hérr, bei déinem wórt*. Seine musterverse entsprechen denen der guten mhd. zeit. Hemmend war nur seine einseitige betonung des trochäus und jambus, wodurch fehlende und doppelte senkungen ausgeschlossen wurden. Allein schon von seinen zeitgenossen erfuhr er hierin widerspruch, und Lauremberg, Warnecke u. a. (abgesehen von den pritschmeistern) folgten ihm auch in der praxis nicht nach. Später hat dann Breitinger, der ganz auf Opitzens schultern stand, den rat erteilt, dass man des „angenehmen wechsels" wegen senkungen fehlen lassen oder mehrsilbig machen soll.

Weiter heisst es bei Belling: „man verstand darunter verszeilen, die paarweis reimten, kein bestimtes mass hatten und zuweilen noch mit sinwidriger betonung nach wilkür und laune ganz unregelmässig gebildet waren." Das trift bei manchem produkt allerdings zu, aber im algemeinen blieb doch die vierhebigkeit als grundmass bestehen. Auffallend ist es dann, wie Belling mit der frage „sind nun Schillers verse in Wallensteins lager solche rohe knittelverse?" auf Schiller überspringt. Selbstverständlich war diese frage mit einem „durchaus nicht" zu beantworten. Ich glaube, wenn er einmal die geschichte des knittelverses berührt, so hätte es ihm vor allem auf die unmittelbaren vorgänger Schillers ankommen sollen, welche diesem anregung und vorbild gaben. Er würde dann im weitern auch nicht Schillers verse an den reimpaaren der mhd. zeit, von welchen Schiller nichts wuste, gemessen haben: „aber ebensowenig ist an die kunstreiche messung der mhd. reimpaare von vier hebungen bei stumpfem schluss, von drei bei klingendem zu denken." Das versteht sich doch von selbst. Denn diese unterscheidung beginnt schon im 14. jahrhundert zu verschwinden, wird im 15. selten und hat im 16. aufgehört, und zwar nicht etwa aus laxismus, sondern im naturgemässen zusammenhange mit der quantitätsentwicklung unserer sprache. Wenn Schiller die alte weise wirklich nachgeahmt hätte, so wäre das bei ihm keine „kunstreiche", sondern eine ganz mechanische, unmotivierte messung geworden, weil seine sprache in reimen wie *ich fahre : die jahre* keinen quantitätsunterschied kante und ebensowenig dieselben zu zwei hebungen *(fáhrè)* verwenden durfte.

Bei der fehlenden senkung hätte die lage in betracht gezogen werden sollen; es würde sich dann gezeigt haben, dass sie häufiger innerhalb eines wortes *(ánkúnft)* als zwischen zwei wörtern vorkomt, während sich aus Bellings beispielen das umgekehrte verhältnis ergibt (3 zu 4). — Neben fehlender senkung gebraucht Schiller auch ein- und zweisilbige. Hier wäre zu wünschen gewesen, dass Belling die

silben in den zweisilbigen senkungen gesammelt hätte, weil nur daraus die entscheidung gefält werden kann, ob *gróssmutter* (ˊ ∪ ∪) oder *gróssmútter* (ˊ ˊ ∪) wie *féldflásche* (ˊ ˊ ∪) zu scandieren ist. Mehr als zweisilbige senkung gestattet sich Schiller niemals. Das zu betonen, ist von wert. Wenn man von nhd. knittelversen spricht, denkt man immer an Goethe und zunächst an den Faust. Hier hat man, um die vierhebigkeit möglichst aufrecht zu halten, auch dreisilbige senkungen sehr böser natur annehmen zu müssen geglaubt: also z. b. *héisse magíster, heisse dóctor gár.* — *ter heisse* stünden in der senkung, was um so unglaublicher ist, da *heiss* das erste mal in demselben verse eine sichere hebung trägt. Man wird sich entschliessen müssen, hier und in den andern ähnlichen fällen fünfhebigkeit anzunehmen, welche ja auch die nachahmer Goethes von Lenz bis A. W. Schlegel sich gestattet haben. Auch Schiller dehnt den knittelvers zur fünf- und sechshebigkeit aus, genau so wie er auch den trimeter und den fünffüssigen jambus verlängerte, so dass man sagen kann: alle versarten, welche ausser den strophischen im drama gebraucht werden, participieren an der algemeinen freiheit des fünffüssigen jambus und können verlängert und verkürzt[1] werden.

Das lozte capitel (s. 315—338) enthält „rückblick und resultate“. Schiller selbst schreibt in einem briefe an Goethe, dass metrische untersuchungen nur durch systematisieren brauchbar gemacht werden können. Keiner hat diese theoretische forderung treffender in die praxis umgesezt als Lachmann in den einzelnen teilen der altd. metrik: er bleibt noch immer muster. Zu einem derartigen systematisieren ist Belling bisher nicht gekommen. Um so geratener wäre es gewesen, wenn er es hier getan hätte; wenn er jezt, im schlusscapitel, aus seiner ganzen arbeit das reine facit sauber herausgestrichen und die gewonnenen resultate, welche natürlich identisch sein müssen mit den von Schiller gebrauchten metrischen gesetzen, in ein durchsichtiges geschlossenes system gebracht, zu welchem die metrischen erscheinungen den einteilungsgrund gegeben hätten. Also etwa zuerst betonung. Der algemeine gebrauch bei Schiller wird als algemeines gesetz an die spitze gestelt. Folgen die unterabteilungen in hochton, tiefton usw. Wo und unter welchen bedingungen wird lezterer bei Schiller zur hebung verwendet? usw. Die sonderheiten und ausnahmen stellen sich dabei von selbst bloss. So ergibt sich einheit in der erdrückenden mannigfaltigkeit: ein klares bild von Schillers metrik. Allein statt dessen erhalten wir von Belling nur eine auszügliche, etwas veralgemeinte widerholung des vorausgehenden in derselben reihenfolge. Wer sich jezt z. b. über Schillers betonungsweise orientieren will, muss bei den gedichten aus der ersten, zweiten, dritten periode und bei jedem einzelnen drama nachschlagen, und da wird er sich meist aus den belegen belehren müssen. da genaue daraus hergeleitete sätze fehlen. Die übersicht ist dadurch sehr erschwert.

Damit haben wir das ende des buches erreicht. Es wäre nun daran, alle vorteile und nachteile desselben zusammenzufassen und an einander abzuwägen; allein das will ich unterlassen, denn es könten die leztern überwiegen und das täte mir leid, weil es der erste versuch dieser art ist und weil der verfasser viel fleiss und mühe verwendet, reiches material zusammengetragen, manche feine bemerkung eingestreut, besonders den strophenbau eingehend untersucht, was uns vor allem not tat, und trotz diesem und jenem ein buch geliefert hat, welches bei jedem Schillerstudium gute dienste leisten wird. — Mein concept hat noch einen langen

1) Dass Schiller den knittelvers auch verkürzt, hat Belling gar nicht bemerkt.

wanz aus druckfehlern wie *grenzlose* (s. 9), *sonnenaufgangglut* (s. 12), *pflogen* [st]att *flogen*, s. 13), *zweite* (statt *weite*, s. 82), *urspruch* (statt *ursprung*, s. 86); [...] den will ich abhacken, denn es liegt wenig an fehlern, die jeder auf den [...]n blick bessern kann; etwas übler sind falsche zahlen im register, weil viele [...]geduld nicht aufbringen werden, die rechten zu suchen: so schreibe man beim [...]iergang 115 statt 195, setze beim Alexandriner ein 324, bei der Bürgschaft [...] bei der Elision 323, beim Graf von Habsburg 337, beim Hexameter 112, bei [...]tock 335, Schubart 336, beim Taucher 88, 141, 337. Es ist überhaupt ein [...]el, dass das register nicht auch die verweise auf die auffallenden betonungen [...]lt.

INNSBRUCK. J. E. WACKERNELL.

[...]ögur Sudrlanda. Magussaga jarls, Konráđssaga, Bæringssaga, [Fl]oventssaga, Beverssaga med Inledning utgifna af **Gustaf Cederschiöld.** [Lu]nd 1884. I Kommission hos F. A. Brockhaus, Leipzig och C. W. K. Gleerup. [...] 4°. ss. CCLII, 273. 20 m.

Nachdem G. Cederschiöld im XIII. XIV. XV. bande von Lunds Universitets [...]rift die texte vorliegender sögur, im XVIII. u. XIX. die ausführlichen litterar[...]rischen und textkritischen einleitungen zu denselben veröffentlicht hatte, gibt [...]s in vorliegendem bande beides vereint und macht seine fleissigen und mühevol[len] [...]arbeiten erst recht zugänglich. Jeder der sich mit nordischer litteraturgeschichte oder mit der romantischen litteratur des mittelalters beschäftigt, wird dem herausgeber für diese neue publikation dank wissen, denn Cederschiölds arbeiten auf dem gebiete der späteren nordischen litteratur sind rühmlichst bekant; seine publikationen, welche fast alle editiones principes sind, zeichnen sich durch gründlichkeit und genauigkeit aus, seine forschungen sind objectiv, alles ist wol erwogen, und wenn auch an verschiedenen punkten eingehendere untersuchungen erwünscht wären, so ist doch fast überall der weg zu diesen gebahnt. Ich will gleich hier hervorheben, dass dreien der herausgegebenen sögur eine deutsche, ziemlich ausführliche inhaltsangabe von H. Gering beigegeben ist, damit dem des altnordischen unkundigen gelegenheit geboten sei, auch die isländischen quellen in den bereich seiner forschungen zu ziehen, wenn er ihrer bedürfen solte.

Von den vorliegenden 5 sagas waren drei überhaupt noch nicht, die beiden andern in ganz abweichenden redactionen und auch diese ziemlich oberflächlich herausgegeben. Jenes sind die Bæringssaga nach cod. AM. 4° 580, die Floventssaga in zwiefacher fassung und zwar I. nach dem cod. AM. 580 A. 4°. und II. nach dem cod. membr. Holm. 6. 4°, die Beverssaga mit zu grundelegung der codd. Holm. 6. 4° und 7 fol.; die Mágussaga jarls gab in ganz abweichender fassung Gunnlaugr Þórđarson (Kaupmannahöfn, 1858: Bragđa-Mágussaga međ tilheyrandi þáttum) für den schulgebrauch heraus, die Konráđssaga keisarasonar ebenderselbe 1859.

Cederschiöld gibt diesen sagen den gemeinsamen namen „Fornsögur Suđrlanda.“ Ich möchte an dieser bezeichnung etwas anstoss nehmen, wenn der herausgeber, was ja am nächsten liegt, im hinblick auf den inhalt der sagen diesen titel gegeben hat. Die Beverssaga ist nämlich ein rein englischer stoff, der ja im volksbuche von Sir Bevis of Hampton sich noch bis in jüngster zeit der gunst

des englischen volkes erfreut hat. England aber ist meines wissens nie von den Nordländern zu den Suðrlǫnd gerechnet worden, ja es scheint mir geradezu gewagt, wenn wir die nordische heimat unserer sǫgur in Norwegen suchen. Etwas anders jedoch gestaltet sich die sache, wenn wir die quellen der nordischen werke ins auge fassen; dann dürfte jener titel nicht ungerechtfertigt sein; die Beverssaga scheint nämlich nicht aus dem englischen originale, sondern aus einer französischen übersetzung geschöpft zu sein. Auf alle fälle würde m. e. der titel „Romantiska sagor“ besser passen als der gegebene, denn alle fünf sǫgur sind voll von sagenhaften übertreibungen, sodass sie romantische im vollsten sinne sind.

Das grosse capitel über die romantischen sagas auch nur annähernd abzuschliessen ist noch keine Zeit, da der bei weitem gröste teil derselben noch gar nicht herausgegeben ist. Es ist der jüngste zweig der blüteperiode der altnorwegisch-isländischen litteratur, welche in diesen produkten noch einmal in ihrer art eine fast einzig dastehende pracht und mannigfaltigkeit entwickelt, nachdem sie wenige decennien früher ihre volle kraft in der behandlung heimischer Stoffe gezeigt hat. Selten stehen in der litteraturgeschichte eines volkes zwei blütenzweige so dicht neben einander, wie diese beiden in der isländisch-norwegischen. Aus allen ländern her drangen die stoffe nach dem norden: die sagen Karls des Grossen, wie sie in Frankreich gesungen, die lieder von Dietrich von Bern und seinen recken, wie sie der deutsche spielmann erzählte, die geschichte der alten Brittenkönige, wie sie mit allerlei phantastischen gebilden Gottfried von Mommouth berichtet, die epen von könig Artus und vieles andere fanden im Norden aufnahme und pflege. Manches, was im laufe der jahrhunderte aus der übrigen welt verschwunden ist, hat sich hier noch erhalten, und erst in den lezten decennien hat man begonnen, diesen reichen schatz zu heben. Wol sind die meisten dieser werke rein nordisch geworden, denn wenn der Isländer oder Norweger seinen griffel zur hand nimmt, so muss er nordisch schreiben d. h. er kann nicht bloss abschreiben, er will nicht bloss übersetzen, sondern er muss seine anschauungen, seine erfahrungen, seine belesenheit mit seiner vorlage vereinen; allein aus allem lässt sich der alte kern herausschälen, wenn man nur etwas methodisch in diese werke einzudringen und die speciell nordischen sprösslinge abzusondern versteht. Viel zu dieser umgestaltung trägt die form bei, denn nicht wurden gedichte in gedichtform widergegeben, sondern in schlichter prosa; erst eine spätere generation verwante den reim auch zu diesen stoffen, schöpfte aber nicht aus fremden quellen, sondern benuzte zu ihren reimen die heimischen übertragungen.

Bevor ich auf vorliegende sagas selbst näher eingehe, sei es mir erlaubt, auch ein schärflein zur geschichte der romantischen litteratur des nordens zu geben, wenn es auch mit vorliegendem werke nicht in unmittelbarem zusammenhange steht. P. E. Müllers aufzählung der romantischen sögur (Sagabibliothek III. s. 480—84), die Förteckning öfver kongl. bibliothekets i Stockholm isländska handskrifter und andere werke zeigen zur genüge, welches feld hier noch brach liegt und der arbeiter harret. Von den meisten werken kennen wir nur den titel; wie manches würde dem sagenforscher eine wilkommene beisteuer sein. Unter den bisher unedierten sagen findet sich auch eine Ulfssaga Uggasonar, eine saga, deren überschrift durch den gleichklang mit dem namen des isländischen skalden aus dem 10. jahrhundert mich s. z. veranlasste, mir eine abschrift der Stockholmer papierhs. zu machen, wenn ich auch sofort gewahr wurde, dass beide personen nichts miteinander zu tun haben.

Die Ulfssaga Uggasonar stamt aus der periode der isländischen renaissance. Eine membrana hat jedenfalls gar nicht existiert. Von hss. und fragmenten der saga sind mir bekannt geworden:

1. cod. Holm. chart. fol. nr. 70, aus den jahren 1680—90 mit dem concepte einer schwedischen übersetzung (Arwidssons Fört. s. 93).
2. cod. Salan. nr. 72. 4° der universitätsbibl. zu Upsala, geschrieben um 1650. (Antiq. Tidskr. 1847. s. 99).
3. cod. AM. 588. R. 4° der universitätsbibl. zu Kopenhagen; ebenfals aus dem 17. jahrh. fragm. Ausserdem besizt die isländ. litteraturgeselschaft zwei fragmente der saga, nämlich:
   nr. 228, 4°: Sagan af U. U. 4 capp. und
   nr. 362, 8°: Söguþáttr af U. U. 6 capp. (Skýrsla um handritasafn hins ísl. bókm. 1869. s. 97 und 223).[1]

In der Stockholmer hs., deren abschrift mir zur verfügung steht, ist die saga in 15 capp. eingeteilt und führt die überschrift: Hier byriast sagan af Úlfe Uggasyne; nach dieser ist der inhalt folgender: Uggi, könig der normandie, hatte von seiner gemahlin Exmyta, der tochter des königs von Liberaland, einen sohn, namens Ulf, und eine tochter Menira. Als Ulf herangewachsen war, bat er seinen vater um kriegsschiffe und unternahm mit diesen seine kriegsfahrten. Nach hartem kampfe werden die wikinger Morlaut und Mutus besiegt und getötet, ihre schiffe von Ulf in besitz genommen. Nach diesem komt er in ein land, wo in einer höhle die zauberkundige Skrama mit ihrer tochter Emma wohnt. Erstere versucht sofort den kampf mit dem jungen königssohne, unterliegt aber und behält nur auf die einsprache ihrer tochter hin das leben unter der bedingung, mit ihrer zauberkunde dem Ulf fernerhin beizustehen. Während des winters verweilt Ulf mit den seinen auf der insel.

Zu jener zeit herschte könig Modran über Persien; seine gemahlin war Glöd, beider kinder Arius und Mara.

Nun geschah es, dass ein riese namens Skjálg um die schöne Menira freite; er will, erhält er des königs tochter nicht, diesen und sein ganzes volk vernichten. Niemand wagt, gegen den riesen zu kämpfen. Die königstochter will sich lieber auf dem scheiterhaufen verbrennen, als ihn zum gemahl nehmen; auf ihren rat sendet zuvor der könig den Ásbiörn zum Arius von Persien, damit dieser den kampf versuche. Derselbe komt und erlegt den riesen im zweikampf; als preis erhält er die Menira zugesagt. Gleich darauf stelt sich jedoch Arius die aufgabe, zunächst den Ulf zu suchen, da ihm der sterbende riese geweissagt hat, er werde die Menira nicht früher zur gemahlin erhalten, bevor er nicht alle seine brüder erlegt hätte.

Ulf war unterdessen mit dem neuen frühjahr von neuem auf raubzüge ausgegangen. Da trift ihn Arius; nachdem sie sich zu erkennen gegeben und lezterer seinen zweck erzählt hat, verbrüdern sie sich. Beide fahren zurück zur Skrama und erforschen von ihr den aufenthalt und die familienverhältnisse von Skjálgs brüdern. Sie erzählt, wie der riese Risa von Serkland sechs söhne und zehn töchter, alle unholdinnen, besässe, und wie namentlich der eine sohn, Skrogg, sich durch seine kraft hervortue. Trotz dieser schilderung machen sich Ulf und Arius auf,

1) Auf diese frgmt. machte mich herr prof. Möbius freundlichst aufmerksam.

finden Skrogg mit seinen brüdern und erlegen sie nach einem heissen kampfe, in welchem Skrama den verbrüderten heimlich beigestanden hat.

Jezt gilt es, die schwestern und eltern des Skjálg in Serkland aufzusuchen und zu erlegen. Abermals harnischt die Skrama durch ihre zauberkunde ihre schützlinge; was sie selbst nicht tun kann, schaft ein zauberer in Serkland, Bjalbi, dem sie grüsse bringen lässt. Zunächst werden die töchter, dann die eltern getötet. Von dem zauberkundigen Bjalbi in Serkland erfährt Ulf auch, dass sich unterdessen der lezte bruder des Skjálg, Gorm, nach der Normandie aufgemacht und dass er daselbst könig Uggi getötet und seine tochter Menira entführt habe; begleitet sei er von seiner schwester Skinbrók. Sofort machen sich Arius und Ulf nach der Normandie auf. Sie finden hier den Gorm; ein harter kampf entspint sich, in welchem Gorm besiegt und infolgedessen Menira befreit wird. Doch ist Gorm noch nicht tot; in der folgenden nacht entflieht er, nachdem er die wachen getötet hat. Allein bald hat man ihn eingeholt und nach hartem kampfe fält er. Nachdem Ulf nochmals der Skrama ihren dank abgestattet, segelt er mit Arius nach Persialand und freit hier um dessen schwester. Mit der doppelhochzeit der beiden königssöhne schliesst die kleine saga.

Ob dem kerne dieser erzählung ein ausländischer stoff zu grunde liegt, lasse ich dahingestelt; wahrscheinlich will es mir nicht scheinen. Ich halte sie vielmehr für ein apokryphon, dessen verfasser die alten sagen, sowol romantische als heimische, gelesen hatte, aber nicht in ihr verständnis eingedrungen war. Heimische namen stehen dicht neben fremden, der kern der erzählung selbst ist fremd, das gewand aber, in das sie gehült ist, ist nordisch. So will sich Menira auf dem scheiterhaufen verbrennen, so ist der ganze zauber der Emma, des Bialbi, der riesenfamilie in Serkland im isländischen volksglauben zu hause; selbst anspielungen auf die nordische mythologie finden sich, wenn sie auch zeigen, dass dem verf. die kentnis derselben ganz abgegangen ist. Wird doch von Skjálg gesagt, dass er zu Odin gefahren sei, und Arius sagt zu dem riesen: Ich würde mit dir den kampf aufnehmen, selbst wenn du Thor wärst. Auch die sprache weist nicht über das 16. jahrh. zurück, alles gründe, die der saga jeden sagwissenschaftlichen wert absprechen: sie ist nur ein litterarhistorisches zeugnis für die art selbstständigen schaffens aus der renaissanceperiode.

Doch ich wende mich zu den Fornsögur Suđrlanda zurück. Die einzige saga, welche von ihnen bisher in den bereich wissenschaftlicher untersuchungen gezogen worden ist, ist die Mágussaga. Wir kanten nur die eine redaction, eine ausführliche, breite fassung, dazu jung, wol nicht vor dem 15. jahrh. verfasst. Auch die ausgabe von Gunnlaug þórđarson, die ja nur für isländische schulen ist, lässt viel zu wünschen übrig. Sie liegt den untersuchungen von F. A. Wulff (Notices sur les sagas de Mágus et de Geirarđ et leurs rapports aux épopées françaises. Lund 1874) und Suchier (Die Quellen der Mágussaga, Germania XX. s. 273 ff.), den bemerkungen R. Köhlers (Germania XXI. 18 ff.), G. Paris' (Rom. IV, 474 ff.) u. a. zu grunde.

Die beiden fassungen haben nichts miteinander zu tun. F, wie Cederschiöld die jüngere und ausführlichere nent, ist eine volständig neue arbeit. Während in der älteren fassung — nennen wir sie die redaction A — die saga mit der aussöhnung der Amundssöhne und des kaisers schliesst, knüpft F noch eine ganze reihe von sagen an, die mit dem eigentlichen kerne in recht lockerem zusammenhange stehen. Aber auch die gemeinsame überlieferung weicht nicht nur im hinblick auf manche namen, sondern auch inhaltlich sehr von einander ab. A hat einen

natürlichen, notwendigen schluss; A ist frei von widersprüchen, die redaction hat alle die eigenschaften, welche die sagen der classischen periode charakterisieren: die erzählung ist gedrängt, zwingt zum nachdenken, die entwicklung geradezu dramatisch. Unsinnige anticipationen, wie erzählungen des skeljakarl aus der þiđrekssage, kent sie nicht. Aus dem vorhandenen material im vergleich mit F einen verlornen archetypus anzusetzen, wie Ced. will, finde ich keinen grund; die saga in A liest sich glatt von anfang bis zum schluss; wenn F in seiner breiteren gestalt hier und da das ursprüngliche bewahrt zu haben scheint, so ist es eben nur scheinbar; nicht eine einzige der von C. angeführten stellen hat mich von der notwendigkeit überzeugen können.

Damit auch der inhalt dieser fassung in Deutschland bekanter werde, gebe ich denselben, weil ihn C. im hinblick auf die inhaltsangabe Suchiers (der red. F) weggelassen hat. Ganz verschieden ist der eingang, die vier ersten capitel. (Vgl. Suchier, Germania XIX. 275.)

Jatmund (Hlöđver nent ihn F) war kaiser von Saxland, d. i. nach nordischer auffassung Deutschland,[1] und herschte zu Verminzuborg; er war stolz und wenig beliebt. Ihm zur seite stand sein ratgeber Sigurđ, der durch sein leutseliges wesen die fehler des kaisers wider gut zu machen weiss. Als sich der kaiser einst mit seinen drei kleinodien, seinem falken, ross und schwerte, brüstete, sagt ihm dieser, dass ihm ein trefliches weib doch noch besser stände, und verweist ihn auf Erminga, die tochter des königs Hrolf von Garđariki. Nach des kaisers willen wirbt Sigurđ um sie und erhält ihre und ihres vaters zusage (c. 1). Der kaiser macht sich auf, die junge königstochter zu holen. Beim gelage bringt diese ihm auf silbernem teller einen hahn und fordert den kaiser auf, denselben zu zerlegen und zu verteilen. Er tut es und bestimt hals und kopf für den vater, weil er das haupt des geschlechts sei, die flügel für die brüder, weil sie hinflögen, wohin sie wolten, für sie die füsse, damit sie vater und brüder aufrecht erhalte, für sich selbst die brust, da er der ganzen familie schutz und schirm sei. Nach der hochzeit fährt der kaiser mit seiner jungen gemahlin heim, ohne jedoch den beischlaf mit ihr zu halten. So verstreichen mehrere jahre. — Da wird einst dem kaiser die nachricht, dass der vikinger Snækoll in Saxland eingefallen sei und die beste burg in besitz genommen habe. Ein grosses heer wird ausgerüstet. Bevor jedoch der kaiser zu demselben abgeht, spricht er mit seiner gemahlin und sagt ihr, dass er vor 3 jahren nicht zurückkommen werde. Während dieser zeit solle sie drei gleichkostbare gegenstände wie seinen falken, sein ross und sein schwert versorgen und ihm einen ehelichen sohn gebären. Beide bedingungen deuchten der kaiserin unmöglich. — Nach abreise des kaisers ruft sie eine versamlung und offenbart derselben, dass sie in ihre heimat zu reisen gedächte; während dieser zeit solle Sigurđ herschen, bis der kaiser zurückkomme (c. 2). Unterdessen belagert der kaiser die von den vikingern genommene stadt. Da komt ein prächtiges schiff den strom her-

1) Ich hebe dies hervor, weil Suchier (a. a. o. s. 284) und auch Gering in seiner inhaltsangabe der Konrađssaga Saxland mit Sachsen übersetzen. Unsere saga spielt aber nicht in Sachsen, sondern am Rheine, wie schon die namen Verminzuborg (Worms), Stransborg (Strassburg); Spiransborg (Speier) beweisen. Dazu komt, dass an zwei stellen geradezu der Rhein erwähnt wird: s. 17, 51: *þeir eru í jarđhúsi skamt upp frá steinboga þeim, sem er á ánni Rín;* und 30, 30: *þat var skamt frá Rín*, nämlich die schönen täler, welche der kaiser den Viđfǫrull bei seinem besuche in Verminzuborg zeigt.

abgefahren und nach eingezogener erkundigung erfährt der kaiser, dass sich im schiffe jarl Iring von Irland befinde. Derselbe geht zum kaiser und bietet ihm seinen beistand an. In ziemlicher entfernung schlägt er sein zelt auf; täglich jedoch beratschlagt er mit dem kaiser. Dieser verspricht ihm, fals die burg genommen werde, gleichen anteil an seinen treflichen geschenken; das schachspiel soll den besitz entscheiden. Bei diesem verliert der kaiser alle drei gänge und hiermit auch seine kostbarkeiten; der jarl nimt die geschenke und verschwindet. Während der nacht lässt er sein schiff zur abfahrt fertig machen. Am nächsten morgen will der kaiser sich wider in den besitz seiner kleinode setzen; heimlich macht er sich nach des jarls zelt auf, findet aber darin nur ein schönes weib schlafend. In dem wahne, es sei des jarls frau, legt er sich zu ihr, um in der so dem jarl bereiteten schmach einen ersatz für die abgenommenen geschenke zu haben. Nach diesem geht er fröhlich heim; niemand ausser seinem knaben erfährt etwas von dem vorgefallenen. Der jarl segelt mit seinem schiffe ab (c. 3).

Nach $1^1/_2$ jahr komt die kaiserin nach Verminzuborg zurück und bekomt einen sohn, den sie Karl nent. Bald darauf kehrt auch der kaiser heim. Seine gemahlin bringt ihm die geschenke und das kind, und obgleich der kaiser anfangs zürnt, ist er doch bald ausgesöhnt, nachdem seine gattin einen dünnen schleier, den sie bisher immer in gegenwart des kaisers getragen hat, vom gesichte gezogen und ihn gefragt hat, ob er nun jenes weib erkenne, mit dem er in jarls Iring zelte zusammen geschlafen habe. Jezt tritt erst ihre schönheit zu tage und der kaiser fasst wahre liebe zu ihr (c. 4).

In diesen 4 capp., die wir in F manchmal gar nicht widererkennen, ist alles so schön harmonisch, geradezu anziehend geschrieben. Reizend ist vor allem, dass sich der schleier über jarl Iring erst bei der heimkehr des kaisers lüftet. Auch geht die kaiserin nicht erst nach ihrer heimat, um sich dort rat zu holen; sie legt nicht vor unseren augen ihre weibliche kleidung ab und zieht waffenrüstungen an, wie in F; von dem kaiserlichen verlangen, eine burg zu errichten, weiss sie nichts. — Näher zusammen kommen die beiden redactionen in dem zweiten abschnitt, der sage von den vier Amundssöhnen (den Heymonskindern). Dass beide abschnitte auf verschiedene quellen zurückgehen liegt auf der hand; der erste als vorgeschichte zum zweiten ist m. e. durch den sagaschreiber selbst hinzugekommen, der entschieden ein findiger, klarer kopf war. Welche quelle ihm dabei vorgeschwebt hat, wird sich schwer entscheiden lassen.

Jatmund herscht weiter über Verminzuborg; Ulf ist hier sein ratgeber. Zu Spiransborg befindet sich jarl Ubbi, der den kaiser einst auferzogen und zu dem auch sein sohn Karl gebracht wird. Ubbi ist gewalttätig und habsüchtig; von seinen beiden söhnen ist der ältere, Erling, nach dem vater geraten, der jüngere dagegen, Erlend, ist durchaus milder natur. — In Boslaraborg lebt jarl Amund mit seinen vier söhnen Vigvard (18 jahr alt), Regnvald (14), Markvard (12) und Adalvard (9); neben ihnen blüht die schwester Maktild. Von den vier brüdern sind der erste und dritte mutig und entschlossen, der vierte und namentlich der zweite klug, schön und beliebt. Die dreizehnjährige Maktild ist das schönste mädchen in Saxland nächst der kaiserin. Um sie wirbt auf den rat seines freundes Einar der kluge, zauberkundige jarl Magus von Stransborg und erhält sie unter der bedingung zugesagt, dass er ihren brüdern zur seite stehe, wenn sie in gefahr kommen sollten (c. 5).

Eines abends beim gelage streitet Ulf mit zwei brüdern, Svein und Helgi, welche sich ebenfals am kaiserlichen hofe aufhalten, indem er behauptet, dass

Rǫgnvald den kaiser in der kunst des schachspiels übertreffe. Von diesem streite erfährt Jatmund und veranlasst den Ulf den Rǫgnvald zu bestimmen, mit ihm zu spielen (c. 6). Ulf gelingt dies, und Rǫgnvald macht sich nach Meginzuborg (Mainz) zum kaiser auf; drei goldringe sezt der kaiser für drei gänge, Rǫgnvald dagegen sein haupt. Alle dreimal verliert der kaiser; in dem zwiste, welcher sich infolgedessen entspint, schlägt Jatmund mit dem schachbrett den Rǫgnvald ins gesicht. Vígvarđ nimt eine axt und erschlägt den kaiser. Alsdann begeben sich die brüder eilends nach ihrer heimat[1] (c. 7). Hier angekommen erzählen sie dem vater, was geschehen ist. Dieser erschrickt und sagt, dass er ihnen unmöglich helfen könne, da er dem kaiser als freund blutrache geschworen habe. Darauf begibt er sich in den wald, wohin ihm auf Rǫgnvalds rat seine söhne folgen. Hier spricht er vier isoliert dastehende eichen an und gibt ihnen den rat, sich nach einer erdhöhle, die er näher beschreibt, zu begeben und sich daselbst drei jahre zu verbergen. Rǫgnvald erkent, dass sie gemeint seien und die brüder folgen dem gegebenen winke (c. 8). Unterdessen war Karl kaiser geworden; sein pflegevater, der böse Ubbi, stand ihm als ratgeber zur seite. Auf seinen rat hin macht sich ein heer nach der burg des Amund auf; als man hier die brüder nicht findet, begibt es sich weiter nach Stransborg, weil sie Ubbi bei ihrem schwager vermutet (c. 9).

In jener zeit zog sich Aki, ein beschränkter aber reicher mann mit seiner frau Helga aus eifersucht in den wald zurück und findet einen aufenthaltsort in der nähe der höhle, in welcher die brüder sich befinden. Der kaiser hatte zwei mark goldes auf das haupt der brüder gesezt.

Amund wird krank und stirbt. Ulf bekömt als freund der vier brüder Boslaraborg als lehn. Als in der erdhöhle der brüder mangel an speise eintritt, beschliesst Rǫgnvald, auf seinem schimmel Flugar zu seinem schwager zu reiten. Er komt glücklich in Stransborg an, erfährt hier, dass der vater gestorben sei und dass Mágus während der zeit für die brüder ein kastel zu ihrem schutze errichtet habe, wo sie sicher ihre tage verbringen könten; zugleich sagt dieser ihm, fals er ihrer bedürfe, so werde er in ein von zwergen geschmiedetes horn blasen. Gleich darauf reitet Rǫgnvald zurück, um die anderen brüder zu holen.

Bei seinem ausritt ist Rǫgnvald leider von Aki erkant worden. Dieser benachrichtigt alsbald den kaiser und erhält dafür einen durch Ubbis heimtücke verkürzten preis. Mit 600 mann machen sich Karl und Ubbi auf, die brüder gefangen zu nehmen; sie wenden sich, da sie sie in der erdhöhle nicht mehr antreffen, nach Stransbǫrg. Auf dem wege dahin treffen sie sie; es entspint sich ein kampf, in welchem Ađalvarđ gefangen genommen wird, während die anderen glücklich entkommen. — Ađalvarđ zu quälen, wie Ubbi will, gibt der kaiser nicht zu; dieser bringt ihn heimlich in sicherheit (c. 10).

1) Die red. F lässt (Þorđarson s. 43) die königin für Rǫgnvald bei beginn des spieles bitten. Ich habe lange geschwankt, ob nicht dieser zug urspünglich ist, da jene ja stets partei für die brüder nimt und am schlusse auch den Rǫgnvald heiratet. Allein die erwägung, dass auch an anderen stellen der überarbeiter zur scheinbaren vervolständigung oder ausschmückung der saga spätere partien benuzte, liessen mich auch an dieser stelle für die ursprünglichkeit der fassung A entscheiden. Sicher dagegen scheint mir, dass das ruhige verhalten des Rǫgnvald beim spiele das herz der königin für sich eingenommen hat.

Auf die bitten seiner gemahlin hin macht sich Mágus auf nach Verminzuborg, um Aðalvarð zu befreien. Hier erscheint eines abends ein alter mann in ärmlicher kleidung als skeljakarl und erhält zutritt in die kaiserliche halle. Durch sein freies auftreten dem Ubbi gegenüber gewint er des kaisers vertrauen und erhält die erlaubnis, bei ihm verweilen zu dürfen, nachdem Ubbi und ein grosser teil des kaiserlichen gefolges trunken abgefallen ist. Schliesslich legt sich auch Karl zur ruhe. Der bettler, allein noch übrig, öfnet darauf mit hilfe seines fischbeinstockes eine geheime tür, welche zu dem gemache des Aðalvarð führt. Hier weckt er den Aðalvarð, gibt sich ihm als Mágus zu erkennen und entflieht mit ihm nach Stransborg[1] (c. 11. 12). Am nächsten morgen will der kaiser Aðalvarð, wie er oft zu tun pflegt, besuchen, findet aber zu seinem erstaunen sein gemach leer. Auch Ubbi ist erwacht; sofort gedenkt er der schmach, die ihm der skeljakarl angetan hat, und bestimt Svein und Helgi ihn heimlich zu töten; allein er ist verschwunden. — Die kaiserliche gunst gegen Ubbi hat doch nachgelassen, und deshalb begibt sich dieser nach Spiransborg. Hier erfährt Ubbi, wo sich die vier brüder aufhalten und dass sie nur Mágus' horn aus ihrem verstecke hervorlocke. Einst des nachts fängt er denselben zwerg, welcher Mágus das horn geschmiedet hat; er lässt ihn nur unter der bedingung frei, dass er ihm ein gleich trefliches verschaffe. Dann begibt sich Ubbi zum kaiser und erzählt ihm, wie er die vier brüder in seine gewalt bekommen könne; beide ziehen darauf mit einem heer nach Stransborg (c. 13). Das horn ertönt; trotz Rǫgnvalds warnung begeben sich Vigvarð und Markvarð vor das kastell. Als sie ihren irtum wahrgenommen, ist es zu spät zur flucht; Markvarð wird gefangen genommen. Rǫgnvald komt den brüdern zu hilfe, befreit Vigvarð und nimt Erlend, Ubbis sohn, gefangen.

Auch Markvarð wird auf bitten der königin heimlich bei seite gebracht, ohne dass jemand weiss wohin. Die brüder behandeln ihrerseits den gefangenen Erlend auf Rǫgnvalds rat gut. Abermals muss sich Mágus auf die bitten seiner frau hin aufmachen, um den Markvarð aus der gefangenschaft zu befreien (c. 14). Mit seinem freunde Einar begiebt er sich nach Verminzuborg. Als grosser starker mann, mit weissem haar, erscheint er vor dem kaiser und begrüsst ihn als Víðfǫrul.[2] Der kaiser heisst ihn niedersetzen und fragt ihn nach seinem alter. Nicht leicht ist das zu sagen, antwortet Víðfǫrul; dreihundert jahr war ich, als ich mich das erste mal verjüngte; zweihundert verlebte ich in der zweiten periode und schon sind wider 201 jahr nach der zweiten verjüngung verflossen und bald schlägt die stunde, wo es zum dritten mal geschieht. Der kaiser sagt, dass er dann sicher

1) Es ist volständig unmotiviert, wenn die redaction F (þorðars. s. 69 ff.) bereits hier den skeljakarl von den alten helden erzählen lässt, schon deshalb, weil er dadurch bei seinem zweiten auftreten als Víðfǫrul dem kaiser hätte verdächtig werden müssen. Auch der glänzende anzug, in welchem der skeljakarl nach F erschienen sein soll, ist durchaus widersinnig; dann würde ihn der kaiser wol nicht anfangs zu den bettlern verwiesen haben. Er ist sicher aus der bemerkung erschlossen, dass ihn die anderen bettler bestohlen hätten. Allein hier sagt er ausdrücklich: „*hafa stafkarlar stolit frá, mér silfr þat it litla, er ek átta ok mér var gefit til guðs þakka.*“

2) Es steckt entschieden etwas oðinisches in dem ganzen auftreten des Mágus als Víðfǫrul, wie schon Cederschiöld in der einleitung hervorhebt. Ich möchte dabei auch auf den namen aufmerksam machen, der doch inhaltlich sich mit Gangleri verwant zeigt.

die helden früherer jahrhunderte kenne, und daraufhin kramt Víđfǫrul seine erlebnisse, die der verf. der saga der alten heldensage entnimt, aus. Er gedenkt des Þiđrek, des Attila und jarl Iron, des Gunnar, Hǫgni und ihrer brüder, des Isung und seiner söhne, des Sigurđ, des Hrolf u. a.

Bald nach diesem abend verschwindet Víđfǫrul, komt jedoch nach einigen tagen ziemlich heiter wider und erzählt dem kaiser, dass jezt die stunde seiner verjüngung gekommen sei. In gegenwart des kaisers und seiner leute verjüngt sich Víđfǫrul; er kriecht in einen baum und komt ganz jung wider aus demselben hervor (c. 15). Abermals verschwindet Víđfǫrul; als er widerkam, fordert er den kaiser auf ihm mit all seinen mannen zu folgen. Auch Markvarđ wird vom kaiser mitgenommen. Man begibt sich ins Rheintal, wo unser zauberer einen auf fünf säulen gestüzten glashimmel herzaubert, an welchem die einzelnen gestalten der heldensage, von denen er früher erzählt hat, erscheinen. Jedes bild begleitet lärm und gekrach, und als zulezt die vier riesen der Þiđrekssage, Aspilian, Aventrod, Eggeir und Viđolf erscheinen, droht der himmel zusammenzustürzen; selbst der kaiser flieht eiligst und lässt den Markvarđ allein zurück (c. 16). Diesem gibt sich Magus zu erkennen und geht mit ihm und Einar nach Stransborg. Als der kaiser seinen gefangenen vermisst, vermutet er wider den Mágus im zauberer (c. 17).

Nach fünf jahren erkrankt Mágus gefährlich. Er fordert den Einar auf, den kaiser zu bitten, er möchte doch nach Stransborg kommen. Ubbi ist wider dagegen; da sendet der kaiser an seiner statt den Ulf, in dessen gegenwart Mágus stirbt. Nach dem willen seiner gemahlin wird der leichnam in ein schiff gebracht, das hinaus ins meer gehen soll. Der kaiser ist über den tod betrübt; sofort an den brüdern rache zu nehmen, wie Ubbi will, kann er nicht über sich gewinnen (c. 18).

Nach zwei jahren komt ein schiff vom meer nach Saxland und landet in der nähe von Verminzuborg. Unter den aussteigenden fält vor allem einer auf, ein mann halb schwarz, halb weiss, der sich vor dem kaiser Halflitimađr aus Bláland nent. Er verstehe alle sprachen und sei ein wackerer recke im zweikampfe. Auf Ubbis rat macht ihn der kaiser zum jarl von Boslaraborg.[1] In dem gefolge des neuen jarls befanden sich auch zwei tüchtige recken, Ingimar und Tosti, die sich anmassten, jedermann vom rosse zu stossen. Dies erfahren auch die Amundssöhne. Ađalvarđ macht sich auf zum turnier, hebt Tosti aus dem sattel, wird aber selbst von Ingimar besiegt. Am nächsten tage besiegt Ingimar den Markvarđ, tags darauf aber Vigvarđ den Ingimar, und nun greift der Halflitimađr selbst in den streit ein und besiegt den Vigvarđ. In dem bald folgenden kampfe mit Rǫgnvald gibt

1) Ich verstehe nicht, weshalb Cedersch. (p. CXXXIII) in der frage: „*hvart er Boslaraborg hǫfđingialaus?*“ eine tanklös utvidning erkennen will. Seitdem Ulf das lezte mal aufgetaucht ist, sind zwei jahre verflossen; er komt in der saga nie wider vor. Und dies legt doch wahrlich die vermutung nahe, dass er unterdessen gestorben ist. Ja ich glaube diese tatsache aus den worten des Halflitimađr herauslesen zu müssen. Die frage ist entschieden die eines, der sich im höchsten gerade wundert, als er auf einmal erfährt, dass er jarl von einem landstrich werden soll, welchen doch seiner ansicht nach ein getreuer des königs inne hat. Hätte dem sagaschreiber nicht an unserer stelle der tod des Ulf vor augen gestanden, so wäre des Mágus frage ganz unmotiviert; sie zeigt uns so recht die kunst des sagaschreibers, hinter anspielungen tatsachen zu verbergen, und wie so manches andere stempelt auch sie die Mágussaga zu einer classischen erzählung.

sich endlich der Halflitimann als Mágus zu erkennen. Rǫgnvald verlässt die stätte, komt aber am nächsten tage wider. An diesem ziehen Ubbi und Karl mit ihrem heere einen kreis um ihn und nur mit knapper mühe entkomt er auf Flugar. Ubbi und Erling[1] setzen ihm nach. Da begegnet Rǫgnvald Framar, Ubbis neffen, der nichts von dem ganzen kampfe weiss und giebt ihm sein ross und seine rüstung. So gekleidet trifft ihn Erling, hält ihn für Rǫgnvald und tötet ihn; alsdann legt er sich selbst die rüstung an, reitet seinem vater entgegen und wird von diesem infolge desselben irtums getötet.

Wie nun kaiser und Ubbi auf ihren lorbeern scheinbar ausruhen, kommen Mágus, Rǫgnvald und dessen brüder. Zum entsetzen des kaisers erzählt Mágus, was vor sich gegangen, und dass Ubbi seinen eignen sohn erschlagen habe (c. 19).

Jezt dictiert Mágus dem kaiser den frieden und verlangt:

für Rǫgnvald Boslaraborg und die hand der kaiserinmutter Erminga;

für Markvarđ Spiransborg;

Ađalvarđ soll landvarnarmađr und ratgeber des kaisers werden; Vigvarđ dagegen soll das vaterland verlassen. Ubbi wird verbant.

Für Vigvarđ hatte nämlich Mágus während seines aufenhaltes in Dänemark um die tochter des Dänenkönigs Eystein geworben; deshalb begibt er sich mit Vígvarđ jezt dorthin, wo dieser bald nach Eysteins tode könig wird (c. 20). Ubbi begibt sich nach Garđarík und erzählt hier Karls ohmen Sigurđ und Ásmund, was geschehen ist. Diese sind erzürnt darüber und gehen mit einem heer nach Saxland. Die Amundssöhne stehen jezt dem kaiser treulichst bei; auch Mágus komt mit Vígvarđ aus Dänemark. Mit lezteros hilfe namentlich siegt der kaiser in dem grossen kampfe. Ubbi wird gefangen genommen und von rossen zerrissen. Mit den brüdern seiner mutter schliesst aber Karl engste freundschaft, welche ein mahl besiegeln soll. Erlend, Ubbis sohn, der ja von Rǫgnvald einst gefangen genommen worden war, und Ađalvarđ werden landvarnarmenn; Mágus kehrt nach Stransborg zurück — ok lykr þar sǫgu Mágus jarls.

Hier ist der regelrechte schluss der saga. Das ganze ist ein schönes zusammenhängendes ganze; der schluss konte kein anderer sein als dieser: die aussöhnung des kaisers mit den Amundssöhnen und die bestrafung des bösen Ubbi. Wie uns die saga in dieser fassung vorliegt, ist sie entschieden ein kunstwerk. Alles was der bearbeiter der rodaction F noch angefügt hat, hängt meist gar nicht mit dem kerne zusammen; nur lose sind die fäden, die es daran knüpfen. Wie schon im ersten und zweiten teile sich überall der geschwätzige epigone zeigt, so zeigt er sich noch mehr in der fortsetzung; sie ist ein seltenes gemisch aus allerlei gelesenem oder gehörtem, ohne dass durch das ganze ein einheitlicher faden geht; ja hier und da scheint sogar das verständnis der quelle abgegangen zu sein. Ob der

1) Erlendr, wie A 37, 19 hat, ist natürlich ein schreibfehler, wie der ganze zusammenhang lehrt. Meines erachtens hätte derselbe im texte verbessert und nur in den anmerkungen erwähnt werden müssen. Da die ausführliche red. durchweg Erlendr schreibt, so müste der fehler dem architypus eigen sein, wenn nicht gar, was ich für wahrscheinlicher halte, das erste verschreiben in A dem gedankenlosen überarbeiter von F veranlassung gab, durchweg Erlendr für das richtige Erlingr einzuführen. Wir hatten demnach ein schlagendes beispiel dafür, dass die überarbeitung von F geradezu auf die red. A zurückgeht; eine ansicht, die sich mir immer und immer wider aufdrängte.

sagaschreiber der ursprünglichen fassung, wie Wulff annimt, aus einer deutschen vorlage geschöpft oder ob er sich französischer quellen bedient hat, lasse ich dahingestelt; auf alle fälle ist die saga eine rein nordische geworden und gehört zu den isländischen nationalwerken, ähnlich wie wir unsern Parzival, Tristan und andere epen rein deutsche nennen. Die ganze diction ist fliessend, der verfasser ist in den geist der quelle eingedrungen und hat aus ihm heraus ein neues ganze geschaffen. Fest ist er in seinen ideen: fast alles spielt in Worms am Rhein, nirgends weicht er von dieser vorstellung ab. Ja die geographische genauigkeit lässt fast vermuten, dass er die gegend kante. Auch das gewand ist rein isländisch. Die episode der begegnung Ubbis und des zwerges, lezteres gefangennahme kann nur auf germanischem boden gewachsen sein, das auftreten des Mágus als skeljamaðr, sein zauber als Viðfǫrul und sein verjüngen im lebensbaume ist durchaus den überresten altnordischen volksglaubens entnommen. Und wo finden wir sonst das bemalen der schilde mit runen, wo lesen wir sonst, dass man die leichen auf schiffe gebracht und diese den wellen übergeben habe? Der ǫndugismaðr (s. 27, 58. 63), das horn, in welchem sich die stafkarlir befinden (21, 57. 22, 14), auch z. t. das schachspiel, so weit ich es verfolgen konte, und manches andere sind unverständlich, wenn man die nordische kulturgeschichte nicht kent. So zeigt sich die saga als ein classisches werk, welches wir ebenso neben die reinen Islendingasǫgur stellen können, wie den Parzival neben das Nibelungenlied. Dies führt aber zur abfassungszeit.

Schon im ausgang des 13. jahrhunderts begann sich die breite diction immer mehr und mehr festzusetzen; die kunstvolle entwickelung des stoffes schwand und blosses erzählen trat an die stelle selbständigen geistigen schaffens. Später als im lezten viertel des 13. jahrhunderts kann demnach unsere saga nicht entstanden sein, ja ich möchte sie eher in das dritte, als in das vierte viertel des jahrhunderts setzen. Nun hat aber unsere saga die Þiðrekssaga benutzt, deren entstehung man um das jahr 1250 annimt. Demnach scheint unsere saga in den jahren 1250—70 entstanden zu sein. Und diese zeitbestimmung wird bestätigt, wenn wir mit dieser die folgende saga unserer sammlung vergleichen, die breitspurige Konráðssaga, welche um 1300 entstanden sein muss.

Wie von der Mágussaga so stand uns auch von der Konráðssaga bisher nur die schulausgabe desselben Gunnlaugr Þorðarson (Kaupmannahöfn 1859) zu gebote, diese aber basierte auf einer papierhandschrift (AM. 179 fol.), welche aus dem cod. Holm. nr. 6, 4° geflossen ist. Cederschiöld giebt die saga nach den cod. Holm. membr. 7, 4° und 7 fol. heraus, wo sie sich in einer fassung findet, von der er meint, dass sie ursprünglicher und ausführlicher sei. Ich muss es gestehen, dass mich C.s beweisführung nicht überzeugt hat; allein ich will mich recht gern von der irrigkeit meiner annahme überführen lassen, sobald auf grundlage umfangreichster lectüre der nachweis, dass die kürzeren fassungen wirklich gekürzt und zusammengezogen haben, geführt wird. Je schärfer ich mein augenmerk auf das redactionsverhältnis verschiedener fassungen altnordischer werke richtete, desto fester wurde in mir der grundsatz: „Die kürzeren redactionen sind fast durchweg die ursprünglicheren; die ausführlicheren gehören der späteren periode an, sie sind ein merkmal des almählichen verfals der litteratur.“ Will man aber diesen satz oder das gegenteil, welches ja im norden allgemein angenommen wird, beweisen, so komme man mit tatsachen, welche die kürzung beweisen, aber nicht mit gründen, welche der gegner ebensogut für seine ansicht ausbeuten kann. Hält man die brei-

tere diction für die ursprünglichere, so beweise man, dass sie den ältesten und classischen schriften eigen ist; ich für meine person habe in einer reihe von sagen immer das gegenteil gefunden und gestehe, dass mich der prägnantere ausdruck — allerdings bedurfte es hin und wider etwas schärferen nachdenkens — viel angenehmer berührt als der breitere, der einem die sache mundgerecht vorlegt. Nur an wenig beispielen will ich zeigen, auf wie schwachen füssen solch annahme der kürzung steht:

S. 46, 5—6 schreibt die red. A: *Opt gengr Konráđr ok Rodbert i skemv Silfie ok skemtv ser þar. Ok einhveriv sini kemr Rodbert þangat;* E aber nur: *Eitt sinn komu þeir Konráđr ok Rodbert i skemmu Silvie.* Weshalb nun in A der satz durchaus stehen muss, weiss ich nicht; ja ich halte ihn geradezu für verdächtig, weil er sich ganz kurz vorher und da in der gemeinsamen redaction (s. 45, 30—32) findet. Solte hier nicht die annahme einer schreiberreminiscenz viel näher liegen? Auf keinen fall komt etwas auf sein fehlen an, denn es spricht nicht das geringste neue heraus. — Auch 46, 13 ff.: „*þat mun rads tekit, sem verđukt er, at þv mvnt drepin vera, er þv hefir svikit fostbroþor þin, þan er þer vnni sem sialfvm ser*“ bringt keinen andern gedanken hinein als die worte E.s sagen: *þat man órráđit, sem makligt er, at þú værir drepinn svikarinn þinn.*[1] — 49, 34—36 scheinen mir die worte: „*þotti oss þo gnoglig erendi, þott eigi vęri meiri en slik*“ viel zu abgeschmackt, als dass ich sie als ursprünglich verteidigen könte. — So könte ich eine stelle nach der andern vornehmen, in welcher C. in der ausführlichen fassung das ursprüngliche findet; mich hat keine von der notwendigkeit einer redactionellen kürzung zu überzeugen vermocht.

Von unserer saga finden wir eine ziemlich genaue und gute inhaltsangabe von H. Gering. Indem ich auf diese verweise, begnüge ich mich hier wie in den folgenden sagas nur mit einem ganz kurzen referat; vielleicht findet der eine oder andere, der belesener in der romantischen poesie des mittelalters ist, hier und da doch einen willkommenen fingerzeig für seine studien oder für die notwendigkeit, die vorliegenden sǫgur und die übrige romantische litteratur des nordens mehr zu berücksichtigen als er bisher getan.

Kaiser Rikarđs sohn Konráđ und Rodgeirs sohn Rodbert sind eng befreundet. Da wird Konráđs schwester Sylvia von Rodbert schwanger; obgleich sich der kaiser beruhigen lässt, flieht Rodbert begleitet von Konráđ nach Miklagarđ. Hier betrügt Rodbert seinen freund, weil er allein der sprache des landes mächtig ist. Er gibt sich zunächst vor dem könig selbst als sohn des deutschen kaisers aus; wirbt alsdann um dessen tochter Matthild, ja bringt es sogar soweit, weil diese den trug ahnt, Konráđ liebt und nichts von ihm wissen will, dass Konráđ vom könige nach dem leben getrachtet wird. Matthild, welche Konráđ öfter zu sich gelassen hat und sich mit ihm zu verständigen weiss, warnt ihn vergeblich vor der tücke Rodberts. Im kampfe gegen zwei mohren, gegen die 60 männer nicht aufkommen können, soll er fallen; allein Konráđ besiegt sie. Am nächsten tage erlegt er einen gewaltigen löwen, welcher das stadttor bewacht, am dritten einen drachen und befreit von diesem einen löwen, der ihm von nun an folgt. Gegen alles hat ihn Matthild

1) Dass diese worte sich noch in E befinden, hätte C erwähnen sollen. Ich kann dabei freilich nur auf die ausgabe von Þorđarson fussen und weiss nicht, ob sie vielleicht in der membrane fehlen. Allein auch dann gienge aus dem ganzen zusammenhange doch hervor, was in den worten liegt.

durch ihre zauberkräfte gefeit. Jezt endlich entlarvt Konráđ den Rođbert. Um den könig von der wahrheit seiner aussage zu überzeugen, soll er in einem zauberlande, welches voll schlangen und wilder tiere ist, einen kostbaren stein holen. Er besteht hier alle abenteuer und gelangt mit dem grünen steine und anderen kleinodien glücklich in Miklagarđ an. Noch hat Konráđ ein turnier mit dem könig zu bestehen: erst als er in diesem gewonnen, erkent ihn der könig und zwingt darauf Rođbert mit Konráđ zu turnieren. Rođbert wird natürlich besiegt und auf Konráđs fürbitte nur verbant. Dieser erhält Mátthild und eine grosse hochzeit endigt das ganze.

Obgleich auch diese saga, wie die Mágussaga, durchaus nordisches gepräge trägt, so ist sie doch weit von jener verschieden. Hier ist keine einheit im ganzen, breit ist alles von anfang bis zu ende erzählt, auch nicht ein charakter kann uns anziehen, ja diese sind sogar voller widersprüche und psychologischer rätsel. Man beachte nur die hauptperson, den kaisersohn Konráđ. Schon an der verführung seiner schwester hat er den Rođbert erkant als falschen menschen, wie er seinem vater gegenüber selbst sagt, trotzdem folgt er ihm ins exil, trotzdem schenkt er der Matthild keinen glauben, als diese ihm das böse treiben desselben mitteilt. Und obgleich Konráđ immer und immer wider von dem falschen betrogen wird, lässt er doch nicht von seiner freundschaft zu ihm ab. Das ist kein ritter des mittelalters, wie sich ja sonst der kaisersohn durchweg zeigt: gross in der minne, mächtig im turnier, ein freund kühner abenteuer. Aber auch die anderen gestalten sind nicht weit her. Vor allem der könig zu Miklagarđ, der im gespräche mit seiner tochter gleich anfangs wolbegründeten zweifel hegt, dass Rođbert der kaiserssohn sei, der aber dann, als sich der wirkliche Konráđ zu erkennen gibt, diesem durchaus nicht glauben schenken will. Und was ist das für ein schurke, wie es doch Rođbert durch die ganze erzählung ist, der vor einem nicht einmal von ihm, sondern vom könige geplanten morde des Konráđ zurückschreckt, durch den er doch allein sein ziel erreichen kann, welches ihn zu allen freveltaten treibt?

Auch die motivierungen, die verbindungen unter einander sind doch manchmal recht naiv. Was macht es z. b. für einen eindruck, wenn Matthild dem Rođbert dadurch bekant wird, dass dieser eines tages den könig fragt, wo er gewesen sei und jener ihm erzählt, dass er seine schöne tochter besucht habe? So werden aber alle bekantschaften in Miklagarđ eingeleitet.

Dies alles lässt uns in der Konráđssaga kein meisterwerk erkennen. Und zu alledem komt noch eins, das uns zugleich zum verfasser der saga führt: die geistlichen wendungen, welche sich durch die ganze saga ziehen. Hierfür ist nun der schluss in A wichtig, wo es heisst: *Einn clerkr fann þessa sogv scrifađa a streti eino međ þessvm hetti, sem nv erv frođer menn vaner fra at segia.* Also ein geistlicher hat die saga geschrieben gefunden und zwar lateinisch, so kann ich wenigstens nur die lezten worte deuten; denn fróđir menn sind höhere geistliche. Dass die worte auf den inhalt der saga sich bezögen ist im hinblick auf die worte: „*fann scrifađa a streti eino*“ nicht gut anzunehmen. *á stræti einu* kann doch wol nur heissen, auf einem schmalen gange, welcher in den alten klöstern von einem raume zum andern führte. (Vgl. Aasen, Norsk Ordbog s. v.), denn auf der strasse gibt keinen sinn. Ich glaube doch, diese unzweideutige aussage darf nicht ignoriert werden, zumal da es die saga selbst zeigt, dass sie von einem kleriker

geschrieben ist. Ist doch s. 47, 17—20[1] eine fast wörtlich übersezte bibelstelle, spielt doch 64, 40 auf Daniel in der löwengrube an und Matthild lässt, während Konráđ sich im zauberlande aufhält, für denselben messe lesen (77, 49 ff.). Auch sonst wird des almächtigen gottes gedacht (46, 42. 51, 15. 62, 18. 77, 32), die kirchliche processio finden wir widerholt (48, 43. 83, 22) und für musik, wie sie im späteren mittelalter in den klöstern üblich war, hat unser verfasser verständnis (48, 37. 83, 14). Können wir demnach die richtigkeit des ersten teiles unseres schlusses aus der saga selbst beweisen, warum sollen wir es nicht auch für den zweiten annehmen? Unsere saga geht auf eine lateinische vorlage zurück und zwar auf eine vorlage, welche m. e. aus Dänemark stamt, dorthin aber aus Deutschland gekommen ist.

S. 84, 27 ff. sagt nämlich der verf.: *Miclagarz keisari let rita sogv þessa alla a þrimr bokvm, sendi eina Rikarþi keisara til Saxlandz, ađra til Danmerkr þeim konvngi, er þar ređ fyrir; en a þriđio hafđi hann sialfr.* Auf die schenkung an den deutschen kaiser ist natürlich kein gewicht zu legen und ich bin weit entfernt hieraus den deutschen ursprung zu erschliessen; ich habe dies nur im hinblick darauf getan, dass alle namen deutsch sind, ja dass die Matthildr sogar in der deutschen form erhalten ist. Anders liegt die sache beim dänenkönig. Weshalb dieser ein exemplar erhalten haben soll, ist mir unverständlich; ich erkläre es eben nur daraus, dass unser klericus seine vorlage entweder in Dänemark fand oder wuste, dass sie von hier stamme.[2]

Die dritte saga Suđrlanda ist die Bæringssaga, zum ersten mal herausgegeben mit zugrundelegung des cod. AM. 580 A. 4°. Auch dieser ist eine ziemlich genaue deutsche inhaltsangabe beigegeben, sodass ich mich widerum mit einem kurzen referate begnügen kann.

In einem aufstande hatte Heinrich den herzog Bæring von Ertenburg gestürzt und sich zum herzog gemacht. Bærings schwester, die junge witwe Walthers von Holstein, war nach der geburt eines söhnleins seinen händen entwichen und komt durch vermittlung mehrerer fischer mit ihrem söhnchen zu Richard von England, wo der junge Bæring aufwächst. Als er herangewachsen und zum ritter geschlagen worden ist, macht er sich auf, um sein erbe mit gewalt wider zu nehmen. Die flotte ward jedoch vom winde zerstreut, er allein entkomt nach Flandern und findet hier freundliche aufnahme, zumal er im turnier alle besiegt. Mit Robert, dem sohn des herzogs Ferant, schliesst er innige freundschaft. Allein seinen namen verschweigt er. Auch am hofe Pipins von Paris ist er am tage, wo der griechische kaiser Emanuel um des königs tochter Wilfride wirbt und sie zugesagt erhält, der held des tages. Als ihn Wilfride sieht, erfasst sie leidenschaftliche liebe zu dem schönen ritter. Plötzlich beschliesst sie ins kloster zu gehen. Bæring folgt kaiser Emanuel, und befreit hier das land von den unterdessen eingefallenen Sarazenen und mohren. Des kaisers schwester Vindemia ver-

1) *þat mvntv heyrt hafa segia frođa menn fra guđligvm malvm, at hann vili eigi dauđa syndvgs mannz, heldr lifi hann ok bætti fyrir sinna misverka* (Hes. 33, 11). Die stelle belehrt uns zugleich auch, dass unser verfasser unter den *fróđir menn* die höhere geistlichkeit versteht.

2) Trügt mich mein gedächtnis nicht, so enthält ein dänisches märchen oder eine sage eine ganz ähnliche erzählung wie die episode von Konrads reise und verweilen im schlangenlande mit ähnlichen motiven.

liebt sich in ihn. Auch Wilfride schreibt ihm, dass sie ihm treu geblieben, nachdem ihr vater Pipin die abkunft Bærings erfahren. Er kehrt nach Frankreich zurück, besiegt und tötet auf dem wege dahin vor Bolognia den grafen Samuel, dessen witwe in leidenschaftlicher liebe für ihn entbrent und schlägt im dienste des kaiser Lucinus die söhne des Sachsenkönigs Heinrich, Gerhard und Hermann, deren vater ja seinen oheim getötet hat. Der kaiser Lucinus verspricht nun Bæring zu einem rachezuge behülflich zu sein. Zwar hat er noch mancherlei von der kaiserstochter Lucinia zu erdulden, deren leidenschaftliche liebe er verschmäht hat, und die ihm infolgedessen der schändung angeklagt. Nur durch gottes hilfe entkomt er dem ertränkungstode und befreit dann widerholt den kaiser, ohne dass dieser seinen retter kent, von dem bösen Heinrich. Diesen treibt er immermehr nach norden zurück; bei seinem vordringen weist er verschiedene andere liebesergüsse hoher frauen von sich ab. In seinen stamländern angekommen, wird er freundlichst bewilkomnet, besiegt Heinrich mit seinem an zauberern reichen heere noch einmal volständig und wird dann könig über ganz Saxland. Nach kurzem kampfe versöhnt er sich auch mit Lucinus, heiratet die Vindemia, während Richard von England die Lucinia und Emanuel die Wilfride bekomt.

Noch geringer als der Konráđssaga ist der ästhetische wert der vorliegenden. Ist es gestattet, aus der ganzen entwickelung, aus der schilderung der einzelnen charaktere, aus der durchführung im einzelnen das alter einer saga zu erschliessen — und für die Islendingasǫgur hat sich diese formale altersbestimmung festgesetzt —, so gehört unsere saga entschieden einer späteren periode, einer noch späteren als die Konráđssaga an. Auch ich bin der überzeugung, dass die vorlage in Norwegen die heimat hat und glaube noch spuren davon in der ältesten isländischen membrane zu finden, so *mek* (110, 51), *sek* (118, 41. 121, 16), *ær* (114, 10), *ænskiss* (115, 47), *þæssar* (120, 47), *drom* (122, 23) u. ähnl. Allein diese vorlage bereits in die mitte des 13. jahrh. setzen zu wollen, scheint mir doch etwas gewagt. Die älteste hs. kann doch unmöglich vor der mitte des 14. jahrh. geschrieben sein; die häufung der consonanten, die ganz plan- und gesetzlos auftritt, der wirwarr zwischen d und đ, die entwertung der offenen endsilbe i zu e und manches andere zeigen schon den beginnenden verfall der sprache. Dabei möchte ich auf eine syntactische erscheinung aufmerksam machen, die ich aus älteren werken nicht habe belegen können: das verbum lúka flektiert sowol schwach als stark, doch stelt sich die regel heraus, dass es in der eigentlichsten bedeutung schwach, in der übertragenen stark gebraucht wird. So haben wir s. 110, 6: *ok voro þa lvkþar dyr fyrir honvm;* 111, 55: *En þa voro aptr lukt aꝏll borgar hliđin;* dagegen 110, 27: *Ok hvgđv allir, at þa vęri lokit hans lifdogvm;* 111, 59: *Nu er aptr lokit borginni*; 114, 13: *Sva lvkv þeir sinni ręđv at bidia Bęring;* 121, 7: *Ok lvkv sva sinniređv at sinni;* 123, 12: *at loknv brvđlaꝏpi.* Nur einmal finde ich dieser regel widersprochen: 120, 40: *ok lvkte hann i þeim stađ, er Florenz heitir.* In hss. der späteren zeit fand ich die schwache form als die herschende. Ob die ungeschickten übergänge, die widerholung ein und derselben verbindenden conjunction mehrerer sätze hintereinander dem abschreiber oder dem auctor zuzuschreiben sind, lasse ich unerörtert, möchte jedoch eher annehmen, dass sie schon durch diesen entstanden. Denn dass derselbe kein besonderes lumen gewesen ist, geht aus der ganzen saga zur genüge hervor. Der herausgeber glaubt auch in ihm einen geistlichen zu erkennen. Ist in vorliegender saga die sache auch nicht so unumstösslich sicher, so muss ich doch C. namentlich im hinblick auf den schluss (s. 123, 29 fgg.), auf das assumptio Sancte Marie (121, 30), at prima mali

(86, 31), decanus (90, 10) beipflichten; vor allem aber versezt uns der brief der Vilfrið an Bæring (s. 102, 49 fgg.) mit seinem Vale! ganz in die geistliche sphäre. Wie weit nun dieses produkt originalarbeit, wie weit es blose übertragung ist, lässt sich schwer bestimmen. Der hauptgrund hiervon liegt darin, dass ähnliche stoffe noch nicht gefunden sind; vielleicht gelingt es belesneren noch dies oder jenes in anderen quellen nachzuweisen. Als ganzes genommen ist unsere saga jedenfals nordisch; die ganze schilderungsweise, das auftreten der träume, die troll und iǫtunir, der stefnudagr und manches andere gewähren ein so nordisches gepräge, dass wir, selbst wenn die saga nur übertragen wäre, doch eine neugestaltung darin erblicken müsten. Allein zu solcher neubildung gehört entschieden geist und schaffendes talent; der verfasser muss sich in das bild seiner vorlage zu versetzen wissen, er muss seinen ganzen anschauungskreis zur hand haben, um jederzeit das heimische für das fremde einsetzen zu können. Solches talent vermag ich nicht bei dem auctor der Bæringssaga zu erkennen. Dass die saga nicht in bausch und bogen übersezt sein kann, muss sich bei genauer lectüre bald herausstellen; es sind einzelsagen zu einem jämmerlichen ganzen verbunden. Am wenigsten gelungen sind dem verf. die schilderungen der charaktere. Ein Bæring ist geradezu ein ästhetisches unding und das verhalten des weiblichen geschlechts ihm gegenüber stelt dieses in kein besonders schönes licht: Die fränkische Vilfrið bricht bei Bærings anblick das dem kaiser von Konstantinopel gegebene wort, die kaiserstochter Lucinia wird durch ihn, als ihre leidenschaftliche liebe bei Bæring keinen anklang findet, geradezu zur furie, welche ehre, wahrheit und alles edle mit füssen tritt; die gemahlin des Otenek, welchen Bæring getötet, sowie ihre tochter vergessen den gatten- und vatermörder, als sie ihn sahen, locken ihn zu sich und als erstere an seiner seite geschlafen zu haben glaubte, beschenkt sie ihn sogar noch mit reichen gaben. So treten uns die charaktere entgegen; allein wie wird der treubruch, wie wird das ganz niedrige verfahren der kaisertochter Lucinia bestraft! Am schlusse löst sich die saga in allgemeines wolgefallen auf, alles hat einen guten ausgang, was mit Bæring jemals in freundschaftlicher verbindung gestanden hat; nur der böse Hermann und sein geschlecht finden den untergang. Und so lesen wir denn, dass die Vilfrið, die einst ins kloster gieng, um einer verheiratung mit dem Griechenkaiser Emanuel zu entgehen, diesen doch noch heiratet, und dass die schlechte Lucinia die gemahlin Richards von England, des väterlichen freundes und erziehers Bærings, wird, während dieser selbst die einzig edel dastehende Vindemia von Griechenland heiratet. Eine, und bei dieser noch durch etwas äusserliches, auf kosten der anderen gestalten so zu verschönen, ist nicht mehr schön. Als kunstwerk bleibt die saga ein klägliches machwerk, das weit hinter den classischen Islendigasǫgur, weit hinter den vielen treflichen romantischen sagas zurücktritt. Und wie der inhalt so die form. Die sprache ist zerhackt, nur allzuoft recht schwerfällig. Nicht selten beginnen zwei, drei sätze hinter einander mit ein und derselben conjunktion; so 86, 8. 12. 13: *nú;* 86, 25. 26. 30: *en;* 87, 11, 12: *en;* 89, 60. 62: *enn siðan* u. dgl. Ich habe weiter versucht in der geographie ein nur leidliches bild aus der saga zu gewinnen; in Norddeutschland zeigt der verf. einige kentnisse, in den südlichen ländern dagegen geht alles wie kraut und rüben durcheinander und dass überhaupt der verf. einen geographischen vorstellungskreis gehabt habe, lässt sich nicht finden. Dies führt uns aber auf die quelle des kernes der saga oder vielmehr auf die heimat desselben. Diese muss Norddeutschland sein; der held des nordens aber, dessen sich auch sonst die sage bemächtigt hat, ist der kühne Sachsenherzog Heinrich der Löwe; sein bild finde ich auch in vor-

liegender saga wider; es ist der Bæring, sein gegner Hermann und seine söhne die aufrührerischen vasallen desselben. Wenn auch in kleinigkeiten, so glaube ich doch noch in der saga den historischen hintergrund erblicken zu können. Bærings mutter ist Geirdruđ, Heinrichs Gertrud; in saga und geschichte stirbt der vater vor der mündigkeit, in beiden zeigt sich ein intimerer verkehr mit dem englischen königshause; von Bæring wie von Heinrich war das gerücht von dem tode in der heimat verbreitet. Auch der kämpfe mit dem römischen kaiser gedenkt die saga, wenn diese auch gegenüber den kämpfen mit den übermütigen norddeutschen vasallen in den hintergrund gedrängt werden. Die kämpfe gegen die Sarazenen weisen auf Heinrichs zug nach Palästina, die gegen die Russen auf seine Slavenkriege. Freilich ist das historische urbild ganz subjectiv und mit vielen anderen zutaten vermischt. Die geburt des knaben und die reise der mutter mit ihm nach England ist ein ganz anderer sagenzug, desgleichen Bærings verweilen in Flandern und Frankreich; beide haben nichts mit Heinrich zu tun und sind jedenfals aus anderen quellen geflossen. Ob diese sage von Heinrich und seinen aufrührerischen vasallen vor unserer saga schon in Norddeutschland schriftlich aufgezeichnet gewesen oder ob sie mündlich nach Norwegens küste gebracht ist, lasse ich dahin gestelt; mir will wahrscheinlicher erscheinen, dass Lübecksche kaufleute dieselbe im norden erzählt haben, denn ein bloses übersetzungswerk konte nicht so rein nordisch ausfallen, und ihre quellen treu und ehrlich zu nennen ist ja sonst ein löblicher zug der nordischen sagaschreiber.

Ich wende mich zur vierten der vorliegenden sagas, zu der Floventssaga, in bezug auf entwickelung der handlung die schwächste, in der durchführung der charaktere und lösung des knoten eine der vortreflichsten. C. gibt uns eine doppelte fassung dieser saga, die eine (A) nach cod. AM. 580. A. 4°, die andere (B) nach cod. Holm. 6. 4°. Und in der tat, beide fassungen musten bei einer philologischen ausgabe gegeben werden, denn sie gehen ziemlich auseinander, namentlich in den ersten capiteln, sodass ich zur überzeugung gelangt bin, dass beide verschiedene arbeiten sind, welche die gemeinsamen züge nicht aus einer gemeinsamen vorlage, sondern aus der gemeinsamen quelle geschöpft haben. Zu dieser annahme bestimte mich ausser der durchaus verschiedenen behandlung des stoffes vor allem eins: Beide fassungen erwähnen ihre quelle mehrmals, allein nicht einmal erwähnen sie dieselbe an derselben stelle gemeinsam. Diese quelle ist ein altfranzösisches heldengedicht, welches meister Simon von Sion[1] aus einer jedenfals lateinischen vorlage (Turpin?) ins französische übersezt hat. Dieses hebt die red. A gleich im eingang hervor; ob auch B dies getan, lässt sich nicht entscheiden, da hier die hs. unlesbar ist. Allein A erwähnt auch später noch oft die quelle; es unterscheidet sich auch in diesem punkte von B, welche dieselbe nur zweimal (s. 185, 6 und 186, 31) citiert, und das gerade an stellen, wo wir die citation in A nicht finden.[2] Ferner zeigt B vielmehr anlehnung, selbst in einzelnen wörtern, an die quelle, so wenn es schreibt: *i svo haleitri hatith*, wo A *iola; i veroldo*, wo A *i allri heimskringlunni; heremita*, wo A fast durchweg *einsetumađr* u. dgl. Dann ist auch der ganze plan ihrer vorlage gegenüber ein durchaus verschiedener: B ist kurz und gibt klar und ziemlich widerspruchslos seine quelle wider; A ist viel breiter, öfter sogar confus; auch finden wir hier zuweilen veränderungen, die

1) Sicher ist mit cod. AM. 570 B. 4°. Lion zu lesen.

2) In A wird Simon erwähnt: 126, 46. 136, 13. 142, 20. 144, 29. 145, 47. 147, 37. 153, 3. 154, 3. 155, 52. 158, 8. 159, 6. 163, 8. 165, 30. 166, 23.

durchaus nicht am platze sind. So erlässt im ersten capitel nach red. A der kaiser Konstantinus den befehl, den Flovent zu ergreifen, gleich nach dessen mord; dann erst flieht dieser nach der türe; nach B aber flieht er gleich nach der tat den ausgängen der halle zu und erst als er diese erreicht, komt des kaisers machtgebot. Diese folge ist die natürlichste, da ja im anderen falle es den mannen des kaisers geringe mühe gewesen wäre, den Flovent zu ergreifen. — Als die flüchtlinge, Flovent mit seinen beiden gefährten, im gebirge zum einsiedler kommen, wird uns nach A erzählt, dass sie zu einer kirche, in deren nähe ein klausner lebte, gekommen wären. Das leben des einsiedlers wird sofort erzählt, dann erst geht Flovent in die kirche, um zu beten. In B ist die sache viel einfacher und einleuchtender: die flüchtlinge kommen an eine kirche, Flovent geht hinein und betet; unterdessen bleiben seine genossen aussen, und einer derselben findet die hütte des klausners. Hierauf die geschichte desselben. Wenn nun darauf in beiden redactionen Jofrey dem Flovent, als er aus der kirche komt, entgegeneilt und ihm mitteilt, dass sie bei einem klausner herberge gefunden hätten, so zeigt dies doch zur genüge, dass die fassung in B die einzig richtige ist. — So habe ich aus allem den eindruck erhalten, dass B auf eine vorlage zurückgeht, die unabhängig von der red. A entstanden ist, der aber vor dieser der vorzug gebührt, inhaltlich sowol als in bezug auf die ausführung im einzelnen. Damit ist noch nicht gesagt, dass alles, was A mehr hat, zu verwerfen sei; das meiste freilich lässt sich bei genauer prüfung nicht halten. Beide redactionen weisen abermals auf ein kloster als ihren entstehungsort. Denn wie die vorhergehenden sagas sind auch sie voll frommer ergüsse, die, wenn auch zum teil, so doch nicht durchweg der quelle entlehnt sind.

Vielleicht gelingt es auch über diese saga und ihre quelle noch näheren aufschluss zu erhalten; im hinblick hierauf wird es nicht unangebracht sein, wenn ich trotz Jon Olafssons 1732 angefertigter lateinischen übersetzung eine kurze inhaltsangabe gebe. Aus den eben erwähnten gründen kann ich mich nicht entschliessen, A zu grunde zu legen; sie folgt demnach nach B:

Flovent, der sohn der schwester des römischen kaisers, der Helene, geht, als er 15 jahr alt ist, zu seinem oheim. Er zeichnet sich durch mut und schönheit aus. Beim julfeste wendet er sich mit dem vollen becher an den kaiser, stösst damit an, sodass einzelne tropfen herabfallen und zwar auf das gewand eines bösen herzogs. Als dieser ihn darob beschimpft, tötet ihn Flovent. Sofort entbrent des kaisers zorn, als er den toten herzog zu seinen füssen sieht; er gibt den seinen befehl, den mörder zu greifen, wo man ihn auch fände. Flovent verlässt mit seinen treuen knappen Otun und Jofrey Rom, nachdem er noch zuvor von seinem quartierherrn das trefliche ross Baudan, schild und schwert erhalten hat, und wendet sich nach Frankreich (cap. 1). Der kaiser beschliesst alsbald mit einer schar treflicher ritter dem mörder zu folgen. Er trift ihn, wird aber besiegt und muss sein trefliches ross Magrimon und sein schwert abgeben. Darauf reitet der kaiser wider heim, während sich Flovent über das Mundiufiall begibt. Bald kommen sie zu einer kirche; Flovent begibt sich in dieselbe, während seine genossen die gegend erspähen und die klause eines einsiedlers finden. Lezterer gewährt ihnen wohnung, nachdem er ihre friedlichen absichten kennen gelernt hat. Hier verweilen die flüchtlinge während der nacht. In derselben erscheint dem klausner ein engel, welcher ihn auffordert, dem Flovent alle seine treflichen waffen zu übergeben, da er viele dem christentum zuführen werde. Der einsiedler holt seine waffen herbei und übergibt sie Flovent. Alsdann entfernt sich dieser mit seinen gefährten und reitet das gebirge hinab. Heidnische ritter, welche sich ihnen entgegenstellen,

werden niedergemacht; Otun, der sich dabei ganz besonders hervortut, wird zum ritter geschlagen. Die erschlagenen sind mannen des Fabrin, der sich sofort mit 100 rittern zur stätte des Flovent, der unterdessen in Fabrins stadt gelangt und an den erbeuteten feindlichen waffen als mörder erkant ist, aufmacht. Auch in diesem kampfe ist Flovent mit den seinen siegreich, verlässt aber sogleich darnach die burg des Fabrin (c. 4). Dieser folgt sofort nach, wird aber erschlagen. Am folgenden tage kommen sie nach Betheron, wo ihnen ihr wirt den rath erteilt dem könige Florent von Frankenland, der in Paris vom deutschen könige Salatres eingeschlossen sei, zu hilfe zu kommen. Auf dem wege dahin finden sie Angseis, den sohn des königs Vilhialmr von Angeborg, der von den Franken als gefangener aus Rom mitgenommen worden ist und in diesem lande zum Muhamedanismus der Franken (!) hat übertreten müssen. Er ist der vetter des Flovent und schliesst sich diesem an (c. 5). Die ritter gelangen bald darauf zur burg des alten grafen Josez. In der nähe derselben stösst Flovent in einem walde auf dessen söhne mit gefolge, tötet diese und bald darauf den Josez mit 100 rittern, die ihn verfolgen. Über Orleans reiten die vier genossen weiter nach Paris. Ihre versicherung der freundschaft hilft ihnen hier nichts; sie werden nicht in die burg aufgenommen und müssen in zwei häusern vor der stadt sich ein nachtlager suchen (c. 6). Damals belagerte nämlich gerade das heer des Salatres von Saxland, der sich selbst in Korbuilla befand, Paris. Vier mächtige könige, welche um die königstochter Marsibilia werben, befinden sich im heere. Flovent komt zunächst mit könig Korsablin in streit und besiegt ihn zur freude der einwohner von Paris, welche dem kampfe von der stadt aus zugesehn, nachdem sie Florentia, die schöne tochter des Frankenkönigs, auf den kühnen ritter, den niemand kante, aufmerksam gemacht hatte (c. 7). Gleich darauf stürmen die Sachsen vor; noch bevor die Franken Paris verlassen hatten, wirft sich Flovent mit den seinen jenen entgegen, tötet viele, darunter auch zwei könige (c. 8). Die Saxen fliehen. Jezt wendet sich Flovent zum Frankenkönige und sagt ihm, er sei in der absicht gekommen, die stadt zu befreien, worauf er aufs liebenswürdigste aufgenommen wird. Unterdessen komt das Saxenheer nach Korbuilla. Der königssohn sieht die fliehenden zuerst und berichtet seinem vater davon. Bald darauf melden die noch lebenden beiden könige zum grossen leide des Salatres, was geschehen ist, worauf sie der königssohn Korduban prahlerisch und hart anfährt. — Korsablin, den Flovent gefangen genommen hatte, ist auf das versprechen einer lösesumme hin frei gelassen worden; er erbittet sich jezt dieselbe vom Saxenkönige und überbringt sie mit seinem verwanten Gamalfinn (c. 9). Flovent wird darauf vom Frankenkönige Florent zum bannerträger erhoben und will nun gegen die Saxen zu felde ziehen (c. 10). Im kampfe vor Korbuilla werden diese unter Korduban geschlagen (c. 11). Auch diesen besiegt Flovent im zweikampfe und lässt ihn nur gegen hohes lösegeld frei. Jezt führt Salatres selbst die Saxen in den kampf, allein auch er wird besiegt. Otun wird von den Saxen gefangen genommen (c. 12). König Florent verspricht, den Otun aus der gefangenschaft zu befreien. Während die Franken ihrem gotte Maumet opfern, dankt Flovent dem christengott in einem inbrünstigen gebete für seinen beistand (c. 13). Otun soll getötet werden, zumal da er vor könig Salatres sich mit dessen sohne aufs heftigste streitet (c. 14). Unterdessen hatte die königstochter Marsibilia leidenschaftliche liebe zu Flovent erfasst; sie bittet infolgedessen ihren verwundeten vater, den Otun zu schonen. Darauf wendet sie sich mit ihrer herzensangelegenheit an ihre erzieherin, diese aber rät ihr, den Almazur zu heiraten. Allein Marsibilia bleibt bei ihrer liebe; sie geht während der nacht zu Otun

und verspricht ihm, ihn aus der gefangenschaft zu befreien, wenn er eine zusammenkunft zwischen ihr und Flovent vermitle. Otun geht darauf ein und erlangt ausserdem für sich und seinen freund Jofrey die zusage der beiden königstöchter, welche der Marsibilia bei ihrem plane behilflich sind. So komt Otun glücklich aus der gefangenschaft und gewint Paris (c. 15). Hier erzählt er dem Flovent seine befreiung und übergibt ihm einen kostbaren goldring, ein geschenk der Marsibilia, welcher den besitzer vor zauber und gift schütze.

Am nächsten tage bietet der Frankenkönig dem Flovent seine tochter und das jarltum an. Auch Florentia wünscht eine verbindung mit dem kühnen helden. Dieser weicht jedoch aus und rät, zuvor abermals gegen die Saxen zu ziehen, damit die streitigkeiten für immer beigelegt würden. Ein neuer heftiger kampf, in welchem auf beiden seiten viele fallen, entspint sich (c. 16). Da derselbe unentschieden bleibt, dringt Flovent auf fortsetzung desselben. Jezt schlägt er die Saxen und verfolgt sie auf ihrer flucht nach der burg. Vergeblich sucht er könig Salatres zum widerstande aufzufordern; auch er ist von panischem schrecken ergriffen (c. 17). Marsibilia hatte unterdessen von der burg aus dem kampfe und der flucht der ihrigen zugesehen und in leidenschaftlicher aufregung steine auf die gegner der Saxen geworfen. Erst als sie Otun auf ihr versprechen aufmerksam macht, zieht sie sich zurück. — Vor dem tore komt es endlich zwischen Salatres und Flovent zum kampfe, nachdem Salatres seinem gegner vergeblich die würde eines jarls angeboten hatte. Der Saxenkönig wird besiegt, ergibt sich, schwer verwundet, auf gnade und ungnade und verspricht dem Flovent die hand seiner tochter. Alsdann ziehen die Franken mit dem gefangenen Salatres, den die Marsibilia vergeblich zu befreien sucht, ab. Bald darauf will ihn Florent ins gefängnis werfen lassen, zumal er ihm vorwirft, dass er alle seine siege nur dem Flovent verdanke (c. 18).

Salatres' söhne Guinimus und Ysát kommen aus Saxland nach Franken, um ihren vater zu rächen. In einer mörderischen schlacht wird Flovent verwundet und Salatres befreit. Als sich darauf der kampf von neuem entspann, fält könig Florent auf fränkischer, Almazur, der freier der Marsibilia, auf sächsischer seite. Die Franken fliehen, Flovent deckt den rückzug. Alsdann kehren die königssöhne nach Saxland zurück, während Salatres auch ferner in Korbuilla bleibt (c. 19). Bald darauf zieht Flovent abermals vor Korbuilla und belagert die stadt. Da komt Salatres zu ihm und verhandelt mit ihm: Flovent erhält Frankenland nebst den reichen der gefallenen könige und die Marsibilia. Diese geht zum christentum über. Salatres zieht sich nun nach Saxland zurück (c. 20).

Jezt wird unter Flovents regierung das ganze Frankenland christlich. Bald darauf erfährt der kühne held, dass kaiser Konstantin von dem spanischen könige in Rom hart bedrängt werde. Sofort macht er sich mit den Franken auf, schlägt die Spanier in die flucht und versöhnt sich mit seinem oheim. Nachdem er wider heimgekehrt ist, belehnt er Otun, der die Fauseta heiratet, mit Korbuilla, und Jofrey, dessen gemahlin Florentia wird, mit der Normandie. Glücklich herscht Flovent von nun an über ganz Franken bis ins hohe alter.

Es bleibt uns noch die fünfte saga übrig, die Beverssaga, die erzählung von Sir Bevis of Hampton, welcher, obgleich selbst aus liebloser ehe entsprossen, mit seiner gemahlin Josvena einen bund schliesst, wie ihn wol die dichtung selten so rein und schön gezeichnet. — Bever ist das kind Guions von Hamtun und der schönen tochter des Schottenkönigs, die den deutschen kaiser mehr liebt als ihren gemahl und durch jenen ihn auch heimlich umbringen lässt. Gleich beim hochzeitsschmause tötet der kleine Bever seinen stiefvater, wird aber infolgedessen

landesflüchtig und flieht nach Egypten zu könig Ermanrich, mit dessen tochter er sich heimlich verlobt. Viele nachstellungen seiner gegner, manchen kampf hat er hier auszustehen, bevor er mit der treuen Josvena sich den heimischen gefilden wider zuwenden kann. Auch Josvena hat infolge ihrer liebe viel zu leiden, allein stets bleibt sie ihrem gelübde treu und selbst der ihr aufgedrungene gemahl vermag ihr infolge ihres keuschheitsgürtels nichts anzuhaben. Als Bever in die heimat, wo unterdessen sein pflegevater Sabooth seine besitzungen innegehabt, zurückgekehrt war, versieht er es bald wider mit dem könige von England und muss seiner heimat abermals den rücken kehren. Die mannigfaltigsten prüfungen hat er sowol als seine gemahlin wider zu bestehen, bevor sie sich, durch feindeslist von einander getrent, widerfinden und dem könig Ermanrich hilfe leisten und ihre liebe beweisen können. Endlich ist hier alles ausgesöhnt, Egyptens feinde sind unterworfen, Bever hat das reich seines schwiegervaters nach dessen tode erhalten. Auch in England wird darauf ruhe und ordnung geschaffen: der besiegte könig entschliesst sich sein einziges kind dem einen sohne des Bever zu geben. Dem anderen sohne übergibt Bever seine orientalischen besitzungen, als er sein lebensende herannahen sieht. In einer stunde sterben er und Josvena, nachdem kurz zuvor auch sein treues ross Arundela das zeitliche gesegnet.

Dies ist im grossen und ganzen der kern der saga. Auf den inhalt näher einzugehen brauche ich auch hier umsoweniger, als auch dieser saga eine trefliche inhaltsangabe, die eigentlich mehr übersetzung, von H. Gering beigefügt ist. Dass auch diese saga entlehnt ist, unterliegt keinem zweifel. Der grundstock ist entschieden englisch, denn Hamtun weist darauf und die erzählung von Sir Bevis of Hampton existiert noch heute in England als volksbuch. Allein die sage scheint weiter, scheint vor allem auch in Frankreich verbreitet gewesen zu sein. Das „Franzeisar“ s. 263[20] vermag mich freilich nicht von der notwendigkeit, dass eine französische quelle benuzt sei, zu überzeugen; wenn ich auch nicht zu erklären vermag, wie die Franzosen auf einmal hier hereingeschneit kommen, so glaube ich doch, dass ihrer schon früher gedacht worden wäre, hätte sie der sagaschreiber in seiner quelle vorgefunden. Es wäre in der tat eine recht dankbare arbeit, die ganze sage von Bevis in ihrem entstehen und wandel zu verfolgen; sie ist allzukarg in unsrer einleitung weggekommen. Allein das ist eine arbeit für sich, eine arbeit, die belesenheit in den litteraturen der verschiedenen völker des mittelalters verlangt. Ist dies geschehen, dann wird sich erst feststellen lassen, was unser sagaschreiber andersher entlehnt, was seine eigne arbeit ist. Im einzelnen ist ja vorliegendes werk vortreflich; die sprache ist klar und schön, die motive sind nicht übertrieben, sondern durchaus natürlich, die taten des Bever selbst sind nicht so übermenschlich, wie z. b. in der Floventssaga, dagegen ist die abrundung des ganzen, die lösung der einzelnen punkte durchaus nicht gelungen, sodass ich den gedanken nicht unterdrücken konte, dass eine zwiefache vorlage hier dagewesen sei. Die plötzlich auftauchenden Franzeisar, der umstand, dass des Terri in den lezten capiteln mit keinem worte gedacht wird, dass manche andere personen ebenfals spurlos aus der saga verschwinden und anderes dürfte wol dafür sprechen, dass die vorlage des zweiten teiles eine andere als die des ersten war. Ferner glaube ich aber auch, dass im nordischen die ursprüngliche fassung der saga nicht erhalten ist. Zunächst steht es m. e. fest, dass hs. C (cod. Holm. 7. fol.), eine bessere redaction repräsentiert, als der hier zu grunde gelegte cod. Holm. 6. 4°. (B). Ich will nur einzelne beispiele herausgreifen, die aber meiner überzeugung nach die richtigkeit dieser ansicht zur genüge beweisen.

S. 244, 18—20 hat B den ganz widersinnigen satz: ***þau Bevers ok Josvena attu tvo syni; het annar Guion, enn annar Miles.*** Die beiden söhne waren damals noch gar nicht geboren, erst s. 248, 21 ff. wird uns ausführlich von ihrer geburt und ihrer namengebung erzählt. C hat richtig die obige bemerkung nicht. — S. 250, 7 soll Bever der königin von Civile versprochen haben, nach B 7 jahre zu warten, bevor er sich mit ihr verheiratete, nach C nur 4. Lezteres ist allein richtig, da sie zunächst nach der gemeinsamen überlieferung auch nur 4 jahre wartet (s. 251, 27); die später noch hinzukommenden drei jahre können an der sache nichts ändern. — Ganz gedankenlos ist es auch, wenn 253, 24 ff. sich Terri mit in dem gefolge des Bever, als dieser zu Ermanrich reitet, befindet, während man ihn doch 255, 17 erst nach Appabort holen lässt. Freilich hat C hier eine lücke, allein ich glaube nicht, dass es jene bemerkung gehabt hat. Ist aber C die bessere redaktion, so müssen wir auch den zweiten gemahl der tochter des Schottenkönigs als deutschen grafen, was an und für sich besser passt, und nicht als deutschen kaiser, auffassen und dürfen unsere saga nicht nach norwegischer art Beverssaga, sondern müssen sie mit C Bevissaga nennen.

Noch erwähnen will ich, dass ich an einigen stellen in unserer redaktion auch lücken vermute. So scheint mir die aufforderung des Terri, welcher als pilger den Bever auf dem wege nach Damascus trift, er solle ihm den brief, den er zu besorgen habe, zeigen, volständig unmotiviert. Woher kann überhaupt der Terri etwas von dem briefe wissen, wenn ihm Bever nicht davon erzählt hat? Diese worte scheinen also zu fehlen. — 231, 57 sagt Bever zur Josvena, dass ihm der patriarch von Jerusalem zur pflicht gemacht habe, nur eine reine jungfrau zu heiraten; 230, 7 ff., wo wir das gespräch zwischen Bever und dem patriarchen finden, wird dieser aufforderung keine erwähnung getan. Freilich scheint es auch C nicht zu tun; in den anmerkungen ist wenigstens nichts bemerkt. Wir müsten dann in solchen gemeinsamen lücken entweder die lücke in der gemeinsamen vorlage oder gar in der arbeit des verfassers suchen: dies könte eben nur eine vergleichung mit den werken anderer litteraturen, welche denselben stoff behandeln, klar legen. Zur unmittelbaren quelle unserer erzählung könte auch die bestimmung über die mündigkeit — denn Bever wurde mit dem 16. jahre für mündig erklärt (212, 52) — führen.

Nicht ganz klar, wie so manches andere, ist auch die geographie unserer saga. Wol geben die afrikanischen verhältnisse keinen direkten widerspruch, wol ist die reise zu wasser von England über Flandern, Rom, nach Jerusalem (266, 48 ff.) sehr gut denkbar: allein wie man von Afrika auf dem wege nach England zu schiffe über Köln (237, 25) kommen soll, verstehe ich nicht. Wenn nun C auch hier für Colonia: Bolonia schreibt, so könte dies scheinbar das richtige treffen; allein 238, 53 zeigt klar, dass eben dem sagaschreiber Colonia vorgeschwebt hat. Möglich ist, dass erst diese falsche vorstellung durch unsern verfasser in die saga gekommen ist. Doch diese und so manche andere frage lasse ich unentschieden, da sie sich eben nicht beantworten lassen, bevor nicht die altenglischen und französischen quellen untersucht sind.

Wenn sich der eine oder andere an diese oder jene frage, welche sich an die Bevers- oder eine andere der vorliegenden sagas knüpft, machen wird, so glaube ich, hat der herausgeber vorliegenden werkes seinen zweck erreicht: er hat auf einen neuen acker der romantischen poesie geführt, der bisher brach lag und noch immer tüchtiger arbeiter harrt. Cederschiöld hat für seinen teil das seine getan.

LEIPZIG. E. MOGK.

Lamprechts Alexander, herausgegeben und erklärt von **Karl Kinzel.** (Germanistische handbibliothek, hsg. von **J. Zacher.** VI.) Halle a. d. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1884. LXXX u. 543 s. 8. n. 8 m.

In dieser verdienstvollen ausgabe ist alles zusammengefasst, was wir von Lamprechts Alexander an handschriftlichem material besitzen; aus der Baseler hs. ist zur vervolständigung die nicht von Lamprecht beibehaltene erzählung vom Nectanebus vorausgeschickt, dann folgen, einander gegenübergestelt, der text der Vorauer (V.) und der Strassburger (S.) handschrift, sowie die französischen fragmente des Elberich von Bisenzun; die Baseler hs., die der herausgeber mit recht gegen R. M. Werner zu S stelt, ist eben wegen dieses abhängigkeitsverhältnisses in den kritischen apparat verwiesen; gleichfals unter dem texte sind die einschlägigen stellen der *historia de preliis* und des *iter ad Paradisum* mit den nötigen varianten abgedruckt. Dass von einer textkonstruktion des Lamprechtschen Alexanders abgesehen ist, verdient bei der verschiedenheit der beiden vorhandenen textrecensionen V. und S. nur anerkennung. In der Heliandausgabe von Sievers beruht die gegenüberstellung des Monacensis und des Cottonianus auf demselben richtigen principe. Die einleitung gibt auskunft über die handschriften und das verhältnis der texte, über die *historia de preliis,* sowie über das verhältnis Lamprechts zu Elberich und den lateinischen quellen, endlich über zeit, sprache und metrik des deutschen gedichtes. Durch rückverweisungen auf frühere abhandlungen von sich, Harczyk und Zacher hat der herausgeber an manchen stellen kürze erstrebt: meines erachtens nicht zum vorteil seiner aufstellungen; schon im interesse der leser, denen die betr. zeitschriften und programme nicht zur hand sind, hätten wenigstens die wesentlichsten ergebnisse, die schlagendsten beispiele widerholt und der gang des beweises, der *nervus concludendi* blosgelegt werden sollen. Wenn das laut vorwort p. VIII unterblieben ist, „um den umfang des buches zu vermindern“, so hätte der raum dazu beschaft werden können, wenn die wörtlichen, oft sehr langen bibelcitate z. b. in den anm. zu 12, 20, 27, 66, 1099, 3566 weggeblieben und durch übersichtliche, praktische vereinigung des in den anm. unübersichtlich aufgehäuften sprachlichen materials in ein glossar das register von 23 seiten in wegfall gekommen wäre.

Um zum einzelnen überzugehen, so war die conjektur *normam* für *formam* p. XIX wol entbehrlich; du Cange III, 365 A gibt beispiele für *forma* in der bedeutung *exemplum quod ad imitandum proponitur.*

B. 427 ist, nach dem lateinischen, und nach V 224, S 255, *zwelif* für *zwênzig* einzusetzen; vgl. auch die fassung von S 318 in B.

443/4. Das lateinische *terrore perterrita* legt die vermutung nahe, dass die stelle zu ergänzen ist: *dô daȥ Olimpias erhôrt, dô truog si forcht umb disse wort.* Der ausdruck *vorchte tragen* auch 268.

456 hs. *und hasse, das niut bist gelîch der frouwen mîn.* Hier möchte ich die Wernersche besserung *und hasse das du niut bist der forme mîn* vorziehen. Das lateinische *quia figura tua in nullo mihi similatur* zeigt, dass *der frouwen* verdorben sein muss, ganz abgesehen davon, dass es auch nicht zu 412 passt. Es ist vielmehr entstelt aus *der forme,* wozu *gelîch* glossem ist. Der ausdruck *der forme sîn* findet analoga an wendungen wie *zweier varwe sîn* Parz. 57, 16 und *lutzeler geschaft wesen* Rol. 302, 1 Gr.

Vor. 445 *sîne burch z'Antoniâ und fûre dar mit her.*. So die hs. mit fehlendem reimwort. Die gewöhnlichen reime zu eigennamen auf —a sind *dâ* (2614, 2807, 4717, 5058, 6452) und *nâ* (2621). Also vielleicht: *und fûre mit her dar nâ?*

Die lücke im Strassburger Alexander 508 ff. ist aus B vervolständigt; einige fehlende reimzeilen in diesem abschnitte, den der herausgeber besonders numerirt hat, lassen sich vielleicht ergänzen; so nach zeile 12 etwa:

harte mæzec was sîn sin.
dô das wart geendet, usw.

Zum gedanken der ersten zeile vgl. V 437, zum reim v. 124 der Baseler ergänzung; zum zweiten vers V 507 = B 62. *mæzec* in diesem sinne belegen mhd. wb. 2, 209a und Lexer I, 2065 mit Ludw. 8, 4. 17, 15. Leseb. 587, 4. Renner 4640. 6383. Helbl. 1. 1072. Elis. 1851. Flore 6548. Diefenbachs gl. 364c: *moderatus.*

Nach z. 20: *unt in lasterliche betriegen,* vgl. V 452. *betriegen* im reim S 3191. 7070.

Nach z. 22: *sînes muotes was er gram,* vgl. lat. *animo incitatus* und Baseler ergänzung v. 227.

Nach z. 28 fehlt die erwähnung der burg, auf welche sich *die* zurückbeziehen muss, und ein reimwort auf *mê;* dem wäre abzuhelfen durch die ergänzung *die burc dâ von ich sagete ê;* doch den reim *mê : ê* bietet bloss S 4020, und sonst ist mir diese formel der rückverweisung bei Lamprecht nicht aufgefallen. Andere reimworte zu *mê* sind *stê* 5276, *snê* 1108, *sê* 1347, und besonders *wê* 1320; *ach unde wê* 1904 (cfr. 3346); *wol oder wê* 2448. 6799; *vil wê* 2653. 3237. 4996. Nach diesen stellen vermute ich vielmehr:

den rîanden wart dâ vil wê;
er tet in michel ungemach,
dô er in die burh zebrach usw.

Zu den letzten worte vgl. S 2177 u. ö.

Die nächste lücke nach 32 ergänzt sich wol am leichtesten: *und besatzte si werliche. Alexander der riche* .... vgl. S 2157.

S 2622 ist Zachers in den anm. gemachter vorschlag *in eine stat heizt Andria* durch parallelstellen wie S 1095. 5057. Parc. 389, 2. 398, 23. 501, 26. 629, 21 gesichert.

S 2631 f. ist verderbt; hs. *und eine brucke machen* mit fehlender reimzeile; *machen* reimt im Alexander, wenn ich keine stelle übersehen habe, nur dreimal auf *sachen* (1460, 4392, 7155, vgl. auch 5433 *gemachet : sache*), und einmal, sehr unrein, auf *gescaffe* 2580 (vgl. 2633 *gescaffit : gemachet*); beide reime sind hier nicht zu gebrauchen; ebensowenig *die brucke slihten* aus Wig. 4520 und allenfals 7471. Auf die richtige spur führt S 1191 in verbindung mit der bemerkung zu S 1081; es wird zu lesen sein:

und eine brucke spannen
mit iseninen lannen,

wozu das lat. *constringi clavis ferreis et catenis* genau passt.

In den anmerkungen endlich finden sich sachlich sehr eingehende und dankenswerte untersuchungen über die berührten fabeln, sowie über mittelalterliche naturkunde; sprachlich hat sich der herausgeber die aufgabe gestelt, „den sprach-

gebrauch des Alexander möglichst volständig und im zusammenhang mit der gesamten litteratur des 11. und 12. jahrhunderts zur darstellung zu bringen", und die sehr umfassenden und stoffreichen samlungen zeigen, dass er diese aufgabe gelöst hat; höchstens wäre in mancher hinsicht die beigabe eines reimlexicons nicht unerwünscht gewesen. In einigen punkten jedoch erlaube ich mir anderer meinung zu sein als hr. Dr. Kinzel.

Zunächst hätte das reichhaltige material an übersichtlichkeit, praktischer verwendbarkeit und vielleicht auch an volständigkeit gewonnen, wenn es in die form eines glossars gebracht worden wäre. Man brauchte sich dann z. b. nicht die belege für den gebrauch von *tragen* aus den anm. zu 101, 108 und 439 zusammenzusuchen; es wäre nicht vorgekommen, dass zu 4131 die zu 2326 aufgeführten beispiele widerholt werden und dass die anm. zu 6828 mit der zu 3861 volständig stimt, bis auf den druckfehler 449, 3 statt 479, 3; endlich wären zahlreiche verweisungen und das ganze register, durch dessen vorhandensein die berechtigung meiner forderung im princip anerkant wird, überflüssig geworden.

Sodann wäre eine grössere berücksichtigung des ahd. wünschenswert gewesen; Graff 5, 729 hätte dem herausgeber zu *zelge* 5197 das alts. *telg* und *zuelga* aus Tat. 146 geliefert, ebenso Graff 4, 1120 belege aus den frg. theot. und Marc. Cap. für *brûtloft* als masc., die er (zu 455) vermisst usw. Ich bin überzeugt, hr. Kinzel wäre dann auch sparsamer gewesen mit angaben wie „dies wort komt h. l. zuerst vor" oder „dies wort ist im 12. jahrhundert sonst nicht belegt", angaben, mit denen man äusserst vorsichtig sein muss. Z. b. soll sich (zu 242) *untwirken* in der bedeutung „vernichten" zuerst im 12. jahrhundert finden, dagegen belegt Graff 1, 972 *antwirkan destruere* mit vielen beispielen, u. a. *untuurhe demolire* aus St. Galler glossen des 9. jahrh.

Zu 144 wird bemerkt: „*mânôt* die ältere form, dafür hier zuerst *mânet*;" Graff 2, 795 f. belegt *wintermanet* und *iarmanet* aus Wn. 167, d. h. der Wiener hs. des Summarium Heinrici, die doch wol älter ist als der Alexander.

Zu 189: *ertrîch* steht nicht bloss im Erec, sondern auch Gregor 2840. Aus dem ahd. wäre Otfr. 1, 5, 53 anzuführen.

Zu 192: *cunstic* soll im 12. jahrh. nur hier vorkommen, Graff 4, 414 belegt aber sowol *kunstig* als *unchunstigcr* aus Bib. 5, d. h. bibelglossen im cod. pruvining. zu Münchon, von denen es zweifelhaft ist, ob sie dem 11. ofer 12. jahrh. zuzuweisen sind. (Zu den belegen übrigens, die das mhd. wb. 1, 816b aus späterer zeit gibt, ist Bit. 7466 und die von Jänicke dazu angeführten stellen nachzutragen.)

Schliesslich, wenn hr. Dr. Kinzel seinen belegen aus andern denkmälern des 12. jahrh. ein „u. ö.", ein „etc.", ein „u. a." hinzugefügt, so verleitet er seine leser zu der annahme, dass an den stellen, wo dieser zusatz fehlt, seine samlungen erschöpfend seien; und das ist doch nicht der fall; aus der kaiserchronik kann ich sie zufällig öfters ergänzen; so steht *urlirge* (zu 1634) auch Kch. 499, 2; 501, 30 *ze wige* (zu 2030) auch 511, 18 und *in dem wige* 299, 12; *veigen* (zu 2381) auch Kch. 183, 2; 216, 20; 238, 27; 500, 18; 512, 34; *râtgebe* (zu 2435) auch 351, 1. Für *lussam* werden zu 5308 bloss Kch. 26, 14 und 258, 20 angeführt; es ist viel häufiger; es steht in verbindung mit *helt* 207, 9; 427, 5; mit *tohter* 348, 30; mit *wîp* 354, 9; 363, 16; mit *vrouwe* 140, 23; 472, 7; mit *bilide* 177, 7; 401, 29; mit *varren* 307, 23; mit *erbe* 464, 17; mit *geserwe* 200, 22. Für *quelen* (zu 6828) fehlen aus der Kch. die stellen 195, 11; 214, 33; 297, 33.

Zu 1337 sind für *holde* nur stellen aus Alexander angeführt, für den weitern gebrauch wird auf Jänicke zu Biterolf 7695 verwiesen; dessen bemerkung „in den gedichten des 12. jahrh. wird es häufiger gebraucht, zumal bei Heinrich v. Veldeke" ist aber hier nicht ausreichend; in der kaiserchronik findet es sich vom herrendienst: 19, 17; 42, 33; 114, 29; 204, 11; 362, 30; 417, 19; vom dienste gottes: 128, 7; 199, 23; 278, 24; 333, 14; 461, 5; vgl. *Mariâ die gotes holde* Passional 127, 1; 147, 22

Den vorzügen des buches, dass es zum ersten mal das handschriftliche material volständig, den erklärenden apparat sehr reichhaltig darbietet, tun diese ausstellungen, die sich an einzelnes knüpften, keinen eintrag, und sie sollen es auch gar nicht; vielmehr geht es dem kritiker wie dem zeichner: er malt den schatten und nicht das licht.

* *

*

Hieran knüpfe ich die kurze besprechung zweier anderer arbeiten, die ebenfals in beziehung zur Alexandersage stehen.

Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von **Karl Weinhold.** IV: Die Quellen zum Alexander des Rudolf von Ems. Im Anhange: die *Historia de preliis*, von Dr. **Oswald Zingerle.** Breslau, bei Köbner. 1885. VII, 265 s. 8. 8 m.

Der einleitende abschnitt gibt auskunft über die quellen Rudolfs im algemeinen. Wenn auch auf die zahlreichen verweisungen und beziehungen auf seine schriftliche vorlage, die sich bei Rudolf finden, an sich kein sonderlicher wert zu legen ist, da sie meist nur wolfeile lückenbüsser sind, so ist doch eine untersuchung über seine quellen durch seine eigene angabe (v. 12802 ff.) nahegelegt und für die beurteilung des ihm vorschwebenden zieles weder ohne wert noch ohne interesse. Er will seine leser nicht bloss unterhalten, sondern auch eine zuverlässige und volständige erzählung der heldentaten Alexanders geben; seine hauptquellen sind dabei des neapolitanischen archipresbyters Leo *historia de preliis* und die schrift des *wîsen phaffen* Curtius Rufus, die sich nach Rudolfs ansicht insofern ergänzen, als die erstere *die strîte ungeseit* lässt, während der leztere gerade die kriegstaten Alexanders in breiter ausführlichkeit erzählt.

Im 1. capitel (p. 18—87) wird die *historia de preliis* ausführlich besprochen und gezeigt, dass Rudolf eine sehr interpolierte fassung vor sich hatte, und zwar einen der Grazer hs. G ziemlich nahestehenden text. Im 2. abschnitt (p. 88 bis 95) wird das verhältnis Rudolfs zu Curtius behandelt, und zwar mehr in form einer narratio als einer argumentatio. Es werden nämlich zahlreiche fälle aufgezählt, in denen Rudolf seine vorlage misverstanden hat: aus diesen fällen aber auf induktive weise ein facit zu ziehen, lehnt Zingerle mit übergrosser behutsamkeit ab; wenn wir wenigstens beobachten, dass die meisten versehen sich auf mangelhafte worttrennung und interpunktion, sowie auf die vermischung von ligaten mit uncialen buchstaben in der vorlage zurückführen lassen, was alles charakteristische merkmale der übergangszeit von der uncial- zur minuskelschrift sind: und wenn ferner Zingerle selbst angibt (p. 88), dass Rudolfs hs. allem anscheine nach am meisten zum Curtius-cod. Paris. 5716 saec. IX stimt, so scheint es, als ob Zachers vermutung (zs. X, 103), Rudolfs vorlage sei eine hs. des IX. jahrh. gewesen, nicht auf so schwacher grundlage beruhe, wie Zingerle annimt; jedenfals ist diese ver-

mutung der einzige positive gewinn, der bis jezt aus der specialuntersuchung über das verhältnis Rudolfs zu Curtius gezogen ist.

Ebenso wird nun im 3.—9. abschnitt dargetan, inwieweit man eine beeinflussung Rudolfs von Ems durch Flavius Josephus, Hieronymus, die heilige schrift, die *historia scholastica*, den Methodius, die epitome des Julius Valerius, den Orosius Gualtherus a Castellione und die *secreta secretorum* annehmen könne oder nicht. Gelegentlich des Gualtherus, dessen benutzung durch Rudolf Zingerle mit recht gegen Massmann bestreitet, will ich mir erlauben, auf die ausgabe des P. Athanasius Gugger O. S. B., St. Gallen 1659, hinzuweisen, die auch heute noch nicht ohne wert und verdienst ist.

In dies schema, das ich soeben skizzierte, hat der hr. verf. ein sehr reiches sachliches und exegetisches material hineinverarbeitet; für diese mühsame mosaikarbeit würden wir dem gelehrten hrn. verf. zu noch grösserem danke verpflichtet sein, wenn deren ausnutzung durch übersichtlichere anordnung und durch knappe zusammenfassung der ergebnisse erleichtert wäre.

Im anhange wird der text der *historia de preliis* gegeben, nachdem schon im contexte die hss. derselben in zwei recensionen geschieden waren, repräsentiert durch den Bamberg. B und Monac. M einerseits, und durch die Grazer hs., zwei Münchener hss. des XV. jh., den Oenipontanus und den Seitenstettensis (GMμOS) anderseits, deren abweichungen sowol in der ausgestaltung des details als in der anordnung des stoffes nachgewiesen werden. Die drei codd. Parisini, die eine dritte recension bilden, sowie den zu den Strassburger drucken zu stellenden Berolinensis Be (Kinzel, p. XVIII f.) hat Zingerle nicht benutzen können; und so komt es, dass er „keineswegs eine kritische ausgabe, sondern nur einen einigermassen lesbaren text“ bieten konte und wolte, (vorw. p. VII), sodass der wunsch nach einem kritisch volständigen und methodisch recensierten texte der *historia de preliis*, der so oft ausgesprochen, aber wegen seiner schwierigkeit noch immer unerfült geblieben ist, auch jezt noch seiner erfüllung harrt.

* *

*

Einen beschränkteren gegenstand von minder grosser bedeutung hat **Ernst Neuling** in den „beiträgen zur geschichte der deutschen sprache und litteratur von Paul und Bruune“ X. 2 behandelt, aber alseitig und erschöpfend: nämlich „die deutsche bearbeitung der lateinischen Alexandreïs des Quilichinus von Spoleto.“ Er bespricht zunächst das lat. original, dessen (5) hss. mit reichem bibliographischen material angegeben und in ihrem gegenseitigen verhältnisse untersucht werden; zum dichter sich wendend, stelt er die namensform Quilichinus aus urkunden und hss. fest und bestimt seine zeit und seine lebensverhältnisse, soweit das bei den nur warscheinlichkeiten, keine sicherheit darbietenden quellen möglich ist. Als vermutliche quelle wird sodann die *historia de preliis* in anspruch genommen.

Im zweiten hauptteil seiner abhandlung geht Neuling zu der in der Wernigeroder hs. vorliegenden deutschen bearbeitung über und entwickelt ihr verhältnis zum lat. original, indem er sie nach den kürzungen, den selbständigen zusätzen und den einzelheiten der composition charakterisiert; der dialekt des dichters wird als alemannisch nachgewiesen, während der schreiber der hs. den bairischen dialekt bietet, ihn aber in der orthographie der aussprache seiner zeit und seiner heimat — etwa des Breisgaues — angleicht. Endlich wird die zeit des

dichters auf die regierungsjahre des königs Wenzel fixiert und somit die meinungsverschiedenheit zwischen Zacher (zs. X, 95) und Toischer (Wiener sitzungsber. 1880, XCVII, p. 369) zu gunsten des ersteren entschieden, sodass wir diesen deutschen bearbeiter des Quilichinus in die zeit nach Rudolf von Ems zu setzen haben und ihn nicht als dessen vorgänger ansehen dürfen.

METZ. ADOLF SEELISCH.

Otfrids evangelienbuch. Mit einleitung, erklärenden anmerkungen, ausführlichem glossar und einem abriss der grammatik, herausgegeben von **Paul Piper.** II. teil: **Glossar und abriss der grammatik.** Freiburg i. Br. und Tübingen 1884. Akademische verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). IX (III), 696 s. 8. n. 18 m.

Nachdem im herbst 1881 die lezte lieferung des grossen Otfridglossars von Kelle ausgegeben worden ist, sind wir — kaum 3 jahre später — mit einem neuen umfangreichen specialwörterbuch beschenkt worden. Der verfasser dieses lezteren sucht die existenzberechtigung seines werkes in der vorrede dadurch zu erweisen, dass er seinem vorgänger eine reihe von fehlern und ungenauigkeiten zur last legt und zum schlusse versichert, dass er bestrebt gewesen sei, in die genanten fehler nicht zu verfallen. Prüfen wir, ob dieses bestreben von erfolg gewesen ist.

Anzuerkennen ist zunächst, dass Pipers glossar zweckmässiger angeordnet ist als das von Kelle und daher einen leichteren überblick über die vorhandenen sprachformen ermöglicht. Leider aber ist es versäumt worden, diese übersichtlichkeit durch typographische mittel zu erhöhen — namentlich hätte in den längeren artikeln durch absätze und spatien, sowie durch häufigere verwendung von fetten oder gesperten lettern dem suchenden viel mehr hilfe geleistet werden sollen: die deutschen lexikographen und drucker können in dieser beziehung noch viel von den englischen lernen, welche für dergl. dinge einen weit praktischeren blick besitzen. Ferner kann man ohne weiteres zugeben, dass die bedeutungsentwickelung Pipers vor der Kelles den vorzug verdient, obwol auch bei jenem irtümer und fehler nicht ausgeschlossen sind: so ist z. b. bei *reisôn* die transitive bedeutung „rüsten, fertigmachen“ natürlich älter als die intransitive „proficisci“; *mezalári* (aus lat. macellarius) ist nicht, wie Piper und Kelle (wol mit rücksicht auf das vendentes der vulg.) angeben, ein krämer, sondern ein fleischer (Graff II, 912 belegt die glosse *mezilári*, lanio) u. a. m. Diesen vorzügen des buches stehen jedoch sehr erhebliche mängel gegenüber, welche die brauchbarkeit desselben stark beeinträchtigen und im wesentlichen durch die nachlässigkeit des verfassers verschuldet sind.

Unter den vorwürfen, die Piper dem glossar von Kelle macht, ist der der unvolständigkeit der erste. Man tritt daher an das wörterbuch Pipers mit der erwartung heran, sämtliche formen und sämtliche stellen, an denen dieselben vorkommen, verzeichnet zu finden: und wenn man bei flüchtigem durchblättern bemerkt, dass z. b. der artikel *er* nicht weniger als 40, der artikel *ther* sogar 52 spalten einnimt, die zum grossen teile ausschliesslich mit zahlen gefült sind, so wird man in dieser vermutung natürlich bestärkt: denn eine solche fülle von citaten kann doch nur dann einen sinn haben, wenn alle stellen ohne ausnahme aufgenommen sind. Bei näherem zusehen zeigt es sich jedoch, dass das buch weit davon entfernt ist, absolut volständig und somit zuverlässig zu sein, und dass die ziffermassen folglich eine genauigkeit zur schau tragen, die sie nicht besitzen. Indem ich von

den beiden capiteln I, 14 und V, 18 wort für wort nachschlug, constatierte ich die folgenden auslassungen: s. v. *engil* fehlt die stelle I, 14, 5; s. v. *fon* I, 14 15; s. v. *io* I, 14, 3; s. v. *joh* V, 18, 2; s. v. *mag* V, 18, 14 *(mugun)*; s. v. *sîn* V, 18, 8 *(sînes)* und V, 18, 12 *(sîn)*; s. v. *thâr* I, 14, 14; s. v. *wesan* V, 18, 4 *(sint)*; s. v. *wort* V, 18, 15; s. v. *zi* I, 14, 6. Bei gelegentlicher benutzung des buches sind mir ferner folgende lücken aufgestossen: s. v. *antwurti* fehlt die stelle I, 5, 68; s. v. *faran* I, 18, 13; s. v. *sô* I, 4, 10; s. v. *wesan* I, 4, 3. 5 *(was, wârun)* und III, 20, 126 *(sint)*; s. v. *zi* I, 4, 2; s. v. *faz* II, 8, 42. Es ergibt sich hieraus, dass jemand, der zeit und entsagung genug hätte, das ganze buch in dieser weise zu controlieren, eine unzahl von übersehenen stellen würde nachweisen können.

Piper rügt ferner an Kelles buch die widerholung einzelner citate, denen oft eine widersprechende deutung zu teil werde, sodass Kelle oft nicht zu wissen scheine, was er eben gesagt habe. Genau dasselbe lässt sich aber auch dem Piperschen glossar zum vorwurf machen. S. 476b wird die stelle H 98 *(thaz ouh thaz ni bileib, thaz Johane ouh hiar leid kleib)* als beispiel für zwei verschiedene constructionen citiert: a) ohne vorhergehende hinweisung, b) mit vorhergehendem *iz, thaz* (natürlich gehört das citat nur in die zweite rubrik) — Piper hat also z. 33 vergessen, was er z. 13 gesagt hat. S. 478a steht die stelle III, 20, 55 widerum zweimal in derselben spalte (z. 8 und 26), und ebenda wird IV, 13, 29 in z. 19 und in z. 26, IV, 16, 33 gar in z. 23 und in z. 27 aufgeführt! S. 475b, 38 wird *huggen* (H 18) als ind., s. 203b, 11 dagegegen als conj. erklärt; dasselbe ist der fall mit *firliasêst* (II, 21, 20), welches Piper s. 481b, 38 als indic. (!), s. 258b, 2 aber als conj. ansieht. V, 18, 10 steht in cod. P *zesuer*, und dies wird in der anm. z. st. (s. 632 der grossen ausgabe) richtig als zusammenziehung von *zesue er* erklärt: im wb. s. v. *gisizzen* (414a, 19) ist die stelle ebenfals richtig aufgefasst, während s. v. *zeso* (639a, 35) ein „apokopierter“ dat. *zesu* aus derselben gefolgert wird usw.

Die genaue prüfung des artikels *thaz* (dem schon die meisten der leztgenannten beispiele entlehnt sind) ergab überhaupt eine menge von irtümern und ungenauigkeiten. S. 475b, 25 ist die stelle I, 13, 12 unrichtig citiert: es steht nämlich dort nicht *thionôta*, sondern *thionôti*, das citat ist mithin fälschlich unter die indicativischen belege gestelt worden; II, 9, 20 steht *thaz* nicht (wie s. 477a, 6 angegeben wird) nach *wizzan*, sondern nach *wizo wesan*; I, 20, 1 (s. 477a, 16) steht unrichtig unter *findan* statt unter *bifindan*; V, 25, 55 (ebenda z. 22) unter *irkennen* statt unter *wizzan*; III, 24, 14 (s. 479b, 42) unter *gihengen* statt unter *hengen*; I, 21, 11 (s. 477a, 38) folgt nach *gihôren* nicht *thaz* c. conj., sondern blosser conj.; III, 7, 88 (s. 477b, 8) steht *thaz* nicht nach *gilouben*, sondern nach *quam uns gilouba*; ebenso V, 23, 228 (ebenda, z. 10) *theiz* nicht nach *gilouben*, sondern nach *giloubo werdan*; III, 23, 48 (ebenda, z. 22) ist *thaz* nach *meinen* mit dem ind., nicht mit dem conj. verbunden; umgekehrt folgt IV, 23, 25 (ebenda, z. 27) auf *gikunden* nicht *thaz* c. ind., sondern c. conj.; unrichtige angabe des modus findet sich ferner 477b, 30 (II, 14, 59 und III, 22, 57), 32 (I, 1, 60), 478a, 3 (II, 3, 36), 18 (III, 25, 35), 25 (IV, 36, 6), 33 (IV, 6, 6), 478b, 13 (I, 17, 3), 17 (II, 17, 7), 18. 19 (III, 7, 49. 53), 21 (IV, 7, 4), 24 (V, 19, 34), 25 (IV, 12, 41), 30 (I, 23, 45) usw. S. 480a, 34 fg. ist nicht angegeben, dass auch III, 26, 60. IV, 37, 8. V, 6, 21. 69 nach *biwerban thaz* c. ind. steht; dieselbe bemerkung fehlt 480b, 10 zu V, 23, 32 *(irwellen)* und 21 zu L 27 *(râtan)*. S. 479a, 20 findet sich die angabe, dass *thaz* nach ausdrücken der freude den conj. zu sich

nehme, und dazu als beleg *thir wola wurti thaz* V, 22, 16. Schlägt man die stelle nach, so findet man in P (also der von Piper zu grunde gelegten hs.) die lesart *thir wola ist mit giwurti, thu io giboran wurti (thaz thu* VF): es ist also 1. die erste halbzeile ganz ungenau citiert, 2. ist das *thaz*, auf welches das wb. verweist, in Pipers texte gar nicht vorhanden, und 3. folgt nicht der conj., sondern der ind. (die richtige erklärung der form *wurti* s. 578b, 6). Das mass des erstaunens wird voll, wenn man sich überzeugt, dass auch die zweite, für den conj. angezogene stelle den ind. aufweist: V, 23, 280 *ward wola sie mit libe, thaz sie giboran wurtun!* Begreiflich wird dieser rattenkönig von fehlern durch das geständnis des verf., dass er die samlungen zu dem wb. schon auf der universität begonnen habe. Es sind ihm zu jener zeit die ahd. paradigmen wahrscheinlich noch nicht sehr geläufig gewesen: immerhin aber hätte der herr prof. Piper es nicht versäumen sollen, die excerpte des stud. Piper vor dem gebrauche gehörig auf ihre zuverlässigkeit zu prüfen. — Auf spuren von flüchtigkeit stösst man auch sonst überall: z. b. sind s. 349b, 11 fg. alle beispiele, die unter α aufgeführt werden, unter β zu stellen und umgekehrt (falsch sind übrigens die citate II, 3, 49. III, 10. 28. V, 23, 173. 179 und I, 25, 17. II, 8, 14. 14, 67. V, 9, 24. 10, 35 steht bei *ouh* gar keine negation!!); s. 277b, 4 (s. v. *mag*) ist die form der 2. plur. ind. praes. nicht angegeben; s. 623a, 17 (s. v. *wort*) fehlt die bezeichnung d. s. (dat. sing.). Die angabe (97a, 10), dass die form *mo* nur nach vokal. auslaut steht, ist falsch: hier konte Piper von dem geschmähten Kelle (II, 325) das richtige lernen. Die verbindungen *hera widarwerban, herasun faran, tharasun faran* werden zu compositis zusammengeschweisst! *Sagêtun* (I, 14, 18) wird 380b, 35 als 3. pl. prt. erklärt, *zwâ* (II, 14, 21) als acc. fem. (650b, 16), während es nom. ist! Falsch erklärt ist I, 14, 23 (476a, 4): *iz was gotes suntar, thaz siu ophorôtin* (dazu die bemerkung: opfern solten). *thaz* kann aber gar nicht mit dem unmittelbar vorhergehenden satze (22b) in verbindung gebracht werden, vielmehr sind, wie Erdmann richtig gesehen hat, v. 21 und 22 als parenthese zu betrachten, sodass v. 23 in syntaktischem zusammenhange mit 20 sich befindet. II, 13, 6 (477b, 28) ist *thaz* natürlich nicht von *sagên*, sondern von *gihu* abhängig. I, 1, 9 (482a, 19) ist der nebensatz mit *thaz* unrichtig als folgesatz aufgefasst, während er unzweifelhaft finale geltung hat: ebensowenig sind V, 7, 66 (ebenda, z. 15) und IV, 12, 48 (ebenda, z. 29) als folgesätze anzuerkennen usw.

„Von ungenauen citaten wimmelt das buch“ — nämlich Kelles Otfridglossar nach der angabe Pipers (s. VI der vorrede). Zu meinem bedauern muss ich constatieren, dass Piper dasselbe mit ebensoviel recht von seinem eigenen werke hätte sagen können. Schon oben ist auf ein wilkürlich geändertes citat aufmerksam gemacht worden: ähnlich verhält es sich mit v. IV, 24, 18, der s. 476b, 38 in folgender form citiert wird: *ni queme thaz in muat min theih gifühe*, im text steht aber *wio mag sin thaz queme io thaz* usw. (also von *ni* keine spur); V, 18, 16 (310b, 37) heisst es nicht: *irthenkit thaz mannes muat*, sondern: *irthenkit wiht*; I, 4, 47 (139a, 1) nicht: *harto forahta er mo drof*, sondern: *thoh*; V, 18, 8 (172a, 42) nicht: *gualliche*, sondern *guallichi* usw. Ohne volständigkeit anzustreben, kann ich aus dem artikel *thaz* folgende fehlerhafte citate beibringen: s. 475a, 39 lies II, 3, 5 statt II, 3, 3; 476a, 11: II, 12, 38 st. II, 11, 38; 39: II, 11, 65 st. II, 11, 6; 477a, 7: 18, 27 st. 18, 27; 12: III, 16, 34 st. III, 16, 33; 36: V, 4, 15 st. IV, 4, 15; 478a, 35: II, 21, 41 st. II, 4, 41; 478b, 2: II, 8, 18 st. II, 8, 16; 479b, 18: II, 4, 96 st. II, 4, 97; 24: III, 20, 79 st. III, 20, 80; 34: I, 17, 75 st. I, 17, 45; 480b, 34: V, 25, 73 st. V, 25, 74; 39: 14, 45 st. 14, 95;

41: I, 18, 31 st. I, 18, 3; 481b, 8: 28 st. 27: 482a, 23: III, 6, 39 st. IV, 6, 39; 482b, 10: III, 20, 9 st. III, 20, 18. Falsch sind ferner die folgenden citate, deren rectificierung ohne zeitraubendes suchen sich nicht bewerkstelligen liess: IV, 5, 50 (477b, 9); IV, 7, 54 (477b, 15); IV, 5, 16 (477b, 20); II, 23, 27 (477b, 30); H 98 (478b, 30); V, 7, 62 (478b, 41); IV, 15, 24. 47 (479a, 36. 37); II, 12, 78 (479b, 18); IV, 23, 36 (479b, 22); III, 22, 21 (480a, 6); IV, 30, 24 (480a, 21); III, 8, 78 (480a, 23. 24); IV, 23, 34 (480b, 5); III, 20, 128 (480b, 16); II, 19, 37 (480b, 18); IV, 18, 19 (480b, 23); V, 1, 108. 109 (480b, 26. 27); IV, 29, 22 (480b, 31); V, 12, 26 (481a, 5); IV, 16, 80 (481a, 17); V, 23, 16 (481a, 25); II, 12, 20 (482a, 10); III, 25, 69 (482a, 11). Hiernach darf behauptet werden, dass die spärlichen „zusätze und verbesserungen" auf s. 696 gewiss noch nicht den hundertsten teil der im buche vorhandenen fehler berichtigt haben.

„Die schlimsten fehler in Kelles buch sind die verstösse gegen die quantität" (Piper, vorrede s. VII). Ich glaube kaum, dass Kelle sich einen so argen „verstoss" hat zu schulden kommen lassen, wie der es ist, dass Piper das *e* im gen. dat. sg. fem. und im gen. pl. des st. adj. consequent als lang bezeichnet. Diesen groben fehler hat Piper zwar in der wüsten compilation, die er im jahre 1880 auf den markt warf (lit.gesch. und gramm. des ahd. und alts., s. 430 fg.) aus metrischen gründen rechtfertigen wollen, dadurch aber nur bewiesen, dass er die ausführungen von Müllenhoff (dkm.[2] 299) nicht gelesen oder nicht verstanden hat. Die unmöglichkeit der Piperschen annahme (die auch, soviel ich weiss, durch kein einziges handschriftliches zeugnis gestüzt wird) wird durch verse wie I, 15, 20: *thérērò lántliutò* aufs nachdrücklichste erhärtet. Mindestens zweifelhaft ist es ferner, ob das *a* im gen. sg. der *ô*-stämme bei Otfrid noch als lang angesezt werden darf (Braune, beitr. II, 151).

Man sieht, wie wenig Piper zu den selbstgefälligen äusserungen in der vorrede und zu der mit vorliebe gepflegten herabsetzung seiner vorgänger und „concurrenten" berechtigt ist.[1] Wer in einem glashause sizt, soll nicht mit steinen werfen. Mit bedauern muss es ausgesprochen werden, dass wir jezt zwei Otfridglossare haben, die beide das verständnis des textes fördern und das studium des dichters erleichtern werden, den ansprüchen jedoch, welche die wissenschaft an ein spezialwörterbuch stellen muss, zu genügen nicht im stande sind. Das werk Pipers beruht, wie alle seine publikationen, auf fleissigen samlungen, lässt aber die notwendigsten eigenschaften eines philologen, gewissenhaftigkeit und sorgfalt, vermissen — ein umstand, der bei der massenproduktion, der Piper sich seit einigen jahren ergeben hat, freilich nicht wunder nehmen kann.

HALLE, 12. JUNI 1885. HUGO GERING.

1) Am unangenehmsten berührt die kleinliche gehässigkeit gegen Erdmann, die in dem bibliographischen anhange (s. 689—693) zum ausdruck komt. Das kleine wörterbuch desselben leidet allerdings auch an flüchtigkeitsfehlern, aber einzelne wörter hat Piper mit unrecht als fehlend bezeichnet: das subst. *dôd* steht unter *t* (s. 305a), weil der correktor von V fast immer *tôd* schreibt; *huorôn* unter *uo; ni — wedar* unter *w; scafan, giscaffan* unter *sceppen;* warum *lobduam* fehlt, konte Piper aus Erdmanns bemerkung zu I, 2, 17 (s. 345 der grossen ausgabe) ersehen.

Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Comödien des Freiherrn **Ludwig v. Holberg.** In der ältesten deutschen Übersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausg. von Dr. **Julius Hoffory** und Dr. **Paul Schlenther.** Erste Lieferung. Berlin, G. Reimer. 1885. 1 ℳ

Die alte Dethardingsche übersetzung der Holbergschen Comödien wider herauszugeben, wie es Hoffory und Schlenther unternommen haben, ist gewis verdienstlich; verdienstlich insofern, als dieses für die deutsche litteraturgeschichte des 18. jahrhunderts verhältnismässig wichtige buch nun auch dem forscher zur verfügung steht, der nicht in der glücklichen lage ist, eine öffentliche bibliothek benutzen zu können. Für das grosse publikum genügt freilich die übersetzung Robert Prutz's; sind es auch nicht alle lustspiele Holbergs, welche Prutz den deutschen leser bietet, so hat der übersetzer doch mit feinem takt zwölf comödien ausgewählt, welche, mit den notwendigsten litterarhistorischen erläuterungen versehen, demjenigen, der nicht gerade auf diesem gebiet wissenschaftlich zu arbeiten wünscht, ein völlig genügendes bild von Holbergs künstlerischer kraft und bedeutung gewähren.

Eine untersuchung über Holbergs verhältnis zu seinen vorbildern und originalen, wie sie Hoffory in dem prospekt in aussicht stelt, kann man nur freudig wilkommen heissen; denn dass sie notwendig ist, wird niemand bestreiten wollen. Mit der unbefangenheit des echten dramatikers hat Holberg die stücke des italienischen theaters und die lustspiele der französischen dichter des ausgehenden 17. und des beginnenden 18. jahrhunderts und auch sonst noch manche andere quellen benuzt. Eine genaue vergleichung mit dem, was ihm seine vorbilder lieferten, muss nun angestelt werden, nicht etwa, um Holbergs grösse zu mindern und den dichter irgendwie zu verkleinern, sondern um ihn durch vergleichung zu charakterisieren und zu zeigen, was er aus den entnommenen zügen und motiven zu gestalten vermocht hat. Mit welcher gewalt tritt uns Shakespeares grösse entgegen, wenn wir eins seiner dramen mit der quelle zusammenstellen, welche dem stück zu grunde liegt! Man vergleiche nach dieser richtung nur einmal: „Was ihr wollt" mit der novelle des Bandello (II, 36), aus welcher Shakespeare die rohen umrisse der fabel schöpfte. Was hat Shakespeare aus dieser erzählung zu gestalten verstanden, zu welchem zarten gewebe duftiger poesie hat er die viehisch-lüsterne novelle des würdigen erzbischofs umgebildet! Also, dass eine solche untersuchung nötig und fruchtbringend ist, wird kaum bestritten werden; ebensowenig kann man behaupten, dass dieser gegenstand schon irgendwo völlig erschöpfend behandelt worden ist. Was Prutz in seiner schrift über Holberg und in den anmerkungen zu den übersetzungen der zwölf comödien darüber beigebracht hat, reicht bei weitem nicht aus und gibt uns kein klares und deutliches bild. Die vergleichung mit Molière und mit den stücken des italienischen theaters müste genauer durchgeführt und Holbergs verhältnis zu Dufresny und Regnard im einzelnen erörtert werden. Dass die wenigen bemerkungen, welche Prutz über Regnards einfluss auf Holberg macht, nicht im mindesten erschöpfen, lehrt die oberflächlichste betrachtung: die erste scene des ersten aktes in Holbergs Maskerade ist z. b. ganz offenbar der vierten scene im ersten akt von Regnards Spieler nachgebildet.

Auch auf die tatsache hat man bis jezt noch nicht genügend hingewiesen. dass zu gleicher zeit und offenbar unabhängig von einander Holberg und Destouches die charaktercomödie in einem punkt weiter fortbildeten. Regnards Zerstreuter bleibt bis zulezt seinem wesen getreu, er vergisst schliesslich noch, dass er geheiratet hat; bei Holberg und Destouches werden die haupthelden, welche wir durch

das ganze stück von irgend einer fixen idee behaftet gesehen haben, am schluss meist in völlig unmotivierter weise von ihrer verrücktheit geheilt. Aus diesem grunde ist es zu erklären, dass auf den unbefangenen modernen leser diejenigen stücke Holbergs, die seinen ruhm in Deutschland begründet haben, also etwa der politische Kannengiesser, einen weit geringeren eindruck machen, als die lustigen übermütigen possen, wie etwa „Heinrich und Pernille“ oder „Der elfte Juni“. Wie können wir an die plötzliche bekehrung eines menschen glauben, der sich fünf akte hindurch als ein ganz completer narr beträgt? Wenn der Glorieux in Destouches gleichnamigem stück, nachdem er sich fortwährend aufs albernste benommen, plötzlich, als es offenbar wird, dass sein vater ein ganz armer mann ist, ein andrer mensch wird und erklärt, er sehe ein, wie sein ganzes voriges leben ein irtum gewesen sei — so erscheint uns eine solche, durch einen ganz unmotivierten zufall herbeigeführte sinnesänderung zum mindesten fragwürdig und unwahrscheinlich. Ebensowenig vermögen wir an die bekehrung des politischen Kannegiessers oder des Erasmus Montanus zu glauben.

Was Holbergs stücken einen so unvergänglichen wert verleiht, ist der umstand, dass wir in ihnen die gestalten seiner zeit leibhaftig an uns vorüberziehen sehen. Kaum irgend eine torheit, von der sein vaterland heimgesucht wurde, hat der wackere patriot ungegeisselt gelassen. Vor uns ziehen sie auf, die abergläubischen, die bürgersleute, die über ihren stand hinaus und die vornehmen spielen wollen, die politischen kannengiesser, die adelsstolzen edelleute, die nichts zu beissen und zu brechen haben, die goldmacher, die von gaunern betrogen werden. Das alamodewesen und die nachahmung französischer sitten hat Holberg in dem treflichen stück: „Jean de France“ verspottet; auch in einem anderen stücke „Der glückliche Schiffbruch“ hat er den deutschfranzosen episodisch eingeführt. Sehr häufig aber schöpft er nur aus der litterarischen tradition. Dem Plautus zeichnet er die gestalt des grossprecherischen soldaten nach, der pedantische gelehrte, der wahrsager, diese stehende figur in der italienischen comödie, und eine grosse reihe ähnlicher gestalten hat er verwant. Und in der durchführung der intrike hat er sich mehr als billig dem herkömlichen schematismus angeschlossen. Gewisse motive widerholen sich immer wider, sodass es dem modernen leser — ich sehe natürlich von dem lesen zu wissenschaftlichen zwecken ab — fast unmöglich wird, drei oder vier dieser comödien hintereinander zu lesen. Am wolsten fühlen wir uns, wo der dichter den herkömlichen schematismus verlässt und den erfindungen seiner phantasie freien spielraum gönt. So in dem prachtvollen stück: „Ulysses von Ithacien“, in welchem der dichter, die albernheiten der deutschen staatsaktionen verspottend, in übermütiger laune und ausgelassenheit die gestalten der griechischen heldensage mit der gleichen souveränetät behandelt wie Shakespeare in Troilus und Cressida.

Auf Holbergs beziehungen zu Deutschland und seine starke einwirkung auf die dichterische produktion des 18. jahrhunderts ist schon oft hingewiesen worden, aber auch dieser gegenstand ist noch nirgends erschöpfend behandelt worden. Einige stofliche übereinstimmungen zwischen Holberg und zwei deutschen dichtern des 17. jahrhunderts finden sich, ohne dass man doch nötig hätte, eine direkte beeinflussung Holbergs anzunehmen. Wie in Gryphius Horribilicribifax bewerben sich auch in Holbergs Jacob von Tyboe ein bramarbas und ein pedantischer gelehrte um ein und dasselbe mädchen; und Holbergs „Jeppe vom Berge“ berührt sich in seinem grundmotiv ebensowol mit einem lustspiel Christian Weises als auch, wie bekant, mit dem vorspiel zu Shakespeares „Zähmung der Widerspenstigen“. — Unter den stücken Holbergs, welche auf die deutsche litteratur des 18. jahrhunderts

einen besondren einfluss ausgeübt haben, ragen vornehmlich „Der politische Kannegiesser“ und „Jean de France“ hervor. Das leztere stück zumal hat eine sehr starke wirkung auf unsre litteratur geäussert, da es einer richtung entgegenkam, die schon im 17. jahrhundert eine gewisse macht in der deutschen dichtung gewonnen hatte. Neben der nachahmung des französischen wesens können wir im 17. jahrhundert eine starke opposition gegen dasselbe beobachten, deren vertreter die populare strömung der litteratur des 16. jahrhunderts fortsezten. Logau, Moscherosch und der genialste vertreter dieser richtung, Lauremberg geben der opposition gegen das alamodewesen energischen ausdruck und es ist nicht unmöglich, dass der leztere auf Holberg einfluss geübt hat, da ja Laurembergs vier scherzgedichte auch ins dänische übersezt wurden. Neukirchs satire gegen das unwesen der modischen kindererziehung leitet diese richtung in das 18. jahrhundert hinüber. Holbergs vorbild und die litterarische tradition innerhalb der deutschen litteratur wirken nun gleich stark. Frau Gotsched knüpft mit ihrem lustspiel: „Die Hausfranzösin“ offenbar an den „Jean de France“ an, Rabener und Zachariä scheinen mehr von der litterarischen tradition beeinflusst. Gellert führt ebenfals in seinem lustspiel: „Das Loos in der Lotterie“ die figur des deutschfranzosen ein und es lässt sich nachweisen, dass er mit bewustsein an Holberg anknüpft.[1] — Auch den einfluss andrer stücke Holbergs auf die deutsche dichtung vermögen wir zu erkennen: Elias Schlegel entwirft im anschluss an Holbergs „Mann, der keine Zeit hat“ seinen „Geschäftigen Müssiggänger“; der „Magister“ in Gellerts „Zärtlichen Schwestern“ zeigt deutlich die einwirkungen des Erasmus Montanus und des Jacob von Tyboe. Und auch Goethe konte sich, nicht allein in der Leipziger periode, sondern auch in späterer zeit dem einfluss Holbergs nicht entziehen: der wirth in den „Mitschuldigen“ trägt offenbar züge des „Politischen Kannegiessers“ und dieselbe gestalt Holbergs war auch das vorbild für den politisierenden chirurgus in „den Aufgeregten“, wie der name, den Goethe dieser figur gegeben hat „Breme von Bremenfeld“ deutlich beweist.

BERLIN, AM 1. JUNI 1885. GEORG ELLINGER.

Die beiden Sagenkreise von Flore und Blanscheflur. Eine litterarhistorische Studie von **Hans Herzog.** Züricher Dissertation. Separatabdruck aus Germania 1884, heft 2. 92 s. 8. m. 1,50.

Der verfasser scheidet die von ihm benuzten quellen in zwei kreise, zu deren erstem er die folgenden rechnet: den ersten von du Méril herausgegebenen afrz. text; den mnd., Flos unde Blankflos; die niederrh. bruchstücke; Konrad Flecks erzählung; Diederic van Assenedes mndl. Floris ende Blancefloer; die megl. bearbeitungen; die anorw. in der Nordisk. Tidskrift usw. herausgegebene; die isländische Saga af Flores ok Blankiflur und Brot af sögu af Fl. ok Bl.; die dänischen von Brandt herausgegebenen texte; Aucassin und Nicolete und die isl. Reinaldsrimur. Den zweiten kreis bilden nach ihm der zweite von du Méril veröffentlichte afrz.

1) Die tatsache sei hier nur mit wenigen strichen angedeutet. Beide gestalten verachten alles einheimische und wollen nur vom französischen etwas wissen. Beiden ist ein mädchen bestimt, das schon einen andern liebt und dieser liebhaber trägt bei Holberg und Gellert denselben namen: im „Jean de France“ heisst er Antonius und bei Gellert: Herr Anton.

text, Boccaccios Filocopo (oder Filocolo); ein neugriechisches gedicht, ein span. roman und zwei fernere ital. texte. Auch die einschlägigen abhandlungen von Sommer, Sundmacher, Kölbing u. a. hat der verfasser, soweit sie ihm zugänglich waren, benuzt. Nachzutragen sind jedoch folgende zum teil erst nach abschluss des aufsatzes (ende 1882) erschienene schriften und notizen: die zweite auflage von Suchiers ausgabe des Aucassin (1881); Josef Wenzl, Česky román o Floriovi z. r. 1519. Prag 1883; Emil Hausknecht in Herrigs archiv bd. 71, s. 1 fgg. und ebd. s. 396 fg. Hieran anschliessend bemerke ich vorweg, dass, da der leztgenante autor, wie ich erfahren habe, eine eingehende behandlung der sage zu veröffentlichen beabsichtigte (die mitlerweile erschienen, mir jedoch noch nicht zugegangen ist), ich demselben nicht vorgreifen, sondern in meiner besprechung nur die frage aufwerfen will: können wir den ergebnissen der vorliegenden untersuchung, insofern dem verfasser nur das aufgezählte material bekant war, zustimmen?

Zunächst möchte ich nochmals gegen die heranziehung des Aucassin in den sagenkreis von Flore und Blanscheflur einspruch erheben, wie ich es bereits in meiner recension von Brunners abhandlung im Literaturbl. f. germ. u. rom. philol. 1881, nr. 7 getan habe. Um meine bedenken zu begründen, stelle ich kurz die hauptzüge beider sagen einander gegenüber:

1. Aucassin ist der sohn eines christlichen grafen, Nicolete eine gefangene Sarazenische königstochter.	1. Flore ist der sohn eines heidnischen königs, Blanscheflur eine gefangene christliche grafentochter.
2. As. vater lässt N. in einen turm werfen; A. besiegt den feind seines vaters, als dieser ihm verspricht, N. freizugeben.	2. Fl. wird von seinem vater an einen andern ort geschickt, um den umgang mit Bl. zu meiden.[1]
3. Da A. ungehorsam ist, wird er selbst in einen turm geworfen; N. befreit sich aus ihrem gefängnis, nimt abschied von A. und entflieht.	3. Bl. wird von Fls. vater verkauft.
4. A. wird freigelassen, findet N. im nahen walde und entflieht mit ihr zusammen zu schiffe.	4. Fl. macht sich auf den weg, Bl. aufzusuchen.
5. Nach gewissen abenteuern werden beide gefangen genommen und auf verschiedene schiffe gebracht.	5. Fl. entdeckt die in einem turm gefangene Bl. und weiss sich durch list zugang zu verschaffen.
6. Dasjenige schiff, auf welchem sich A. befindet, gelangt in dessen heimat; As. vater ist gestorben, und der sohn übernimt die regierung des landes. Das schiff Ns. komt nach Carthage, wo ihr vater könig ist.	6. Fl. wird vom sultan, in dessen gewalt sich Bl. befindet, überrascht und soll nebst seiner geliebten sterben. Edler wetstreit des jungen paares: der sultan verzeiht ihnen.
7. N. treibt die sehnsucht zu A.; sie naht sich ihm als spielmann verkleidet. Widererkennen und hochzeit.	7. Rückkehr in die heimat; Bl. bekehrt Fl. zum christentum. [Nach einigen redaktionen ist Fls. vater inzwischen gestorben.]

1) Im sog. „zweiten kreise“ findet auch ein kampf statt: Bl. soll getötet werden, da erscheint Fl. ungekant und befreit sie: eine darstellung, die schwerlich ursprünglich ist.

Aus dieser übersicht wird man sofort erkennen, dass nur die situation beider liebespaare am anfang der erzählung einige ähnlichkeit bietet, dass aber der gang der weiteren entwickelung ein grundverschiedener ist. Wenn der verfasser von Aucassin und Nicolete Flore und Blanscheflur überhaupt gekant hat, so kann dies nur sehr oberflächlich gewesen sein (vgl. auch G. Paris, Romania VIII, 291), da ein grund zur absichtlichen durchgreifenden änderung nicht denkbar ist. Es hätte diese dichtung daher ebensowenig direct in den kreis der Flore-sage hineingezogen werden dürfen, wie Johann v. Würzburgs epos Wilhelm v. Österreich, von dem Herzog vorsichtiger sagt (s. 51): es scheint im zusammenhange mit Fl. und Bl. zu stehen. Ich habe bezüglich des ersteren sogar a. a. o. die vermutung ausgesprochen, dass der ursprung von A. und N. bei den Mauren zu suchen sei; obwol nun Herzog meine anzeige citiert, unterlässt er es auf diesen punkt einzugehen.

Um nun zur untersuchung selbst überzugehen, ist es auffallend, dass der verfasser nirgend den versuch macht, die echten züge der ursprünglichen sage festzustellen, d. h. diejenigen, welche logisch notwendig sind oder von den zuverlässigsten bearbeitungen übereinstimmend überliefert werden. Von diesen wären dann die zufälligen, episodenhaften zu scheiden gewesen, und der gang der ganzen abhandlung wie die ergebnisse wären in mancher beziehung andere, jedenfalls sicherere geworden. So sind die abweichungen (s. zb. 18. 20. 21, 24 fgg., 29. 30. 36. 52 fgg.) des sog. zweiten kreises offenbar für den inhalt der sage nur unwesentliche: verschiedene motivierungen, zusatz oder weglassung nebensächlicher umstände usw., so dass streng genommen nicht von kreisen der sage, sondern nur von gruppen, hauptredactionen derselben die rede sein sollte.

Mit du Méril nennt Herzog (s. z. b. 3. 31. 63) die I. gruppe die aristokratische, die II. die volkstümliche und führt die entstehung der letzteren auf die bestimmte absicht ihres verfassers zurück, für die unteren schichten des volks zu arbeiten. Beide sollen unabhängig von einander (s. s. 3) aus dem morgenlande in den westen gelangt sein, und zwar habe die erste ihre pflegestätte in Frankreich, die zweite in Italien gefunden, wo dann auch eine teilweise mischung beider (so bei Boccaccio) eintrat. Die erste gruppe habe in einzelnen zügen auf die zweite, diese aber nirgend auf die erste eingewirkt.

Dies verhältnis stelle ich mir aber doch ein wenig anders vor. Das original ist zwar zweifelsohne in einem byzantinischen roman zu suchen, aber nichts zwingt zur annahme, dass die II. gruppe gesondert aus dem osten gekommen ist; vielmehr werden wir nur eine grundversion für beide anzunehmen haben, deren ältere form in der I. gruppe zu erkennen sein mag. Die änderungen der zweiten können aber sehr wol im abendlande, vielleicht in Italien, hinzugetreten sein, doch blieben in ihr manche ursprünglichen züge haften, so grössere einfachheit und natürlichkeit (s. s. 44. 49. 53. 64) der darstellung, wo die erste unnötige erweiterungen bietet. Überdies spricht doch die romanische form der namen des helden und der heldin auch in der zweiten gruppe (selbst im griech. gedicht) eher für den romanischen als den griechischen ursprung der quelle. — Im ganzen zeigt aber die II. gruppe allerdings im vergleiche mit der ersteren eine gewisse vergröberung; dass ihr verfasser ihr aber diese gestalt gegeben habe, um sie dem volke verständlicher zu machen, wird für den wenig wahrscheinlichkeit haben, der sich längere zeit mit der betrachtung von der entwickelung und verbreitung litterarischer stoffe im ma. beschäftigt hat. Da in der überlieferung sich mündlichen formen, verblassten gewisse züge, die dann durch kräftigere, andern sagen entlehnte ersetzt wurden usw. Würde dann

der auf diese weise umgeänderte stoff litterarisch fixiert, so erhielt er natürlich manches dem ursprünglichen fremdartige. Aus verschiedenen aufgeschriebenen versionen entstand häufig eine neue, die nicht immer mit richtigem verständnisse in der zusammenstellung zu werke gieng: nur das alte gerüst ist noch erkenbar, aber die einzelnen teile des neuen baus widersprechen oft der anlage und dem zwecke des originals, sie sind dem geschmacke einer andern zeit, eines andern volkes angepasst. So erhält das ganze unwilkürlich ein volkstümliches gepräge, ohne dass man von bewuster volkstümlicher bearbeitung im gegensatz zur litterarischen urform reden könte.

Soweit die algemeinen bemerkungen über den eindruck, den Herzogs schrift auf mich gemacht hat. Auf besonderheiten möchte ich aber aus dem schon vorhin angegebenen grunde nicht eingehen, doch will ich nicht unerwähnt lassen, dass mich manche der einzelvergleiche von ihrer richtigkeit überzeugt haben, so der nachweis, dass die neugr. version von der Boccaccios (s. s. 9. 25. 50. 66) nicht direct entlehnt sein könne, was bisher von verschiedenen behauptet worden ist. Auch sonst ist anzuerkennen, dass der verfasser eine für die sagenforschung in mancher beziehung brauchbare arbeit geliefert hat, wenn dieselbe, wie ich glaube, auch keineswegs das behandelte thema zum abschlusse bringt.

Einen, allerdings mehr äusserlichen, übelstand kann ich jedoch nicht unerwähnt lassen: die sehr unübersichtliche form der schrift, in der weder abschnitte markiert, noch durch den druck die wichtigeren stellen hervorgehoben sind, was das lesen eines so verwickelten gegenstandes nicht unbedeutend erschwert.

Der eigentlichen untersuchung sind zwei excurse (über die abhängigkeit Boccaccios von der altfrz. novelle La Comtesse de Pontieu, und Das deutsche Volksbuch (1499) — eine übersetzung des Filocolo) und ein anhang: „Die deutsche prosabearbeitung des mhd. gedichts von K. Fleck [den der verf. übrigens s. 12 fg. anm. mit einem urkundlich nachgewiesenen Schweizer decan identificieren möchte] nach der Hs. fol. C 28 in der Zürcher kantonsbibliothek“ angefügt. Den schluss bilden nachträgliche bemerkungen und eine schematische darstellung der verzweigungen der sage.

BERLIN, JULI 1885. J. KOCH.

Jahrbuch des vereins für niederdeutsche sprachforschung. Band 10. Norden und Leipzig, Soltau. IV und 180 seiten. 1884. 8. 4 m.

Der aufschwung, den die niederdeutschen studien in jüngster zeit genommen haben, datiert von dem tage, an dem der verein für nd. sprachforschung begründet wurde und ein engerer zusammenschluss aller derer erfolgte, die sich mit der wissenschaftlichen behandlung der nd. sprache und litteratur beschäftigten. Das rastlose und erfolgreiche wirken des vereins wird am besten durch die statliche zahl der publikationen illustriert, die auf seine veranlassung und mit seiner unterstützung in dem lezten decennium erschienen sind und eine fülle unbekanten und entlegenen materials der bequemen benutzung erschlossen haben. Die serien der vereinsschriften mehren sich fast zusehends; zu den denkmälern, die den kritischen ausgaben mit ihrem apparat bestimt sind, haben sich wörterbücher und im vergangenen jahre noch neudrucke geselt. Die eröfnung der neuen serien hat aber

keineswegs das interesse des vereins an der zuerst begonnenen verringert; die vor jahresfrist erfolgte ausgabe des Valentin und die in aussicht genommenen editionen des Rostockers Russ und des schon von J. Grimm zum abdruck empfohlenen und von Hoefer zur aufnahme in seine Denkmäler nd. sprache und litteratur ausersehenen Narrenschiffs zeigen, dass man ohne unterlass auf die vermehrung der denkmälerreihe bedacht ist. Da die besorgnis, dass sich die serien gegenseitig in ihrer entwickelung hemmen könten, unbegründet erscheint, so ist es mit freude zu begrüssen, dass beabsichtigt wird, eine weitere reihe von publikationen, die grammatische forschungen enthalten soll, ins leben zu rufen. Zugleich nehmen die beiden vereinszeitschriften, das Nd. jahrbuch und das Nd. korrespondenzblatt, ihren regelmässigen fortgang, so dass jezt der zehnte band des Jahrbuches vorliegt, der erste, der nicht mehr unter den händen Lübbens entstanden ist. An die stelle des ersten, der wissenschaft viel zu früh entrissenen herausgebers ist W. Seelmann getreten, doch ist mit dem wechsel der person, wie ein blick in den neuesten band erkennen lässt, keine änderung der principien eingetreten, die bisher für die zusammenstellung des inhaltes massgebend gewesen sind. Es kann bei dieser gelegenheit der wunsch nicht unterdrückt werden, dass es dem neuen herausgeber gelingen möge, dem Jahrbuche vornehmlich grammatische abhandlungen von wert und gediegene aufsätze über die and. periode zuzuführen, die bisher gegenüber den litterarhistorischen untersuchungen und den mitteilungen mnd. texte etwas in den hintergrund traten. Dass der vortrag über den Heliand und seine künstlerische form, den Bechstein in der vereinssitzung zu Rostock am 26. mai d. j. gehalten, noch in dem diesjährigen jahrbuche einen platz gefunden hat, betrachte ich als einen verheissungsvollen schritt in der angedeuteten richtung.

Es ist die wichtige frage, ob wir im Heliand ein and. original oder eine übersetzung aus dem ae. besitzen, welche Bechstein wider aufnimt. Durch die quellenuntersuchungen von Windisch, Grein und Sievers ist hinlänglich dargetan, dass der Heliand der kunstdichtung angehört. Diese tatsache gewint eine nicht unwillkommene stütze an Bechsteins auseinandersetzungen über das geschick des dichters in der verwertung der sprache. Ob aber der mangel nd. denkmäler, deren existenz eine so ausgebildete fertigkeit in der verwendung der sprachlichen mittel zur voraussetzung hat, ausreicht, dem Heliand seine originalität abzusprechen und ihn zu einer übersetzung aus dem ae. zu stempeln, scheint mir mehr als zweifelhaft. Besonders muss die rücksicht auf die von Sievers nachgewiesene interpolierte stelle der ae. genesis, welche stark mit anderen formen durchsezt ist und in der ausdrucksweise zum Heliand stimt, zur ablehnung der von Bechstein vorgetragenen ansicht führen. Die frage dürfte sich eher lösen lassen, wenn man die von Bechstein angedeutete möglichkeit ins auge fasst, dass ein nach Deutschland eingewanderter englischer cleriker die dichtung in der sprache seiner neuen heimat abfasste, ein fall, der ja nicht vereinzelt dasteht. In den schlussbemerkungen ist an eine kritik der ansichten, die Bartsch, Vilmar, Rieger und Schipper bezüglich der reimbrechung aufgestelt haben, die erklärung geknüpft, dass diese erscheinung dem werden und wachsen unterworfen und immer als ein zeichen eines hochentwickelten litterarischen lebens aufzufassen sei.

Unter den in dem bande enthaltenen mnd. texten haben einige, wie *Der guden farwen krans* und *Everhards van Wampen Spiegel der natur*, ein vorwiegend sprachliches interesse. Die dürftigkeit der nachrichten über die lebensschicksale Everhards harmoniert mit der mangelhaften überlieferung seines werkes. Es

bleibt noch manche dunkle stelle zurück, obwol der herausgeber des jahrbuches, der sich zweckmässig darauf beschränkt hat, die dichtung in auszügen vorzulegen, bestrebt gewesen ist, überall sinn und ordnung wiederherzustellen. Zu v. 286—87 ist zu bemerken, dass *besint*, nicht *dingk* das reimwort gibt, daher:

Overlangk se en dingk besint,
Mit velen danken se dat vaste bint.

Die von Seelmann vorgeschlagene, durch ein beigefügtes fragezeichen aber als discutierbar hingestelte lesart *beste vint* kann ich nicht billigen, da *vaste bint* durchaus kein bedenken erregt. V. 287 widerholt inhaltlich v. 286. Melancolica, belehrt uns der dichter, zieht jede angelegenheit in die allerreiflichste überlegung, grübelnd hält sie fest, was ihr besonderes interesse erregt. Dass langes erwägen immer zu einem guten resultate verhilft, kann doch nicht behauptet werden.

Die von Prien beigesteuerte ausgabe des Ditmarschengedichtes wird vielen willkommen sein. Im texte ist mir nur ein geringfügiges versehen aufgefallen. *allem̄* im schlussliede vom goldenen jahr v. 273 hätte nach analogie des v. 156 durch *tome* ersezten *tom̄* mit *alleme* statt mit *allem* aufgelöst werden müssen. Dass bei *gulden̄* v. 260 der strich über dem *n* unberücksichtigt geblieben ist, hat seine berechtigung, denn adjective und participien auf *-en* erhalten kein flexions-*en*, vgl. überschrift des DG: *van deme gnadentryken gulden* (ohne strich) *yaer,* HB 7, 19: *Hochgheboren forsten,* HB 8, 7: *gy fryboren mansz*, RV 2783: *einen vlassen bart,* DD 338: *nene geboren erven*, DD 1526: *van unser egen quaden lere,* DD 1594: *gelīk der ummegeslagen blomen.* Die einleitung orientiert über die stellung des Neocorus zu dem gedichte, über den entstehungsort desselben, den Prien mit guten gründen nach Lübeck verlegt, und über die persönlichkeit des verfassers, soviel sein werk über ihn zu sagen gestattet. Ausser den aufgezählten abschriften der dichtung existiert eine solche im cod. 1283 der kgl. bibl. zu Hannover. Die bei Bodemann, Handschriften der kgl. bibl. zu Hannover s. 265 citierten schlussverse lassen auf eine etwas abweichende fassung schliessen. Zweimal werden anklänge an das HB und in einigen fällen auch solche an den RV constatiert, ohne dass von dem herausgeber diesen bezügen eine besondere bedeutung beigemessen wäre. Es war naheliegend, die kleine dichtung auf grund derselben in einen grösseren zusammenhang zu rücken oder wenigstens ihr verhältnis zu dem nicht sehr umfangreichen HB einer untersuchung zu unterziehen. In beiden denkmälern wechseln die formen des geschlechtigen pron. der 3. pers. mit *e* und *o*; im DG stehen *em* 219, 275 und *en* 28, 87, 92, 96, 122, 134, 167, 277 neben *öm* 133, *oͤre* 115, *oͤrer* 182, *oͤreme* 43, *oͤrem* 278, *oͤren* 24, 37, 181 und im HB *em* 1, 5; 4, 1; 16, 1; 18, 16; 22, 8 und *en* 9, 17; 13, 5; 14, 3; 18, 7; 21, 17 neben *oͤre* 23, *oͤr* 19, 4, *oͤreme* 13, 4, *oͤren* 10, 7; 15, 12. Von einer nur vor *r* statfindenden trübung des *ę* zu *o,* die Walther, Nd. jahrb. 3, 27 feststelt, kann, fals man zugleich das DG in den kreis der betrachtung zieht, also nicht die rede sein. Von anderen den beiden gedichten gemeinsamen mundartlichen eigentümlichkeiten nenne ich die dem and. *gio, io* entsprechenden mnd. formen *yü* DG 237 und *yuͤ* HB 9, 12, die neben dem im DG wie im HB durchaus überwiegenden *yo* stehen. Die erscheinung lässt sich localisieren, denn vereinzelte *ju* neben herschendem *jo* weisen Sündenf., Braunschw. chr. und Magdeb. schöppen-chr. auf. In der am Nordharz oder in der nachbarschaft desselben geschriebenen Wolfenbütteler hs. der Visio Philiberti, deren abweichende lesarten ich Nd. jahrb. 7, 24 fgg. mitgeteilt habe, ist das flickwort in

sehr vielen fällen entweder ganz ausgelassen oder durch *so*, den artikel und in ähnlicher weise ersezt, ist es aber stehen geblieben, so zeigt es die form *jw* (v. 25, 161, 193, 237, 504, 603, 667, 718), abweichend von Seelmanns viel weiter westlich geschriebenem text (Nd. jahrb. 5, 21 fgg.), in dem neben *je* einzelne *jo* erscheinen. *jo* ist in der Wolfenbütteler hs. nur zweimal erhalten: v. 326 vor *so vormethen* und v. 330 in übereinstimmung mit Seelmanns text. Rechnet man dazu das vorkommen schwacher acc. sing. des fem. der adj. auf *-en* (*de hogesten sake* HB 4, 7 und *de sundyghen dracht* DG 249), das erscheinen der zwar selten gewordenen, aber noch nicht ganz verschwundenen negationspartikel *en*, die vorliebe für parenthesen und für gewisse ausdrücke wie *mit vlite*, *vor tant holden*, *mi dunket*, *dach unde nacht*, die gleichheit der lebensanschauung, die in den beiden dichtungen zum ausdruck komt, so wird man unbedenklich DG und HB demselben verfasser zuschreiben. Eine eingehendere beweisführung muss ich mir für eine andere gelegenheit aufsparen.

Eine grössere anzahl von RV-stellen bespricht Sprenger, indes lassen sich seine deutungsversuche nicht sämtlich als glückliche und annehmbare bezeichnen. Einzelne müssen entschieden abgelehnt werden. Zu v. 6426—27:

Men ik hebbe mi meist gepriset
Dâran, ju, minen ôm, to sparen

schlägt Sprenger vor, *sik prisen* nach analogie einer stelle in Josefs gedicht von den sieben todsünden in der bedeutung „wonach trachten“ zu fassen und das *dâr an* in *dâr na* zu ändern. Lübben hat unsere stelle verschieden erklärt, sicher unrichtig im Mnd. wb. 3, 377, wo er sie unter den belegen zu *sik prisen* = *sich womit gross dünken* aufführt. Lübben wirft dort mit einer unklarheit, die ihm sonst nicht eigen ist, mehrere redensarten durcheinander, *sik prisen in* hat einen anderen sinn als *sik prisen an*. Schon sein erster beleg Sündenf. 507: *O we dem, de sik in hovarde priset* passt nicht zu der vorangeschickten übersetzung von *sik prisen;* es ist nicht die rede von jemand, der sich mit hoffart gross dünkt, denn mit seinem hoffärtigen wesen prahlt niemand, sondern es handelt sich um jemand, der sich in hoffart preiswürdig zeigt, sich durch sein hoffärtiges benehmen hervortut, vgl. HB 24, 6 (Nd. jahrb. 3, 23):

Mit rechtferdicheit, barmherticheit,
Uns vlitich dârinne prisen.

An zweiter stelle führt Lübben unter seinen belegen unsere verse an. Aber sie gehören ebensowenig dahin wie das citat aus dem Sündenf. Im glossar zum RV hat er *sik prisen an* ganz treffend mit „es sich zur ehre anrechnen“ übertragen. Das hat Sprenger übersehen. Dass aber diese übersetzung die einzig singemässe und Sprengers änderung überflüssig ist, beweist Reinaert 7222—23:

want dat die neve den oom spaert,
dats grote reden ende een welstaen.

Zu *sik prisen an* in der bedeutung „es sich zur ehre anrechnen“ vgl. NS 3. vorr. 132—34:

Ein dêl sint up der gatzen gans gerne,
Up dat men se moge gapen an,
Doren unde dorinnen prisen sik dâran.

Reifferscheid sezt die publikation des katalogs der Arnswaldtschen hss. fort und erledigt im ganzen 24 nummern. Reichhaltige nachweise über sonstiges vorkommen der mss. und etwaige drucklegung derselben erhöhen die brauchbarkeit des in jeder beziehung zuverlässigen verzeichnisses. Nur selten bedürfen diese notizen der vervolständigung. Bei einer schrift wie die *De spiritu Guidonis*, die sich durch die verschiedensten litteraturen verbreitet hat, wäre es vielleicht angebracht gewesen, auch die Kopenhagener hs. (Gamle Kongelige Samling fol. no. 82, bl. 17—26) der mnd. bearbeitung zu nennen, auf die Jellinghaus im Nd. jahrb. 7, 14 aufmerksam gemacht hat. Lat. hss. besitzen ausser der ratsbibliothek zu Mühlhausen die bibliothek des gymnasiums Carolinum zu Osnabrück unter nr. 16 und das British Museum im ms. Cotton. Vesp. A. VI, fol. 138 und im älteren und besseren ms. Cotton. Vesp. E. I.

Unter den kleineren abhandlungen verdienen besondere beachtung der aufsatz Walthers über *kai* und der Seelmanns über *dilde* wie auch des lezteren hinweis auf zwei verse eines nl. liedes aus dem jahre 1173. Interesse erregt ferner der von Hofmeister besorgte abdruck der als quelle volkstümlicher spruchweisheit wertvollen leberreime des Johannes Junior. In seinem nekrolog auf Albert Hoefer lässt Reifferscheid dem verstorbenen collegen, dem menschen wie dem gelehrten, eine unparteiische würdigung zu teil werden. Die darstellung berührt um so sympathischer, als sie von einem zuge echter pietät durchweht ist. Die dem vorliegenden bande beigegebenen, die ersten zehn bände umfassenden autoren- und sachregister erweisen sich als eine nützliche zugabe.

BERLIN, 20. JULI 1885. HERMAN BRANDES.

BEKANNTMACHUNG.

38. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner.

Die 38. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner wird in den Tagen

vom 30. September bis 3. Oktober d. Js.

in hiesiger Stadt abgehalten werden.

Giessen, im Mai 1885.

Das Präsidium.
Schiller. Oncken.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Gotisch.

Altnordisch.

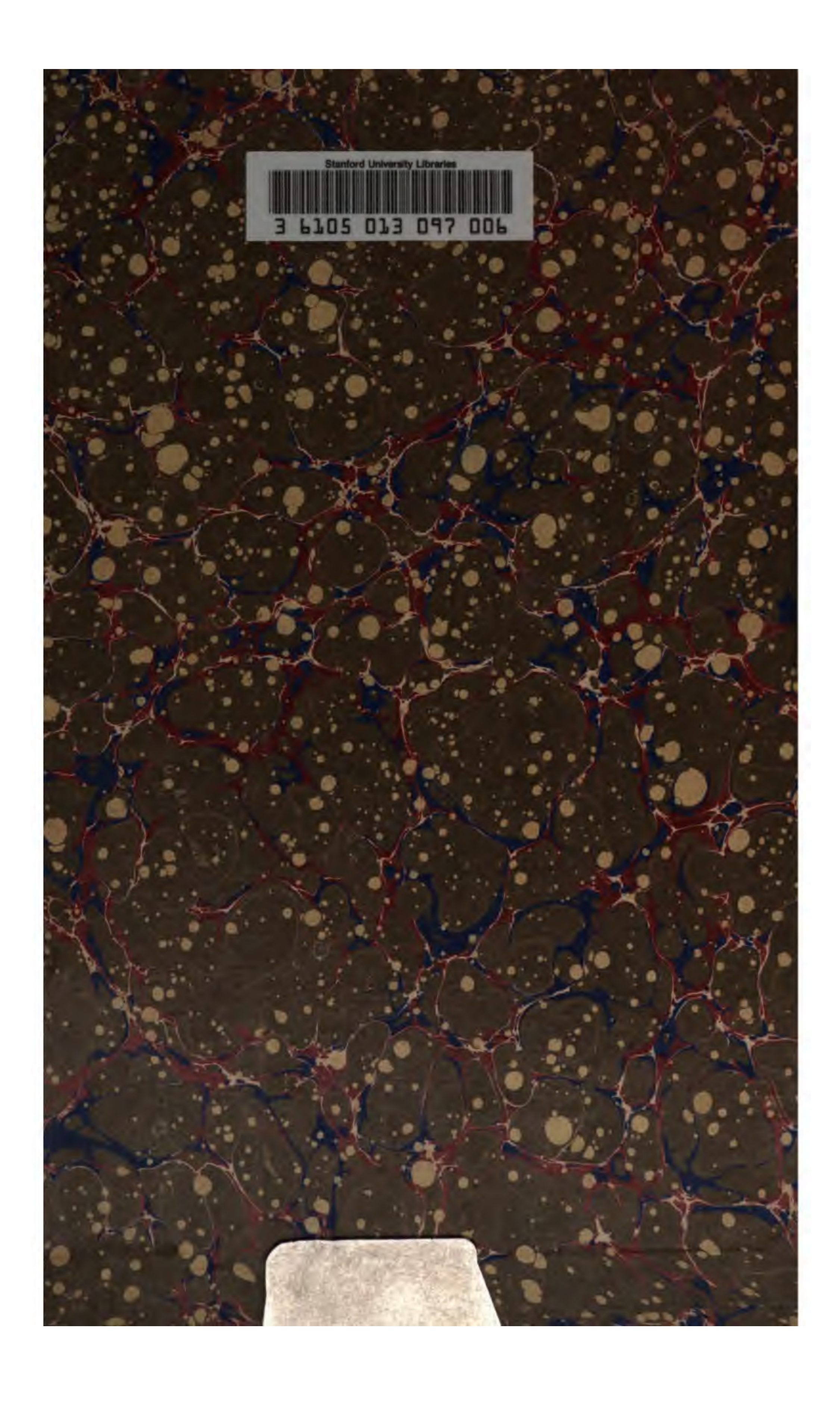
Niederdeutsch (niederländisch, friesisch).

Bairisch und Fränkisch.

Neuhochdeutsch.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.




Stanford University Libraries
3 6105 013 097 006

